

Alexandre Dumas



Der Page
des Herzogs von Savoyen



Der Page des Herzogs von Savoiën

Der Page des Herzogs von Savoyen

Roman
von
Alexandre Dumas

Nach dem französischen Manuskripte
von
Dr. August Diezmann

Illustrationen
von
Frank T. Marrill

Autorisierte Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.
Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Vorbemerkung.

In »Der Page des Herzogs von Savoyen« treffen wir die meisten Mitglieder der kühnen Abenteurergruppe wieder, mit der Gabriel de Montgomery in den »Zwei Dianas« das wunderbare Kunststück vollbracht haben soll, die alte Festung von Calais per Escalade einzunehmen: Malemort, der zerschundene und vernarbte Held von hundert Kämpfen, dessen erster Ansturm immer so ungestüm und leichtsinnig war, dass er sich unweigerlich gleich zu Beginn eine frische Wunde zuzog und für den weiteren Dienst untauglich wurde; Yvonnet, der Dandy, kühn wie ein Löwe bei Tageslicht und ängstlich wie ein Hase, wenn die Sonne untergegangen war; Pilletrousse, der Taschenräuber; Lactance, dessen exzessiver Blutdurst nur von seiner Frömmigkeit übertroffen wurde; und die beiden Scharfensteins, Onkel und Neffe, deren Kraftakte Herkules übertrafen. Procope, Maldent und Fracasso sind neue Bekannte, ebenso unterhaltsam, jeder auf seine Weise.

Die Zeit dieser Erzählung war voll von Ereignissen, die für die Weltgeschichte von größter Bedeutung waren: Sie umfasste den Höhepunkt des Weltreichs Karls V. und seine Abdankung; die frühen Jahre der Herrschaft Philipps II., in denen sich seine künftige Politik und sein Verhalten so deutlich abzeichneten; den Kampf um die Vorherrschaft zwischen den Guises und Katharina von Medici, der florentinischen Mutter der letzten drei Valois-Könige von Frankreich; und das unwiderstehliche Wachstum und die Verbreitung der Reformation.

Von allen berühmten Männern, die in diesem Zeitalter kämpften und regierten, war der edelste vielleicht Emmanuel Philibert, Herzog von Savoyen, den Dumas als zentrale Figur seiner Geschichte auswählte. Alles, was uns hier über ihn und seinen Charakter erzählt wird, wird durch Autoritäten reichlich unterstützt.

Viele der historischen Ereignisse, die in die Handlung der »Zwei Dianas« eingewoben sind, werden uns hier wieder präsentiert, hauptsächlich in Formen, die sich enger an die Chroniken halten. Das gilt besonders für das Leben des Comte de Montgomery und die Umstände der fatalen Katastrophe bei Tournelles. Es gibt

keinen Grund zu glauben, dass der Tod Heinrichs II. auf etwas anderes als einen reinen Unfall zurückzuführen ist, und die Geschichte hat auch nicht mehr über den Comte de Montgomery zu sagen, als unser Autor auf den folgenden Seiten berichtet. Es wird jedoch auffallen, dass die düsteren Prognosen des Nostradamus hier in etwas anderer Form wieder auftauchen.

Auch in Bezug auf die Belagerung von Saint Quentin kommt die Beschreibung im vorliegenden Werk dem Verdienst zu, den Tatsachen besser zu entsprechen als diejenige, die die Anwesenheit von Dandelot nicht erwähnt und Gaspard de Coligny eine untergeordnete Rolle gegenüber Gabriel de Montgomery spielen lässt. Es war das Versäumnis Philipps II., den Fall der Stadt zu verfolgen (unerklärlich, es sei denn, es lag an seiner Eifersucht auf den Herzog von Savoyen), das Paris rettete, und nicht die Verteidigung durch die Garnison und die Bürger, so heldenhaft und hingebungsvoll ihr Verhalten auch war.

Es wäre vielleicht zutreffender, »Der Page des Herzogs von Savoyen« als einen Teil des Geschichtsromans zu bezeichnen als einen historischen Roman; denn abgesehen von den Szenen, in denen die Heldentaten von Procope und seinen Gefährten auftauchen, und der zutiefst rührenden Liebesepisode von Emmanuel Philibert und seinem Pseudo-Pagen, gibt es nur wenige Kapitel, deren historische Genauigkeit angezweifelt werden kann — von der berühmten Szene in Brüssel, als Karl V. das Zepter niederlegte, bis zu seiner spöttischen Trauerfeier im kleinen Kloster in Spanien; von Heinrich II., der hochmütig die Herolde Spaniens und Englands empfing, bis zu Heinrich II., der sanftmütig dem schändlichen Vertrag von Cateau-Cambresis zustimmte; von dem glänzenden Festzug und den prächtigen Lanzenkämpfen in den Listen von Tournelles bis zum Sterbezimmer, in dem Katharina de Médicis eifersüchtig über dem Bett des sterbenden Königs schwebte, der ihr so lange und konsequent untreu gewesen war.

Die Epoche ist eine, die sich leicht für die romantische Behandlung anbietet, und unter der Hand des Meisters sind nur wenige Gelegenheiten verloren gegangen, das Interesse zu wecken und das Herz des Lesers zu bewegen.

Liste der handelnden Personen Periode 1528 - 1580.	
Der Kaiser, Karl V.	
Maria von Österreich	Königinwitwe von Ungarn, Schwester von Karl V.
Mary	Königin von England
Philip Prinz von Spanien,	ihr Ehemann, Sohn von Karl V.
Königin Eleanor	Schwester Karls V,
Don Carlos	Kaiserenkel
Emmanuel Philibert, Herzog von Savoyen	Stahlkette Neffe von Karl V.
Scianca-Ferro	sein Knappe
Gaetano	sein Haushofmeister
Charles the Good, of Portugal	Vater von Emmanuel Philibert
Beatrice of Portugal	Emmanuel Philiberts Mutter
Leona Maraviglia	als Leone durchgehend, der Page des Herzogs von Savoyen
Graf Odoardo Maraviglia	Leonas Bruder, botschafter der Könige von Frankreich und Spanien
John Frederick	sächsischer Kurfürst

Liste der handelnden Personen Periode 1528 - 1580.	
Admiral of Castile, Graf of Medina Cobli, Roy Gomez de Silva, Graf of Alva, Don Luis de Vargas	spanische Adlige
Francesco Maria Sforza	Graf of Milano
Erzbischof von Toledo	
Kardinal Pole	
Wilhelm von Oranien	
Don Guzman d'Avila	Herold von Spanien
Signor Angelo Policastro	Astrologe von Karl V.
Graf Waldeck	im Kavaleriedienst von Karl V.
Odinet de Montfort	ein savoyardischer Kavalier
Councillor Philibert Breusselius	
Franz I.	König von Frankreich
Heinrich II.	sein Nachfolger
Catharina de Médicis	
Diane de Poitiers	
Diane de Castro	
Marguerite von Frankreich	Schwester Heinrich des II.
The Dauphin	später Franz II.
Mary Stuart	heiratet den Dauphin
Mary Fleming, mary Seaton, Mary Livingston, Mary beaton	Mary Stuarts, vier Marys
Elizabeth de Valois, Marguerite de Valois	Töchter von Heinrich II.
Herzog D'Orleans	später Charls IX.

Liste der handelnden Personen Periode 1528 - 1580.	
Herzog de Nevers	Generallieutenant des Königs
Henri, sein Bruder	später Heinrich der III.
Connetable de Montmorency	
Gabriel Montgomery	
Monsieur de Chatillon	der Neffe des Wachtmeisters
Francois, Herzog von Guise	
Kardinal von Lothringen, Graf d'Aumale, Marquis d'Elbeuf, Kardinal Guise	seine Brüder
Admiral Coligny	Sondergesandter von Heinrich II.
Monsieur Dandelot de Coligny	sein Bruder
Monsieur de Boissy	Großoffizier von Frankreich
Monsieur de Vieilleville	Großkämmerer
Herzogin de Nemurs	
Kardinal Caraffa	
Gabriel de Lorges	
Ambroise Paré, Andrew Vesalius	Chirurgen
Ronsard, Rémy Belleau, Dorat, Du Beliat	Gelehrte am französischen Hof
Jacques Amyot, M. Danesius	Erzieher der Prinzen
Jacques de la Motte	Abbé von St. Prix

Liste der handelnden Personen Periode 1528 - 1580.	
Graf von Enghien, Maréchal de Saint-André, Graf de Nevers, Maréchal de Brissac, Monsieur de Théligny, Monsieur de Breul, Monsieur de Jarnac, Kapitän languetot, Kapitän Rambouillet, Kapitän Louis Poy, Monsieur Dandelot (Bruder von Admiral), Vicomte du Mont Notre-Dame, Sieur de la Curée, Graf de la Rochefoucauld, Herzog de Montpensier, Herzog de Longueville, Herzog de Bouillon, Vicomte de Turenne	Französische Offiziere
Heinrich Scharfenstein, Martin Pilletrousse, Frantz Scharfenstein, Cäsar Annibal Malemort, Honoré-Joseph Maldent, Jean-Chrysostome Procope, Victor-Felix Yvonnet, Cyrille-Nepomucène Lactance, Vittorio-Albani Fracasso	Glücksritter im französischen Dienst
Graf Egmont, Graf Horn, Graf Schwarzenbourg, Graf Mansfeld, herzog Eric von Brunswick, Herzog Ernest von Brunswick, Feldmarschall von Binnecourt, Kapitän carondelet, Oberst Narvaez, Julian Romeron, Alonzo de Cazières	Offiziere in der Belagerung von St. Quentin
Mademoiselle Gertrude, Philippin	Diener an Château du Parcq.
Jean Pauquet	Kapitän einer Kompanie in St. Quentin
Guillaume Pauquet	sein Bruder
Gundula	Gillaume Pauquets Tochter
Maitre Gosseu	ein picardischer Bauer
Catharine	seine Frau

Inhaltsverzeichnis

Der Page des Herzogs von Savoyen

Vorbemerkung.

Erster Teil

I. Was man am 5. Mai 1555 gegen zwei Uhr Nachmittags von dem höchsten Turme von Hesdin-Fert aus sehen konnte.

II. Das Abenteuer.

III. Der Leser macht weitere Bekanntschaft mit den Helden, die wir ihm vorgestellt haben.

IV. Der Gesellschaftsvertrag.

V. Der Graf von Waldeck.

VI. Der Richter.

VII. Geschichte und Roman.

VIII. Der Knappe und der Page.

IX. Leone Leona.

X. Die drei Botschafter.

XI. Odoardo Maraviglia.

Zweiter Teil

I. Was in der Nacht vom 14. zum 15. November 1534 in einem Kerker der Feste von Mailand vorging.

II. Der Dämon des Südens.

III. Carl V. hält das Versprechen, das er seinem Sohne gegeben.

IV. Coligny.

V. Nach der Abdankung.

VI. Der Hof von Frankreich.

VII. Die Jagd des Königs.

VIII. Connétable und Kardinal.

IX. Der Krieg.

Dritter Teil

I. Der Leser befindet sich wieder unter Bekannten.

II. Saint-Quentin.

III. Der Admiral hält sein Wort.

IV. Das Zelt der Abenteurer.

V. Kampf.

- VI. Herr von Théligny.
- VII. Das Erwachen des Connétable.
- VIII. Die Ersteigung.
- IX. Der doppelte Vorteil, den es haben kann die Bauernsprache zu reden.
- X. Die Schlacht von Saint-Quentin.
- XI. Wie der Admiral Nachricht von der Schlacht erhielt.

Vierter Teil

- I. Der Sturm.
- II. Ein Flüchtling.
- III. Zwei Flüchtlinge.
- IV. Abenteurer und General.
- V. Die Erwartung.
- IV. Die Pariser.
- VII. Im spanischen Lager.
- VIII. Yvonnet sammelt alle wünschenswerten Nachrichten.
- IX. Gott schützt Frankreich.
- X. 1558 — 1559.
- XI. Der Abgesandte der Könige von Spanien und Frankreich.
- XII. Bei der Königin.
- XIII. Bei der Favoritin.
- XIV. Nachdem der Besiegte als Sieger behandelt wurde, wird der Sieger als Besiegter behandelt.
- XV. Der Colporteur.

Fünfter Teil.

- I. Der Brautschmuck.
- II. Was in dem Schloß Tournelles und in den Straßen von Paris in den ersten Tagen des Monat Juni 1559 geschah.
- III. Nachrichten aus Schottland.
- IV. Das Turnier in der Straße Saint-Antoine.
- V. Die Ausforderung.
- VI. Der Kampf mit scharfem Eisen.
- VII. Die Prophezeiung.
- VIII. Das Sterbebett.
- IX. Florentinische Politik.
- X. Ein König von Frankreich muß sein Wort halten.
- XI. Der Vertrag erhält seine Ausführung.
- XII. Die Toten wissen Alles.

Epilog.
Fußnoten

Erster Teil

I.

Was man am 5. Mai 1555 gegen zwei Uhr Nachmittags von dem höchsten Turme von Hesdin- Fert aus sehen konnte.

Versetzen wir sofort, ohne Vorrede, diejenigen unserer Leser, welche mit uns einen Sprung von dreihundert Jahren in die Vergangenheit tun wollen, zu den Männern, mit denen wir sie bekannt zu machen haben, und in die Ereignisse, denen sie beiwohnen sollen.

Es ist der 5. Mai des Jahres 1555.

Heinrich II. regiert über Frankreich.

Maria Tudor über England.

Carl V. über Spanien, die Niederlande, Deutschland, Italien und die beiden Indien, also über ein Sechstel der Erde.

Der Schauplatz ist in der Nähe der kleinen Stadt Hesdin-Fert, welche Emanuel Philibert, Fürst von Piemont, statt des alten Hesdin wieder aufbaute, welches er im vorigen Jahre eingenommen und rasiert hat. Wir befinden uns also in dem Teile des ehemaligen Frankreichs, welches damals das Artois hieß und jetzt das Departement Pas-de-Calais ist.

Wir sagen des »ehemaligen Frankreichs«, denn Artois war eine kurze Zeit durch Philipp August, den Sieger von St. Jean-d'Acre, mit dem Besitz der Könige von Frankreich vereinigt worden, wurde dann 1237 von Ludwig dem Heiligen seinem jungen Bruder Robert übergeben und kam in den Händen dreier Frauen, Mahaud, Johanna I. und Johanna II. an drei verschiedene Häuser. Mit Margarethe, Schwester Johanna's II. und Tochter Johanna's I., gelangte es an den Grafen Ludwig von Mâle, dessen Tochter es gleichzeitig mit den Grafschaften Flandern und Nevers dem Hause der Herzoge von Burgund zubrachte. Als endlich Carl der Kühne tot war, vereinigte Maria von Burgund, die letzte Erbin des

riesigen Namens und der unermeßlichen Besitzungen ihres Vaters, als sie sich mit Maximilian, dem Sohne des Kaisers Friedrich II., vermählte, ihren Namen und ihre Reichtümer mit dem Besitz des Hauses Österreich.

Das war ein großer Verlust für Frankreich, denn Artois war eine schöne und reiche Provinz. Auch kämpften Heinrich II. und Carl V. seit drei Jahren mit wechselndem Erfolge, Carl V. um sie zu behalten, Heinrich II. um sie wieder zu erlangen.

Während dieses erbitterten Krieges, in welchem der Sohn den alten Gegner seines Vaters wieder fand und, wie sein Vater, sein Marignan und sein Pavia haben sollte, hatte ein Jeder seine guten und schlimmen Tage, seine Siege und seine Niederlagen gehabt. Frankreich hatte das Heer Carl's V. in Unordnung die Belagerung von Metz aufgeben sehen und Marienburg, Bouvines und Dinant genommen, das Reich dagegen Théroouanne und Hesdin mit Sturm genommen und in Zorn über die Niederlage von Metz das eine verbrannt und das andere rasiert.

Wir haben Metz mit Marignan verglichen und übertreiben nicht. Ein durch die Kälte, Krankheiten und auch den Mut des Herzogs Franz von Guise und der französischen Besatzung geschwächtes Heer von fünfzigtausend Mann Fußvolk und vierzehntausend Reitern verschwand wie Dunst, wie Rauch und ließ als Zeugen seines Daseins zehntausend Tote, zweitausend Zelte und hundertundzwanzig Geschütze zurück.

Die Entmutigung war so groß, daß die Fliehenden nicht einmal sich zu verteidigen versuchten. Carl von Bourbon verfolgte ein Corps spanischer Reiter; der Offizier, welcher dasselbe befehligte, hielt sein Pferd an, ritt dann zu dem feindlichen Anführer und sagte:

»Prinz, Herzog oder bloß Edelmann, wer Du auch sein magst, suche eine andere Gelegenheit, wenn Du um Ruhm kämpfst, denn heute würdest Du Leute töten, die zu schwach sind Dir zu widerstehen, ja zu schwach zu fliehen.«

Carl von Bourbon steckte das Schwert in die Scheide und gebot seinen Leuten dasselbe zu tun, der spanische Offizier aber konnte so mit seinen Leuten den Rückzug fortsetzen, ohne weiter belästigt zu werden.

Carl V. war weit entfernt diese Milde nachzuahmen. Als Théroouanne genommen war, hatte er befohlen, die Stadt zu plündern und bis auf den Grund zu rasieren; nicht bloß die Privatgebäude, sondern auch die Kirchen, Klöster und Hospitäler zu zerstören, kurz keinen Stein auf dem andern zu lassen, und damit man die Steine nicht wieder auflege, ließ er Leute von Flandern und Artois kommen, dieselben wegzuholen.

Die Aufforderung zur Zerstörung wurde vernommen. Die Leute von Artois und in Flandern, welchen die Besatzung von Théroouanne großen Schaden zugefügt hatte, kamen mit Hacken, Schaufeln und Spaten herbei, und die Stadt verschwand wie Sagunt unter den Füßen Hannibals, wie Karthago vor Scipio.

Wie mit Théroouanne war es mit Hesdin ergangen.

Unterdes aber wurde Emanuel Philibert zum Oberbefehlshaber der Reichstruppen in den Niederlanden ernannt, und wenn er auch Théroouanne nicht zu retten vermochte, erlangte er wenigstens die Genehmigung, Hesdin wieder aufzubauen.

Binnen einigen Monaten hatte er diese unermessliche Arbeit vollendet, und wie durch Zauberei erhob sich eine neue Stadt etwa eine Viertelstunde weit von der alten. Diese neue Stadt, am Ufer der Canche, war so gut befestigt, daß Vauban sie noch hundertundfünfzig Jahre später bewunderte, obgleich in diesen anderthalbhundert Jahren die Befestigungskunst sich gänzlich verändert hatte.

Ihr Gründer hatte die Stadt Hesdin-Fert genannt, d. h. er hatte, um die neue Stadt stets an ihren Ursprung zu erinnern, dem Namen die vier Buchstaben F.E.R.T. hinzugefügt, welche der deutsche Kaiser dem dreizehnten Grafen von Savoyen, Amadeus dem Großen, nach der Belagerung von Rhodus nebst dem weißen Kreuze gegeben hatte und die bedeuteten: *Fortitudo ejus Rhodum tenuit*, d. h. *sein Mut erhielt Rhodus*.

Dies war indes nicht das einzige Wunder, welches der junge Feldherr bewirkte, dem Carl V. die Führung seines Heeres anvertraut hatte. In Folge der strengen Mannszucht, die er herzustellen vermocht hatte, begann das unglückliche Land, welches seit vier Jahren der Schauplatz des Krieges gewesen, sich wieder zu erholen; er hatte Raub und Plünderung auf's Strengste untersagt, der Offizier, welcher dawider handelte, wurde

entwaffnet und, im Angesichte des ganzen Heeres, in seinem Zelte längere oder kürzere Zeit gefangen gehalten, jeder Soldat aber, der auf der Tat ergriffen, gehangen.

Da der Winter von 1554 zu 1555 auch die Feindseligkeiten unterbrochen, so hatten die Bewohner von Artois vier bis fünf Monate verleben können, welche im Vergleich zu den drei Jahren zwischen der Belagerung von Metz und dem Wiederaufbau von Hesdin, ein Stück goldenes Zeitalter erschienen waren.

Zwar wurde von Zeit zu Zeit bald hier bald da, entweder von den Franzosen, die Abbeville, Doullens und Montreuil am Meere besetzt hielten und Einfälle in das feindliche Gebiet machten, oder von den unverbesserlichen Plünderern, Lanzknechten und Zigeunern, irgend ein Schloß in Brand gesteckt, eine Meierei geplündert, ein Haus ausgeraubt; aber Emanuel Philibert machte so gut Jagd auf die Franzosen und hielt so strenge Justiz unter den Kaiserlichen, daß solche traurige Vorfälle von Tag zu Tag seltener wurden.

So stand es denn in der Provinz Artois und namentlich in der Gegend von Hesdin-Fert an dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, d. h. am 5. Mai 1555.

Nachdem wir den Lesern nur einen Überblick von dem politischen Zustande des Landes gegeben haben, müssen wir, um das Bild vollständig zu machen, auch das äußere Aussehen beschreiben, das sich in Folge der Entwicklung der Industrie und der Verbesserungen des Ackerbaues seit jener Zeit völlig verändert hat.

Um zu diesem schwierigen Resultate zu kommen, d. h. eine fast verschwundene Vergangenheit wieder hervorzurufen, wollen wir auszählen, was ein Mann gesehen hätte, der gegen zwei Uhr Nachmittags am 5. Mai 1555 auf den höchsten Turm von Hesdin gestiegen wäre und den Rücken dem Meere zugewandt, und den Horizont überschaut hätte, der sich im Halbkreise vor seinem Blicke von dem nördlichen Ende der kleinen Hügelkette, hinter welcher sich Bethune verbirgt, bis zu den letzten südlichen Anhöhen derselben Kette hinzieht, an deren Fuße Doullens liegt.

Gerade vor sich hätte er zuerst, spitz nach dem Ufer der Canche vorlaufend, den dunkeln dichten Wald von Saint-Pol-sur-Ternoise gehabt, dessen großer grüner Teppich, gleich einem

Mantel der Hügel, unten am entgegengesetzten Abhänge den Saum an der Quelle der Scarpe netzte, welche für die Schelde das, was die Saône für die Rhone und die Mosel, für den Rhein ist.

Rechts von diesem Walde — folglich links von dem Umschauenden, den wir uns auf dem höchsten Turme von Hesdin denken — in der Ebene, im Schirme derselben Hügel, welche den Horizont schließen, die Flecken Henchin und Fruges, im bläulichen Rauch ihrer Schornsteine versteckt, der sie wie ein durchsichtigen-Schleier umhüllte und andeutete, daß die frostigen Bewohner dieser nördlichen Provinzen, trotz dem Erscheinen der ersten Frühlingstage, dem Feuer, dem lustigen und getreuen Freunde ihrer Wintertage, noch nicht Lebewohl gesagt hatten.

Vor diesen beiden kleinen Ortschaften stand wie eine Schildwache, die sich ans dem Walde herausgewagt hätte, aber sich doch nicht hätte entschließen können weit davon hinwegzugehen, eine kleine hübsche Wohnung, halb Meierei, halb Schloß, Parcq geheißen.

Gleich einem goldigen Bande auf dem grünen Kleide der Ebene lag der Weg da, der unweit von dem einzigen Zugange dieser Wohnung sich in zwei teilte, von denen der eine gerade nach Hesdin ging, der andere aber sich um den Wald herumzog und den Verkehr der Bewohner von Parcq mit den Dörfern Frévent, Auxe-le-Château und Novion-en-Ponthieu andeutete.

Die Ebene, welche sich von diesen drei Orten nach Hesdin zog, bildete das dem beschriebenen entgegengesetzte Bassin, d.h. sie lag links von dem Bassin des Waldes von St. Pol und folglich rechts von dem Manne, den wir uns auf dem Turme denken.

Dies war denn der bemerkenswerteste Teil der Landschaft, nicht ihrer natürlichen Beschaffenheit wegen, sondern wegen des zufälligen Umstandes, der ihr jetzt eben Leben gab.

Während die Ebene an der andern Seite nur mit grünenden Saaten bedeckt war, wurde diese von dem Lager des Kaisers Carl V. fast ganz eingenommen.

Dieses von Gräben umgebene und mit Palisaden bewehrte Lager enthielt eine ganze Stadt, nicht von Häusern, sondern von Zelten.

In der Mitte dieser Zelle, wie die Notre-Dame-Kirche von Paris in der Altstadt, wie das päpstliche Schloß in Avignon oder wie ein Dreiecker unter den kleinen Wogen des Ozeans, erhob sich das Kaiserzelt Carls V. an dessen vier Seiten vier Standarten wehren, von denen eine einzige dem menschlichen Ehrgeize gewöhnlich genügt: die Standarte des deutschen Reiches, die Standarte Spaniens, die Standarte Roms und die der Lombardei, denn dieser Eroberer, dieser Tapfere, dieser Siegreiche, wie man ihn nannte, war viermal gekrönt: in Toledo mit der Diamantkrone als König von Spanien und Indien; in Aachen mit der Silberkrone als deutscher Kaiser und endlich in Bologna mit der goldenen Krone als römischer König und mit der eisernen als König der Lombardei. Wenn man seinem Willen entgegenzutreten versuchte, in Bologna sich krönen zu lassen, statt der Gewohnheit gemäß nach Rom und nach Mailand zu gehen, wenn man ihm das Breve des Papstes Stephan entgegenhielt, welches verbietet, die goldene Krone aus dem Vatikan zu bringen, und das Dekret Carls des Großen, welches verordnet, daß die eiserne Krone in Monza verbleibe, antwortete der Besieger Franz I., Solimans und Luthers stolz, er sei gewöhnt, daß die Kronen zu ihm kämen, nicht er zu den Kronen.

Auch bemerke man wohl, daß über jene vier Fahnen seine eigene Fahne hinwegragte, welche die Säulen des Herkules zeigte, nicht mehr als die Grenze der alten Welt, sondern als die Pforte der neuen und in allen Winden die ehrgeizige Devise flattern ließ, die durch ihre Verstümmelung größer geworden war: **Plus ultra!**

Etwa fünfzig Schritte von dem Kaiserzelt stand das Zelt des Oberbefehlshabers Emanuel Philibert, das sich von denen der andern Anführer durch nichts als eine doppelte Fahne auszeichnete. Eine mit dem Wappen Savoyens — ein weißes Kreuz in rotem Felde mit den bereits erklärten vier Buchstaben F. E. R. T. — und eine zweite mit dem Wappen Emanuels selbst, eine Hand, welche eine Trophäe von Lanzen, Schwertern und Pistolen gen Himmel hob, mit der Devise: **Spoliatis arma supersunt**, das heißt: *Den Beraubten bleiben die Waffen.*

Das Lager, über welches diese beiden Zelte hinausragten, war in vier Quartiere oder Viertel geteilt, zwischen denen der mit drei

Brücken überspannte Fluß sich hineinschlängelte.

Das erste Quartier (Viertel) war für die Deutschen, das zweite für die Spanier, das dritte für die Engländer bestimmt. Das vierte enthielt den Geschützpark, welcher seit der Niederlage von Metz vollständig erneuert und durch die in Théroouanne und Hesdin erlangten französischen Geschütze auf hundertundzwanzig Kanonen gebracht worden war.

Auf jedes der Geschütze von den Franzosen hatte der Kaiser seine Devise graben lassen: **Plus ultra**.

Hinter den Geschützen standen in drei Reihen die Pulver- und Kugelwagen und Schildwachen mit dem Säbel in der Hand, aber ohne Schießgewehr sorgten dafür, daß Niemand diesen Vulkanen sich näherte, die nach einem Funken ungeheure Flammen ausgeworfen haben würden.

Andere Wachen standen außerhalb des Raumes.

In den Lagergassen bewegten sich Tausende von Menschen mit militärischer Rührigkeit hin und her, welche indes durch die deutsche Bedächtigkeit, den spanischen Stolz und das englische Phlegma gemildert wurde.

Die Sonne spiegelte sich auf allen Waffen, die ihr die Strahlen in Blitzen zurückwarfen, und der Wind spielte mit allen Fahnen, Bannern und Standarten, deren seidene glänzende Falten er bald zusammen-, bald aufrollte.

Diese Rührigkeit, diese Bewegung, dieses Geräusch, die stets über Menschenmengen und über dem Meere schweben, stachen seltsam von der Stille und Einsamkeit an der andern Seite der Ebene ab, wo die Sonne nur die Saatfelder in verschiedenem Grün beschien und der Wind nur mit den Feldblumen spielte, welche die Mädchen gar gern in Kränze zum Sonntagsputze flechten.

Nachdem wir so in dem ersten Kapitel unseres Buches erwähnt haben, was man am 5. Mai 1555 von dem höchsten Turme von Hesdin-Fert gesehen haben würde, werden wir im zweiten nachtragen, was dem schärfsten Blicke auf jenem Turme sicherlich entgangen wäre.

II.

Das Abenteuer.

Dem schärfsten Blicke eines Jeden wäre das entgangen, wer in dem dichtesten und folglich dunkelsten Teile des Waldes von Saint-Pol-sur-Ternoise in einer Höhle geschah, welche die Bäume mit ihrem Schatten deckten und Epheuranken mit ihren Blättern umschlangen, während zur größeren Sicherheit der Inhaber dieser Höhle, eine Schildwache im Gebüsch, unbeweglich wie ein Baumstamm, daneben auf dem Bauche lag und darauf achtete, daß kein Uneingeweihter die wichtige Beratung störe, zu welcher wir als Romandichter, das heißt als Zauberer, vor dem sich alle Türen öffnen, unsere Leser führen wollen.

Benutzen wir den Augenblick, in welchem die Schildwache, durch das Geräusch eines scheu vorüberspringenden Rehs aufmerksam gemacht, dahin blickt, uns also nicht sieht, schlüpfen wir unbemerkt in die Höhle hinein und beachten, hinter einem vorstehenden Felsenstück versteckt, genau alles was darin vorgeht.

In der Höhle befinden sich acht Männer von verschiedenem Gesicht, verschiedener Tracht und verschiedenem Temperament, obgleich sie nach den Waffen, die sie tragen oder die umherliegen, eine und dieselbe Laufbahn gewählt zu haben scheinen.

Der Eine, mit Tintenflecken an den Fingern und pffiffigem Gesichte, taucht eine Feder — von deren Schnabel von Zeit zu Zeit er eines der Fädchen nahm, die sich auf schlecht gearbeiteten Papiere finden — in eines der Tintenfässer von Horn, welche die Schreiber und Studenten am Gürtel tragen, und schreibt auf einer Art Tisch, einer auf zwei massiven Füßen ruhenden Steinplatte, während ein Anderer mit der Geduld und Unbeweglichkeit eines Leuchters, einen brennenden Fichtenzweig hält und nicht nur den Schreiber, den Tisch und das Papier beleuchtet, sondern auch mehr oder minder helle Lichter, je nach der Nähe oder Entfernung, auf sich selbst und selbst auf die andern Genossen fallen läßt.

Ohne Zweifel handelt es sich um etwas, das für die Gesellschaft von Wichtigkeit ist, wie man leicht an dem Eifer sehen kann, mit welchem Jeder an der Abfassung der Schrift Teil nimmt.

Drei der Männer indes scheinen sich weniger mit dieser ganz materiellen Sorge zu beschäftigen.

Der Erste ist ein schöner junger Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren in einem Büffellederkoller, das, wenn nicht vor Kugeln, doch vor Hieb und Stich sichert. Ein Wamms von braunem Samt, das allerdings etwas verschossen, aber noch immer ansehnlich ist, mit spanisch geschlitzten Ärmeln, also nach der neuesten Mode, geht vier Finger breit über das Lederkoller unten hinweg und fällt in ziemlich weiten Falten auf die ebenfalls geschlitzte Hose von grünem Tuch, welche sich in großen Stiefeln verliert, die so hoch heraufgehen, daß sie zu Pferd die Schenkel schützen und so weich sind, daß sie bei dem zu Fußgehen bis unter das Knie zurückgeschlagen werden können.

Er trällert ein Liedchen von Clément Marot, während er mit der einen Hand seinen feinen schwarzen Schnurrbart streicht und mit der andern das Haar kämmt, das er etwas länger trägt, als es die Mode verlangt, wahrscheinlich um die weichen Lockenwellen nicht zu verlieren, die ihm die Natur gegeben hat.

Der Zweite ist ein Mann von kaum sechsunddreißig Jahren, sein Gesicht aber von Narben nach allen Richtungen hin so durchzogen, daß man darnach unmöglich sein Alter bestimmen könnte. Der Arm und ein Teil der Brust ist bloß und auf dem was man so von seinem Körper sieht, kann man eine Reihe nicht minder zahlreicher Narben erkennen als in dem Gesicht. Er ist eben beschäftigt, eine Wunde zu verbinden, die ihm zum Teil den zweiköpfigen Muskel am linken Arme bloßgelegt hat, die aber für ihn nicht eben hinderlich ist, wie sie es sein würde, wenn sie sich an dem rechten Arme befände. Mit den Zähnen hält er das Ende einer Leinwandbinde, mit der er eine Hand voll Charpie zusammendrückt, die er vorher in einem Balsam getränkt hat, den ihm ein Zigeuner gab und der ihm, wie er sagt, sehr gut tut. Übrigens geht kein Klagelaut aus seinem Munde und er scheint gegen Schmerz so unempfindlich zu sein, als wenn der Arm, mit dessen Heilung er sich beschäftigt, von Holz wäre.

Der Dritte ist ein Mann von vierzig Jahren, groß und hager, mit blassem Gesicht und frommer Haltung. Er kniet in einem Winkel, hat den Rosenkranz in der Hand und sagt mit nur ihm eigentümlicher Zungenfertigkeit ein Dutzend Paternoster und ein Dutzend Ave her. Von Zeit zu Zeit läßt seine rechte Hand den Rosenkranz los und klingt auf der Brust wie der Schlägel des Böttchers auf einem leeren Fasse, nachdem er aber zwei- oder dreimal **mea culpa** gesprochen hat, greift er wieder nach dem Rosenkranze.

Die drei noch übrigen Personen haben, Gott sei Dank, keinen so hervortretenden Charakter als die fünf, welche wir den Lesern bereits vorgeführt haben.

Einer dieser letzten Drei stemmte beide Hände auf den Tisch, an welchem der Schreiber arbeitete, folgte jedem Zuge der Feder und macht die meisten Bemerkungen über die Abfassung; auch sind seine Bemerkungen, wenn auch etwas egoistisch gefärbt, fast alle durch Schlaueheit und gesunden Verstand ausgezeichnet. Er ist fünfundvierzig Jahre alt und hat kleine kluge Augen, die tief unter blonden dicken Brauen liegen.

Ein Anderer liegt am Boden; er hat einen Stein gefunden, der zum Wetzen der Schwerter und Dolche dienen kann, und benutzt dies, um mit Aufwand von vielem Speichel und durch vielfaches Reiben auf dem Steine eine neue Spitze an seinen ganz stumpfen Dolch zu machen. Seine Zunge, die er fest zwischen den Zähnen hält und die am Mundwinkel heraussteht, verrät die große Aufmerksamkeit, wir möchten fast sagen das Interesse, das er an seiner Arbeit nimmt. Indes ist seine Aufmerksamkeit nicht ausschließlich darauf gerichtet; er hört auch auf die Erörterung. Wenn das Schreiben seinen Beifall hat, so begnügt er sich mit dem Kopfe zu nicken; wenn es dagegen gegen seine Erwartung und Berechnung ausfällt, steht er auf, tritt zu dem Schreiber, weist mit der Spitze seines Dolches auf das Papier und sagt; »mit Verlaub, . . . Ihr sagt? . . . « Den Dolch nimmt er nicht eher hinweg, bis er eine vollkommen befriedigende Auskunft erhalten hat, was er durch reichlicheres Ausspucken auf den Stein und eifrigeres Wetzen des Dolches zu erkennen gibt, der denn wirklich auch bald seine ursprüngliche spitze Form wieder zu erhalten scheint.

Der Letzte — und wir erkennen unser Unrecht, daß wir *ihn* zu Jenen gerechnet haben, welche sich mit den in Frage stehenden materiellen Interessen beschäftigen sollen — der Letzte lehnt an der Wand der Höhle, läßt die Arme herabhängen, sieht nach dem Himmel oder vielmehr nach der dunklen feuchten Höhlenwölbung hinauf, an welcher das flackernde Licht spielt, und sieht aus wie ein Träumer und Dichter. Was sucht er in diesem Augenblicke? Die Lösung eines Problems gleich dem, welches Christoph Columbus und Galilei gelöst hatten? Die Form einer der Terzinen, wie sie Dante schrieb, oder der Octaven wie sie Tasso sang? Das würde nur der Geist sagen können, der in ihm wacht und so wenig sich um das Materielle kümmert, daß er alles an dem Anzuge des Dichters, was nicht von Eisen, Stahl oder Kupfer ist, in Fetzen zerfallen läßt.

Das sind die wohl oder übel gezeichneten Porträts. Sehen wir nun die Namen darunter.

Der welcher die Feder führt, heißt Procop; er ist Normanne von Geburt und seiner Bildung nach fast Jurist; er spickt seine Reden mit Aussprüchen des römischen Rechtes und Aphorismen aus den Capitularien Carl des Großen. Sobald man aber etwas Schriftliches von ihm hat oder ihm gibt, muß man auf einen Prozeß gefaßt sein; begnügt man sich mit seinem Worte, so findet man es treu wie Gold, nur stimmt die Art, es zu halten, nicht immer mit der gewöhnlichen Moral überein. Nur ein Beispiel davon und zwar das, welches ihn in das Abenteuerleben getrieben hatte, in welchem wir ihn finden. Ein Herr vom Hofe Franz I. hatte eines Tages ihm und dreien seiner Genossen ein Geschäft angetragen; er wußte, daß der königliche Schatzmeister denselben Abend tausend Goldtaler aus dem Arsenale nach dem Louvre bringen sollte. Das Geschäft bestand nun darin, den Schatzmeister an der Ecke der Straße St. Paul anzuhalten, ihm die tausend Goldtaler abzunehmen und sie so zu teilen, daß fünfhundert der vornehme Herr erhalte, welcher auf dem Königsplatze warten wollte, bis die Sache geschehen sein würde, und eben als vornehmer Herr die Hälfte der Summe verlangte; die andere Hälfte sollte Procop mit seinen drei Gefährten teilen. Man gab einander gegenseitig das Wort und die Sache geschah, wie verabredet. Als aber der Schatzmeister beraubt, erschlagen und

in den Fluß geworfen war, machten die Gefährten Procops den Vorschlag, nach der Notre-Dame zu statt nach dem Königsplatze zu gehen und die tausend Goldtaler zu behalten, statt die Hälfte an den großen Herrn abzugeben. Procop erinnerte sie an ihr Wort.

»Meine Herren«, sagte er ernsthaft, »Ihr vergesst, daß dies ein Bruch des Vertrages, eine Übervorteilung eines Klienten wäre. Ehrlich währt am längsten. Wir wollen dem Herzoge (der vornehme Herr war ein Herzog) die fünfhundert Goldtaler übergeben, die ihm zukommen, so daß nicht einer fehle, aber«, fuhr er fort als er bemerkte, daß der Vorschlag mißbilligendes Gemurmel veranlaßte, »**distinguimus**; sobald er das Geld eingesteckt und uns für ehrliche Leute anerkannt hat, steht nichts entgegen, daß wir uns am Johannesgottesacker, an dem er vorüber muß, in Hinterhalt legen; es ist dies ein abgelegener und ganz passender Ort. Wir machen es dann mit dem Herzoge, wie wir es mit dem Schatzmeister gemacht haben, und da der Gottesacker gar nicht weit von der Seine entfernt ist, so kann man morgen Beide in den Netzen zu St. Clous finden. Wir bekommen dann ein jeder zweihundertfünfzig Goldtaler, über die wir ohne Gewissensbisse verfügen können, da wir dem guten Herzoge getreulich das Wort gehalten haben.«

Der Vorschlag wurde mit Begeisterung, angenommen und ausgeführt. Nur bemerkten die vier Verbündeten in ihrem Eifer nicht, daß der Herzog noch lebte, als sie ihn in den Fluß warfen; die Kühle in demselben gab ihm aber seine Kraft wieder, er gelangte an das Ufer, begab sich in das Châtelet und gab dem Prévot von Paris, der damals Herr von Estourville hieß, eine so genaue Beschreibung der vier Banditen, daß dieselben es am andern Morgen schon für geraten hielten, Paris zu verlassen, um einem Prozesse zu entgehen, in welchem sie trotz der tiefen Rechtskenntnissen Procops recht wohl dasjenige verlieren konnten, auf welches man immer großen Wert legt, nämlich das Leben.

Unsere vier Helden hatten demnach Paris verlassen und sich nach verschiedenen Gegenden gewendet. Der Norden war unserem Procop zugefallen und deshalb haben wir das Glück , ihn mit der Feder in der Hand in der Höhle zu finden, wo er, nach

der Wahl seiner neuen Genossen, die seine Verdienste anerkannten, das wichtige Schriftstück abfaßte, mit dem wir uns sogleich zu beschäftigen haben werden.

Der, welcher dem Schreibenden leuchtet, heißt Heinrich Scharfenstein und ist ein Anhänger Luther's, welchen das üble Verfahren Carls V. gegen die Hugenotten in die Reihen, des französischen Heeres getrieben hat und zwar sogleich mit seinem Neffen Franz Scharfenstein, welcher in diesem Augenblicke draußen Wache hält. Sie sind zwei Riesen, die, könnte man sagen, Eine Seele bewegt und Ein Geist leitet. Viele behaupten, dieser *Eine* Geist genüge nicht für zwei so riesige Körper, sie selbst aber sind dieser Meinung nicht und finden Alles so wie es ist gut. In dem gewöhnlichen Leben halten sie es meist unter ihrer Würde, irgend eine Hilfe von Menschen, ein Werkzeug, in Anspruch zu nehmen, um ihren Zweck zu erreichen. Handelt es sich darum, irgend eine Masse zu bewegen, so sinnen sie nicht nach wie unsere neuen Gelehrten, durch welche Mittel Cleopatra ihre Schiffe aus dem Mittelmeere in das rote Meer brachte oder mit welchen Maschinen Titus die riesigen Blöcke des Flavianischen Circus emporhob, sondern sie packen einfach den zu beseitigenden Gegenstand mit ihren Armen, bringen ihre Eisenfinger unauflöslich in einander, machen gleichzeitig eine Anstrengung mit jener Regelmäßigkeit, die alle ihre Bewegungen auszeichnet, und der Gegenstand kommt dahin, wohin sie ihn haben wollen. Ist eine Mauer zu ersteigen oder ein Fenster zu erreichen, so schleppen sie keineswegs, wie es ihre Gefährten tun, eine schwere Leiter, die sie nur im Gehen hindert, wenn das Unternehmen gelingt, und die sie im Stiche lassen müssen, wenn es mißlingt, sondern sie gehen mit leeren Händen an Ort und Stelle; der Eine, gleichviel welcher, lehnt sich an die Wand, der Andere steigt auf die Achseln und im Notfalle auf die über den Kopf gestreckten Hände. Mit Hilfe seiner eigenen Arme erreicht der Zweite so eine Höhe von achtzehn bis zwanzig Fuß, welche fast immer genügt, um über eine Mauer oder in ein Fenster zu gelangen. Auch im Kampfe gilt dieses Associationssystem, sie gehen neben einander in gleichem Schritte, aber der Eine haut und der Andere eignet sich zu; ist der Eine des Dreinschlagens müde, so gibt er dem Andern das Schwert, die Streitaxt oder das

Beil und sagt: »nun Du«, er und sie wechseln die Rollen; der, welcher erst hieb, eignet sich zu und der Andere haut. Übrigens ist die Art des Zuschlagens bekannt und sehr geschätzt, indes legt man, wie gesagt, überhaupt mehr Wert auf ihre Faust als auf ihren Geist. Deshalb hat denn auch der Eine den Auftrag erhalten Schildwache zu stehen und der Andere zu leuchten.

Der junge Mann mit dem Schnurrbarte und mit dem Lockenhaare, welcher den Bart streicht und das Haar kämmt, heißt Yvonnnet und ist ein Pariser von Geburt, ein Franzose von ganzem Herzen. Seinen bereits erwähnten körperlichen Vorzügen sind noch zierliche Hände und Füße hinzuzufügen. Im Frieden klagt er fortwährend und über Alles; wie den Sybariten in der alten Zeit drückt ihn ein gerunzeltes Rosenblatt; er ist faul, wenn er gehen soll; er leidet an Schwindel, wenn zu steigen ist, und er hat Kopfschmerzen, wenn er denken soll. Er ist empfindlich und reizbar wie ein junges Mädchen und muß deshalb äußerst schonend behandelt werden. Um sich in das Dunkel zu wagen, das ihm zuwider ist, muß ihn eine starke Leidenschaft außer sich bringen. Am Tage fürchtet er sich vor Mäusen und der Anblick von Spinnen oder Kröten macht ihm übel. Übrigens muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er immer eine starke Leidenschaft hat, nur kommt er, wenn es in der Nacht ist, erschrocken und zitternd zu der Geliebten, und es bedarf so vieler beruhigender Worte, so warmer Liebkosungen und so schmeichelhafter Aufmerksamkeit, wie Hero dem Leander gewährt, wenn er triefend von dem Wasser der Dardanellen in ihren Turm trat. Freilich, sobald er die Trompete hörte, sobald er Pulver roch, sobald er die Fahnen sah, ist Yvonnnet nicht mehr derselbe und es geht in ihm eine vollständige Umwandlung vor. Der mädchenhafte Jüngling wird ein rauer Soldat, der um sich haut und sticht, ein wahrer Löwe mit eisernen Klauen und stählernen Zähnen. Er, der sich zögernd bedachte, eine Treppe hinaufzusteigen, um in das Schlafzimmer einer hübschen Frau zu gelangen, klettert auf eine Leiter, klammert sich an einen Strick, hängt sich an einen Faden, um zuerst auf die Mauer zu kommen. Ist der Kampf vorbei, so wäscht er sich mit der größten Sorgfalt die Hände und das Gesicht und, wechselt die Wäsche und den Anzug, dann wird er allmählich wieder der zarte Jüngling, den wir

in diesem Augenblicke den Schnurrbart streichen, das Haar kämmen und Stäubchen von dem Anzuge blasen sehen.

Der, welcher die Wunde am linken Arme verbindet, heißt Malemort. Er ist ein finsterer, melancholischer Charakter, der nur eine Liebe, eine Leidenschaft, eine Freude kennt: den Krieg, eine unglückliche Leidenschaft, eine schlimm vergoltene Liebe, eine kurze, *traurige* Freude, denn kaum hat er sich an der Metzelei zu weiden begonnen, als er, wegen des blinden, wütigen Eifers, mit dem er sich in das Gedräng stürzt, und wegen der wenigen Vorsicht zu seinem Schutze einen fürchterlichen Pikenstich oder einen Schuß bekommt, der ihn zu Boden streckt, wo er kläglich jammert, nicht aus Schmerz in der Wunde, sondern aus Verdruß, daß die Andern ohne ihn bei dem Feste bleiben. Zum Glück heilt bei ihm Fleisch und Knochen schnell. Jetzt zählt er fünfundzwanzig Wunden, drei mehr als Cäsar, und er hofft, wenn der Krieg fort dauert, noch fünfundzwanzig wie jene zu erhalten, welche dieser Laufbahn voll Ruhm und Schmerzen unfehlbar ein Ende machen müssen.

Der Hagere, der in einem Winkel kniet und betet, heißt Lactantius. Er ist ein eifriger Katholik und duldet kaum die Nähe der beiden Scharfenstein, von deren Ketzerei er besudelt zu werden fürchtete. Da er sich gegen seine Brüder in Christus schlagen und so viele derselben als möglich umbringen muß, so legt er sich alle erdenklichen Bußen auf, um jener grausamen Notwendigkeit das Gleichgewicht zu halten. Das Tuchgewand, das er trägt und zwar, ohne Weste und Hemd auf der Haut, ist mit einem Panzerhemd gefüttert, wenn nicht das Tuch das Futter des Panzerhemdes ist. Im Kampfe trägt er jedenfalls das Panzerhemd nach außen; nach dem Kampfe wendet er sein Gewand um, damit das Panzerhemd nach innen kommt. Übrigens ist es offenbar ein Gewinn von ihm getötet zu werden, wenigstens kann der, welcher von den Händen des frommen Mannes stirbt, sicher sein, daß viel für ihn gebetet wird. In dem letzten Gefechte hat er zwei Spanier und einen Engländer getötet, und da er ihretwegen im Rückstande ist, namentlich wegen der Ketzerei des Engländer, der sich nicht wohl mit dem gewöhnlichen **de profundis** begnügen kann, betet er, wie wir gesehen haben, eifrig viele **Pater** und **ave** und überläßt es seinen Gefährten sich mit

den weltlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Hat er seine Rechnung mit dem Himmel geschlossen, so wird er auf die Erde herabsteigen und seine Bemerkungen gegen Procop machen.

Der, welcher beide Hände auf den Tisch stützt und ganz das Gegenteil von Lactantius, mit ausdauernder Aufmerksamkeit jedem Federzuge Procops folgte, heißt Maldent. Er, ist in Noyon geboren, hat eine tolle, verschwenderische Jugend durchgemacht, will in reiferem Alter die verlorene Zeit einholen und für »sein Bestes« sorgen. Er hat eine Menge Abenteuer gehabt, die er in ganz hübscher naiver Weise erzählt, welche aber sofort und gänzlich schwindet, wenn er mit Procop in einen juridischen Streit gerät. Übrigens erteilt und empfängt Maldent tüchtig Säbelhiebe, und wenn er auch nicht die Kraft der Brüder Scharfenstein, nicht den Mut Yvonnet's, nicht den Ungestüm Malemort's besitzt, ist er doch im Notfalle ein Genosse, auf den man rechnen kann und der sicherlich keinen Freund im Stiche läßt.

Der Schleifer, welcher den Dolch spitzig zu machen sucht und die Spitze auf dem Fingernagel probiert, heißt Pille-Trousse. Er ist ein Vollblutsoldat und diente abwechselnd den Spaniern und den Engländern, aber die Engländer handeln zu viel und die Spanier bezahlen nicht viel. Deshalb entschloß er sich für eigene Rechnung zu arbeiten. Pille-Trousse treibt sich auf den Landstraßen umher; namentlich in der Nacht gibt es Räuber aller Nationen auf den Landstraßen: Pille-Trousse beraubt die Räuber und schont nur die Franzosen, seine halben Landsleute — er ist ein Provençale; er hat auch ein gutes Herz, wenn sie arm sind, hilft er ihnen; sind sie schwach, so unterstützt er sie; sind sie krank, so pflegt er sie, — trifft er aber einen wirklichen Landsmann, das heißt Einen, der zwischen dem Berge Viso und der Rhône geboren ist, so kann derselbe über Pille-Trousse ganz und gar, über Leib und Leben, Blut und Geld verfügen und Pille-Trousse wird ihm noch Dank schuldig zu sein glauben.

Der Neunte und Letzte endlich, der an der Wand lehnt, die Arme hängen läßt und nach der Decke sieht, heißt Fracasso. Er ist, wie wir gesagt haben, ein Träumer und Dichter; weit entfernt, Yvonnet zu gleichen, welchem das Dunkel zuwider ist, liebt er die schönen sternenhellen Nächte, die blumengeschmückten

Flußufer und den Strand des Meeres. Da er leider dem französischen Heere folgen muß, wohin es zieht — denn, obgleich Italiener, hat er doch sein Schwert der Sache Heinrichs II. gewidmet — so kann er seiner Neigung zum Umherschweifen nicht folgen, aber gleichviel: für den Dichter wird alles Begeisterung, für den Träumer alles Traum, nur ist den Dichtern und Träumern Zerstreutheit eigen und diese ist in der Laufbahn, die Fracasso gewählt hat, sehr verderblich. So bleibt denn Fracasso oftmals mitten im Schlachtgedränge mit erhobenem Schwerte stehen, um auf eine Trompete zu hören, nach einer vorüberziehenden Wolke zu sehen oder eine schöne Waffentat in seiner Nähe zu bewundern. Da benutzt der Feind Fracasso gegenüber diese Zerstreutheit, um ihm in aller Bequemlichkeit einen fürchterlichen Hieb zu versetzen, welcher den Träumer weckt. Aber wehe auch diesem Feinde, wenn er trotz der Bequemlichkeit nicht recht gezielt oder getroffen und Fracasso nicht betäubt hat! Fracasso wird Vergeltung üben, nicht um sich für den empfangenen Hieb zu rächen, sondern um den Störer zu züchtigen, der ihn aus dem siebenten Himmel zurückzerre, in dem er sich auf den bunten Fittigen der Phantasie wiegte.

Nachdem wir so unsere Abenteurer vorgeführt haben — von denen einige den Lesern der »zwei Dianen« und »Ascanio« nicht ganz unbekannt sein werden, werden wir erzählen, welcher Zufall sie in der Höhle zusammenbrachte und was sie so bedächtig niederschrieben.

III.

Der Leser macht weitere Bekanntschaft mit den Helden, die wir ihm vorgestellt haben.

Am Morgen desselben Tages, 5. Mai 1555, hatte eine Gesellschaft von vier Männern — welche zu der Besatzung von Doulens zu gehören schienen — die Stadt verlassen, indem sie sich durch das Thor schlichen, sobald dasselbe nur halb aufgemacht war.

Diese vier Männer, welche in große Mäntel gehüllt waren, die eben so wohl dazu dienen konnten ihre Waffen zu verbergen, als sie gegen die Morgenkühle zu schützen, waren unter jeder möglichen Vorsicht am Ufer des kleinen Flusses hin nach der Quelle desselben hingegangen. Von da hatten sie die Hügelkette erreicht, von der wir bereits mehrmals gesprochen haben, und waren, immer gleich vorsichtig, an dem westlichen Abhänge hingegangen. Nach zweistündigem Marsche betten sie endlich den Saum des Waldes von Saint-Pol-sur-Ternoise erreicht. Hier hatte der Eine, welcher in der Gegend am bekanntesten zu sein schien, die Leitung der kleinen Schar übernommen und war ohne langes Zögern an den Eingang der Höhle gelangt, in die wir selbst unsere Leser im Anfange des vorigen Kapitels geführt haben.

Hier hatte er den Andern gewinkt, einen Augenblick zu warten, mit einiger Besorgnis auf das Gras gesehen, das erst kürzlich niedergetreten zu sein schien, sich platt auf den Bauch gelegt und war wie eine Schlange in, die Höhle hineingekrochen. Bald hatten seine außen zurückgebliebenen Kameraden seine Stimme gehört, aber diese Stimme klang nicht beunruhigend. Er hatte die Höhle durchsucht und darin gerufen und da er nichts Verdächtiges darin vernommen, so erschien er bald wieder am Eingange, um den Kameraden zu sagen, daß sie ihm folgen könnten.

Sie folgten ihm und befanden sich nach Überwindung einiger unbedeutender Schwierigkeiten mitten darin.

»Ah«, sagte der, welcher sie so gut geführt hatte, freudig aufatmend, »**tandem ad terminum eamus.**«

»Was heißt das?« fragte Einer der drei Andern.

»Das heißt, lieber Maldent, daß mir dem Ziele unserer Wanderung nahe oder vielmehr eben bei ihm sind.«

»Wie war das?« fragte ein Anderer. »Hast Du's verstanden, Heinrich?«

»Ich habe gar nichts verstanden.«

»Warum wollt Ihr deutlicher es verstehen«, — die beiden Scharfenstein hatten zuletzt gesprochen — »wenn Maldent und ich uns nur verstehen, ist das nicht genug?«

»Unsertwegen!« antworteten die beiden Scharfenstein. »Es mag gehen wie's will, wenn's nur gut geht.«

»Also«, sagte Procop, »setzen wir uns, essen wir einen Bissen und trinken wir einen Schluck um die Zeit zu vertreiben; beim Essen und Trinken will ich Euch meinen Plan erklären.

»Ja, ein paar Bissen wollen wir essen und ein paar tüchtige Schluck wollen wir nehmen«, meinte Franz Scharfenstein.

Die Abenteurer sahen sich um und da ihre Augen allmählich sich an das Dunkel gewöhnten, das übrigens in der Nähe des Eingangs der Höhle nicht so bedeutend war als in der Tiefe, so erblickten sie drei Steine, die sie aneinander rückten, um traulicher plaudern zu können.

Da ein vierter fehlte, so bot Scharfenstein den seinigen höflich Procop an, der keinen hatte, Procop dankte aber ebenso höflich, legte seinen Mantel an den Boden und streckte sich darauf aus.

Dann nahm man aus den Säcken, welche die beiden Riesen getragen hatten, Brot, kaltes Fleisch und Wein und legte alles in die Mitte des Halbkreises, dessen Bogen die da sitzenden Abenteurer bildeten, Procop aber die Sehne, und dann machte sich ein Jeder mit einem Eifer an das Frühstück, welcher bewies, daß der Morgenspazirgang trefflich auf den Appetit gewirkt hatte.

Etwa zehn Minuten lang hätte man nichts als das Knirschen der Kinnladen, die mit Maschinenregelmäßigkeit das Brot, das Fleisch und selbst die Knochen der Hühner zermalzten, welche man von den benachbarten Landgütern »mitgenommen« hatte.

Maldent fand zuerst das Wort wieder.

»Du sagtest also, mein lieber Procop, daß Du beim Essen uns deinen Plan mitteilen wolltest. Der erste Appetit könnte nun wohl

gestillt sein, fange also mit deiner Mitteilung an.

»Wir essen«, sagte Franz Scharfenstein; »aber hören können wir doch dabei.«

»Die Sache ist die . . . **ecce res judicanda**, wie man vor Gericht sagt.«

»Die Scharfensteins sollen still sein, man hört kein Wort!« sagte Maldent.

»Ich habe ja kein Sterbenswörtchen gesagt«, entgegnete Franz verlegen.

»Ich, mein Seel, auch nicht«, beteuerte Heinrich.

»Mir war's, als räsoniert Ihr inwendig . . . « sagte Maldent.

»Das bin ich, mein Seel', nicht gewesen. Vielleicht raschelt was.«

»Die Sache ist also die«, wiederholte Procop. »Eine Viertelstunde von hier liegt ein hübsches Gütchen.«

»Ein Schloß hattest Du uns versprochen«, fiel Maldent ein.

»Mein Gott, Maldent, wenn Du nur das Sylbenstechen lassen wolltest!« entgegnete Procop. »Meinetwegen als ein hübsches Schlößchen . . . «

»Mein Seel'«, fiel Heinrich Scharfenstein ein, »mir ist's einerlei, ob Gütchen oder Schlößchen, wenn nur brav daraus zu holen ist!«

»Das ist einmal vernünftig gesprochen, so gefällt Du mir, Scharfenstein; der Maldent hat immer Einwendungen«, sagte Procop.

»Nur weiter!«

»Also ein Viertelstündchen von hier liegt ein hübsches Landhäuschen, das nur von dem Besitzer, einem Diener und einer Magd bewohnt wird. Im Dorfe freilich wohnt der Pächter mit seinen Leuten.«

»Wie viel sind's zusammengerechnet?« fragte Heinrich Scharfenstein.

»Etwa Zehn«, antwortete Procop.

»Zehn nur? Ein Dutzend übernehmen wir, Franz und ich, nicht wahr?«

»Ein Dutzend«, bestätigte Franz lakonisch.

»Die Sache ist also — so«, fuhr Procop fort. »Wir essen hier, trinken, erzählen Geschichten und warten so die Nacht ab.«

»Wenn wir essen und trinken, vergeht schon die Zeit«, sagte Heinrich Scharfenstein.

»Ist's Nacht«, sprach Procop weiter, »so schleichen wir still fort von hier, wie wir hergekommen sind, bis an den Waldsaum, von da in einem Hohlwege, den ich kenne, bis an die Mauer. An der Mauer steigt Franz auf die Achsel seines Onkels oder der Onkel auf die Achseln des Neffen, das bleibt sich gleich, der Scharfenstein aber, der auf den Achseln des Andern steht, klettert über die Mauer und macht uns die Tür auf. Ist die Tür auf — verstehst Du, Maldent? — ist die Tür auf — Ihr begreift mich doch alle? — ist also die Tür auf, so — gehen wir hinein.«

»Hoffentlich nicht ohne uns«, sagte etwa zwei Schritte hinter den Abenteurern eine Stimme in so entschiedenem Tone, daß nicht bloß Procop, nicht bloß Maldent erschrak, sondern selbst die beiden deutschen Riesen.

»Verrat!« rief Procop, indem er aufsprang und einen Schritt zurücktrat.

»Verrat!« rief Maldent, indem er durch das Dunkel zu blicken suchte, aber auf seinem Platze blieb.

»Verflucht!« riefen die beiden Scharfenstein, indem sie die Degen zogen und einen Schritt vortraten.

»Kampf wollt Ihr?« sprach die Stimme wieder. »Ihr sollt ihn haben! Drauf, Lactantius! Drauf, Fracasso! Drauf, Malemort!«

Die drei Aufgerufenen antworteten in der Tiefe der Höhle kampfbereit.

»Einen Augenblick, Pille-Trousse!« sagte Procop, der nun die Stimme erkannte. »Wir sind ja keine Türken und Heiden, daß wir einander im Finstern die Hälse brechen sollten, ehe wir versuchten uns unter einander zu verständigen.«

»Erst Licht auf beiden Seiten und sehen wir einander ins Auge, damit wir wissen, wen wir vor uns haben.« Können wir uns vergleichen, gut; können wir's nicht, dann drauf!«

»Erst drauf!« rief eine schauerliche Stimme aus dem Dunkel hervor wie aus der Hölle herauf.

»Ruhig, Malemort!« sagte Pille-Trousse; »Procop scheint mir

einen ganz annehmlichen Vorschlag gemacht zu haben. Was meinst Du, Lactantius und Du, Fracasso?»

»Wenn der Vorschlag einem unserer Brüder das Leben retten kann, so nehme ich ihn an«, antwortete Lactantius.

»Es wäre aber doch poetisch gewesen, in einer Höhle zu kämpfen, die dann gleich das Grab der Erschlagenen geblieben, da man aber die materiellen Interessen der Poesie nicht aufopfern soll«, fuhr Fracasso schwermütig fort, »so trete ich der Meinung Pille-Trousse's und Lactantius bei.«

»Und ich will mich schlagen!« schrie Malemort.

»Verbinde dann deinen Arm, und laß uns in Ruhe«, sagte Pille-Trousse.

»Wir sind Drei gegen Dich, und Procop, der's versteht, wird Dir sagen, daß Drei gegen Einen immer Recht haben.«

Malemort seufzte laut bedauernd, daß ihm eine so schöne Gelegenheit entging eine neue Wunde zu erhalten, aber er gab nach.

Unterdes hatten Lactantius auf der einen und Maldent auf der andern Seite Feuer angeschlagen und da beide sich Parteien sich für den Fall, daß sie Licht brauchen würden, in Voraus mit Kienfackeln versehen hatten, so leuchteten bald zwei derselben und ließen ihr grelles Licht auf die Personen in der Höhle fallen.

Wir kennen bereits die Höhle und die Personen, die darin waren; nur die gegenseitige Stellung der Letzteren haben wir zu beschreiben.

Am Ende der Höhle befanden sich Pille-Trousse, Malemort, Lactantius und Fracasso, mehr nach dem Eingange zu die beiden Scharfenstein, Maldent und Procop.

Pille-Trousse stand von der hinteren Gruppe am weitesten vor; hinter ihm kaute Malemort vor Wut an den Nägeln, neben ihm stand Lactantius mit der Fackel und suchte seine kampflustigen Kameraden zu beruhigen; Fracasso kniete und befestigte etwas an seiner Fußbekleidung.

Auf der entgegengesetzten Seite bildeten, wie erwähnt, die beiden Scharfenstein die Avantgarde, einen Schritt hinter ihnen stand Maldent und hinter diesem Procop.

Die beiden Fackeln beleuchteten die ganze runde Höhle, nur

eine Vertiefung in der Nähe des Einganges, in welchem ein Haufen dürren Farnkrautes lag, blieb im Halbschatten.

Das Ganze sah wild und schauerlich genug aus.

Die Abenteurer kannten einander bereits meist und hatten sich gegenseitig auf dem Schlachtfelde tätig gegen den gemeinschaftlichen Feind gesehen.

Procop trat setzt einen Schritt vor, aber nicht über die beiden Scharfenstein hinaus.

»Meine Herren«, sagte er, »wir hatten gegenseitig den Wunsch einander zu sehen und nun sehen wir einander, das ist schon etwas. Wir sind Vier gegen Vier, wir auf unserer Seite haben aber die Beiden da (und er zeigte auf die Scharfenstein), was mich fast berechtigt zu sagen, wir sind Acht gegen Vier.

Auf diese unkluge Prahlerei flogen nicht bloß trotzige Worte über die Lippen Pille-Trousse's, Malemort's, Lactantius und Fracasso's, sondern auch deren Schwerter aus den Scheiden.

Procop bemerkte, daß er gegen seine gewöhnliche Klugheit gesündigt hatte und sich auf falschem Wege befinde. Er versuchte also umzukehren.

»Meine Herren«, sagte er, »ich behaupte damit nicht, daß unser Sieg nun auch gewiß wäre, da die vier Gegner Pille-Trousse, Malemort, Lactantius und Fracasso heißen.«

Dieser Nachsatz schien die Gemüter wieder etwas zu beruhigen, nur Malemort brummte noch.

»Zur Sache!« rief Pille-Trousse.

»Ja«, antwortete Procop, »**ad eventum festina**. Ich sagte also, daß wir den innern zufälligen und ungewissen Eingang eines Kampfes bei Seite lassen und uns zu verständigen suchen müßten. Es schwebt gewissermaßen ein Prozeß zwischen uns, **jacens sub iudice lis est**; wie werden wir den Prozeß beendigen? Zuerst durch eine klare und einfache Auseinandersetzung der Lage, aus welcher unser Recht hervorgehen wird. Wer hat gestern den Gedanken gehabt, in nächster Nacht das Gütchen oder Schlößchen Parcq zu überfallen? Ich und die Herren da. Wer ist heute Früh von Doulens fortgegangen, um den Plan auszuführen? Ich und die Herren da. Wer hat sich in diese Höhle begeben, um da Position

für die Nacht zu nehmen? Wiederum ich und die Herren da. Wer hat endlich den Plan zur Reife gebracht, vor Euch entwickelt und so den Wunsch in Euch erregt, Euch an der Sache zu beteiligen? Immer ich und die Herren da. Antworte darauf, Pille-Trousse, und sage selbst, ob nicht die Leitung eines Unternehmens ungehindert denen gehört, welche zuerst den Gedanken dazu gehabt und den Plan entworfen haben. **Dixi.**«

Pille-Trousse lachte; Fracasso zuckte die Achseln; Lactantius schüttelte die Fackel und Malemort brummte von »Dreinschlagen!«

»Worüber lachst Du, Pille-Trousse?« fragte Procop ernsthaft und würdevoll.

»Ich lache, lieber Procop«, antwortete der Abenteurer, an den die Frage gerichtet worden war, »über das gewaltige Vertrauen, mit dem Du dein Recht und deine Ansprüche auseinandergesetzt hast und darüber, daß Du gleich geschlagen bist, wenn wir gelten lassen, was Du sagst. Ja, die Leitung eines Unternehmens gehört denen, welche zuerst den Gedanken daran gehabt und den Plan entworfen haben.«

»Also!« fiel Procop triumphierend ein.

»Ja, aber ich fahre nun fort«, sagte Pille-Trousse; »gestern seid Ihr aus den Gedanken gekommen, das Gütchen oder Schlößchen Parcq zu überfallen? Wir haben den Gedanken schon vorgestern gehabt. Ihr seid heute Früh von Doulens aufgebrochen, um den Plan auszuführen? Wir sind in derselben Absicht schon gestern Abend von Montreuil hergekommen. Ihr seid seit einer Stunde in der Höhle? Wir waren schon da, als Ihr kamt. Ihr habt den Plan vor uns entwickelt? Wir hatten ihn schon vorher zur Reife gebracht und entwickelt. Ihr gedachtet das Schlößchen in der Nacht anzugreifen? Wir wollten es gegen Abend tun. Wir haben also den Gedanken und den Plan vor Euch gehabt und so kommt uns die Leitung des Unternehmens zu. Dixi!« setzte er in der Art Procops hinzu.

»Aber«, fragte Procop, den diese Beweisführung einigermaßen in Verlegenheit brachte, »wer bürgt mir dafür, daß Du die Wahrheit sagst?«

»Mein Wort, mein Ehrenwort!« sagte Pille-Trousse.

»Eine andere Bürgerschaft wäre mir lieber.«

»Hm!« machte Procop unvorsichtig.

Die Gemüter waren gereizt, der Zweifel an Pille-Trousse's Wort erbitterte, und Fracasso und Lactantius riefen gleichzeitig :

»Kampf!«

»Ja dreinschlagen, dreinschlagen!«

»Kampf denn, wenn Ihr nicht anders wollt«, sagte Procop.

»Kampf, da es kein anderes Mittel zur Verständigung gibt.«

»Kommt nur heran!« riefen die Scharfenstein, die schon hauen wollten.

Jeder zog Schwert oder Dolch, suchte sich einen Gegner und schickte sich an auf denselben sich zu stürzen.

Mit einem Male bewegte es sich aus dem Farnkrauthaufen in der Vertiefung der Höhle; ein zierlich gekleideter junger Mann erhob sich, trat aus dem Dunkel heraus und in das Licht, breitete die Arme aus und rief :

»Die Waffen nieder, Kameraden! Ich übernehme es, die Sache auszugleichen.«

Aller Augen wendeten sich aus den, welcher so unerwartet erschien und Alle riefen:

»Yvonnet!«

»Wo, zum Teufel! kommst Du her?« fragte Pille-Trousse und Procop.

»Das sollt Ihr hören«, antwortete Yvonnet, »zuerst die Degen und Dolche eingesteckt! Der Anblick solcher bloßer Dinger greift meine Nerven an.«

Alle gehorchten bis aus Malemort.

»Nun, Kamerad«, sagte Yvonnet zu ihm, »was soll's?«

»Ach!« jammerte Malemort mit tiefem Seufzer, »soll man denn niemals in Ruhe einen Stich geben oder nehmen können?«

Er stieß mit höchst ärgerlicher und verdrießlicher Gebärde den Degen in die Scheide.

IV.

Der Gesellschaftsvertrag.

Yvonnnet sah sich um und da er erkannte, daß wenigstens die Schwerter in die Scheide zurückgekehrt wären, wenn auch der Zorn noch nicht ganz aus den Herzen geschwunden, so wendete er sich bald an Pille-Trousse, bald an Procop, welche bekanntlich beide die Frage an ihn gerichtet hatten.

»Woher ich komme?« wiederholte er. »Wahrhaftig eine schöne Frage! Von dem Farnkrauthaufen komme ich, wo ich mich versteckte, als ich zuerst Pille-Trousse, Lactantius, Malemort und Fracasso angekommen sah und den ich auch nicht verließ, als dann Procop, Maldent und die beiden Scharfenstein erschienen.«

»Aber was tatest Du zu solcher Zeit in dieser Höhle? Wir kamen ja au als es noch nicht Tag geworden war.«

»Das ist mein Geheimnis«, antwortete Yvonnnet, »aber ich werde es Euch sagen; wenn Ihr vernünftig seid. Zuerst von dem Dringendsten!«

Gegen Pille-Trousse gewendet fuhr er fort: »Ihr wart also in der Absicht gekommen, einen Besuch in Parcq, in dem Gütchen oder Schlößchen, wie man es nennen will, zu machen?«

»Ja«, antwortete Pille-Trousse.

»Und Ihr auch?« fragte Yvonnnet Procop.

»Wir auch«, antwortete Procop.

»Und Ihr wolltet einander in die Haare fahren, um herauszubringen, wer zuerst den klugen Gedanken gehabt?«

»Das sollte geschehen«, sagten Procop und Pille-Trousse.

»Pfui!« entgegnete Yvonnnet, »Kameraden, Franzosen oder doch wenigstens Leute, die Frankreich dienen!«

»Wir konnten nicht anders, da die Herren da von ihrer Behauptung nicht abgehen wollten«, sagte Procop.

»Wir konnten nicht anders, weil die Herren da uns den Vortritt nicht lassen wollten.«

»Ihr konntet nicht anders?« wiederholte Yvonnnet, welcher es den beiden Sprechern nachmachte. »Ihr mußtet Euch

untereinander massakrieren, nicht wahr? Ihr konntet nichts anders als Euch die Hälse brechen? Und Ihr wart da, Lactantius, habt die Vorbereitungen zu dem Blutvergießen mit angesehen und euer christliches Gemüt wehklagte nicht?«

»Es hat gejammert, laut gejammert«, sagte Lactantius.

»Und zu weiterem hat es Euer frommer Glaube nicht gebracht?«

»Nach dem Kampfe«, antwortete Lactantius, durch die Vorwürfe von Yvonnets etwas beschämt, »würde ich für die Toten gebetet haben.«

»Sieh! Sieh!«

»Was hätte ich sonst tun sollen, Yvonne?«

»Was ich tue, und ich bin kein Frommer, kein Augenverdrehler, kein Betbruder. Ihr hättet Euch zwischen die Schwerter und Degen stürzen sollen, **inter gladios et enses**, um mit unserem Advokaten Procop zu reden; Ihr hättet mit der salbungsvollen Miene, die Euch so wohl ansteht, zu euren verirrtten Brüdern sagen sollen, wie ich sage: »Kameraden, wenn es etwas für Vier ist, so ist's auch für Acht; wenn das Erste, was wir unternehmen wollen, nicht genug einbringt, so versuchen wir es anderswo. Die Menschen sind dazu da, daß sie einander auf den rauen Pfaden des Lebens unterstützen, nicht aber um ihnen Steine und Knüppel vor die Beine zu werfen auf Wegen, die so schon so beschwerlich sind. Wir wollen uns nicht trennen, sondern zusammen treten; was Vier nur unter großen Wagnissen ausführen können, hat für Acht gar keine Gefahr. Behalten wir unsern Haß, unsere Dolche, unsere Degen für unsere Feinde, während wir für einander nur freundliche Worte und Dienste haben. Gott, der Frankreich schützt, wenn er nichts Nötigeres zu tun hat, wird zu unserem Bunde lachen und ihm seinen Segen geben!« So hättet Ihr reden sollen, Lactantius, Ihr habt es aber nicht getan.«

»Allerdings«, antwortete Lactantius, indem er an seine Brust schlug: »**mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!**«

Er löschte seine Fackel aus, da man sie nicht gerade brauchte, kniete nieder und betete andächtig.

»Nun«, fuhr Yvonne fort, »so will ich es an eurer Stelle sagen, und setze hinzu, den göttlichen Segen, den Euch Lactantius

verheißen haben würde, bringe ich gleich mit.«

»Du, Yvonne?« fragte Procop zweifelnd.

»Ja, ich . . . ich habe denselben Gedanken gehabt, und früher.«

»Wie, Du hättest auch den Gedanken gehabt, in das Schloß zu dringen, das wir im Auge haben?«

»Ich habe nicht bloß den Gedanken gehabt«, antwortete Yvonne, »sondern ihn sogar ausgeführt.«

»Ah!« riefen alle Anwesenden und sie horchten mit neuer Aufmerksamkeit auf Yvonne.

»Ja«, ich habe gute Freunde in dem Hause«, fuhr dieser fort, »ein allerliebste Kammerkätzchen, Gertrude«, sagte er, den Schnurrbart drehend, »die bereit ist, um meinetwillen Vater und Mutter, Gebieter und Gebieterin zu verleugnen, — eine Seele, die ich dem Teufel zuführe.«

Lactantius seufzte tief.

»Und Du bist in dem Schlosse gewesen?«

»In voriger Nacht kam ich heraus, aber Ihr wisst, wie zuwider mir Gänge im Dunkel sind, besonders allein. Ehe ich drei Stunden bis Douvens, oder sechs bis Abbeville ging, wanderte ich eine Viertelstunde bis hierher in die Grotte, die mir bekannt und lieb ist, weil ich mit meiner Schönen darin zuerst zusammen gekommen bin. Ich fand tappend dies Lager, das ich eben auch schon kannte, und schlief mit dem Gedanken ein, dem ersten besten unter Euch, den ich sehen würde, das Unternehmen anzutragen, als Pille-Trousse mit den Seinen und dann Procop mit den Seinen kam. Beide Teile kamen um einer und derselben Sache willen; das Streben nach einer und derselben Sache führte den Zank herbei, und dieser hätte ohne Zweifel einen tragischen Ausgang genommen, als ich es für Zeit hielt einzuschreiten und wirklich einschritt. — Jetzt sage ich Euch: Wollen wir zusammentreten, statt einander die Häuse zu brechen? Wollt Ihr durch List in das Haus kommen, statt mit Gewalt? Wollt Ihr, daß man Euch die Türen öffne, statt daß Ihr sie mit Gewalt öffnen müßt? Wollt Ihr nicht erst lange nach dem Golde, den Juwelen, dem Silberzeuge suchen, sondern geradenwegs dahin geführt werden? Schlagt ein, dazu bin ich der Mann, und um mit dem guten Beispiele der Uneigennützigkeit voranzugehen, verlange ich nur denselben Teil

wie die Andern trotz dem wichtigen Dienste, den ich dabei leiste. Wer nun etwas Besseres zu sagen weiß, der komme und rede, — ich trete ihm das Wort ab und höre.«

Ein Murmeln der Bewunderung verbreitete sich in der Versammlung Lactantius unterbrach sein Gebet, trat zu Yvonnnet und küßte ihm demütig den Saum des Mantels. Procop, Pille-Trousse, Maldent und Fracasso drückten ihm die Hand und die beiden Scharfenstein erdrückten ihn beinahe in ihren Armen. Nur Malemort brummte in einem Winkel:

»Ihr werdet sehen, daß es nicht den kleinsten Hieb oder Stich giebt; es ist eine Erbärmlichkeit.«

»Nun also«, sagte Yvonnnet, der schon lange an eine solche Verbrüderung gedacht hatte und da das Glück so nahe an ihn heran kam, die Gelegenheit nicht vorüber lassen wollte, dasselbe zu fassen, »nun also, keinen Augenblick verloren! Wir sind hier neun Kerls beisammen, die weder Gott noch den Teufel fürchten.«

»Ei, ei«, fiel Lactantius sich bekreuzend ein, »Gott fürchten wir wohl.«

»Nun ja, freilich, Lactantius, es ist so eine Redensart. Ich sagte also, der Zufall habe hier neun Männer zusammengeführt.«

»Die Vorsehung, Yvonnnet, die Vorsehung!« fiel Lactantius wiederum ein.

»Nun ja, die Vorsehung, meinetwegen. Zum Glück haben wir da Procop unter uns, einen Gesetzkundigen; zum Glück trägt dieser Gesetzkundige Dinte und Feder am Gürtel und in der Tasche hat er, ich wollte wetten, Papier mit dem Stempel unseres guten Königs Heinrichs II.«

»So ist's« antwortete Procop, »ich habe das bei mir, und es ist ein Glück, wie Yvonnnet mit Recht sagt.«

»Demnach rasch ans Werk! Einen Tisch zurecht gemacht und unsern Gesellschaftsvertrag entworfen, während Einer von uns im Walde draußen, in der Nähe der Höhle Wache hält, damit wir nicht gestört werden.«

»Ich«, fiel Malemort ein, »werde mich als Schildwache hinausstellen und so viel Spanier, Engländer und Deutsche sich in dem Walde zeigen, so viele Tote gibt es.«

»Nein, nein, lieber Malemort, das darf gar nicht sein«,

antwortete Yvonnet. »In unserer Lage, das heißt kaum zweihundert Schritte von dem Lager Sr. Majestät Carls V. und unter einem Manne, der ein so feines Gehör und ein so geübtes Auge hat wie der Herr Emanuel Philibert von Savoyen, dürfen wir Niemanden ums Leben, bringen, außer wo es gar nicht zu umgehen ist, weil man nicht immer den Tod gibt, wie sicher man auch seines Stoßes ist . . . Auf das Hilfesgeschrei der Verwundeten würde man aber herbeikommen, und wenn einmal der Wald besetzt ist, dann weiß Gott, was aus uns werden könnte. Nein, mein lieber Malemort, Du bleibst hier und Einer der beiden Scharfenstein bezieht die Wache; sie sind beide Deutsche; wenn der Wachhaltende entdeckt wird, kann er sich für einen Lanzknecht des Herzogs von Aremberg oder für einen Reiter des Grafen von Waldeck ausgeben.

»Ich will lieber der Graf von Waldeck sein«, sagte Heinrich Scharfenstein.

»Dieser Riese ist außerordentlich geschickt«, entgegnete Yvonnet.

»Ja, Du sollst der Graf Waldeck sein, weil der Graf Waldeck auch gern mitnimmt. Das meinst Du doch auch, Scharfenstein?«

»Ganz eben dasselbige.«

»Und weil man sich nicht wundern würde, Einen von den Leuten dieses Grafen im Walde versteckt zu finden.«

»Das wollte ich sagen.«

»Nur möge der wachhaltende Scharfenstein sich versehen, als Beutelustiger von dem Grafen Waldeck nicht in die Hände des Herzogs von Savoyen zu fallen. Er versteht in solchen Dingen keinen Spaß.«

»Leider Gottes«, antwortete Heinrich Scharfenstein; »gestern hat er zwei Soldaten aufknüpfen lassen.«

»Drei!« sagte Franz.

»Nun, welcher von Euch übernimmt die Wache??«

»Ich«, antworteten Onkel und Neffe Scharfenstein zusammen.

»Lieben Freunde, diese Aufopferung wird von uns nach Verdienst gewürdigt«, sagte Yvonnet, »aber *eine* Schildwache ist vollkommen genug. Loset Ihr! Für den, welcher hier bleibt, findet

sich ein Ehrenposten.«

Die beiden Scharfenstein berieten sich einen Augenblick mit einander.

»Franz«, sagte Heinrich, »hat gute Augen und tüchtige Ohren; er wird Schildwache stehen.«

»Gut«, sagte Yvonnet, »so gehe Franz auf seinen Posten.«

Franz ging mit seiner gewöhnlichen Ruhe nach dem Ausgange der Höhle zu.

»Hörst Du, Franz«, sagte Yvonnet, »wenn Du die Andern fangen lässest, so hat das nicht gerade viel zu bedeuten, wenn Du aber von dem Herzoge von Savoyen gefangen wirst, mußt Du baumeln.«

»Ah, unbesorgt! Ich lasse mich von Niemanden fangen«, antwortete Franz.

Er verließ die Höhle, um sich aus seinen Posten zu begeben.

»Und mein Ehrenposten?« fragte nun Heinrich Scharfenstein.

Yvonnet nahm die Fackel aus der Hand Maldent's, reichte sie dem Scharfenstein und sagte:

»So, stelle Dich hierher . . . leuchte unserem gelehrten Freunde Procop und rühre Dich nicht.«

»Ich werde stehen wie ein Stock!« sagte Heinrich.

Procop setzte sich und nahm ein Papier aus der Tasche, sein Tintenfaß von dem Gürtel und auch die Feder.

Wir haben ihn schreiben sehen, als wir in die Höhle von Saint-Pol-sur-Ternoise traten, in der sich zufällig so viele Personen befanden.

Wir haben angedeutet, daß es keine leichte Aufgabe war, die Arbeit, welche Procop übernommen hatte, zu Aller Zufriedenheit zwischen elf Uhr Vormittags und drei Uhr Nachmittags am 5. Mai 1555 zu Ende zu führen.

Als handle es sich um einen Gesetzentwurf, der in einer modernen Kammer diskutiert werden sollte, so hatte ein Jeder nach seinem Interesse oder seinen Fähigkeiten »Amendements« und »Unteramendements« gestellt.

Die genannten Amendements und Unteramendements waren einer Abstimmung unterworfen worden und zur Ehre unserer

Abenteurer müssen wir sagen, daß sie im Ganzen ziemlich richtig, dabei ruhig und unparteiisch abgestimmt hatten.

Es gibt Dummköpfe und kecke Verleumder der Gesetzgeber, der Richter und der Justiz, welche behaupten, ein Gesetzbuch, welches von Spitzbuben entworfen wäre, würde vollständiger und namentlich billiger sein als ein von rechtlichen Männern abgefaßtes.

Wir beklagen die Verblendung dieser Unglücklichen, wie wir die Irrtümer der Calvinisten und Lutheraner beklagen, und bitten Gott, er möge beiden verzeihen.

In dem Augenblicke endlich als die Uhr Yvonne's ein Viertel auf Vier zeigte — so selten in jener Zeit eine Uhr war, müssen wir doch bestätigen, daß der kokette Abenteurer sich eine verschafft hatte — ein Viertel auf Vier also sah Procop auf legte die Feder hin, faßte sein Papier mit beiden Händen, sah es mit Befriedigung an und sagte: »Nun ich glaube das wäre getan und nicht übel, — **exigi monumentum.**«

Bei dieser Meldung machte Heinrich Scharfenstein, welcher die Fackel seit beinahe vierhalb Stunden hielt, eine Bewegung, um den Arm zu strecken, der müde zu werden anfing. Yvonne unterbrach sein Trällern, strich und drehte aber noch immer den Bart. Malemort war fertig mit dem Verbinden des Armes und steckte den Verband mit einer Nadel fest; Lactantius sprach sein letztes Ave: Maldent, welcher beide Hände auf den Tisch gestützt hatte, richtete sich empor; Pille-Trousse steckte den nun spitz genug gewordenen Dolch in die Scheide und Fracasso erwachte aus dem poetischen Träumen und Sinnen, sehr befriedigt von dem Sonett, an das er die letzte Hand gelegt, nachdem er sich einen Monat lang damit getragen hatte.

Alle traten an den Tisch, mit Ausnahme von Franz, welcher sich wegen der gemeinschaftlichen Interessen auf seinen Oheim verließ und sich, wie gesagt, etwa zwanzig Schritte von dem Eingange der Höhle Wache haltend auf den Bauch gelegt hatte, fest entschlossen nicht nur für seine Kameraden gut zu wachen, sondern auch sich selbst von Niemanden überrumpeln zu lassen, namentlich nicht von Emanuel Philibert von Savoyen, der so geschwind hängen ließ.

»Meine Herren«, sagte Procop, indem er sich, selbstzufrieden,

in dem Kreise umsaß, der sich um ihn her gebildet hatte und zwar so regelmäßig wie um einen Offizier, der seinen Soldaten einen Befehl erteilt, »meine Herren, sind Alle da?«

»Ja, antworteten die Abenteurer im Chor.

»Sind auch Alle bereit, die achtzehn Artikel vorlesen zu hören, aus welchen die Urkunde besteht, die wir im Verein entworfen haben und die der Gesellschaftsvertrag heißen konnte? Eine Art Gesellschaft wollen wir doch gründen, stiften und ordnen.«

Die Antwort lautete allgemein zustimmend, wobei Heinrich Scharfenstein selbst verständlich mit für seinen Neffen sprach.

»Also hört«, fuhr Procop fort.

Er hustete, spuckte aus und sang an:

»Zwischen den Unterzeichneten . . . «

»Mit Verlaub«, unterbrach ihn Lactantius, »ich kann nicht unterzeichnen.«

»Das will nichts sagen«, antwortete Procop; »Du machst ein Kreuz darunter.«

»Ah«, murmelte Lactantius, »um so heiliger wird meine Verpflichtung sein. Fahre also fort, Bruder.

Procop begann von neuem:

»Zwischen den Unterzeichneten,

»Johann Chrysostomus Procop «

»Nun, gar bescheiden bist Du nicht«, sagte Yvonnet; »Du setzt Dich gleich oben an . . . «

»Einer mußte doch anfangen«, antwortete Procop unbefangen.

»Weiter! Weiter!« drängte Maldent.

»Johann Chrysostomus Procop, ehemaliger Prokurator zu Caën, auch zu Nauen, Cherbourg, Valognes . . . «

»Na«, fiel Pille-Trousse ein, »nun wundere ich mich nicht mehr, daß Du mit dem Schreiben drei und eine halbe Stunde zugebracht hast, wenn Du Jedem wie Dir vollständige Titel und Würden anhängtest; im Gegenteil, ich wundere mich, daß Du schon fertig bist.«

»Nein«, antwortete Procop, »ich habe Euch Allen einen Titel gegeben, glaubte aber, daß bei mir, dem Concipienten der Urkunde, die Aufzählung meiner Titel nicht nur geeignet, sondern

sogar durchaus notwendig sei.«

»Das ist etwas Anderes«, sagte Pille-Trousse.

»So hört doch endlich einmal auf«, schrie Malemort; »wir werden ja nicht fertig, wenn Ihr bei jedem Worte unterbrecht.«

»Ich *werde* unterbrochen«, entgegnete Procop. Dann fuhr er fort:

»Zwischen den Unterzeichneten,

»Johann Chrysostomus Procop und so weiter, Honorius Joseph Maldent, Victor Felix Yvonné, Chrillus Nepomuk Lactantius, Cäsar Hannibal Malemort, Martin Pille-Trousse, Vittorio Albeni Fracasso, Heinrich und Franz Scharfenstein, sämtlich Kapitänen in Diensten des Königs Heinrich II. . . . «

Ein schmeichelhaftes Gemurmel unterbrach Procop und Niemand dachte mehr daran, ihm die Titel streitig zu machen, welche er sich beigelegt hatte, da ein Jeder damit beschäftigt war, durch Schärpe, Schnupftuch oder einen Lumpen den Titel »Kapitän« im Dienste Frankreichs zu rechtfertigen, den er empfangen hatte.

Procop ließ dem Beifallsgemurmel Zeit, sich zu beruhigen, und fuhr fort:

»Ist beschlossen und festgesetzt worden wie folgt . . . «

»Halt!« rief Maldent. »Die Urkunde gilt nicht.«

»Warum gilt sie nicht?« fragte Procop.

»Du hast etwas Wichtiges darin vergessen.«

»Was.«

»Das Datum.«

»Das Datum kommt zuletzt.«

»Das ist etwas Anderes«, entgegnete Maldent; »besser wäre es aber doch, wenn es am Anfange stände.«

»Am Anfange oder am Ende, das bleibt sich gleich«, sagte Procop. »Die Institutionen Justinian's sagen ausdrücklich: »**Omne actum quo tempore scriptum sit, indicato, seu initio, seu fine, ut paciscentibus libuerit,**« das heißt, jede Urkunde muß ihr Datum an sich tragen, entweder am Anfange oder am Ende, wie es den Kontrahierenden beliebt.«

»Eine abscheuliche Sprache, die Advokaten-sprache!« sagte

Fracasso. »Was für ein Unterschied zwischen *diesem* Latein und dem Latein Virgil's und Horazens!«

Und er skandierte wohlgefällig die Verse aus der dritten Ecloge Virgils:

Malo me Galatea petit, lasciva puella:
Et fugit ad salices, et se cupit ante videri . . .

»Ruhe, Fracasso!« sagte Procop.

»Gebiete Du Ruhe so lange Du willst«, antwortete Fracasso, »es ist und bleibt doch wahr, daß ich Justinian I., ein so großer Kaiser er meinetwegen auch gewesen ist, Homer den Zweiten vorziehe und lieber die Bucolica, die Eclogen und selbst die Aeneïs verfaßt haben möchte als die Institutionen, die Pandecten und das ganze *corpus juris civilis*.«

Über diesen wichtigen Punkt wäre es zwischen Fracasso und Procop sicherlich zum Streite gekommen — dessen Ende und Folgen nicht abzusehen waren — aber vor der Höhle ließ sich ein unterdrückter Ruf hören, welcher die Aufmerksamkeit der Abenteurer dahin richtete.

Bald zeigte sich auch ein dunkler Schatten an dem Eingange und endlich erschien ein Wesen, dessen Art nicht zu bestimmen war, so seltsame Formen hatte es in dem Halbdunkel, von dem aus es sich in den Kreis hereinbewegte, der sich vor ihm öffnete.

Da erst und in dem Lichte der Fackel, welche die Gruppe beleuchtete, erkannte man Franz Scharfenstein, der in seinen Armen ein Mädchen trug und demselben als Knebel die breite Hand auf den Mund gelegt hatte.

Jeder wartete auf die Lösung des neuen Vorfalles.

»Kameraden«, sagte der Riese, »das Weibsbildchen schlich um den Eingang der Höhle her; ich hab sie gehascht und bringe sie. Was machen wir mit ihr?«

»Zuerst«, antwortete Pille-Trousse, »laß sie los; sie wird doch nicht uns alle Neun beißen.«

»Ah, vor dem Beißen fürcht ich mich nicht«, antwortete Franz lachend; »sie sieht selber anbeißerlich aus.«

Mitten im Kreise, wie ihm Pille-Trousse angedeutet hatte, ließ er das Mädchen los und trat dann rasch zurück.

Das Mädchen war jung und hübsch und schien der Kleidung nach der achtenswerten Classe der Köchinnen eines guten Hauses anzugehören, sah sich ängstlich rund im Kreise um, zu erkennen, unter welcher Gesellschaft sie sich befinde, die ihr auf den ersten Blick wohl etwas gemischt vorkommen mochte.

Sie kam indes nicht einmal rund herum in dem Kreise, als ihr Blick aus dem jüngsten und zierlichsten der Abenteurer ruhte.

»Herr Yvonnet«, rief sie, »um Gottes Willen schützt mich! verteidigt mich!«

Zitternd umschlang sie zugleich den jungen Mann.

»Sieh, sieh«, sagte Yvonnet, »die Jungfer Gertrude!«

Er drückte das Mädchen an seine Brust, um sie zu beruhigen, und sagte:

»Nun, Ihr Herren, da werden wir ganz frische Nachrichten aus dem Schlosse Parcq erhalten, denn das schöne Kind kommt daher.«

Da die Nachrichten, welche Yvonnet durch den Mund Gertrudens ankündigte, alle Anwesenden im höchsten Grade interessierten, so gaben die Abenteurer für den Augenblick wenigstens, die Vorlesung ihres Gesellschaftsvertrages auf, traten um das junge Paar herum und warteten mit Ungeduld, daß Jungfer Gertrude sich so weit beruhigt haben werde, um sprechen zu können.

V.

Der Graf von Waldeck.

Es vergingen noch einige Minuten: dann hatte sich Jungfer Gertrude durch das freundliche Zureden Yvonne's besänftigt und sie begann zu erzählen.

Da aber ihre Erzählung häufig bald durch einen Rest von Angst, bald durch die Fragen der Abenteurer unterbrochen wurde, so würde sie unseren Lesern keine hinreichende Deutlichkeit gewähren; wir wollen also an ihre Stelle treten und so kurz als wir es vermögen das tragische Ereignis erzählen, welches das Mädchen gezwungen hatte, das Schloß Parcq zu verlassen und eine Zuflucht anderswo zu suchen, wobei sie unter die Abenteurer geraten war.

Zwei Stunden nach der Entfernung Yvonne's, in dem Augenblicke als Jungfer Gertrude, ohne Zweifel etwas ermüdet von der nächtlichen Unterhaltung mit dem schönen Pariser, endlich sich entschloß, ihr Bett zu verlassen und zu ihrer Herrin hinunter zu gehen, die zum dritten Mal sie rufen ließ, trat der Sohn des Pächters, ein Bursche von sechzehn bis siebzehn Jahren, Philipp mit Namen, ängstlich in das Zimmer der Dame und meldete ihr, es komme ein Haufe von vierzig oder fünfzig Mann, die den schwarzgelben Schärpen nach wohl zu dem Heere Carls V. gehören möchten, auf das Schloß zu, nachdem sie seinen Vater, der auf dem Felde gearbeitet, gefangengenommen hätten.

Philipp, der einige hundert Schritte von seinem Vater gearbeitet, hatte gesehen, wie der Anführer ihn erfaßt und dann an den Gebärden der Soldaten und des Gefangenen erraten, daß von dem Schlosse die Rede sei. Er hatte sich meist kriechend bis an den Hohlweg geschlichen und weil er da nichts mehr habe sehen können, war er so schnell als möglich herbeigekommen, um der Herrin das Vorgegangene zu melden, damit sie noch Zeit habe sich zu etwas zu entschließen.

Die Frau vom Hause stand auf, trat an das Fenster und erblickte in der Tat die Soldaten etwa hundert Schritte von dem Schlosse; es mochten fünfzig Mann sein, wie es Philipp gesagt

hatte, mit etwa drei Anführern. Neben derer Pferde eines derselben ging der Pächter, dem die Hände auf den Rücken zusammengebunden waren; der Offizier, neben dem er ging, hielt das Ende des Strickes, damit der Mann nicht zu entfliehen suche oder, wenn er dies versuchte, damit er sogleich festgehalten werden könne.

Dieser Anblick war nichts weniger als beruhigend. Da indes die Leute,- welche herankamen, die Reichsschärpe trugen; da ferner die drei Anführer Kronen auf dem Helmbusche und Wappen auf der Brust ihrer Harnische trugen; da der Herzog Emanuel Philibert sehr bestimmte Befehle in Bezug auf das Plündern gegeben hatte, da endlich eine Frau unmöglich durch die Flucht sich retten konnte; so war die Frau vom Hause entschlossen, die Ankommenden so gut als möglich zu empfangen. Sie verließ deshalb ihr Zimmer, ging die Treppe hinunter und erwartete sie als Zeichen der Ehre, die sie ihnen anthat, auf der ersten Stufe der Vortreppe.

Jungfer Gertrude indes hatte sich bei dem Anblicke der Männer so sehr gefürchtet, daß sie nicht mit ihrer Herrin ging, wie es doch ihre Pflicht gewesen wäre, sondern sich an Philipp klammerte und ihn um Gottes Willen bat, ihr ein sicheres Versteck zu zeigen, in welchem sie sich so lange verborgen halten könnte, als die Soldaten im Schlosse blieben und wohin ihr Philipp von Zeit zu Zeit Nachricht von ihrer Herrin bringen möchte.

Obgleich Jungfer Gertrude an Philipp seit einiger Zeit sehr unfreundlich gehandelt hatte und dieser ihr Gleiches mit Gleichem zu vergelten sich vorgenommen hatte, wenn sie ihn brauche, weil er sich nicht erklären konnte, warum sie mit einem Male ein ganz anderes Benehmen gegen ihn angenommen hatte, war sie doch so schön, wenn sie sich fürchtete, und so verführerisch wenn sie bat, daß Philipp sich noch einmal erweichen ließ und sie in den Hof, aus dem Hof in den Garten führte und da in einer Grube versteckte, in welcher er und sein Vater das Werkzeug aufbewahrten.

Wahrscheinlich beschäftigten sich die Soldaten, welche die Absicht zu haben schienen das Schloß zu besehen, nur mit den Kellern und der Küche, suchten sie aber gewiß nicht da, wo sich höchstens etwas Wasser befand.

Gertrude hätte gewiß den Philipp gern bei sich behalten und Philipp wäre wahrscheinlich auch vorn Herzen gern bei Jungfer Gertrude geblieben, aber die Schöne war noch neugieriger als furchtsam, so daß der Wunsch, zu erfahren was verging, die Furcht allein zu bleiben überwog.

Der größeren Sicherheit wegen klappte übrigens Philipp die Tür über die Grube und schloß das Schloß daran zu, was Gertrude im Anfange gewaltig ängstigte, was sie aber nach reiflicher Überlegung endlich beruhigte.

Sie hielt den Athem an und horchte aufmerksam; anfangs hörte sie großes Geklirr von Waffen und Getrappel von Pferden, Geschrei und Gewieher, aber alles schien sich bald in dem Hofe zu sammeln.

Die Versteckte und Gefangene zitterte vor Ungeduld und verging fast vor Neugierde. Mehr als einmal versuchte sie die Tür aufzuheben. Wäre es ihr gelungen, so hätte sie gewiß auf die Gefahr hin, daß ihr etwas Unangenehmes dabei begegnete, zu hören versucht, was man spreche, oder zu sehen, was vorgehe.

Endlich hörte sie leise Tritte ihr näher kommen; der Schlüssel wurde in das Schloß gesteckt und die Tür langsam und bedächtig geöffnet, dann aber schnell wieder niedergelassen, nachdem Philipp hereingekommen war.

»Nun«, fragte Gertrude noch ehe die Tür ordentlich wieder zu war.

»Nun«, antwortete Philipp, des scheinen wirklich adelige Herren zu sein, wie die gnädige Frau gleich erkannte, aber was für Herren, wenn Du sie fluchen und wettern hörtest, würdest Du sie für Heiden halten.«

»Mein Gott, was Du da sagst!« entgegnete das Mädchen ganz erschrocken.

»Es ist die reine Wahrheit, Jungfer Gertrude. Der Herr Caplan wollte ihnen Vorstellungen machen, aber sie antworteten, sie würden ihn an den Bäumen aufhängen, den Kopf nach unten und ihn hin und her zerren wie eine Glocke, die geläutet wird, und ihr Caplan scheint ein wahrer Heide zu sein; auch trägt er einen gewaltigen Schnauzbart und flucht mit den Andern um die Wette.«

»Aber dann sind es ja keine ordentlichen adeligen Herren«,

sagte Gertrude.

»Doch, doch, vom besten deutschen Adel. Sie schämten sich gar nicht ihre Namen zu sagen und das ist gewiß viel nach der Art, wie sie sich benehmen. Der Älteste ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren und er heißt Graf von Waldeck. Er befehligt vier tausend Reiter in dem Heere Sr. Majestät Carls V. Von den beiden Andern kann der Eine vier- bis fünfundzwanzig, der Zweite neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein und der Eine ist sein ehelicher, der andere ein unehelicher Sohn. Wie ich aber gesehen habe — man sagt, es wäre oft so — scheint er den ehelichen Sohn weniger zu lieben als den andern. Der erstere ist ein schöner Mann mit blassem Gesicht, großen braunen Augen und schwarzem Bart und Haar; auch glaube ich, daß sich mit dem ein verständiges Wort reden ließe. Anders ist es mit dem Bastard, der hat rotes Haar und wahre Eulenaugen Gertrude, der ist ein wahrer Teufel. Gott verhüte, daß Du dem in den Wurf kämst! Er sah die gnädige Frau an, so . . . mir lief's kalt über den Rücken.«

»Wirklich?« fragte Jungfer Gertrude, die neugierig zu sein schien, wie wohl ein Blick wäre, bei dem es Einem kalt über den Rücken läuft.

»Gewiß und wahrhaftig«, beteuerte Philipp, »da bin ich aber fortgegangen. Jetzt will ich mich wieder hinschleichen, um zu sehen was weiter geschieht; ich komme bald wieder und erzähle es Dir.«

»Ja, ja«, sagte Gertrude, »komm aber bald wieder und sieh Dich vor, daß Du kein Unglück nimmst.«

»Da kannst Du unbesorgt sein, Gertrude«, antwortete Philipp, »ich zeige mich nicht anders als mit einer Flasche in jeder Hand und da ich weiß, wo im Keller die gute Sorte liegt, so meinen es die Spitzbuben sehr gut mit mir.«

Philipp ging wieder fort und schloß Gertrude von neuem ein, die nun reiflich darüber nachdachte, wie wohl die Augen aussehen möchten, die so schreckliche Blicke geben könnten.

Noch hatte sie sich die Sache nicht ganz erklären können, obgleich sie wohl eine Stunde darüber gesonnen, als ihr Bote und Freund von neuem erschien.

Einen Ölzweig brachte er indes nicht mit. Der Graf von Waldeck

und seine Söhne hatten durch Drohungen und Mißhandlungen die gnädige Frau gezwungen ihnen ihren Schmuck, ihr Silbergeschirr und alles Gold im Schlosse zu geben. Damit waren sie aber nicht zufrieden gewesen und die arme Frau war in dem Augenblicke, als sie die adeligen Räuber los zu sein glaubte, ergriffen, geknebelt, an ihr Bett gelegt und in ihrem Zimmer eingesperrt worden, mit dem Versprechen, binnen zwei Stunden werde man das Schloß in Brand stecken, wenn sie bis dahin nicht zweihundert Rosenthaler aufgetrieben hätte.

Jungfer Gertrude beklagte gebührendermaßen das Schicksal ihrer Herrin, da sie aber die fraglichen zweihundert Rosenthaler nicht besaß, sie ihr also nicht leihen und damit sie nicht befreien konnte, so bemühte sie sich an etwas Anderes zu denken und fragte Philipp, was der schändliche Bastard Waldeck mit dem roten Haar und den schrecklichen Augen mache.

Philipp antwortete, der Bastard sei eben daran sich zu betrinken, wobei ihn sein Vater getreulich unterstütze. Nur der junge Graf von Waldeck behalte unter den Schändlichkeiten so viel als möglich Kaltblütigkeit.

Jungfer Gertrude hatte sehr große Lust, mit eigenen Augen zu sehen, wie die Schändlichkeiten denn eigentlich beschaffen wären . . . Das Plündern kannte sie schon, denn sie hatte Théroutanne plündern sehen, aber die andern Schändlichkeiten!

Philipp erklärte ihr so gut als möglich was er meinte, nämlich daß die wilden Männer dasäßen, unmäßig tranken, äßen, schlechte Reden führten und namentlich sich ganz besonders gegen die Mädchen und Frauen benähmen, die ihnen in die Hände fielen.

Diese Schilderung erhöhte denn natürlich die Neugierde Gertrudens noch viel mehr. Sie bat deshalb Philipp, er möge sie herauslassen, nur auf zehn Minuten; dieser wiederholte aber so oft und so ernsthaft, daß sie ihr Leben aufs Spiel setze, wenn sie sich herauswage, daß sie sich endlich vornahm, doch lieber in ihrem Versteck zu bleiben und auf den dritten Besuch Philipps zu warten, um dann einen Entschluß zu fassen.

Dieser Entschluß war vor der Rückkunft Philipps gefaßt, nämlich mit Gewalt, wenn, es nicht anders gehe, aus dem Versteck zu flüchten, sich in das Schloß zu begeben, auf den

geheimen Gängen hinzuschleichen und mit eigenen Augen zu sehen, was vorgehe, da denn jede Beschreibung, wie beredt sie auch sein möge, immer hinter dem Beschriebenen zurückbleibe.

Sobald sie zum dritten Male den Schlüssel hörte, wollte sie hinauseilen, es mochte Philipps Meinung sein oder nicht, aber als sie den jungen Mann sah, wich sie entsetzt zurück.

Philipp sah totenbleich aus; sein Mund stammelte unzusammenhängende Worte und seine Augen hatten den stieren Ausdruck behalten, den das Entsetzen dem Blicke des Menschen gibt, welcher etwas Schauerliches, Grauenhaftes gesehen hat.

Gertrude wollte ihn fragen, aber sie fühlte sich von dem Entsetzen Philipps selbst eiskalt berührt; die Blässe Philipps ging auf ihr Gesicht über und sie wurde vor seinem Schweigen stumm.

Ohne etwas zu sagen, aber mit der Kraft des Entsetzens, dem Mancher nicht zu widerstehen versucht, ergriff er sie am Handgelenk und zog sie an die kleine Gartentür, welche auf das Feld führte, während er stammelte:

»Todt . . . ermordet . . . erdolcht!«

Gertrude ließ sich führen; Philipp ließ sie einen Augenblick los, um die Tür des Gartens hinter ihnen zuzumachen; aber es war dies eine nutzlose Vorsicht, denn Niemand dachte, daran sie zu verfolgen.

Aber die Erschütterung, welche der arme Philipp erfahren hatte, war zu gewaltsam gewesen, als daß die Bewegung, in die sie ihn versetzt, hätte anhalten können. Nach fünf Minuten verließ ihn die Kraft, er sank atemlos nieder und murmelte rau, wie ein Mann, den der Tod bereits erfaßt hat, die schrecklichen Worte, die einzigen, die er über die Zunge brachte:

»Todt . . . ermordet . . . erdolcht!«

Gertrude hatte sich da umgesehen, sie war nur etwa zweihundert Schritte von dem Waldsaume; sie kannte diesen Wald, sie kannte die Höhle darin, es war also ein doppelter Zufluchtsort. Übrigens traf sie am Ende gar in der Höhle Yvonne.

Zwar fühlte sie einigermaßen Gewissensbisse, daß sie den armen Philipp so am Rande eines Grabens in Ohnmacht liegen lasse, aber sie sah auch fünf bis sechs Reiter auf sich zukommen.

Vielleicht gehörten diese zu den Leuten des Grafen Waldeck und sie hatte also gar keine Zeit zu verlieren, wenn sie ihnen entkommen wollte. Sie lief also nach dem Walde hin, ohne zurück zu sehen, sie lief wie gehetzt, bis sie das Gebüsch erreicht hatte; da erst blieb sie stehen, lehnte sich an einen Baum, um nicht zu fallen, und blickte ins Freie hinaus.

Die fünf oder sechs Reiter waren an der Stelle angekommen, wo sie den ohnmächtigen Philipp verlassen hatte. Sie hatten ihn aufgehoben, da er aber keinen Schritt gehen konnte, legte ihn einer quer vor sich über den Sattel und so jagten sie fort.

Übrigens schienen die Leute nur gute Absichten zu haben und Gertrude fing an zu glauben, es hätte dem armen Philipp nichts Besseres geschehen können, als in solche Hände zu fallen, die so mitleidig zu sein schienen.

Als Gertrude sich so über das Schicksal ihres Begleiters beruhigt, auch sich etwas erholt hatte und zu Athem gekommen war, lief sie weiter in der Richtung hin, in welcher sie die Höhle zu finden glaubte, aber der Kopf war ihr so wüst, daß ihre Augen nicht auf die Zeichen merkten, die sie sonst auf ihrem Gange leiteten. Sie verirrte sich also und erst nach einer Stunde kam sie zufällig oder aus Instinkt in die Nähe der Höhle, wo Franz Scharfenstein sie ergriff.

Das Übrige erräth man: Franz streckte einen Arm aus, den er um Gertrude legte, mit der andern Hand hielt er ihr den Mund zu, dann hob er das Mädchen leicht auf, trug sie in die Höhle und setzte sie dann erschrocken mitten unter den Abenteurern nieder, denen sie, durch freundliche Worte Yvonne's beruhigt, das erzählte, was wir eben den Lesern mitgeteilt haben und was von den Zuhörern mit einem Schrei des Unwillens aufgenommen wurde.

Aber, man irre sich nicht, dieser Unwille hatte eine selbstsüchtige Quelle. Die Abenteurer fühlten sich keineswegs durch den Mangel an Moral empört, welchen die Plünderer in dem Schlosse Parcq bewiesen hatten; nein, sondern darüber, daß Graf Waldeck mit seinen Söhnen das Schloß früh ausgeraubt hatte, welches sie Abends hatten plündern wollen.

Dieser Unwille sprach sich in lauten Verwünschungen aus, denen dann der einmütig gefaßte Beschluß folgte, auf

Entdeckung auszugehen und zuzusehen, was draußen geschehe, sowohl nach der Seite hin, nach welcher man Philipp gebracht, als auch in der Gegend des Schlosses, in welcher das Drama gespielt, welches Gertrude mit aller Beredsamkeit und Energie der Angst beschrieben hatte.

Der Unwille schloß indes bei den Abenteurern die Vorsicht nicht aus. So beschlossen sie denn ein Zuverlässiger und Gutwilliger solle vorher den Wald durchsuchen und dann den Andern Bericht erstatten. Je nach den Aussichten auf Sicherheit oder Unsicherheit, welche diese Musterung gäbe, wollte man handeln.

Yvonnet erbot sich die Durchsuchung des Waldes zu übernehmen. Auch war er allerdings am geeignetsten dazu, denn er kannte den Wald genau und war gewandt wie ein Reh und schlau wie ein Fuchs.

Gertrude protestierte laut dagegen, daß ihr Geliebter einen so gefährlichen Auftrag übernehme, aber man machte ihr mit sehr wenigen Worten begreiflich, daß sie die Zeit übel wähle, um Liebesbesorgnisse in einer Gesellschaft zu äußern, die an dergleichen Zartheiten und Zärtlichkeiten nicht gewöhnt sei. Sie war denn auch im Grunde ein sehr verständiges Mädchen und beruhigte sich, da sie sah, daß ihre Klagen und Tränen nicht nur nichts nützten, sondern am Ende gar für sie schlecht ablaufen könnten. Auch setzte ihr Yvonnet heimlich auseinander, die Geliebte eines Abenteurers dürfe nicht so reizbar und empfindlich sein wie eine Romanprinzessin, dann übergab er sie den Händen seines Freundes Fracasso, unter der besonderen Obhut der beiden Scharfenstein, und verließ die Höhle, um den wichtigen Auftrag auszuführen, den er übernommen hatte.

Nach zehn Minuten war er zurück.

Der Wald war vollkommen frei und schien durchaus keine Gefahr zu bieten.

Da die Neugierde der Abenteurer in der Höhle durch die Erzählung der Jungfer Gertrude fast so gereizt worden war, wie die Gertrude's durch die Erzählung Philipps und der vielerprobte Lanzknecht schicklicherweise nicht dieselben Gründe zur Vorsicht haben konnte wie ein schönes schüchternes junges Mädchen, so verließen sie die Höhle und ließen den Gesellschaftsvertrag Procops unter der Bewachung der Erdgeister, forderten Yvonnet

auf, sich an ihre Spitze zu stellen, und gingen unter seiner Führung nach dem Waldsaume zu, freilich nicht ohne daß ein Jeder sich vorher überzeugt hatte, daß sein Schwert oder Dolch in der Scheide nicht eingerostet sei.



VI.

Der Richter.

In dem Maße wie die Abenteurer sich der Spitze des Waldes näherten, die sich wie eine Lanzenspitze bis eine Viertelstunde von Hesdin vorschob und die unsern Lesern bereits bekannten Becken der Ebene trennte, folgte dem Hochwalde dichtes Unterholz, das, weil die Bäume da nahe neben einander standen und ihre Zweige in einander flochten, die Sicherheit derer mehrte, welche sich in seinem Schatten bargen. Die kleine Schar gelangte also an den Waldsaum ohne von einem lebendigen Wesen gesehen worden zu sein.

Etwa fünfzehn Schritte von dem Graben, welcher den Wald von der Ebene trennte und um den Weg herumging, auf welchen wir die Aufmerksamkeit der Leser schon im ersten Kapitel dieses Buches gelenkt haben und der eine Verbindung zwischen dem Schloß Parcq, dem Lager des Kaisers und den benachbarten Dörfern bildete, blieben unsere Abenteurer stehen.

Der Ort war dazu auch gut gewählt; eine riesige Eiche, die mit einigen ähnlichen Bäumen geblieben war, um anzudeuten, welche Riesen sonst da gestanden hatten, breitete ihren buschigen Wipfel über ihre Köpfe aus, während sie, sobald sie einige Schritte taten, über die Ebene hinblicken konnten, ohne gesehen zu werden.

Alle erhoben sich gleichzeitig zu dem mächtigen hundertjährigen Baume. Yvonnet erriet, was man noch von ihm erwartete, er nickte deshalb zustimmend, ließ sich die Schreibtafel Fracasso's geben, in welcher sich ein einziges reines Papierblatt befand, das ihm der Dichter mit der Empfehlung zeigte, die andern zu schonen, da auf ihnen seine dichterischen Ereignisse ruhten. Er lehnte einen der beiden Scharfenstein an den Baumstamm, den er mit seinen Armen nicht umfassen konnte, stieg in die zusammengehaltenen Hände des Riesen, von den Händen ihm auf die Achseln, von diesen zu den ersten Zweigen des Baumes und im nächsten Augenblicke ritt er auf einem der gewaltigen Äste so sicher und bequem wie ein Matrose auf der

Rat eines Mastes.

Gertrude hatte ihm bei diesem Kletterwerke ängstlich nachgesehen, aber auch, bereits gelernt ihre Besorgnisse bei sich zu behalten und ihr lautes Schreien zu unterdrücken. Als sie überdies die Gewandtheit bemerkte, mit welcher sich Yvonnnet auf den Ast geschwungen hatte, und die Leichtigkeit, mit welcher er nach rechts und links blickte, überredete sie sich, daß er gar nicht in Gefahr sei.

Yvonnnet, welcher die Hand als Schirm über die Augen hielt und so bald nach Norden bald nach Süden sah, schien übrigens auf beiden Seiten gleich Beachtenswürdiges zu bemerken.

Sein öfteres Hinüber- und Herüberblicken erregte die Neugierde der Abenteurer sehr, welche unten in dem dichten Gebüsche nichts von dem erblicken konnten, was Yvonnnet von seinem hohen Sitzpunkte sah. Auch begriff Yvonnnet ihre Ungeduld, da sie ihn so fragend ansahen, ja leise zu fragen wagten: »Aber was gibt es denn?«

Zu den Ungeduldigsten, das läßt sich nicht leugnen, gehörte Jungfer Gertrude.

Yvonnnet, gab endlich seinen Gefährten zu verstehen, daß sie nach wenigen Minuten so viel wissen sollten als er. Er öffnete die Schreibtafel Fracasso's, riß das letzte weiße Blatt heraus, schrieb darauf mit Bleistift einige Zeilen, rollte dann das Papier zusammen, damit es nicht hinwegfliege, und ließ es hinunterfallen.

Alle Hände streckten sich darnach aus, auch die weißen, kleinen Hände Gertrudens, aber es gelangte in die tüchtigen Fäuste des Franz Scharfenstein.

Der Riese lachte über sein Glück, gab aber das Papier seinem Nachbar und sagte:

»Du, Procop, lesen kann ich wenig, französisch gar nicht.«

Procop, der so neugierig war wie die Andern, rollte das Blättchen auseinander, und las unter allgemeiner Aufmerksamkeit:

»Das Schloß Parcq steht in Feuer.«

»Der Graf Waldeck, seine beiden Söhne und vierzig Reiter sind wieder aufgebrochen und kommen auf dem Wege her, der von

Parcq nach dem Lager führt.«

»Sie sind etwa zweihundert Schritte von unserer Waldspitze fern.«

»Das zur Rechten.«

»Eine andere kleine Schar kommt dagegen auf dem Wege vom Lager nach dem Schlosse zu.«

»Sie besteht aus sieben Mann, einem Vornehmen, einem Knappen, einem Pagen und vier Soldaten.«

»So viel ich von hier aus erkennen kann, ist der Vornehme der Herzog Emmanuel Philibert.«

»Seine Schar ist ungefähr eben so weit auf unserer Linken entfernt als die des Grafen Waldeck auf der Rechten.«

»Wenn Beide in gleichem Schritte sich bewegen, müssen sie gerade an der Waldecke einander begegnen.«

»Wenn der Herzog Emanuel, wie es wahrscheinlich ist, durch Philipp Nachricht von dem erhalten hat, was im Schlosse geschehen ist, so können wir etwas Merkwürdiges zu sehen bekommen.«

»Achtung, Kameraden, — es ist der Herzog!«

Damit endete das Billett Yvonnet's, aber es ließ sich schwerlich mehr in so wenigen Worten sagen und einfacher ein Schauspiel versprechen, das in der Tat sehr sehenswert sein mußte, wenn der Abenteurer sich in den Personen und deren Absichten nicht täuschte.

Alle schlichen sich denn auch vorsichtig an den Waldsaum, um unter so wenig Gefahr und so bequem als möglich das Schauspiel mit anzusehen, das ihnen Yvonnet versprochen hatte.

Wenn der Leser dem Beispiele unserer Abenteurer folgen will, so kümmern wir uns nicht um den Grafen von Waldeck und dessen Söhne, die wir bereits aus der Beschreibung Gertrudens kennen, sondern schlüpfen ebenfalls an den linken Waldsaum und achten auf die neue Person, die uns Yvonnet angekündigt hat und die keine geringere ist als der Held unserer Geschichte.

Yvonnet hatte sich nicht geirrt. Der Herr, welcher zwischen seinem Pagen und Knappen herankam und vor dem, als gelte es eine einfache Patrouille, nur vier Bewaffnete ritten, war in der Tat der Herzog Emanuel Philibert, Oberbefehlshaber des Kaisers

Carl V. in den Niederlanden.

Er war um so leichter zu erkennen, als er seiner Gewohnheit gemäß seinen Helm nicht auf dem Kopfe trug, sondern an der linken Seite seines Sattels hängen hatte, wie er es fast immer tat, im Sonnenschein und Regen, ja bisweilen sogar in der Schlacht, weshalb denn auch die Soldaten ihn seiner Unempfindlichkeit gegen die Witterung wegen *Eisenkopf* genannt hatten.

In der Zeit, in welcher wir uns befinden, war er ein schöner junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, von mittlerer aber kräftiger Gestalt, mit sehr kurz geschnittenen Haar, hoher und freier Stirn, braunen schön geformten Augenbrauen, lebhaften blauen Augen, gerader Nase, vollem Schnurrbart, spitz geschnittenem Kinnbart und einem Halse, der etwas tief zwischen den Achseln saß, wie es fast bei allen Nachkommen kriegerischer Geschlechter der Fall ist, deren Vorfahren seit mehren Generationen den Helm getragen haben.

Wenn er sprach, war seine Stimme zu gleicher Zeit unendlich sanft und auffallend fest. Seltsam! Sie konnte sich zur heftigsten Drohung erheben, ohne um einen Ton höher zu werden.

Die Folge davon war, daß nur die Personen, die ihn ganz genau kannten, die Gefahr erraten konnten, welcher die Unvorsichtigen sich aussetzten, welche seinen Zorn weckten und die ihm trotzten, jenen Zorn, den er so fest in sich niederhielt, daß man die Stärke dessen nur dann erkennen und seinen Umfang ermessen konnte, wenn er, nach einem Blitze in seinen Augen, wie der Blitz losbrach, donnerte und zermalnte. Wie aber auch, nachdem der Blitz gefallen ist, das Gewitter sich verzieht und das Wetter sich wieder aufklärt, so erhielt nach dem Losbruche des Zornes das Gesicht des Herzogs seine gewöhnliche Ruhe wieder, sein Auge den festen wilden Blick und sein Mund das wohlwollende königliche Lächeln.

Der Knappe der zu seiner Rechten ritt und das Visir aufgeschlagen hatte, war ein blonder junger Mann etwa von demselben Alter und genau von derselben Größe wie der Herzog. Alles an ihm zeugte von ungewöhnlicher Körperkraft: seine hellblauen stolzen Augen, sein voller Bart von rötlicher Farbe, seine Nase mit den weiten Löchern, seine Lippen, deren Fülle und Röte der Bart nicht bergen konnte, die rotbraune Farbe des

Gesichts, eine Folge des Wetters und der Gesundheit. Nicht an der Seite, sondern auf dem Rücken trug er eines jener fürchterlichen Schwerter, die mit beiden Händen gefaßt werden mußten, deren Franz I. drei in der Schlacht von Marignan zerhieb und die man ihrer Länge wegen über die Achsel hing, während sich am Sattelbogen eines der Schlachtbeile oder eine der Streitäxte befand, welche an der einen Seite eine Schneide, an der andern eine Keule und an der Spitze ein scharfes, dreieckiges Eisen hatten, so daß man mit dieser Maße allein, je nach Gelegenheit spalten konnte wie mit einem Beile, daraufschielen wie mit einem Hammer und durchbohren wie mit einem Dolche.

Links von dem Herzoge ritt sein Page, ein schöner Jüngling von kaum sechzehn oder achtzehn Jahren mit blauschwarzem Haar, das deutsch geschnitten war, so wie es die Ritter Holbeins und die Engel Raphaels tragen. Seine Augen, die von langen Sammtwimpern beschattet wurden, hatten jene unbeschreibliche und unbenennbare Farbe zwischen Braun und Violett, welche man nur an arabischen und an sizilianischen Augen findet. Seine mattweiße Gesichtsfarbe — jenes eigentümliche schöne Mattweiß in den nördlichen Teilen der italienischen Halbinsel — glich der Farbe des carrarischen Marmors, der lange und liebevoll von der römischen Sonne geküßt worden ist. Seine kleinen schmalen weißen Hände lenkten mit bemerkenswerter Geschicklichkeit ein kleines tunesisches Pferd, das keinen Sattel, sondern nur einen Sitz von Leopardfell mit Glasaugen und Zähnen wie Klauen von Gold und statt des Zügels eine leichte seidene Schnur hatte. Die einfache aber zierliche Kleidung des Pagen bestand in einem Wamms von schwarzem Samt, das sich über einem kirschroten Koller öffnete, mit weißen Atlaspuften, um den Leib durch eine goldene Schnur zusammengehalten, welche einen Dolch trug, dessen Griff aus einem einzigen Achatstück geschnitten war. Sein zierlich geformter Fuß befand sich in einem Stiefel von Maroquin, in dessen oberem Teile, in der Gegend der Knie, eine Hose von schwarzem Summt gleich dem des Wammses sich verlor. Auf dem Kopfe endlich trug er ein Baret von demselben Stoffe und derselben Farbe wie die Kleidung und um das sich, über der Stirn durch eine Diamantagraffe festgehalten, eine kirschrote Feder legte, deren in jedem Windhauche sich bewegende Spitze

anmutig zwischen den beiden Schultern niederfiel.

Nachdem wir so die neu auftretenden Personen geschildert haben, können wir zu der Handlung zurückkehren, die wir unterdes aus den Augen verloren haben.

Während unserer Beschreibung setzten der Herzog Emanuel Philibert, dessen zwei Begleiter und vier Soldaten den Weg fort, ohne den Schritt ihrer Pferde zu beschleunigen noch anzuhalten. Je mehr sie sich aber der Waldecke näherten, um so mehr verdüsterte sich das Gesicht des Herzogs, als habe er im voraus das Schauspiel der Verwüstung erwartet, das sich seinen Augen darbieten sollte, sobald sie über die Waldecke hinausgekommen sein würden. Mit einem Male befanden sich, wie Yvonne es vorausgesehen hatte, an der äußersten Ecke die beiden Trupps einander gegenüber und merkwürdiger Weise hielt der zahlreichste an, übermannt von Überraschung, in welche sich sichtlich auch einige Furcht mischte.

Emanuel Philibert dagegen verriet das, was in ihm vorgehen mochte, weder durch ein Zucken seines Körpers, noch durch eine Gebärde seiner Hand, noch durch eine Bewegung in seinem Gesichte, sondern ritt gerade auf den Grafen von Waldeck zu, der ihn zwischen seinen beiden Söhnen erwartete.

Zehn Schritte von dem Grafen winkte Emanuel seinem Knappen seinem Pagen und seinen Reitern, die mit militärischer Regelmäßigkeit hielten und ihn allein den Weg fortsetzen ließen.

Als er so weit herangekommen war, daß er den jungen Grafen von Waldeck mit der Hand erreichen konnte, der wie eine Mauer zwischen ihm und seinem Vater hielt, machte der Herzog ebenfalls Halt.

Die drei Herren legten zum Zeichen des Grußes die Hand an den Helm, der Bastard von Waldeck aber ließ dabei zugleich das Visir herab, um auf jedes Ereignis gefaßt zu sein.

Der Herzog antwortete auf den dreifachen Gruß nur durch ein leichtes Nicken seines bloßen Kopfes.

Dann wendete er sich an den jungen Grafen und sagte mit dem herzugewinnenden Tone, der seine Stimme so wohlgefällig machte:

»Herr Graf, Ihr seid ein tapferer und würdiger Edelmann, wie sie mein hoher Herr, der Kaiser Carl V. liebt. Lange schon gedachte

ich etwas für Euch zu tun; vor einer Viertelstunde bot sich eine Gelegenheit dazu, und ich benützte sie. Ich empfing soeben die Nachricht, daß ein Fähnlein von hundert Lanzen, das auf Befehl des Kaisers am linken Rheinufer zusammengebracht worden ist, in Speier steht; ich ernenne Euch zum Kapitän desselben.«

»Gnädigster Herr«, stammelte der junge Mann erstaunt und freudig errötend.

»Hier ist das Patent, von mir unterzeichnet und mit dem Reichssiegel bedruckt«, fuhr der Herzog fort, indem er von der Brust ein Pergament nahm, das er dem jungen Grafen reichte, »nehmt es und brecht augenblicklich ohne allen Verzug auf. Wir ziehen wahrscheinlich bald wieder in das Feld; ich werde Euch und eure Leute brauchen. Herr Graf, zeigt Euch der Gunst würdig, die Euch geschehen ist, und Gott behüte Euch!«

Die Gunst war in der Tat groß, auch gehorchte der junge Mann, ohne ein Wort einzuwenden, dem Befehle, den er erhalten hatte, verabschiedete sich von seinem Vater und seinem Bruder und sagte dann zu Emanuel:

»Gnädigster Herr, Ihr seid in der Tat ein Richter, wie man Euch nennt, ein Richter für das Gute und das Schlechte. Ihr vertraut mir, und euer Vertrauen wird gerechtfertigt werden. Gehabt Euch wohl!«

Der junge Graf setzte sein Pferd in Galopp und verschwand hinter der Waldecke.

Emanuel Philibert sah ihm nach, bis er ihn ganz aus den Augen verloren hatten dann richtete er einen strengen Blick auf den Grafen von Waldeck und sagte:

»Nun zu Euch, Herr Graf.«

»Gnädiger Herr«, unterbrach ihn der Graf, »erlaubt mir zuerst meinen Dank für die Gunst auszusprechen, die Ihr meinem Sohne erwiesen habt.«

»Sie verdient keinen Dank«, antwortete Emanuel kalt, »weil er derselben vollkommen würdig ist; Ihr habt aber gehört, daß er mich einen Richter im Guten und Bösen nannte; übergeht mir euren Degen, Herr Graf.«

»Meinen Degen? Und warum?«

»Ihr wisst, daß ich den Soldaten bei Ruthenstrafe oder Galgen,

den Führern bei Gefängnis Rauben und Plündern verboten habe. Ihr habt gegen mein Verbot gehandelt, indem Ihr trotz den Vorstellungen eures ältesten Sohnes mit Gewalt in das Schloß Parcq eingedrungen seid und das Gold, die Juwelen und das Silbergeschirr der Dame darin geraubt habt. Ihr seid ein Dieb und Räuber, — übergeht mir euren Degen, Graf von Waldeck!«

Der Herzog hatte diese Worte gesprochen, ohne daß der Ton seiner Stimme erkenntlich sich veränderte; nur der Knappe und der Page sahen einander besorgt an, denn sie errieten, was geschehen werde.

Der Graf von Waldeck erbleichte, aber, wie gesagt, es war für einen Fremden schwer, am Tone der Stimme Emanuel Philiberts genau zu erkennen, zu welchem Grade der Drohung sein Zorn gestiegen.

»Meinen Degen?« wiederholte Waldeck. »Wahrscheinlich habe ich etwas Anderes noch begangen, denn um so wenig wird einem Edelmann der Degen nicht abgefordert.«

Und er versuchte verächtlich zu lachen.

»Ja«, antwortete Emanuel, »Ihr habt noch etwas Anderes begangen, aber ich schwieg darüber zur Ehre des deutschen Adels. Ihr wollt, daß ich rede, wohl, so hört: als Ihr das Gold, die Juwelen, das Silbergeschirr geraubt hattet, genügte das Euch nicht; Ihr ließt die Frau vom Hause am Fuße ihres Bettes anbinden und sagtet zu ihr: wenn Ihr mir nicht binnen zwei Stunden zweihundert Rosenobels übergeben habt, lasse ich das Schloß anzünden. Da Euch die arme Frau Alles gegeben hatte, was sie besaß, so war es ihr völlig unmöglich Euch die verlangten zweihundert Rosenobels zu geben; und Ihr ließt, trotz den Bitten eures ältesten Sohnes, das Pachthaus in Brand stecken, damit das unglückliche Opfer Zeit zum Nachdenken habe, ehe die Flammen das Schloß selbst ergriffen. Und Ihr werdet, das nicht leugnen, — man sieht von hier die Flammen und den Rauch. Ihr seid Brandstifter, — übergebt mir euren Degen, Graf Waldeck.«

Der Graf knirschte mit den Zähnen, denn er begann zu erraten, welche feste Entschlossenheit in den so ruhigen, gemessenen Worten des Herzogs lag.

»Da Ihr über den Anfang so genau unterrichtet seid«, sagte er,

»werdet Ihr ohne Zweifel auch das Ende kennen.«

»Ihr habt Recht, ich weiß alles und ich sagte nicht alles, weil ich Euch — den Strick ersparen wollte.«

»Durchlaucht!« rief Waldeck in drohendem Tone.

»Schweig!« gebot Emanuel Philibert, »achtet euren Ankläger und zittert vor eurem Richter. Auch das Ende will ich Euch nun vorhalten. Bei dem Anblicke der Flammen, die emporstiegen, trat euer Bastard, der den Schlüssel hatte, in das Gemach, in welchem die Gefangene gebunden lag. Die Unglückliche hatte nicht geschrien, als sie die Flammen gesehen, da ihr diese doch nur den Tod bringen konnten, sie schrie aber, als sie euren Bastard eintreten sah und er sie in die Arme nahm, denn ihr drohte Entehrung. Auf ihr Hilfesgeschrei kam euer ältester Sohn herbei; er forderte seinen Bruder auf die Frau loszulassen, er hörte aber auf den Ruf der Ehre nicht, sondern warf die Frau gebunden auf das Bett und zog seinen Degen. Euer ältester Sohn zog den seinigen ebenfalls, da er entschlossen war, die Frau mit Gefahr seines eigenen Lebens zu retten. Die beiden Brüder griffen einander mit Ungestüm an, denn sie haßten einander schon lange. Da tratet Ihr selbst ein und da Ihr wähtet, eure Söhne kämpften um den Besitz der Frau, sagtet Ihr: » Das schönste Weib auf Erden ist nicht einen Tropfen Blutes aus den Adern eines Kriegers wert; legt die Waffen nieder, Jungen, ich werde Euch vereinigen.« Die Söhne senkten die Waffen; Ihr ginget an ihnen vorbei und beide sahen Euch nach, denn sie wußten nicht, was Ihr tun wolltet. Ihr tratet zu der Frau, die gefesselt auf dem Bette lag, und ehe einer von euren Söhnen Zeit hatte die schmachvolle Handlung zu verhindern, stießet Ihr ihr den Dolch in die Brust. Sagt nicht, es sei nicht also gewesen, denn euer Dolch ist noch feucht und eure Hände sind noch vom Blute gerötet; Ihr seid ein Mörder, — übergeht euren Degen, Graf Waldeck!«

»Das ist leicht gesagt, Durchlaucht«, antwortete der Graf, »aber ein Graf von Waldeck würde Euch, Ihr mögts eine Krone tragen oder nicht, seinen Degen nicht übergeben, wäre er auch allein gegen Sieben; ich werde es also um so weniger tun, da ich meinen Sohn neben mir und vierzig Reiter hinter mir habe.«

»Wenn Ihr mir den Degen nicht gutwillig geben wollt, antwortete

Emanuel mit geringer Veränderung im Tone, »so werde ich ihn mit Gewalt nehmen müssen.«

Er ließ sein Pferd einen Satz tun und befand sich nun dicht neben dem Grafen.

Dieser wurde von dem Pferde des Herzogs zu sehr beengt, als daß er hätte den Degen ziehen können, und er griff deshalb nach den Holftern, aber ehe er den Knopf aufgemacht hatte, der sie schloß, hatte Emanuel in die seinige gegriffen und ein Pistol hervorgezogen.

Die Bewegung erfolgte so blitzschnell, daß sie weder von dem Bastard des Grafen von Waldeck, noch von dem Knappen oder Pagen des Herzogs gehindert werden konnte. Emanuel Philibert drückte mit ruhiger und sicherer Hand das Pistol so nahe an dem Grafen ab, daß das brennende Pulver diesem das Gesicht verbrannte, während ihm die Kugel den Kopf zertrümmerte.

Der Graf konnte kaum einen Schrei ausstoßen; er breitete nur die Arme aus, sank langsam rücklings auf das Pferd, verlor den linken, dann den rechten Steigbügel und fiel dann schwer herunter.

Der Richter hatte gerichtet; der Graf war auf der Stelle tot.

Während des Vorgehenden hatte der Bastard von Waldeck in voller Rüstung unbeweglich da gehalten wie eine Reiterstatue, als er aber den Schuß hörte, als er seinen Vater fallen sah, stieß er einen Wutschrei aus; dann rief er den erschrockenen Reitern zu:

»Kameraden zu mir! der Mann ist kein Deutscher. Nieder mit dem Herzog Emanuel!«

Die Reiter aber hielten ruhig und schüttelten nur den Kopf.

»Ah«, schrie da der Bastard, dessen Zorn höher und höher stieg, »Ihr weigert Euch den zu rächen, der Euch wie seine Kinder liebte und Euch mit Beute belud! Wohl, da Ihr feige Memmen und undankbar seid, werde ich ihn rächen.«

Er zog sein Schwert, um sich auf den Herzog zu stürzen, zwei Reiter aber jagten zu ihm und faßten zu beiden Seiten den Zügel, während ein Dritter ihn selbst festhielt.

Er sträubte sich und überschüttete seine Gegner mit Schimpfworten.

Der Herzog sah mit Bedauern zu; er begriff die Verzweiflung

des Sohnes, der seinen Vater zu seinen Füßen hatte fallen sehen.

»Durchlaucht«, fragten die Reiter, »was soll mit dem Mann geschehen?«

»Lasset ihn frei«, antwortete der Herzog, »wenn ich ihn verhaften ließe, da er mich bedroht hat, könnte er glauben, ich fürchte mich.«

Die Reiter entwandten dem Bastard das Schwert und ließen ihn los.

Er spornte sein Pferd heftig, daß es in einem gewaltigen Satze bis dicht an Emanuel Philibert flog.

Dieser hatte die Hand an dem zweiten Pistol und erwartete ihn so.

»Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, Fürst von Piemont«, rief der Bastard von Waldeck indem er drohend die Hand nach ihm ausstreckte, »Du verstehst wohl, daß von heute an Todfeindschaft zwischen Dir und mir besteht? Emanuel Philibert, Du hast meinen Vater getötet«, — er schlug das Visir seines Helmes auf — »betrachte mein Gesicht genau; so oft Du es sehen wirst, in der Nacht oder am Tage bei einem Feste oder im Kampfe . . . Wehe, Wehe Dir, Emanuel Philibert!«

Er riß darauf sein Pferd herum, jagte im Galopp davon, schüttelte seine Hand, als wolle er noch einen Fluch gegen den Herzog schleudern und rief zum letzten Male:

»Wehe!«

»Elender!« brummte der Knappe Emanuels, indem er seinem Pferde die Sporen gab, um ihn zu verfolgen; der Herzog machte aber eine gebieterische Bewegung mit der Hand und sagte:

»Keinen Schritt weiter, Scianca-Ferro! Ich verbiete es!«

Er wendete sich dann zu dem Pagen, der totenbleich auf dem Pferde saß, als müsse er herunter fallen.

»Was ist das, Leon?« fragte er, indem er ihm die Hand reichte, »wahrhaftig, ich könnte Dich für ein Mädchen halten, wenn ich Dich so bleich und zitternd neben mir sehe.«

»Ach, teurer Herzog«, antwortete der Page, »sagt mir, daß Ihr nicht verwundet seid, oder ich sterbe.«

»Kind, « entgegnete der Herzog, »stehe ich nicht in Gottes Hand?«

Zu den Reitern sagte er, indem er auf den toten Grafen zeigte:

»Freunde, gebt dem Manne ein christliches Begräbnis und möge die Gerechtigkeit, die ich an ihm geübt habe, Euch als Beweis dienen, daß es in meinen Augen wie in den Augen Gottes weder Große noch Kleine gibt.«

Er winkte Scianca-Ferro und Leon und kehrte mit ihnen nach dem Lager zurück, ohne daß sich in seinem Gesichte eine andere Spur von dem schrecklichen Ereignis, das geschehen war, zeigte, als die gewöhnliche Runzel auf seiner Stirn, die sich nur ein wenig tiefer gegraben zu haben schien.

VII.

Geschichte und Roman.

Während die Abenteurer, die ungesehen Zeugen der Katastrophe gewesen, welche wir geschildert, mit einem traurigen Blicke auf die rauchenden Trümmer des Schlosses Parcq in ihre Höhle zurückkehren, um die letzte Hand an den Gesellschaftsvertrag zu legen, der zwar vor der Hand nutzlos geworden ist, aber in Zukunft den Verbündeten doch die wunderbarsten Früchte tragen kann; während auf der andern Seite die Retter auf den Befehl oder vielmehr aus die Empfehlung ihrem ehemaligen Anführer ein christliches Begräbnis zu gewähren, in einem Winkel des Friedhofes von Hesdin das Grab dessen gruben, welcher die Strafe für sein Verbrechen auf der Erde empfangen hat und nun auf die göttliche Barmherzigkeit hofft; während endlich Philibert Emanuel zwischen seinem Knappen Scianca-Ferro und seinem Pagen Leon nach seinem Zelte zurückkehrt, wollen wir Alles das, was nur Prolog war, die Inscenesetzung und die untergeordneten Personen unseres Dramas bei Seite setzen, uns mit der Wirklichkeit und den Hauptpersonen beschäftigen, welche hervorgetreten sind, und um — die Leser gründlicher mit den Charakteren bekannt zu machen, — einen historisch-romantischen Ausflug oder Abstecher in die Vergangenheit machen, jenes glänzende Reich des Dichters und Geschichtschreibers, das ihnen keine Revolution entziehen kann.

Emanuel Philibert, der dritte Sohn Carls III., des Gütigen, und der Beatrice von Portugal, wurde am 8. Juli 1528 in dem Schlosse zu Chambéry geboren.

Er empfing einen doppelten Namen: Emanuel zu Ehren seines mütterlichen Ahns, Emanuel, Königs von Portugal, und Philibert in Folge eines Gelübdes, welches sein Vater dem heiligen Philibert von Tours getan hatte. Er wurde um vier Uhr Nachmittags geboren und erschien an der Pforte des Lebens so schwächlich, daß der Athem des Kindes nur durch den Hauch erhalten wurde, den ihm eine der Frauen seiner Mutter einblies und daß er bis zum dritten Jahre den Kopf nicht emporrichtete, auch nicht sich auf

den Füßen erheben konnte.

Als das Horoskop, das damals bei der Geburt jedes Prinzen gestellt wurde, verkündete, der eben Geborene werde ein großer Kriegsheld werden und dem Hause Savoyen einen größeren Glanz geben, als vorher Peter, genannt der *kleine Carl der Große*, oder Amadeus V., genannt der *Große*, oder Amadeus VI., genannt der *grüne Graf*, konnte seine Mutter die Tränen nicht unterdrücken, während sein Vater, ein frommer, gottergebener Mann, kopfschüttelnd und zweifelnd zu dem Astrologen sagte, welcher ihm diese Prophezeiung brachte:

»Gott erhöere Euch, guter Freund!«

Emanuel Philibert war durch seine Mutter, Beatrice von Portugal, die schönste und gebildetste Fürstin ihrer Zeit, der Neffe Carls V., und durch seine Tante, Louise von Savoyen, unter deren Bett der Connétable von Bourbon sein Heiligen-Geist-Ordensband gelassen haben sollte, der Vetter Franz I.

Seine Tante war auch die geistreiche Margaretha von Österreich, welche ein Heft eigenhändig geschriebener Lieder hinterlassen hat, die man heute noch in der kaiserlichen Bibliothek in Paris sehen kann, und welche im Sturme unterwegs nach Spanien, wo sie sich mit dem Infanten, dem Sohne Ferdinands und Isabellens, vermählen sollte, nachdem sie mit dem Dauphin von Frankreich und dem Könige von England verlobt gewesen war, die seltsame Grabschrift für sich schrieb, weil sie glaubte, ihr Ende sei gekommen:

»Weint, weint, Liebesgötter, über die schöne Margarethe,
Die dreimal verlobt war und als Jungfrau starb.

Emanuel Philibert war, wie gesagt, so schwächlich, daß ihn sein Vater trotz der Prophezeiung, die einen gewaltigen Kriegermann in ihm sah, für die Kirche bestimmte. Im Alter von drei Jahren schon wurde er nach Bologna gesandt, damit er den Fuß des Papstes Clemens VII. küsse, welcher seinem Oheim, dem Kaiser Carl V., die Krone gegeben hatte, auf dessen Empfehlung der junge Prinz von dem Papste den Kardinalshut zugesagt erhielt. Daher der Name *Kardinälchen*, den man ihm als Kind gab und der ihn gewaltig aufbrachte, denn er wollte viel lieber ein großer Krieger als eine fromme Eminenz werden.

Man erinnert sich der Dienerin oder vielmehr der Freundin der Herzogin von Savoyen, welche nach der Geburt des Prinzen das im Verscheiden liegende Kind dadurch erhalten hatte, daß sie ihm Luft in die Lungen geblasen. Sechs Monate vorher gebar sie selbst einen Sohn, der so stark und kräftig zur Welt kam wie jener der Herzogin schwächlich. Als die Herzogin sah, daß ihr Kind durch jene Getreue gerettet worden, sagte sie:

»Meine liebe Lucretia, das Kind gehört nun Dir sowohl als mir; ich gebe es Dir, nähre es mit deiner Milch, wie Du es mit deinem Athem erhalten hast und ich werde Dir mehr verdanken als er selbst, denn er verdankt Dir nur das Leben, ich aber danke Dir mein Kind.«

Lucretia nahm das Kind, zu dessen halber Mutter man sie machte, als etwas Heiliges in Verwahrung; es schien indes als solle der Erbe des Herzogs von Savoyen auf Kosten des kleinen Rinaldo, wie sein Milchbruder hieß, Leben und Kraft gewinnen, weil die Nahrung, welche der kleine Emanuel beanspruchte, die Rinaldo's um so viel verminderte.

Rinaldo aber war nach sechs Monaten so stark und kräftig wie ein anderes Kind kaum in einem Jahre. Die Natur hat ja ihre Wunder und so tranken die beiden Kinder an derselben Brust, ohne daß die Muttermilch einen Augenblick versiegte.

Die Herzogin seufzte, wenn sie an *einer* Brust das so starke fremde Kind und ihr eigenes schwächliches sah.

Der kleine Rinaldo schien übrigens die Schwäche seines Milchbruders zu erkennen und zu bemitleiden; oft wollte das herzogliche Kind die Brust, an welcher das andere Kind trank, und dieses überließ, lächelnd mit den milchnassen Lippen, bereitwillig dem eigensinnigen Herzoge den Platz.

So wuchsen die beiden Kinder auf dem Schooße Lucretia's heran. Im dritten Jahre sah Rinaldo aus wie fünfjährig, während Emanuel in seinem dritten Jahre kaum gehen und nur mit Mühe den gesenkten Kopf emporrichten konnte.

Da ließ man ihn die Reise nach Bologna machen, bei welcher der Papst Clemens VII. ihm den Kardinalshut versprach.

Man hätte glauben können, dieses Versprechen habe ihm Glück gebracht und der Name *Kardinälchen* den besonderen

Schutz Gottes zugewendet, denn von seinem dritten Jahre an begann seine Gesundheit sich zu befestigen und sein Körper zu kräftigen.

Wahrhaft wunderbare Fortschritte in dieser Art aber machte Rinaldo; seine dauerhaftesten Spielzeuge brachen in Stücke unter seinen Fingern, er konnte nichts angreifen ohne es zu zerbrechen. Da kam man auf den Gedanken ihm eiserne machen zu lassen, aber er zerbrach sie auch, als wären sie von Töpferzeug. Darum nannte denn auch der gute Herzog Carl III., der oftmals die beiden Kinder spielen sah, den Spielgenossen seines Emanuel Scianca-Ferro, was in dem piemontesischen Dialekt »Eisenbrecher« heißt.

Den Namen behielt er.

Merkwürdig dabei war, daß Scianca-Ferro seiner bewunderungswürdigen Körperkraft sich nur bediente, um Emanuel zu schützen, den er über alles liebte, statt neidisch auf ihn zu sein, wie es vielleicht ein anderes Kind gewesen wäre.

Der kleine Emanuel dagegen beneidete seinen Milchbruder gar sehr um diese Körperkraft und hätte seinen Namen Kardinälchen gern für Scianca-Ferro hingegeben.

Er schien indes im Umgange mit dem Kräftigen auch allmählich eine gewisse Kraft zu erlangen. Scianca-Ferro, der allerdings nicht seine ganze Kraft anwandte, rang mit ihm, lief mit ihm und ließ sich bisweilen, um ihn zu ermutigen, im Kampfe besiegen, im Laufe einholen.

Alle körperlichen Übungen trieben sie gemeinschaftlich: Neuen, Fechten, Schwimmen; in allen war Scianca-Ferro für den Augenblick überlegen, aber man sah doch auch ein, daß es nur eine Sache der Zeit sei und Emanuel vielleicht noch Vieles nachhole.

Die beiden Kinder verließen einander nicht und liebten einander wie Brüder; Einer war eifersüchtig auf den Andern, wie eine Geliebte eifersüchtig auf den Geliebten ist und doch nahte die Zeit, in der ein dritter Genosse, den sie mit gleicher Liebe aufnahmen, an ihren Spielen Teil nehmen sollte.

Eines Tages, als der Hof des Herzogs Carl III. in Vercelli war, wegen Unruhen, die in Mailand ausgebrochen, ritten die beiden

Knaben mit ihrem Reitlehrer aus, machten einen langen Ausflug am linken Ufer der Sesia, kamen über Novara hinaus und wagten sich bis an den Ticino. Das Pferd des jungen Herzogs war voraus, als plötzlich ein Stier, der auf einem Weideplatze eingesperrt war, die Schranken zerbrach, die ihn einschlossen und das Pferd des Prinzen scheu machte, das über die Wiesen hinweg durchging und über Gräben, Bäche und Hecken setzte. Emanuel war bereits ein trefflicher Reiter, man hatte deshalb nichts zu besorgen; Scianca-Ferro jagte ihm indes geradenwegs nach und setzte über dieselben Hindernisse hinweg. Der Reitlehrer machte einen Umweg, so daß er sicherer an die Stelle kommen mußte, nach welcher die Jagd der beiden jungen Leute hinging.

Nach einer Viertelstunde wahnsinnigen Jagens sah Scianca-Ferro Emanuel nicht mehr, und fürchtete, daß ihm ein Unglück begegnet sei und rief mit aller Kraft. Zweimal blieb sein Rufen ohne Antwort; endlich aber war es ihm als höre er die Stimme des Prinzen nach dem Dorfe Oleggio hin. Er jagte dahin und bald fand er Emanuel an einem Beiflusse des Ticino.

Zu seinen Füßen lag eine Tote, die in ihren Armen einen fast toten Knaben von vier bis fünf Jahren hielt.

Das Pferd, das sich wieder beruhigt hatte, fraß ruhig die jungen Baumtriebe ab, während der Prinz das Kind zum Bewusstsein zu bringen suchte. An die Frau brauchte er nicht zu denken, denn die war wirklich tot.

Sie schien der Anstrengung, der Armut und dem Hunger erlegen zu sein und das Kind schien auch dem Hungertode nahe.

Das Dorf Oleggio war nicht weit entfernt und Scianca-Ferro ritt sofort dahin.

Emanuel wäre gern selbst geritten, statt seinen Milchbruder zu schicken, das Kind hatte sich aber an ihn geschmiegt, schien an seiner Seite allmählich wieder aufzuleben und wollte ihn nicht loslassen.

Der arme Kleine hatte ihn dicht an die Tote gezogen und sagte in dem herzerreißenden Tone des Kindes, dem man nie das Bewusstsein seines Unglücks geben kann:

»Wache auf, Mütterchen! Wache auf, Mütterchen!« Emanuel hatte Tränen in den Augen. Was konnte er tun? Er selbst sah zum

ersten Male den Tod; er hatte nichts als seine Tränen und die gab er.

Scianca-Ferro erschien wieder; er brachte Brot und eine Flasche Wein.

Man versuchte einige Tropfen des Weines in den Mund der Mutter zu bringen, aber vergebens; sie war eine Leiche.

Nur mit dem Kinde konnte man sich beschäftigen.

Das Kind weinte über die Mutter, die nicht erwachen wollte, trank aber, aß und erholte sich ein wenig.

In diesem Augenblicke kamen die Landleute an, welche Scianca-Ferro berufen hatte; sie hatten auch den Begleiter des Prinzen getroffen, der ganz trostlos gewesen war, und brachten ihn mit an die Stelle, welche Scianca-Ferro ihnen beschrieben.

Sie wußten also, daß sie den jungen Prinzen von Savoyen vor sich hatten und da der Herzog Carl III. allgemein geliebt war, so erboten sie sich sogleich Alles zu tun, was Emanuel ihnen wegen der toten Frau und des Kindes befehlen würde.

Emanuel wählte unter den Leuten eine Frau aus, die er für gutmütig und mitleidig hielt; er gab ihr alles Geld, das er und Scianca-Ferro bei sich hatten, schrieb den Namen der Frau auf und bat sie für das Begräbnis der Toten und die Bedürfnisse des Kindes zu sorgen.

Da es spät wurde, so bestand der Reitlehrer, der Stallmeister, darauf, daß sie ohne Zögern zurückkehrten. Der kleine Waise weinte sehr; das Kind wollte seinen guten Freund Emanuel nicht verlassen, dessen Namen es kannte, aber nicht den Stand. Emanuel versprach wieder zu kommen und es zu besuchen; dieses Versprechen beruhigte es etwas, aber als Emanuel fortritt, weinte es nur um so heftiger.

Wie schnell man auch ritt, man kam erst spät am Abend zurück. Man war in der herzoglichen Familie sehr besorgt gewesen und hatte nach allen Richtungen hin Boten ausgeschickt. Auch wollte die Herzogin ernstlich schelten, als Emanuel die Geschichte von dem Kinde mit seiner sanften Stimme traurig erzählte. Da konnte man ihn nicht mehr schelten, sondern mußte ihn loben und die Herzogin, welche innigen Anteil an dem armen Kinde nahm, erklärte sie selbst würde am nächsten Tage, nachdem die Mutter

begraben, ihm einen Besuch machen.

So geschah es; die Herzogin reiste in der Sänfte und die beiden Jünglinge begleiteten sie zu Pferde.

Als sie in die Nähe des Dorfes kamen, konnte Emanuel nicht an sich halten; er gab seinem Pferde die Sporen und jagte dahin, um das von ihm gerettete Kind etwas früher zu sehen.

Seine Ankunft war eine große Freude für das arme Kind; man hatte es mit Gewalt von der Leiche der Mutter wegreißen müssen; es wollte nicht glauben, daß sie tot sei und rief immer:

»Verscharrt sie nicht! Legt sie nicht in das Grab! Sie wacht gewiß wieder auf.«

Als man den Sarg fortgetragen, hatte man das Kind in dem Hause einsperren müssen.

Der Anblick seines Retters tröstete es ein wenig. Als Emanuel ihm sagte, seine Mutter habe es auch sehen wollen und sie werde sogleich kommen, rief es:

»Ach, Du hast eine Mutter? Dann will ich den lieben Gott recht bitten, daß sie nicht auch einschläft wie die meine.«

Für die Bauern war es etwas Unerhörtes, daß die Herzogin selbst in das Dorf und in das Haus kommen werde, in welchem das Kind Aufnahme gefunden; sie liefen ihr entgegen.

Endlich kam der Zug an und an der Spitze desselben ritt Scianca-Ferro.

Emanuel führte seinen Schützling der Mutter vor und die Herzogin fragte, was Emanuel vergessen hatte, nämlich wie es heiße und wer seine Mutter gewesen.

Das Kind antwortete, es heiße Leone und seine Mutter Leona, Weiteres wollte es nicht sagen und auf alle Fragen, die man tat, antwortete es: *»Ich weiß nicht.«*

Man erriet indes leicht, daß dies Nichtwissen nur erheuchelt war und ein Geheimnis dahinter lag.

Ohne Zweifel hatte ihm die Mutter im Sterben befohlen weiter nichts zu antworten, als was es eben sagte, denn gewiß konnte nur die Empfehlung einer sterbenden Mutter einen solchen Eindruck auf ein vierjähriges Kind machen.

Die Herzogin beobachtete das Kind mit echt weiblicher Neugierde; obwohl es schlecht gekleidet war, hatte es doch feine

und weiße Hände, und man erkannte, daß sie von einer eleganten und vornehmen Mutter gepflegt worden waren. Auch seine Sprache deutete Aristokratie an, und es sprach im vierten Jahre richtig italienisch und französisch.

Die Herzogin ließ sich die Kleider der Mutter des Kindes vorlegen; es waren die einer Bäuerin.

Die Bauern aber, die sie ausgekleidet und begraben hatten, behaupteten, sie hätten nie eine weißere Haut, zartere Hände und zierlichere Füße gesehen.

Ein Umstand verriet die Classe der Gesellschaft, welcher die arme Frau angehört hatte; sie trug zu ihrem Bäuerinanzug, in den plumpen Schuhen, seidene Strümpfe.

Ohne Zweifel war sie in einer Verkleidung geflohen und hatte von dem Anzuge, den sie der Flucht wegen abgelegt, die seidenen Strümpfe behalten, die sie nach dem Tode verrieten.

Die Herzogin kehrte dann zu dem kleinen Leone zurück und fragte ihn über alles aus, aber er antwortete standhaft: *»Ich weiß nicht.«* Etwas Anderes brachte sie nicht aus ihm. Sie empfahl ihn von neuem den Leuten, die ihn aufgenommen hatten, gab denselben noch einmal so viel Geld, als sie bereits bekommen hatten, trug ihnen auf, Nachforschungen in der Umgegend über die Mutter und das Kind anzustellen und versprach ihnen eine gute Belohnung, wenn sie ihr eine Aufklärung gäben.

Der kleine Leone wollte durchaus Emanuel folgen und dieser drang seinerseits in die Mutter ihn mitzunehmen, denn er hatte das innigste Mitleid mit dem Verwaisten. Da ihm indes sein Wille nicht erfüllt wurde, so versprach er sobald als möglich wieder zu kommen und auch die Herzogin sagte einen zweiten Besuch zu.

Leider traten um dieselbe Zeit Ereignisse ein, welche es der Herzogin unmöglich machten ihr gegebenes Wort zu halten.

Franz I. erklärte zum dritten Male den Krieg an Carl V. und zwar wegen des Herzogtums Mailand, dessen Erbe er von Valentine Visconti, der Gemahlin Ludwigs von Orléans, Bruders Carls VII., zu sein behauptete.

Das erste Mal hatte er die Schlacht von Marignan gewonnen.

Das zweite Mal hatte er die Schlacht von Pavia verloren.

Nach dem Vertrage von Madrid, nach dem Gefängnisse von

Toledo, nach seinem Schwure namentlich hätte man glauben sollen, Franz I. habe alle Ansprüche auf das unglückliche Herzogtum aufgegeben, welches ihn, den König von Frankreich, überdies zum Vasallen des römisch-deutschen Kaisers gemacht hätte. Im Gegenteil, er wartete nur auf eine Gelegenheit, um es nochmals zu beanspruchen, und er ergriff die erste, die sich darbot.

Es war zufällig eine gute, er würde aber auch eine schlechte ergriffen haben. (Franz I. war bekanntlich nicht sehr bedenklich in Sachen, welche die Leute abhalten, die man ehrliche nennt.)

Die Gelegenheit, welche sich darbot, war folgende:

Maria Francesco Sforza, der zweite Sohn Ludwigs »**il moro**« regierte in Mailand, aber ganz und gar unter der Oberherrlichkeit und der Schutzherrschaft des Kaisers, dem er am 23. Dezember 1529 sein Herzogtum für die Summe von viermal hunderttausend Ducaten, im ersten Jahre der Regierung zahlbar, und für die von fünfmal hunderttausend abgekauft hatte, die in den folgenden zehn Jahren bezahlt werden sollten.

Der Sicherheit wegen blieben die Castelle von Mailand, Como und Pavia in den Händen der Kaiserlichen.

Um das Jahr 1534 nun beglaubigte Franz I. bei dem Herzoge Sforza einen mailändischen Adligen, dessen Glück er, Franz I. gemacht hatte.

Der Mann hieß Francesco Maraviglia.

Er war am französischen Hofe sehr reich geworden und kehrte mit Freude und Stolz mit allem Pomp eines Gesandten in seine Geburtsstadt zurück.

Er hatte seine Frau und seine dreijährige Tochter mitgebracht, in Paris aber, unter den Pagen des Königs von Frankreich, seinen zwölfjährigen Sohn Odoardo zurückgelassen.

Warum erregte dieser Gesandte den Argwohn Carls V.? Warum forderte dieser den Herzog auf, ihn bei der ersten Gelegenheit zu entfernen? Das weiß man nicht und man könnte es nur erfahren, wenn man seine geheime Korrespondenz mit Cosmo von Medici fände; genug, als die Diener Maraviglias Streit mit Leuten im Lande angefangen und das Unglück gehabt hatten, dabei zwei Untertanen des Herzogs Sforza zu töten, ließ dieser Maraviglia

verhaften und in das Castell zu Mailand bringen, das, wie man weiß, von Kaiserlichen besetzt war.

Was da aus ihm geworden ist, hat man nie mit Bestimmtheit erfahren. Einige sagten, er sei vergiftet worden. Andere meinen, er sei ausgeglitten und durch eine Falltür hinabgestürzt, von deren Dasein man ihn zu unterrichten vergessen; das Wahrscheinlichste ist, daß er insgeheim in seinem Gefängnisse ermordet wurde. Gewiß ist, daß er nicht wieder zum Vorschein kam und daß gleichzeitig mit ihm seine Frau und seine Tochter verschwanden, ohne daß man jemals wieder von ihnen hörte.

Diese Ereignisse waren ganz kürzlich, kaum einige Tage vor dem Zusammentreffen Emanuels mit dem Kinde und der toten Frau, vorgekommen und sie sollten einen schrecklichen Einfluß auf das Geschick des Herzogs Carl haben.

Franz I. ergriff die Gelegenheit.

Nicht die Klagen des Kindes, das bei ihm geblieben war und Rache für den Mord seines Vaters verlangte, nicht die in der Person des Gesandten beleidigte Majestät, auch nicht das durch einen Mord verletzte Völkerrecht neigten bei ihm die Wage zum Kriege, sondern der alte Sauerteig der Rachsucht, der noch im Herzen des Besiegten von Pavia und des Gefangenen von Toledo lag.

Ein dritter Feldzug nach Italien wurde beschlossen.

Der Augenblick war gut gewählt. Carl V. kriegte in Afrika gegen den berühmten Khaïr Eddin, genannt Rotbart.

Bei diesem Feldzuge mußte er den Weg durch Savoyen nehmen. Savoyen stand unter Carl dem Guten, dem Vater Emanuel Philiberts, dem Oheime Franz I. und Schwager Carls V.

Für wen erklärte sich Carl der Gute? Für den Schwager oder für den Neffen? Die Frage war wichtig.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde der Herzog von Savoyen der Verbündete des Kaisers und der Feind Franz I.

Der Herzog von Savoyen hatte in der Tat dem Kaiser Carl V. als Pfand seiner Treue seinen ältesten Sohn, Ludwig, Prinzen von Piemont, gegeben; er hatte sich geweigert von Franz I., das Band des heiligen Michael und eine Compagnie mit zwölftausend Talern Gehalt anzunehmen; er hatte Ländereien besetzt, die ein Lehen

der Dauphins waren; er verweigerte Frankreich die Huldigung wegen Faucigny; er hatte schriftlich gegen den Kaiser seine Freude über den Sieg von Pavia und die Gefangennehmung des Königs Franz I. ausgesprochen und endlich dem Connétable von Bourbon in dem Augenblicke Geld geliehen, als dieser durch sein Land reiste, um sich durch Benvenuto Cellini bei der Belagerung von Rom töten zu lassen.

Man mußte sich vergewissern.

Zu diesem Zwecke schickte Franz I. den Präsidenten des Parlamentes von Paris, Wilhelm Poyet, mit dem Auftrage nach Turin, von dem Herzog Carl Zweierlei zu verlangen: erstens die Erlaubnis zum Durchmarsche des französischen Heeres durch Savoyen und Piemont, und zweitens die Übergabe der Plätze Montmeillan, Chivas, Veillane und Vercelli.

Dagegen erbot sich Franz ihm Ländereien in Frankreich zu geben und seine Tochter Margarethe mit dem Prinzen Ludwig von Piemont zu vermählen.

Carl III. schickte zur Verhandlung mit Wilhelm Poyet den piemontesischen Präsidenten Purpurat, welcher ermächtigt war, den Durchmarsch der französischen Truppen durch Savoyen und Piemont zu gestatten, aber wegen Übergabe der vier Plätze anfangs ausweichend, bei weiterem Drängen aber ablehnend zu antworten.

Die Verhandlungen zwischen den beiden Bevollmächtigten wurden hitzig, so daß Poyet, als er auf die guten Gründe Purpuratis nichts mehr entgegen konnte, ausrief:

»Es geschieht aber, denn der König will es.«

»Um Vergebung«, antwortete Purpurat, »dieses Gesetz finde ich in unsern Landesgesetzen nicht.«

Er stand auf und überließ die Zukunft der Allmacht des Königs von Frankreich und der Weisheit des Höchsten.

Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und als der Herzog Carl im Februar 1535 sich in dem Schloß zu Vercelli befand, wurde ein Herold zu ihm gebracht, der ihm von Seiten Franz I. den Krieg erklärte.

Der Herzog hörte ihn ruhig an und als derselbe die kriegerische Botschaft beendet hatte, sagte er mit ruhiger Stimme:

»Lieber Freund, ich habe dem Könige von Frankreich immer nur Dienste geleistet und glaubte, die Namen »Bundesgenosse«, »Freund«, »Diener« und »Oheim« verdienten ein anderes Verfahren. Ich habe alles getan, was ich tun konnte, um in Eintracht mit ihm zu leben und nichts versäumt, um ihn wissen zu lassen, wie Unrecht er hat, sich gegen mich zu erzürnen. Ich weiß wohl, daß meine Streitmacht mit der seinigen nicht verglichen werden kann, da er denn aber durchaus nicht auf den Beistand hören will und entschlossen zu sein scheint, meiner Staaten sich zu bemächtigen, so sagt ihm, er werde mich an der Grenze finden und ich hoffe mit Hilfe meiner Verbündeten und Freunde mich zu verteidigen. Übrigens kennt der König, mein Neffe, meine Devise: *Dem fehlt nichts, welchem Gott bleibt.*«

Er schickte darauf den Herold zurück, nachdem er ihm einen sehr kostbaren Anzug und ein Paar Handschuhe voll Taler hatte geben lassen.

Nach einer solchen Antwort hatte man nichts zu tun als sich zum Kriege vorzubereiten.

Zuerst brachte Carl III. seine Gemahlin und sein Kind in Sicherheit in seinem Castell zu Nizza.

Die Abreise dahin wurde demnach als nahe bevorstehend angekündigt.

Da hielt es Emanuel Philibert für Zeit, seine Mutter zu vermögen, Leone aus der Bauernfamilie wegzunehmen, bei der man ihn überhaupt nur vorläufig gelassen hatte. Man war schon damit einig, den Knaben wie Scianca-Ferro zum Genossen des Prinzen zu machen.

Die Herzogin Beatrice war, wie schon gesagt, eine kluge Frau. Alles was sie an dem Verwaisten bemerkt hatte, die feinen Züge, die zarten Hände, die gewählte Sprache, brachte sie zu dem Glauben, es liege dahinter irgend ein großes Geheimnis. Die Herzogin war ferner eine religiöse Frau; sie sah darin, daß Emanuel das Kind nach einer Gefahr gefunden hatte, einen Fingerzeig Gottes; sie meinte, jetzt, da das Unglück ihrem Hause sich nahe und der Engel der finstren Nächte ihrem Gemahl, ihr selbst und ihrem Sohne den Weg in das Exil zeige, sei es die Zeit nicht den Verwaisten zurückzuweisen, der einmal als Mann ihr Freund sein könne. Sie gedachte des Boten Gottes, der als

gewöhnlicher Wanderer auf der Schwelle des blinden Tobias erschienen war, dem er später durch die Hände des Sohnes Licht und Freude zurückgegeben. Statt also dem Verlangen Emanuels entgegen zu sein, ging sie bereitwillig auf dasselbe ein und ermächtigte, mit der Erlaubnis des Herzogs, ihren Sohn, die Nachricht selbst seinem Schützlinge zu bringen.

Leone sollte die Reise nach Nizza mit den beiden andern Kindern machen. Emanuel wartete nur bis zum andern Tage, Leone die angenehme Nachricht zu bringen. Gleich bei Tagesanbruch ging er in den Stall, sattelte sich selbst sein kleines Pferd, überließ Scianca-Ferro das Übrige und ritt so schnell sein Pferd laufen konnte nach Oleggio.

Er fand Leone in Trauer. Der Arme hatte gehört, daß seine reichen und mächtigen Beschützer nun auch vom Unglück bedroht würden. Man hatte von der Abreise des Hofes nach Nizza gesprochen, das heißt in eine Gegend, von welcher das Kind nie etwas gehört, und als Emanuel atemlos und freudig zugleich ankam, weinte Leone, als habe er die Mutter zum zweiten Male verloren.

Die Kinder aber sehen vorzugsweise durch die Tränen der Engel und wir übertreiben nicht, wenn wir sagen, daß Emanuel dem weinenden Leone wie ein Engel erschien.

Mit wenigen Worten wurde alles gesagt, erklärt, verabredet und auf die Tränen folgte Lachen. Es gibt bei den Menschen eine Zeit — es ist die glückliche — wo Weinen und Lachen sich berühren wie die Nacht und die Morgenröte.

Zwei Stunden nach Emanuel kam Scianca-Ferro mit dem ersten Knappen des Prinzen und zwei Dienern an und einer derselben führte den Zelter der Herzogin. Man gab dem Bauer, welcher Leone sechs Wochen bei sich gesehen hatte, eine gute Summe Geldes. Das Kind nahm herzlichen Abschied, aber wenn auch mit Tränen, so doch auch mit Freude. Emanuel half Leone auf das Pferd und wollte dasselbe auch selbst am Zügel führen, damit seinem Schützlinge ja nichts geschehe.

Scianca-Ferro war auf diese neue Freundschaft nicht eifersüchtig, sondern galoppierte an der Seite hin und her und lächelte dem Freunde seines Freundes mit dem Jugendlächeln zu, das alle Zähne und das ganze Herz zeigt.

So gelangte man nach Vercelli. Der Herzog und die Herzogin empfangen Leone freundlich und er gehörte von nun an zur Familie.

Den nächsten Tag bereits brach man nach Nizza auf, wo man ohne Unfall anlangte.

VIII.

Der Knappe und der Page.

Unsere Absicht ist es gar nicht — denn Andere haben es viel besser getan, als wir es tun könnten — die Geschichte der großen Rivalität zu erzählen, welche im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts so viel Unglück und Elend erzeugte. Gott hat uns eine bescheidene, aber zugleich doch auch angenehmere und für unsere Leser unterhaltendere Aufgabe gestellt. Wir werden also in der nachfolgenden Erzählung nur, die Gipfel der großen Ereignisse sehen, die gleich den hohen Gipfeln der Alpen sich über die Wolken in schneebedeckten Zacken erheben.

Franz I. zog durch Savoyen, durch Piemont und verbreitete sich über Italien.

Drei Jahre lang donnerten die Kanonen des Reiches und Frankreichs bald in der Provence, bald im Mailändischen.

Nur der Engel des Todes weiß, wie viele Leichen dazu gehörten, um euch, ihr schönen Ebenen der Lombardei und Piemonts, die unerschöpfliche Fruchtbarkeit zu geben!

Unterdes wuchsen die Kinder unter dem Auge der Herzogin Beatrice und unter dem Auge Gottes unter dem schönen Himmel Nizzas auf, der am Tage reines Blau und in der Nacht voll Flammen ist und unter dem selbst die Insekten fliegende Funken sind.

Leone war ein unentbehrliches Mitglied des lustigen Kleeblattes geworden; er teilte alle Spiele, aber nicht alle Leibesübungen; die zu gewaltsamen Studien der Kriegskunst paßten nicht für seine kleinen Hände, und seine Arme schienen den Meistern jener Kunst zu schwach zu sein, als daß sie jemals Schild und Lanze in kriegerischer Weise würden führen können. Allerdings war Leone drei Jahre jünger als seine Gefährten, aber es schien ein Unterschied von zehn Jahren zwischen ihnen zu sein, besonders seit Emanuel, ohne Zweifel durch die Gnade Gottes, der ihn zu großen Dingen ausersehen hatte, an Kraft und Gesundheit rüstig zunahm, als wolle er nachholen, was sein Milchbruder Scianca-

Ferro ihm voraus war.

So teilten sich denn auch die Rollen ganz naturgemäß den beiden Gefährten des jungen Herzogs zu: Scianca-Ferro wurde der Knappe, der minder ehrgeizige Leon begnügte sich der Page zu sein.

Unterdes erfuhr man, daß der älteste Sohn des Herzogs der Prinz Ludwig, in Madrid gestorben sei.

Es war ein großer Schmerz für den Herzog Carl und die Herzogin Beatrice; indes gab ihnen Gott nach dem Schmerze einen Trost, wenn es für einen Vater, besonders aber für eine Mutter, einen Trost über den Tod ihres Kindes gibt.

Der Prinz Ludwig war seit langer Zeit von seinen Eltern entfernt, während Emanuel Philibert, der jeden Tag die Prophezeiung des Astrologen glaubhafter machen zu wollen schien, wie eine Lilie blühte und wie eine Eiche wuchs unter den Augen des Vaters und der Mutter.

Gott, der die Vertriebenen wohl nur hatte prüfen wollen, suchte sie alle darauf mit weit schmerzlicherem Schlage heim. Die Herzogin Beatrice erkrankte und trotz der Kunst der Ärzte, der Pflege des Gemahls, des Sohnes und ihrer Damen und Dienerinnen starb sie am 8. Jänner 1538.

Der Schmerz des Herzogs war tief, aber voll Ergebung; die Trauer Emanuels grenzte an Verzweiflung. Zum Glück hatte der junge Prinz auch eine Waise bei sich, welche die Tränen schon kannte. Was wäre aus ihm geworden ohne den sanften Gefährten, der nicht zu trösten versuchte, sondern mit ihm weinte?

Scianca-Ferro fühlte bei diesem Verluste gewiß auch Schmerz; hätte er der Herzogin das Leben wieder geben können, wenn er irgend einen schrecklichen Riesen in dessen Turme herausgefordert oder einen Drachen in der Höhle ausgesucht, der Ritter von elf Jahren würde augenblicklich und ohne, Zögern aufgebrochen sein, um die Tat zu verrichten, welche, wenn auch, mit Verlust seines eigenen Lebens, seinen Freunden Glück und Freude wieder geben sollte; darauf aber beschränkte sich der Trost, den er bieten konnte; seine mächtige Natur eignete sich nicht für erweichende Tränen; eine Wunde konnte Blut aus seinen

Adern ziehen, kein Schmerz vermochte Tränen in seine Augen zu locken.

Was tat er also, während Emanuel Philibert mit und bei Leone weinte? Er sattelte sein Pferd, schnallte sein Schwert um, hing die Streitaxt an den Sattelbogen und ritt an den Hügeln hin, welche am Mittelmeere stehen, stellte sich vor, er habe mit den Ketzern Deutschlands oder den Sarazenen in Afrika zu kämpfen, sah in leblosen Gegenständen Feinde aller Art, hieb mit der Streitaxt auf Steine statt auf Eisenhelme und mit dem Degen nach Fichtenzweigen und suchte seinen Schmerz durch körperliche Anstrengung zu überwinden.

Die Stunden, die Tage, die Monate vergingen, die Tränen versiegten, der Schmerz, der noch als Sehnen und Erinnerungen in dem Herzen lag, verschwand allmählich von den Gesichtern und die Augen, die vergebens nach der Gemahlin, der Mutter und Freundin blickten, richteten sich empor, um den Engel zu suchen.

Das Herz, das sich Gott zuwendet, findet bald Trost.

Die Ereignisse gingen übrigens ihren Gang und setzten dem Schmerze ihre Zerstreungskraft entgegen.

Ein Congreß war zwischen dem Papste Paul III. (Alexander Farnese), Franz I. und Carl V. beschlossen worden. Es handelte sich darum, die Türken aus Europa zu vertreiben, dem Ludwig Farnese ein Herzogtum zu schaffen und dem Herzoge von Savoyen seine Staaten zurückzugeben.

Der Congreß sollte in Nizza gehalten werden.

Nizza war durch den Papst und Carl V. gewählt worden, weil sie hofften, der König Franz I. werde aus Dankbarkeit für die gastliche Aufnahme bei seinem Oheime gegen denselben nachgiebiger sein.

Dann war auch eine Art Aussöhnung zwischen dem Papste Paul III. und Kaiser Carl V. zu bewerkstelligen. Alexander Farnese hatte seinem ältesten Sohne Ludwig die Städte Parma und Piacenza zum Tausche für die Fürstentümer Camerino und Nepi gegeben, die er ihm genommen, um sie seinem zweiten Sohne Octavio zu übertragen. Dies hatte Carl V. mißfallen, der eben nach dem Tode Franz Maria Sforza's 1535 dem Papste, welche Summe dieser ihm auch dafür bot, das Herzogtum Mailand

versagt hatte, die Ursache oder doch wenigstens der Vorwand des endlosen Krieges zwischen Frankreich und dem Reiche.

Carl V. hatte übrigens vollkommen Recht, denn der neue Herzog von Parma war jener schändliche Ludwig Farnese, welcher sagte, es sei ihm sehr gleichgültig, ob er geliebt werde, wenn man ihn nur fürchte, und der die Adeligen entwaffnete, den Frauen Gewalt anthat und die Bischöfe peitschte.

Der Congreß von Nizza hatte also den Zweck, nicht bloß den Herzog von Savoyen mit dem Könige von Frankreich, sondern auch den Papst mit dem Kaiser wieder zu versöhnen.

Carl III. aber, den das Unglück klug gemacht hatte, sah seinen Neffen, seinen Schwager und deren heiligen Schiedsrichter nicht ohne Besorgnis in seinen letzten befestigten Ort kommen.

Wer gab ihm die Bürgschaft, daß man ihm die letzte Stadt, die man ihm gelassen, nicht auch nehme, statt ihm das Land zurückzugeben, das man ihm genommen?

Er brachte deshalb für jeden Fall und um größerer Sicherheit willen Emanuel Philibert, seinen letzten Erben, in das Castell, welches die Stadt beherrschte, und empfahl dem Kommandanten, das Castell durchaus keinen Truppen zu öffnen, sie möchten vom Kaiser, von dem Könige Franz oder von dem Papste kommen.

Dann reiste er selbst dem Papste Paul III. entgegen, welcher nach der getroffenen Bestimmung einige Tage vor dem Kaiser und dem Könige ankommen sollte.

Der Papst war nur noch eine Stunde von Nizza entfernt, als der Herzog einen Brief an den Kommandanten absandte und diesem befahl, die *Wohnung des Papstes* in dem Schlosse bereit zu machen.

Diesen Brief brachte der Kapitän der Leibwache Seiner Heiligkeit, welcher an der Spitze von zweihundert Mann ankam und Einlaß verlangte, damit er Dienst bei seinem Souverain tun könne.

Der Herzog sprach in seinem Briefe von dem Papste, aber weder von dem Kapitän der Leibwache noch von den zweihundert Mann.

Es war jedenfalls eine Verlegenheit: der Papst verlangte ausdrücklich, was der Herzog ausdrücklich verboten hatte.

Der Kommandant berief einen Rat.

Emanuel Philibert wohnte diesem Rate bei, obgleich er erst elf Jahre alt war; wahrscheinlich war er mit beschieden worden, um den Mut der Verteidiger noch mehr zu steigern.

Während man beratschlagte, bemerkte der Knabe an der Wand das hölzerne Modell der Veste, welche der Gegenstand der Uneinigkeit zwischen dem Papste und Carl III. war.

»Ihr Herren«, sagte er zu den versammelten Räthen, die seit einigen Stunden deliberirten, ohne zu etwas zu gelangen, »Ihr seid wegen sehr wenig in Verlegenheit; da wir eine Veste von Holz und eine von Stein haben, so wollen wir die hölzerne dem Papste geben und die steinerne für uns behalten.«

»Meine Herren«, fiel der Kommandant ein, »unsere Pflicht ist durch das Wort eines Kindes diktiert. Seine Heiligkeit soll, wenn man darauf besteht, die hölzerne Veste haben, so lange ich aber lebe die steinerne nicht, das schwöre ich bei Gott.«

Die Antwort des Knaben und des Kommandanten wurde dem Papst überbracht, der sich damit begnügte und im Franziskanerkloster abstieg.

Der Kaiser kam an, dann der König von Frankreich.

Ein jeder nahm seinen Aufenthalt unter einem Zelte, der an der einen, jener an der andern Seite der Stadt, so daß sich der Papst in ihrer Mitte befand.

Der Congreß begann, er gab aber leider bei Weitem die Resultate nicht, welche man davon erwartete.

Der Kaiser verlangte Savoyen und Piemont für seinen Schwager zurück; Franz I. wollte das Herzogtum Mailands für seinen zweiten Sohn, den Herzog von Orléans, haben, und der Papst, der auch seinen Sohn unterzubringen wünschte, verlangte, daß ein Prinz, der weder zu der Familie Franz I. noch zu der Carls V. gehörte, zum Herzoge von Mailand erwählt werde und zwar unter der Bedingung, daß er sein Herzogtum von dem Kaiser zum Lehen nehme und dem König von Frankreich Tribut zahle.

Ein jeder wollte also das Unmögliche, weil er eben gerade das Gegenteil von dem wollte, was die Andern verlangten.

So kam man denn zu einem Waffenstillstand, den Alle wünschten.

Franz I. um seinen Soldaten Ruhe zu gönnen, die halb erschöpft waren, und um seine Finanzen, die es ganz waren, sich erholen zu lassen.

Carl V. um die Einfälle zurückzutreiben, welche die Türken in seine Reiche Neapel und Sizilien machten.

Paul III., um seinen Sohn Ludwig Farnese wenigstens in den Fürstentümern Parma und Piacenza festsetzen zu lassen, da er ihm Mailand nicht verschaffen konnte.

Es wurde ein Waffenstillstand von *zehn Jahren* beschlossen. Franz selbst bestimmte diese Dauer, »zehn Jahre oder nichts«, sagte er.

Die zehn Jahre wurden bewilligt, und Franz war es, welcher den Waffenstillstand nach vier Jahren brach.

Carl III., welcher fürchtete, die Unterhandlungen würden mit der Beschlagnahme des geringen Gebietes endigen, das ihm geblieben war, sah seine erlauchten Gäste freudiger abreisen, als er sie hatte kommen sehen.

Sie verließen ihn, wie sie ihn gefunden hatten, nur ärmer um die Kosten, welche ihm ihr Aufenthalt verursacht hatte und die sie nicht bezahlten.

Nur der Papst hatte etwas von der Sache gehabt, nämlich zwei Heiraten zu Stande gebracht: die seines zweiten Sohnes Octavian Farnese mit Margarethe von Österreich, der Witwe Julians von Medici, welcher in der Kirche St. Maria der Blumen in Florenz ermordet worden war, und die seiner Nichte Viktoria mit Anton, dem ältesten Sohn Carls von Vendôme.

Da Carl V. sich nun nicht mehr wegen Franz I. zu beunruhigen hatte, begann er in Genua Rüstungen gegen die Türken, die so ungeheuer waren, daß sie zwei Jahre in Anspruch nahmen.

Nach diesen zwei Jahren, als die Flotte auf dem Punkte stand unter Segel zu gehen, entschloß sich Carl III. seinem Schwager einen Besuch zu machen und ihm seinen Sohn Emanuel Philibert vorzustellen, der sein dreizehntes Jahr erreicht hatte.

Es versteht sich von selbst, daß Scianca-Ferro und Leone ihn begleiteten.

Seit einiger Zeit beschäftigte den jungen Prinzen fast ausschließlich eine Rede, die er seinen Lehrern nicht zeigen

wollte und die er nur seinem Knappen und seinem Pagen mitteilte.

Er wollte nämlich den Kaiser Carl V. um die Erlaubnis bitten, ihn auf dem Kriegszuge zu begleiten.

Scianca-Ferro lehnte die Mitwirkung ab, und zwar weil er nichts von der Abfassung einer Rede verstehe; Leone tat dasselbe, weil er nicht zwei Worte werde zusammenbringen können, wenn er an die Gefahren denke, welchen Emanuel sich aussetze.

Der junge Prinz war also auf sich selbst angewiesen und er verfaßte mit Hilfe von Livius, Quintus Curtius, Plutarch u.s.w. die Rede, welche er an den Kaiser halten wollte.

Der Kaiser wohnte bei seinem Freunde Andreas Doria, in jenem schönen Palaste, welcher der König des Hafens von Genua zu sein scheint, beaufsichtigte die Arbeiten auf der Flotte und ging auf den herrlichen Terrassen umher, von welchen der Admiral sein Silbergeschirr in das Meer werfen ließ, nachdem er die Gesandten von Venedig bewirtet.

Der Herzog und sein Gefolge wurden zu dem Kaisergeführt, sobald sie angemeldet waren.

Der Kaiser umarmte seinen Schwager und wollte auch seinen Neffen umarmen.

Emanuel Philibert aber machte sich ehrerbietig aus den kaiserlichen Armen los, ließ sich auf ein Knie nieder zwischen seinem Knappen und seinem Pagen, so daß selbst sein Vater nicht wußte, was er beginnen wollte, und sprach im größten Ernst:

»Da ich mich der Unterstützung Eurer Würde und Eurer Sache weihe, welche jene Gottes und der heiligen Religion sind, so komme ich freiwillig und mit Freuden, Euch zu bitten, hoher Kaiser, mich als Freiwilligen unter die Krieger aufzunehmen, welche von allen Seiten sich unter Eure Fahnen stellen, denn ich würde mich glücklich preisen, unter dem Größten der Fürsten, unter einem unbesieglichen Kaiser die Kriegskunst zu erlernen.«

Der Kaiser sah ihn lächelnd an und antwortete, während Scianca-Ferro laut seine Bewunderung über die Rede des Prinzen aussprach, Leone aber zu Gott betete, er möge dem Kaiser den guten Gedanken eingehen, das Anerbieten zurückzuweisen:

»Ich danke, Prinz, für diesen Beweis von Zuneigung; verharre in diesen Gesinnungen und wir werden beide nützlich sein; Du bist nur noch zu jung, mir in den Krieg zu folgen, wenn Du aber diesen Willen und Eifer behältst, wird es nach einigen Jahren an Gelegenheiten nicht fehlen.«

Er hob den jungen Prinzen auf, küßte ihn, nahm, um ihn zu trösten, sein eigenes goldenes Vließ ab und hing es ihm um den Hals.

»Ach, bei Gott!« rief Scianca-Ferro, »das ist besser als der Kardinalshut!«

»Du hast da einen kecken Begleiter, Neffe«, sagte Carl V., »und wir wollen ihm vorläufig eine Kette geben, bis wir ihm später ein Kreuz anhängen können.«

Er nahm eine goldene Kette von dem Halse eines der Herren, die da standen, warf sie Scianca-Ferro zu und sagte:

»Da, junger Knappe!«

So schnell auch, die Bewegung Carls V. gewesen war, Scianca-Ferro hatte Zeit sich auf ein Knie niederzulassen, so daß er in dieser ehrerbietigen Stellung das Geschenk des Kaisers empfing.

»Nun«, sagte der Sieger von Pavia, der in guter Laune war, »Jeder soll seinen Teil bekommen, selbst der Page.«

Er nahm einen Diamantring vom Finger und sagte :

»Dies für Dich, schöner Page!«

Zum großen Erstaunen Emanuel Philiberts, Scianca-Ferro's und aller Anwesenden schien Leone nicht gehört zu haben und blieb unbeweglich stehen.

»Da scheinen wir einen tauben Pagen zu haben«, fuhr Carl V. fort und er sprach lauter: »Komm zu mir, schöner Page!«

Leone gehorchte nicht, sondern trat einen Schritt zurück.

»Leone«, sagte Emanuel, indem er die Hand des Freundes erfaßte, um ihn zu dem Kaiser zu führen.

Seltsam! Leone machte sich von der Hand Emanuels los, stieß einen Schrei aus und eilte aus dem Gemache hinaus.

»Da haben wir einen Pagen, der nicht eigennützig ist«, sagte Carl V. »Du mußt mir sagen, Neffe, wo Du dergleichen findest; sie sind sehr selten. Der Diamant, den ich ihm geben wollte, ist tausend Pistolen wert.«

Er wendete sich zu den Höflingen und sagte:

»Ihr Herren, Ihr seht da ein nachahmungswertes Beispiel!«

IX.

Leone Leona.

Welche Mühe Emanuel Philibert sich auch gab, als er in den Palast zurück kam, in welchem er mit seinem Vater wohnte, von Leone zu erfahren, was ihn veranlaßt habe den Diamantring auszuschlagen und sogar mit einem Angstschrei zu entfliehen, das Kind blieb stumm und kein Bitten vermochte ein Wort aus seinem Munde zu bringen.

Es war dasselbe hartnäckige Schweigen, welches früher die Herzogin Beatrice nicht hatte brechen können, als sie Näheres über die Mutter des Kindes zu erfahren sich bemüht.

Wie aber konnte der Kaiser Carl V. mit dem Unglücke, welches den Pagen zur Waise gemacht hatte, in Verbindung stehen? Das vermochte Emanuel Philibert nicht zu erraten. Wie dem auch sein mochte, er gab lieber im Voraus Jedermann und selbst seinem Oheime Unrecht, als daß er Leone einen Augenblick beschuldigte.

Zwei Jahre waren seit dem Waffenstillstande von Nizza verstrichen, und König Franz I. hatte also sehr lange bereits sein Wort gehalten. Auch wunderte sich Jedermann darüber, besonders Carl V. welcher bei der erwähnten Unterredung mit seinem Schwager fortwährend sein Mißtrauen gegen Franz I. ausgesprochen hatte, der dem Herzoge gewiß etwas zu Leide tue, sobald er, der Kaiser, nicht da sei ihn zu schützen.

Carl V. war in der Tat kaum unter Segel gegangen, als der Herzog von Savoyen bei seiner Rückkehr nach Nizza eine Botschaft von Franz I. empfing.

Franz I. machte dem Oheime den Antrag, ihm Savoyen zurück zu geben, wenn ihm dafür Piemont abgetreten werde, so daß es der Krone Frankreichs einverleibt werden könnte.

Der Herzog war höchst unwillig über einen solchen Antrag, entließ die Boten seines Neffen und verbot ihnen wieder vor ihm zu erscheinen.

Was hatte Franz I. die Zuversicht gegeben, dem Kaiser zum

vierten Male den Krieg zu erklären? Er hatte zwei neue Verbündete: Luther und Soliman, die Ketzler in Deutschland und die Sarazenen in Afrika.

Seltsame Bundesgenossen für den allerchristlichsten König, für den ältesten Sohn der Kirche! In dem langen Kampfe zwischen Franz I. und Carl V. nennt man den Ersteren immer den *ritterlichen König* und gleichwohl bricht er fortwährend sein Wort. Nachdem er auf dem Schlachtfelde von Pavia Alles verloren, *nur die Ehre nicht*, befleckte er in unverlöschlicher Weise jene trotz der Niederlage unverletzt gebliebene Ehre durch Unterzeichnung eines Vertrags, den er nicht halten wollte.

Dieser König, den die Historiker aus der Geschichte peitschen sollten, wie Jesus die Wechsler aus dem Tempel trieb; dieser Soldat, den Bayard zum Ritter schlug und den St. Vallier verfluchte, scheint in Wahnsinn zu verfallen, sobald er sein Wort gebrochen hat; er ist der Freund des Türken und des Ketzlers, er reicht die rechte Hand Soliman und die linke Luther; er der Nachkomme Ludwigs des Heiligen, geht mit dem Nachkommen Mohameds! Freilich sandte ihm Gott auch, nachdem er ihm die Niederlage gesandt, die Tochter seines Zornes, die Pest, die Tochter seiner Rache.

****Und Carl V. erkannte so deutlich, daß Gott für ihn sei, daß er, der kluge Kaiser, der schlaue Staatsmann, der zu den Waffen erst greift, nachdem alle Hilfsmittel der Diplomatie erschöpft sind, dem Riesen trotzt, dem Manne, welcher einen Harnisch, einen Helm und einen Schild führt, die Niemand außer ihm in seinem Reiche regieren kann. Den König, den man bei Marignan Reiter bis zum Gürtel spalten sah, so daß seine Schmeichler ihn mit Ajax oder mit Judas Maccabäus verglichen, diesen Goliath forderte Carl V. heraus zum Zweikampfe, auf jede beliebige Waffe, nackt bis zum Gürtel, allein in einem Bote oder auf einer Brücke.****

Und der König Franz I. schlug diesen Zweikampf aus, was indes nicht hindert, daß er in den Büchern der ritterliche König heißt.

Wir Dichter freilich, wir nennen ihn den ehrlosen König, welcher seinen Feinden, seinen Freunden und Gott selbst des beschworene Wort brach.

Diesmal bedrohte er Nizza, als er die Antwort des Herzogs von

Savoyen erhalten hatte.

Der Herzog ließ in Nizza einen tapferen Ritter, Odinet von Montfort, und begab sich selbst nach Vercelli, wo er die wenigen Streitkräfte sammelte, über die er noch verfügen konnte.

Emanuel Philibert hatte seinen Vetter um die Erlaubnis gebeten in Nizza bleiben zu dürfen, um da zuerst seine Waffen zu versuchen, da er aber der einzige und letzte Sprößling seines Hauses war, so hielt ihn der Herzog für zu kostbar, als daß er ihm ein solches Gesuch hätte bewilligen können.

Scianca-Ferro dagegen erhielt die Erlaubnis und er machte Gebrauch davon.

Kaum war der Herzog mit seinem Sohne, Leone und dem Gefolge abgereist, so sah man eine Flotte von zweihundert Segeln mit türkischer und französischer Flagge erscheinen, welche zehntausend Türken unter Khaïr-Eddin und zwölftausend Franzosen unter dem Herzoge von Enghien aussetzte.

Die Belagerung war fürchterlich; die Besatzung verteidigte jeden Fußbreit Boden und Alle, Soldaten und Bürger, taten Wunder der Tapferkeit. Die Stadt wurde an zehn Stellen geöffnet; Türken und Franzosen drangen durch zehn Breschen ein; man verteidigte jede Straße, jeden Platz, jedes Haus; das Feuer rückte mit den Belagerern vor; Odinet zog sich in das Castell zurück und überließ dem Feinde eine Stadt in Trümmern.

Am andern Tage forderte ein Herold ihn auf sich zu ergeben, er aber schüttelte den Kopf und sagte:

Guter Freund, Du bist aus falschem Wege, wenn Du Dich zu einer solchen Feigheit an mich wendest. Ich heiße *Montfort*; meine Wappen sind Pfähle und meine Devise lautet: *Aushalten*.«

Montfort war seiner Devise, seines Wappens und seines Namens würdig; er hielt aus, bis auf der einen Seite der Herzog selbst mit viertausend Piemontesen und auf der andern Don Alfonso von Avallos im Namen des Kaisers mit zehntausend Spaniern ankam, da hoben Türken und Franzosen die Belagerung auf.

Es war ein großes Fest für den Herzog Carl und seine Untertanen, als er in Nizza einzog, so verfallen auch die Stadt war.

Es war auch ein großes Fest für Emanuel Philibert und dessen Knappen Scianca-Ferro hatte den Namen verdient, welchen ihm Carl III. gegeben, und als sein Milchbruder ihn fragte, wie es gegangen, da er auf wirkliche Harnische und wirkliche Schilde habe schlagen müssen, antwortete er:

»Es ist nicht so hart wie Eichen zu spalten, nicht so schwer wie Felsen zu zermalmen.«

»Ach, warum war ich nicht dabei!« murmelte Emanuel Philibert, ohne zu bemerken, daß Leone, der sich an seinen Arm festhielt, bei dem Gedanken an die Gefahren erleichte, die Scianca-Ferro bereits bestanden hatte und denen Emanuel auch einmal sich aussetzen werde.

Allerdings wurde der arme Page einige Zeit nachher durch den Frieden von Crespy vollständig beruhigt, die Folge des Einfalles Carls in die Provence und gleichzeitig der Schlacht von Cérisolles.

Der Friede wurde am 4. Oktober 1544 unterzeichnet.

Er setzte fest, daß Philipp von Orléans, der zweite Sohn Franz I., nach zwei Jahren sich mit der Tochter des Kaisers vermähle, und als Mitgift das Herzogtum Mailand und die Niederlande erhalte, daß der König von Frankreich seinerseits seinem Ansprüche auf das Königreich Neapel entsage und dem Herzoge von Savoyen alles zurückgebe, was er ihm genommen, mit Ausnahme der Festungen Pignerolles und Montmeillant, welche mit dem französischen Gebiete vereinigt bleiben sollten.

Der Vertrag sollte seine Ausführung nach zwei Jahren erhalten, das heißt bei der Vermählung des Herzogs von Orléans mit der Tochter des Kaisers.

Wie man sieht, war man zum Jahre 1545 gelangt, die Kinder waren herangewachsen, Leone, der jüngste von den Dreien, zählte vierzehn Jahre, Emanuel siebzehn und Scianca-Ferro noch sechs Monate mehr.

Was ging in dem Herzen Leone's vor und warum wurde er von Tag zu Tag trauriger? Das fragten einander Scianca-Ferro und Emanuel vergeblich, das fragte Emanuel auch Leone umsonst.

Seltsam! Je älter Leone wurde, um so weniger folgte er dem Beispiele seiner beiden Gefährten. Emanuel und Scianca-Ferro übten sich den ganzen Tag in dem Gebrauche der Waffen, der

erstere, um den Namen Kardinälchen vergessen zu lassen, der letztere, um seinen Namen immer mehr zu verdienen. Emanuel hatte denn auch bereits alles erlangt, was Geschicklichkeit geben kann, und Scianca-Ferro hatte von Gott alles empfangen, was er menschlichen Muskeln an Kraft gibt.

Währenddessen befand Leone sich auf irgend einem Turm, von wo er den Übungen der beiden Freunde zusehen konnte, und wenn sie ihr Eifer zu weit hinwegtrieb, nahm er ein Buch, setzte sich in einen Winkel des Gartens, und las.

Das Einzige was Leone mit Freuden erlernt hatte, ohne Zweifel, weil er darin ein Mittel sah Emanuel zu folgen, war das Reiten, aber seit einiger Zeit entsagte der Page auch diesem und zwar in demselben Maße, als er trauriger wurde.

Eines besonders setzte Emanuel immer in Verwunderung, nämlich, daß das Gesicht Leone's sich stets verdüsterte, wenn davon die Rede war, daß er, Emanuel, einmal ein reicher mächtiger Fürst werde.

Eines Tages erhielt der Herzog ein Schreiben von dem Kaiser Carl V., in welchem von einer Vermählung zwischen Emanuel Philibert und der Tochter des Königs Ferdinand, des Bruders des Kaisers, die Rede war. Leone hörte dieses Schreiben vorlesen, er konnte die Wirkung nicht verheimlichen, die es auf ihn machte, und eilte schluchzend hinaus, zum großen Erstaunen des Herzogs Carl III. und Scianca-Ferro's, welche vergebens nach den Gründen eines solchen Schmerzes suchten.

Sobald der Herzog sich in seine Gemächer begeben hatte, eilte Emanuel seinem Pagen nach. Das, was er für Leone empfand, war etwas ganz Anderes, als was er für Scianca-Ferro fühlte. Er hätte sein Leben hingegeben, um das Leben Scianca-Ferro's zu retten, sein eigenes Blut vergossen, um das seines Milchbruders zu schonen; aber Leben und alles Blut hätte er freudig hingegeben, um eine Träne zurückzuhalten, die an den sammtgleichen Lidern und an den langte schwarzen Wimpern Leone's zitterte.

Da er ihn jetzt hatte weinen sehen, wollte er die Ursache des Schmerzes kennen. Seit länger als einem Jahr bemerkte er die zunehmende Traurigkeit des Pagen und oftmals hatte er ihn um den Grund derselben gefragt, aber alsbald hatte auch Leone

seine Kraft zusammengekommen, den Kopf geschüttelt, um trübe Gedanken zu verscheuchen, und dann lächelnd geantwortet:

»Ich bin zu glücklich, Prinz Emanuel, und ich fürchte immer, ein solches Glück könne nicht von Dauer sein.«

Da hatte Emanuel seinerseits den Kopf geschüttelt, weil er aber schon wußte, daß Leone noch trauriger würde, wenn man in ihn drang, so begnügte er sich, die Hände des Freundes zu fassen und ihn fest anzusehen, als wollte er ihn mit allen Sinnen zugleich fragen; aber Leone wendete langsam die Augen ab und entzog Emanuel sanft die Hände.

Emanuel ging dann selbst traurig zu Scianca-Ferro, der nicht daran dachte, ihn zu fragen, und dem es nicht eingefallen sein würde, die Hände zu fassen, so sehr war die Freundschaft zwischen Scianca-Ferro und Emanuel verschieden von der zwischen Emanuel und Leon.

An diesem Tage suchte Emanuel den Pagen vergebens länger als eine Stunde in dem Schlosse und im Park; er erkundigte sich bei Jedermann; Niemand hatte Leone gesehen. Endlich sagte ein Stalldiener, Leone sei in die Kirche gegangen und müsse wohl noch da sein.

Emanuel eilte in die Kirche, überschaute sogleich den ganzen düsteren Raum und sah wirklich Leone in der dunkelsten Ecke der verstecktesten Capelle knien.

Er trat so nahe an ihn, daß er ihn fast berührte, ohne daß der Page in seinem inbrünstigen Gebete seine Gegenwart zu bemerken schien.

Da klopfte er ihm leicht auf die Achsel und nannte seinen Namen.

Leone erschrak und sah Emanuel fast furchtsam an.

»Was tust Du zu dieser Stunde in der Kirche?« fragte Emanuel besorgt.

»Ich bete zu Gott«, antwortete Leone schwermütig, »daß er mir die Kraft gebe das auszuführen, was ich im Sinne habe.«

»Und was hast Du im Sinne?« fragte Emanuel, »darf ich es nicht wissen?«

»Ihr werdet es im Gegenteil zuerst erfahren«, antwortete Leone.

»Du schwörst es mir, Leone?«

»Ja wohl«, antwortete dieser mit traurigem Lächeln.

Emanuel ergriff seine Hand und versuchte ihn aus der Kirche hinauszuziehen, aber Leone machte sanft seine Hand los, wie er es seit einiger Zeit immer zu tun pflegte, kniete wieder nieder und bat mit einer Gebärde den jungen Herzog ihn allein zu lassen, dann setzte er hinzu:

»Ich muß noch einen Augenblick mit Gott allein sein.«

Es lag in dem Tone des Pagen etwas so Feierliches und so Schwermütiges, daß Emanuel gar keinen Versuch machte ihm entgegen zu sein.

Er verließ die Kirche, wartete aber an der Tür auf Leone.

Dieser zuckte zusammen, als er ihn bemerkte, schien sich aber gleichwohl nicht zu wundern ihn da zu finden.

»Nun«, fragte Emanuel, »kann ich das Geheimnis nun erfahren?«

»Morgen hoffe ich die Kraft zu haben, es Euch mitteilen zu können«, antwortete Leone.

»Wo?«

»Hier in der Kirche.«

»Zu welcher Zeit?«

»Kommt um dieselbe Stunde wie heute.«

»Und bis dahin, Leone?« fragte Emanuel fast bittend.

»Bis dahin werdet Ihr hoffentlich mich nicht nötigen, mein Zimmer zu verlassen. Ich bedarf der Einsamkeit und des Nachdenkens.«

Emanuel sah seinen Pagen mit unbeschreiblicher Herzbeklemmung an und begleitete ihn bis an die Tür; hier wollte Leone die Hand des Prinzen ergreifen und küssen, aber jetzt zog Emanuel sie zurück und streckte beide Arme aus, um den Knaben an sich zu ziehen und ihn zu küssen; Leone hielt ihn indes sanft von sich zurück, machte sich aus Emanuels Armen los und sagte in einem Tone unbeschreiblicher Trauer:

»Morgen, gnädiger Prinz.«

Er ging darauf in sein Zimmer.

Emanuel blieb einen Augenblick an der Tür stehen und hörte so, daß Leone den Riegel vorschob.

»Mein Gott!« dachte der Prinz bei sich, »was geht in mir vor? was empfinde ich?«

»Zum Teufel, was machst Du da?« fragte hinter Emanuel eine raue Stimme, während eine kräftige Hand sich ihm auf die Achsel legte.

Emanuel seufzte, faßte den Arm Scianca-Ferro's und zog ihn mit sich in den Garten.

Da setzten sie sich neben einander auf eine Bank.

Emanuel erzählte, was zwischen ihm und Leone vorgegangen war.

Scianca-Ferro dachte einen Augenblick nach, sah empor und und biß sich in die Hand.

Mit einem Male sagte er dann:

»Ich wette, daß ich weiß was es ist.«

»Was?«

»Leone ist verliebt.«

Emanuel war es als erhalte er einen Stich in das Herz.

»Unmöglich!« stammelte er.

»Unmöglich? Warum unmöglich?« fragte Scianca-Ferro, »ich bin es ja auch.«

»Du? und in wen?« fragte Emanuel.

»In Lucia, die Tochter des Pförtners. Die Arme fürchtete sich entsetzlich während der Belagerung, besonders in der Nacht, und ich tat alles, um sie zu beruhigen.«

Emanuel zuckte mit den Achseln, um anzudeuten, daß er gewiß sei, Leone liebe die Lucia nicht.

Scianca-Ferro verstand die Gebärde Emanuels falsch, indem er in ihr ein Zeichen der Geringschätzung sah.

»Kardinälchen«, sagte er, denn er nannte den Prinzen noch immer so, trotz dem Orden des goldenen Vließes, den derselbe bisweilen trug, »spielen wir nicht den Unzufriedenen? Ich für meine Person ziehe die Lucia allen denen am Hofe vor, und wenn einmal ein Turnier gehalten wird, will ich ihre Farben tragen und ihre Schönheit gegen Jeden verteidigen.«

»Ich würde die beklagen, die nicht deiner Meinung wären, lieber Scianca-Ferro«, antwortete Emanuel.

»Da hast Du Recht, denn ich würde für sie so derb zerschlagen wie für die Tochter eines Königs.«

Emanuel drückte ihm die Hand, stand auf und ging in sein Zimmer.

Scianca-Ferro, dachte er, bekümmert sich doch zu viel um das Zuschlagen, als daß er begreifen könne, was in seinem und Emanuels Herzen vorgehe oder in der Seele Leone's.

Aber auch Emanuel, dem es doch an Scharfsinn und Geist nicht, fehlte, sann in der Einsamkeit seines Zimmers und in der Stille der Nacht vergeblich darüber nach, was die Seele Leone's wohl beunruhige und was sein eigenes Herz beängstige.

Er wartete also mit Spannung auf den andern Tag.

Der Vormittag verging langsam ohne, daß Emanuel Leone sah. Zur bestimmten Stunde ging er endlich nach der Kirche und zwar mit dem Gefühle, als müsse etwas äußerst Wichtiges in seinem Leben sich entscheiden.

Der Vertrag von Crespy, der vor einem Jahre unterzeichnet worden war und der ihm seine Staaten definitiv entziehen oder zurückgeben sollte, war ihm minder wichtig und bedeutsam vorgekommen als das Geheimnis, das ihm Leone mitzuteilen versprochen.

Er fand Leone an derselben Stelle wie am vorigen Tages; wahrscheinlich betete er schon lange, und in seinem Gesichte sprach sich schwermutsvolle Ergebung aus. Offenbar stand sein Entschluß fest, welcher in der vorigen Woche noch geschwankt.

Emanuel trat rasch zu ihm; Leone empfing ihn mit sanftem, aber traurigem Lächeln.

»Nun?« fragte Emanuel.

»Nun, gnädiger Prinz«, entgegnete Leone, »ich habe Euch um eine Gnade zu bitten . . . «

»Welche, Leone?«

»Ihr seht wie schwach und ungeeignet ich für körperliche Übungen bin. Ihr werdet in eurer fast königlichen Zukunft starker Männer bedürfen wie Scianca-Ferro, nicht schüchterner Kinder wie ich eins bin. Gnädiger Prinz . . . « Leone nahm alle seine Kräfte zusammen, aber große Tränen rannen über seine Wangen, »ich bitte um die Gnade Euch verlassen zu dürfen.«

Emanuel trat einen Schritt zurück; er hatte sich sein Leben, das zwischen Scianca-Ferro und Leone begonnen, in der Zukunft nie ohne Einen der Freunde gedacht.

»Mich verlassen?« fragte er also Leone in höchster Verwunderung.

Leone senkte den Kopf und antwortete nicht.

»Mich verlassen?« fuhr Emanuel fort im Tone des tiefsten Schmerzes. »Du mich verlassen? Das ist nicht möglich.«

»Es muß sein«, antwortete Leone kaum vornehmlich.

Emanuel legte die Hand auf die Stirn, blickte nach dem Altar und ließ die Arme schlaff herabhängen.

In einigen Augenblicken hatte er sich, hatte er Gott gefragt, und da er keine Antwort erhalten, verließ ihn der Mut.

»Mich verlassen!« wiederholte er zum dritten Male, als könne er sich an das Wort gar nicht gewöhnen. »Ich habe Dich sterbend gefunden, Leone, ich habe Dich aufgenommen, wie mir von der Vorsehung selbst zugesandt . . . ich habe Dich behandelt wie einen Bruder und . . . «

»Eben deshalb, gnädiger Prinz, weil ich Euch zu viel verdanke und weil ich Euch nichts vergelten kann, wenn ich hier bleibe, deshalb möchte ich mein Leben lang nur für meinen Wohltäter beten.«

»Für mich beten?« fragte Emanuel immer mehr erstaunt. »Wo das?«

»In irgend einem Kloster, das mir ein weit geeigneterer Platz für einen armen Verwaisten zu sein scheint als der, welchen ich an diesem glänzenden Hofe einnehme.«

»Ach, meine Mutter, meine arme Mutter!« flüsterte Emanuel. »Du liebtest ihn so sehr, was würdest Du sagen, wenn Du ihn jetzt hörtest?«

»Vor Gott, der uns hört und sieht«, sagte Leone feierlich, indem er die Hand des Prinzen ergriff, »vor Gott, der uns hört, sie würde sagen, daß ich Recht tue.«

Es lag ein solcher Ton der Wahrheit, eine solche Überzeugung des Gewissens in der Antwort Leone's, daß Emanuel erschüttert wurde.

»Leone«, sagte er, »tue was Du willst, es steht Dir frei . . . Ich

habe versucht, dein Herz zu fesseln, aber nie wird es mir in den Sinn kommen deinen Körper zu fesseln . . . Nur bitte ich Dich, übereile Dich nicht mit deinem Vorsatze . . . Nimm Dir einen Monat Bedenkzeit . . . «

Leone schüttelte den Kopf.

»Nimm acht Tage, nimm . . . «

»Ach«, unterbrach ihn Leone, »ach, Emanuel, wenn ich nicht gehe in dem Augenblicke, da mir Gott die Kraft dazu gibt, gehe ich nimmer und ich sage«, setzte er schluchzend hinzu, »ich muß fort.«

»Aber warum? Warum mußt Du fort?« fragte Philibert.

Auf diese Frage antwortete Leone nur mit einem unerschütterlichen Schweigen, wie schon bei zwei früheren Gelegenheiten, als nämlich in Oleggio die Herzogin ihn nach seinen Eltern und seiner Geburt gefragt hatte und dann als Emanuel hatte wissen wollen, warum er den Diamantring von Carl V. nicht angenommen.

Der Prinz wollte weiter in ihn dringen, als er Tritte in der Kirche hörte.

Es war ein Diener seines Vaters, der ihn suchte und ihm meldete, der Herzog Carl wünsche sogleich mit ihm zu sprechen. Man habe wichtige Nachrichten aus Frankreich erhalten.

»Du siehst, Leone«, sagte Emanuel, »ich muß Dich jetzt verlassen. Heute Abend werde ich Dich wiedersehen und wenn Du bei deinem Beschlusse verharrst, nun — so bist Du frei, Du magst mich morgen, noch in der Nacht verlassen, wenn Du glaubst, nicht länger bei mir bleiben zu dürfen.«

Leone antwortete nicht; er sank mit tiefem Seufzen auf seine Knie und man hätte meinen können, sein Herz breche.

Emanuel entfernte sich, aber ehe er die Kirche verließ, drehte er sich zwei- dreimal um, als wolle er sehen, ob Leone ihn so ungern scheiden sehe, wie er von ihm gehe.

Leone blieb noch eine Stunde im Gebete, dann begab er sich ruhiger in sein Zimmer.

In Abwesenheit Emanuels, vor dem er schwankte, richtete sich sein Vorsatz fast wieder auf; aber der Gedanke beunruhigte ihn, daß Emanuel jeden Augenblick noch einmal kommen könne, um

einen letzten Versuch zu machen.

Er erschrak bei jedem Geräusch, das er aus der Treppe hörte.

Zwei Stunden vergingen . . . da machte sich ein Tritt bemerklich . . . Diesmal konnte Leone nicht irren, es war der Tritt Emanuels.

Die Tür öffnete sich, Emanuel trat ein.

Er war traurig und doch glänzte bei dieser Trauer ein Strahl der Freude.

»Nun, Leone«, fragte er, als er die Tür verschlossen und indem er auf den Freund zutrat, »hast Du nachgedacht?«

»Gnädiger Prinz«, antwortete Leone, »als Ihr mich verließet, hatte ich nicht weiter nachzudenken.«

»So bleibst Du bei deinem Vorsatze mich zu verlassen?«

Leone hatte nicht die Kraft zu antworten, aber er nickte.

»Und nur«, fragte Emanuel mit schwermütigem Lächeln, »weil ich ein großer Fürst sein und einen glänzenden Hof haben werde?«

Leone neigte nochmals den Kopf.

»Nun«, sprach Emanuel mit einer gewissen Bitterkeit, »über diesen Punkt beruhige Dich: ich bin jetzt ärmer als ich es je gewesen.«

Leone richtete rasch den Kopf empor und Emanuel konnte in den schönen Augen die Veränderung durch die Tränen glänzen sehen.

»Der zweite Sohn Franz I., der Herzog von Orléans, ist gestorben«, fuhr Emanuel fort, »so daß der Vertrag von Crespy aufgehoben ist . . . «

»Und?« fragte Leone, der Emanuel mit allen Muskeln seines Gesichtes fragte.

»Und da der Kaiser Carl V., mein Oheim, das Herzogtum Mailand meinem Vetter Franz I. nicht gibt, so wird dieser meinem Vater das Land nicht herausgeben.«

»Und«, fragte Leone in dem Tone, unbeschreiblicher Hast, »und die Heirat mit der Tochter des Königs Ferdinand, die Heirat, welche der Kaiser vorgeschlagen hat?«

»Armer Leone«, antwortete Emanuel, »der, welchem der Kaiser

seine Nichte geben wollte, war der Herzog von Savoyen, der Fürst von Piemont, kurz ein gekrönter Gemahl, nicht aber der arme Emanuel Philibert, der, von allen seinen Staaten nichts mehr besitzt als die Stadt Nizza, das Tal Aosta und drei oder vier Güter hier und da in Savoyen und Piemont.

»Ach!« rief Leone mit einem Gefühle der Freude, die er unmöglich unterdrücken konnte.

Aber fast in demselben Augenblicke gewann er die Selbstbeherrschung wieder, die ihm hatte entschlüpfen wollen, und er sagte:

»Gleichviel, nichts darf geändert werden in dem, was beschlossen war.«

»Also«, fragte Emanuel, trauriger über den Entschluß des Freundes als über die Nachricht von dem Verluste seines Landes, »also verlässest Du mich doch?«

»Wie es gestern eine Notwendigkeit war, so ist es noch heute.«

»Gestern, Leone, war ich reich und mächtig, ich hatte eine Herzogskrone auf dem Haupte, heute bin ich arm und machtlos und habe nichts mehr, als meinen Degen. Als Du gestern von mir gehen wolltest, Leone, warst Du nur grausam, wenn Du heute noch gehst, bist Du undankbar, Leone.«

»Undankbar?« wiederholte Leone. »Mein Gott, Du hörst es! Er sagt, ich sei undankbar!«

Da der Prinz sich anschickte mit gerunzelter Stirn und finsterem Auge fortzugehen, rief Leone:

»Ach, Emanuel, Emanuel, gehe nicht so von mir . . . ich würde daran sterben.«

Emanuel drehte sich um und sah, daß Leone mit nach ihm ausgebreiteten Armen dastand, bleich, wankend, einer Ohnmacht nahe.

Er eilte zu ihm, er hielt ihn in seinen Armen und drückte in einem ihm selbst unerklärlichen unwiderstehlichen Drange seine Lippen auf die Lippen Leone's.

Leone stieß einen schmerzlichen Schrei aus, als sei er von einem glühenden Eisen berührt worden und wurde ohnmächtig.

Der Haftel am Kragen schnürte ihm die Kehle zusammen, Emanuel machte ihn auf und da Leone ersticken zu müssen

schien, riß er ihm mit einem kräftigen Rucke alle Knöpfe des Wammses auf.

Da aber stieß er einen Schrei aus, nicht einen Schrei des Schmerzes, sondern der Überraschung, des Staunens, der Freude.

Leone war ein Mädchen.

Als die Ohnmacht vorüber, war auch Leone verschwunden und Leona die Geliebte Emanuel Philiberts.

Nun war nicht mehr die Rede davon, den Geliebten zu verlassen, dem ohne ein Wort der Erläuterung alles erklärt war: Traurigkeit, Liebe zur Einsamkeit und der Wunsch zu entfliehen. Leona hatte, als sie erkannte, daß sie den Prinzen liebe, sich von ihm trennen wollen, aber so bald Emanuel ihre Liebe teilte, gab sie ihm ihr Leben hin.

Für Alle, selbst Scianca-Ferro, blieb der Page Leone . . . ein junger Mann.

Nur für Emanuel Philibert war Leone ein schönes junges Mädchen und hieß Leona.

Als Prinz hatte Emanuel Philibert Bresse, Piemont und Savoyen mit Ausnahme von Nizza, Vercelli und dem Thale Aosta verloren, als Mann dagegen hatte er nichts verloren, da ihm Gott Scianca-Ferro und Leona gab, d. h. die beiden kostbarsten Geschenke, welche Gott in seiner himmlischen Güte seinen Auserwählten gewähren kann: hingebende Freundschaft und Liebe.

X.

Die drei Botschafter.

Erwähnen wir nun mit wenigen Worten was in der Zeit zwischen dem, was wir eben erzählten, und dem, was wir von nun an zu erzählen haben, vorgegangen war.

Emanuel Philibert hatte zu Leone gesagt, es bleibe ihm nichts mehr als sein Degen.

Der Bund der Protestanten in Deutschland, welcher durch den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen angeregt worden war, gab dem jungen Prinzen die Gelegenheit, Carl V. seinen Degen anzubieten.

Diesmal wurde er angenommen.

Die protestantischen Fürsten stellten die Ansicht auf, daß, so lange der Kaiser lebe, dessen Bruder Ferdinand nicht König von Rom sein könne.

Der Bund bildete sich in der kleinen Stadt Schmalkalden, von der er auch den Namen hat.

Heinrich VII. hatte Bedenklichkeiten gehabt und war dem Bunde nicht beigetreten, Franz I. dagegen schloß sich demselben bereitwillig an.

Es war schon etwas Altes, da er sich vom 22. Dezember 1530 her schrieb.

Wenn auch Soliman dem Bunde nicht eigentlich angehörte, so unterstützte er ihn doch dadurch, daß er 1532 Messina belagerte.

Carl V. war mit einem Heere von neunzigtausend Mann Fußvolk und dreißigtausend Reitern gegen ihn gezogen und hatte ihn genötigt die Belagerung aufzuheben.

Er hatte ferner, mit Beihilfe der Pest, das Heer Franz I. in Italien vernichtet und die Folge davon war auf der einen Seite der Vertrag von Cambrai vom 5. August 1529, auf der andern jener von Nürnberg vom 23. Juli 1532 gewesen, welche Europa auf einige Zeit wieder den Frieden gaben.

Die Dauer der mit Franz I. geschlossenen Verträge kennt man schon. Der Vertrag von Nürnberg wurde gebrochen, und der

schmalkaldische Bund, der alle seine Kräfte hatte sammeln können, regte sich.

Der Kaiser marschierte in eigener Person gegen die Verbündeten, denn das, was in Deutschland vorging, schien ihn immer näher anzugehen als das, was anderswo geschah. Carl V. erkannte, daß seit dem Verfall der päpstlichen Macht die größte Macht der Erde das Reich sei.

Unter solchen Umständen reiste Emanuel Philibert am 27. Mai 1545 nach Worms ab, wo sich der Kaiser befand. Den jungen Prinzen begleitete wie immer Scianca-Ferro und Leone.

Auch folgten ihm vierzig Herren.

Das war die ganze Armee, welche derjenige in seinen Staaten hatte ausheben und seinem Schwager senden können, welcher auf immer Herzog von Savoyen, Chablais und Aosta, Fürst von Piemont, Achaja und Morea, Graf von Genf, Nizza, Bresse und Romond, Freiherr von Waadt, Gex und Faucigny, Herr von Vercelli, Beaufort, Bugey und Freiburg, Fürst und erblicher Verweser des Reiches, Marchese von Italien und König von Zypern hieß.

Carl V. nahm seinen Neffen sehr freundlich auf und gestattete, daß man denselben in seiner Gegenwart *Majestät* nenne wegen des Königreichs Zypern, auf welches sein Vater Ansprüche zu haben glaubte.

Emanuel vergalt diese Aufnahme dadurch, daß er in der Schlacht von Ingolstadt und Mühlberg Wunder der Tapferkeit tat.

Diese letztere Schlacht beendigte den Kampf; zehn von den vierzig Edlen, die Emanuel Philibert mit sich gebracht hatte, fehlten Abends, sie waren tot oder verwundet.¹

Scianca-Ferro hätte in dieser Schlacht seinen Namen verdient, wenn er ihn nicht bereits gehabt.²

Einen Monat vorher war Franz I. gestorben. Auf dem Sterbebette hatte er seinem Sohne gesagt, alles Unglück Frankreichs sei von seinem Bündnisse mit den Protestanten gekommen, er hatte erkannt, Carl V. habe Gott, den Allmächtigen, für sich und deshalb dem künftigen Könige von Frankreich empfohlen, in Frieden mit dem Kaiser zu leben.

So folgte eine Ruhezeit, in welcher Emanuel Philibert seinen

Vater in Vercelli besuchte. Das Wiedersehen war ein sehr zärtliches und liebeiches, der Herzog von Savoyen schien zu ahnen, daß er seinen Sohn zum letzten Male in seine Arme schließe.

Die Empfehlung Franz I. an Heinrich II. schlug keine tiefen Wurzeln in den Herzen dieses Königs ohne militärisches Genie, aber voll Kriegslust, und der Krieg begann von neuem in Italien wegen der Ermordung des Herzogs von Piacenza, Paul Ludwig Farnese, ältesten Sohnes Pauls III.

Er wurde 1548 in Piacenza durch Pallavicini, Landi, Anguisiola und Gonfalonieri ermordet, welche gleich darauf die Stadt an Ferdinand von Gonzaga, den Statthalter Carls V. in Mailand, übergaben.

Auf der andern Seite hatte Octavio Farnese, der zweite Sohn Pauls III., Parma's sich bemächtigt und, um dasselbe nicht wieder herausgeben zu müssen, den Schutz des Königs Heinrich II. von Frankreich angerufen.

Bei Lebzeiten Pauls III. noch hatte Carl V. nicht aufgehört Parma und Piacenza als zu dem Herzogtum Mailand gehörige Städte zu reklamieren. Man erinnert sich der Streitigkeiten, die es deswegen in Nizza mit Papst Paul III. gegeben hatte. Es gehörte nicht viel mehr dazu, den Krieg von neuem zu entzünden, der gleichzeitig, in Italien und den Niederlanden ausbrach.

In Flandern, wie immer, brachte Carl V. die größte Macht zusammen; nach Norden also haben sich im Anfange dieses Buches unsere Augen gewendet, welche Emanuel Philibert suchten.

Wir haben erzählt, daß der Kaiser nach der Belagerung von Metz und nach der Einnahme von Thérouanne und Hesdin seinem Neffen aufgetragen, die letztere Stadt wieder aufzubauen und ihn zu gleicher Zeit zum Oberbefehlshaber seines Heeres in Flandern wie zum Statthalter in den Niederlanden ernannt hatte.

Gleichsam um dieser großen Ehre ein Gegengewicht zu geben, war das Herz Emanuel Philiberts von einem tiefen Schmerze betroffen worden.

Am 17. September 1553 war sein Vater, der Herzog von Savoyen, gestorben.

Mit dem Range als Oberbefehlshaber und mit der Trauer über den Tod seines Vaters, die er zwar nicht in seiner Kleidung zeigte wie Hamlet, die aber in seinen Zügen lag, sahen wir ihn von dem kaiserlichen Lager aus erscheinen und wir sehen ihn dahin zurückkehren, nachdem er als strenger Richter gehandelt hatte.

Ein Bote des Kaisers Carl V. erwartete ihn vor seinem Zelte, der Kaiser wünschte augenblicklich mit ihm zu sprechen.

Emanuel stieg sogleich ab, warf den Zügel seines Pferdes einem seiner Leute zu, nickte seinem Knappen und Pagen zu, um ihnen anzudeuten, daß er sich von ihnen so lange nur entferne, als ihn der Kaiser bei sich behalte, schnallte den Schwertgurt ab und nahm das Schwert unter den Arm, wie er es immer zu tun pflegte, wenn er zu Fuße ging und zwar, um es sogleich bei der Hand zu haben, sobald er genötigt werde, davon Gebrauch zu machen. So schritt er nach dem Zelte des modernen Cäsars hin.

Die Wache präsentierte vor ihm und er trat hinter dem Boten ein, welcher dem Kaiser seine Ankunft zu melden hatte.

Das Zelt des Kaisers war in vier Abteilungen geteilt, ungerechnet eine Art Vorzimmer oder Halle mit vier Säulen.

Eine der vier Abteilungen des Kaiserzeltes diente als Speisezimmer, eine als Empfangszimmer, eine als Schlafzimmer und eine als Arbeitszimmer.

Eine jede war durch das Geschenk einer Stadt möbliert und durch die Trophäe eines Sieges geschmückt.

Die einzige Trophäe in dem Schlafzimmer des Kaisers war der Degen Franz I., welcher über dem Bette hing. Es war eine einfache Trophäe, aber in den Augen Carls V. hatte der Degen, den er selbst in das Kloster Saint-Just mitnahm, mehr wert als die Trophäen in den andern Gemächern zusammengenommen.

Der, welcher diese Zeilen schreibt, hat oftmals mit traurigem Blicke nach der Vergangenheit diesen Degen gehalten und herausgezogen, welchen Franz I. geführt und an den Sieger übergeben, Carl V. empfangen und Napoleon zurückgenommen hatte.

O, wie nichtig sind die Dinge dieser Welt! Der Degen war fast die alleinige Mitgift einer schönen Prinzessin und ist nun das Eigentum des Urenkels eines Dieners Catharina's II.

O Franz I.! O Carl V.! O Napoleon!

In dem Vorzimmer bemerkte Emanuel Philibert mit jenem Feldherrnblicke, der Alles sofort überschaut, einen Mann, dem die Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren und den vier Soldaten bewachten.

Der Gebundene trug Bauernkleidung, Emanuel Philibert glaubte aber zu bemerken, daß weder das Haar noch die Gesichtsfarbe des Mannes zu der Kleidung paßten.

Er glaubte deshalb, man habe einen französischen Spion ergriffen und der Kaiser habe ihn dieses Spions wegen rufen lassen.

Carl V. befand sich in seinem Arbeitscabinet und der Herzog wurde eingeführt, sobald er angemeldet war.

Carl V. war, da er mit dem 16. Jahrhundert geboren worden, damals ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, klein von Gestalt aber kräftig; sein lebhaftes Auge glänzte unter den Brauen hervor, wenn nicht der Schmerz diesen Glanz erlöschte; sein Haut begann zu ergrauen, sein mehr dichter als langer Bart aber war brennendrot geblieben.

Er lag auf einer Art türkischen Diwans, der mit orientalischen Stoffen aus dem Zelte Solimans vor Wien bedeckt war . . . Unweit von seiner Hand glänzte eine Trophäe von arabischen Säbeln und Dolchen.

Er hatte sich in einen langen mit Marder gefütterten Schlafrock von schwarzem Samt gehüllt; sein Gesicht war finster und er schien mit Ungeduld auf Emanuel Philibert zu warten.

In dem Augenblicke aber, als man ihm die Ankunft des Herzogs meldete, verschwand dieser Ausdruck der Ungeduld, wie vor dem Winde die Wolke schwindet, welche das Tageslicht verdunkelte. In einer vierzigjährigen Regierungszeit hatte der Kaiser sein Gesicht zu beherrschen gelernt und Niemand übertraf ihn in dieser Kunst.

Emanuel Philibert erkannte trotzdem auf den ersten Blick, daß der Kaiser von wichtigen Dingen mit ihm zu sprechen gedenke.

Carl V. wendete, als er seinen Neffen bemerkte, das Gesicht nach ihm hin, machte eine Anstrengung seine Stellung zu ändern und grüßte ihn mit einer Bewegung der Hand und des Kopfes freundschaftlich.

Emanuel Philibert verbeugte sich ehrerbietig.

Der Kaiser begann das Gespräch italienisch. Er bedauerte es sein Leben lang, daß er nie griechisch und lateinisch habe erlernen können, sprach aber gleich gut fünf lebende Sprachen, nämlich italienisch, spanisch, englisch, deutsch und französisch.

Er selbst soll über den Gebrauch dieser fünf Sprachen gesagt haben:

»Ich lernte italienisch, um mit dem Papste zu sprechen, spanisch, um mit meiner Mutter Johanna zu reden, englisch, um mit meiner Tante Catharina zu sprechen, deutsch, um mit meinen Landsleuten und Freunden sprechen zu können und französisch, um mit mir selbst zu sprechen.«

So dringend es auch sein mochte, mit den Personen, die er zu sich bescheiden ließ, von seinen Angelegenheiten zu sprechen, so begann der Kaiser doch stets mit denen der Andern.

»Nun«, fragte er italienisch, »was Neues im Lager?«

»Sire«, antwortete Emanuel Philibert in der Sprache, deren Carl V. sich bedient hatte und die ja seine Muttersprache war, »etwas, das Ew. Majestät doch bald erfahren würden, wenn ich es nicht selbst meldete. Ich bin genötigt gewesen, ein Exempel zu statuieren, damit man meinen Titel und eure Autorität achte.«

»Ein großes Exempel?« fragte der Kaiser zerstreut, der bereits mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war.

»Welches?«

Emanuel Philibert begann die Erzählung dessen was zwischen ihm und dem Grafen von Waldeck geschehen war; wie wichtig aber auch die Sache war; Carl V. hörte sie offenbar sehr zerstreut an.

»Gut!« sagte er zum dritten Male als Emanuel Philibert zu Ende gekommen war. Offenbar aber hatte er von dem Berichte seines Feldherrn kein Wort vernommen.

In der ganzen Zeit, welche die Erzählung währte, hatte der Kaiser, wahrscheinlich um seine Zerstretheit zu verbergen, auf die von der Gicht verdrehten Finger seiner rechten Hand gesehen und dieselben mit Anstrengung bewegt.

Die Gicht! Sie war die eigentliche Feindin Carls V. und weit erbitterter gegen ihn als Soliman, Franz I. und Heinrich II.

Die Gicht und — Luther ließen ihm fast keine Ruhe.

Er stellte deshalb auch Beide gleich.

»Ach«, sagte er oft, indem er seinen roten Bart faßte, wenn er ermüdet von einem langen Ritte oder von einer heißen Schlacht vom Pferde stieg, »ach, wie wollte ich diese Nacht schlafen, wenn die Gicht und Luther nicht wären!«

Zwischen der Erzählung Emanuel Philiberts und der Wiederaufnahme des Gesprächs durch den Kaiser trat eine Pause ein.

»Ich habe Dir auch, Nachrichten mitzuteilen«, sagte er endlich, »schlechte Nachrichten.«

»Woher, kaiserliche Majestät?«

»Von Rom.«

»Ist der Papst erwählt?«

»Und wie heißt er?«

»Pietro Caraffa. Der, welchen er ersetzt, war genau in meinem Alter, Emanuel, in demselben Jahre mit mir geboren. Armer Marcellus! Sagt mir sein Tod nicht, daß auch ich mich zum Sterben vorzubereiten habe?«

»Sire«, antwortete Emanuel, »ich glaube, Ihr dürft den Tod des Papstes Marcellus nicht wie einen gewöhnlichen Todesfall ansehen. Marcello Corrino, der Kardinal, war gesund und rüstig und wäre vielleicht hundert Jahre alt geworden. Als er Papst geworden, starb er nach zwanzig Tagen.«

»Ja, ich weiß«, sagte Carl V. nachdenklich, »er beeilte sich wohl zu sehr Papst zu werden. Er ließ sich die dreifache Krone am Charfreitage aufsetzen, also an dem Tage, an welchem unser Herr die Dornenkrone trug. Das wird ihm Unglück gebracht haben, auch denke ich weniger an diesen Tod als an die Wahl Pauls IV.«

»Und doch, Sire«, entgegnete Emanuel, »ist Paul IV. wenn ich nicht irre, ein Neapolitaner, folglich ein Untertan Ew. Majestät.«

»Ja, ohne Zweifel, aber man hat mir immer schlechte Berichte von diesem Kardinal gesandt, und so lange er persönlich an dem spanischen Hofe war, hatte ich mich über ihn zu beklagen. Ach«, fuhr Carl V. mit dem Ausdrucke der Ermüdung fort, »ich werde mit ihm den Kampf von neuem anfangen müssen, den ich seit zwanzig Jahren mit seinen Vorgängern führe, und und ich bin am

Ende meiner Kräfte.«

»Ach, Sire . . . «

Carl V. versank in Gedanken, aber sehr bald raffte er sich auf.

»Übrigens«, setzte er hinzu, als wenn er mit sich selbst spräche und seufzend, »täuscht er mich, wie die andern Päpste mich getäuscht haben. Sie sind fast immer das Gegenteil von dem, was sie als Cardinale waren. Ich hielt den Medici, den Clemens VII., für einen friedfertigen, festen und beständigen Mann; man ernennt ihn zum Papst, und es zeigt sich, daß ich mich in allen Punkten geirrt habe, er ist unruhig, streitsüchtig und wankelmütig. Dagegen hatte ich mir eingebebildet, Julius III. werde seine Angelegenheiten über den Vergnügungen vernachlässigten und nur an Feste und Unterhaltungen denken. **Peccato!** Es gab kaum einen fleißigeren, aufmerksameren und weniger an Freuden dieser Welt denkenden Papst. Was hat er und sein Kardinal Polus uns wegen der Heirat Philipps II. mit seiner Cousine, Marie Tudor, zu schaffen gemacht! Härten wir den tollen Polus in Innsbruck nicht festnehmen lassen, wer weiß, ob die Heirat zu Stande gekommen wäre. Armer Marcell«, sagte der Kaiser mit einem zweiten noch ausdrucksvolleren Seufzer, »nicht weil Du Dich am Charfreitage krönen ließest, lebtest Du nur noch zwanzig Tage, sondern weil Du mein Freund warst!«

»Lassen wir die Zeit das Ihrige tun, kaiserliche Majestät«, sagte Emanuel Philibert. »Ihr gesteht selbst, daß Ihr Euch in Clemens VII. und Julius III. täuschtet; vielleicht täuscht Ihr Euch auch über Paul IV.«

»Gott gebe es! Ich zweifle.«

Man hörte Geräusch draußen.

»Was gibt es?« fragte Carl V. ungeduldig, »ich hatte doch gesagt, man solle uns nicht stören. Sieh doch zu, Emanuel, was es ist.«

Emanuel hob die Draperie, welche vor dem Eingange hing, wechselte eine Frage und Antwort mit den Personen, die in dem anstoßenden Raume sich befanden, wendete sich dann zu dem Kaiser und sagte:

»Sire, ein Courier, der aus Spanien ankommt, von Tordesillas.«

»So laß ihn eintreten; gewiß Nachrichten von meiner guten

Mutter.«

Der Eilbote erschien.

»Nicht wahr«, fragte Carl V. spanisch, »Nachrichten von meiner Mutter?«

Der Bote reichte, ohne zu antworten, einen Brief Emanuel Philibert, der ihn nahm.

»Gib her, Emanuel«, sagte der Kaisers »sie befindet sich wohl, nicht wahr?«

Der Bote gab auch diesmal keine Antwort.

Emanuel seinerseits zögerte den Brief dem Kaiser zu übergeben: er war schwarz gesiegelt.

Carl V. sah das Siegel und er zitterte.

»Da bringt mir die Wahl Pauls IV. schon Unglück!« sagte er. »Gib her, Kind«, fuhr er fort, indem er die Hand ausstreckte.

Emanuel gehorchte.

»Kaiserliche Majestät«, sagte er, »gedenke, daß Du Mensch bist.«

»Ja«, entgegnete Carl V., »so sagte man zu den ehemaligen Triumphatoren.«

Und zitternd erbrach er das Schreiben.

Es enthielt nur einige Zeilen, und doch fing der Kaiser das Lesen zwei- oder dreimal an.

Tränen trübten seinen Blick; die von dem Ehrgeize ausgetrockneten Augen wunderten sich selbst über das Wunder, noch einmal Tränen zu finden.

Als er gelesen hatte, reichte er das Schreiben Emanuel Philibert und legte sich auf den Diwan zurück.

»Todt!« sagte er. »Gestorben am 13. April 1555, gerade an dem Tage, an welchem Pietro Caraffa zum Papste erwählt wurde! Ich sagte Dir, mein Sohn, dieser Mann bringe mir Unglück.«

Emanuel hatte in das Schreiben geblickt; es war von dem königlichen Notar von Tordesillas unterzeichnet und meldete in der Tat den Tod Johanna's von Castilien, der Mutter Carls V., die in der Geschichte bekannter ist als Johanna die Wahnsinnige.

Einen Augenblick stand er unbeweglich vor diesem großen Schmerze, und er wußte nicht, wo er ihn berühren sollte, denn

Carl V. liebte seine Mutter über Alles.

»Kaiserliche Majestät«, sagte er endlich, »erinnere Dich was Du mir sagtest, als auch ich vor zwei Jahren das Unglück hatte meinen Vater zu verlieren.«

»Ja, ja, man spricht so«, entgegnete der Kaisers »man findet Gründe Andere zu trösten; wenn dann die Reihe an uns selbst kommt, vermögen wir uns selbst nicht zu trösten.«

»Ich tröste Dich auch nicht, Majestät«, sagte Emanuel, »im Gegenteil, ich sage: weine, weine, denn Du bist auch nur ein Mensch.«

»Welch schmerzenreiches Leben hat sie gelebt, Emanuel!« fuhr Carl V. fort. »Im Jahre 1496 vermählte sie sich mit meinem Vater, Philipp dem Schönen; sie liebte ihn über Alles. Im Jahre 1506 starb er, vergiftet durch ein Glas Wasser, das er beim Ballspiel trank, und sie wurde geisteskrank vor Schmerz. Seit fünfzig Jahren wartete sie auf das Wiederauferstehen ihres Gatten, das ihr ein Mönch zu ihrem Troste versprochen hatte, und seit fünfzig Jahren hatte sie Tordesillas nicht verlassen, außer als sie, 1517, mir nach Villaviciosa entgegenkam und mir selbst die spanische Krone aufsetzte. Obwohl sie geisteskrank war aus Liebe zu ihrem Gatten, fand sie doch den Verstand wieder, wenn sie sich mit mir, ihrem Sohne, beschäftigte. Die arme Mutter! Meine Achtung gegen sie wird aber meine ganze Regierung bezeugen. Seit vierzig Jahren ist in Spanien nichts Wichtiges geschehen, ohne daß man ihren Rat gehört hat; freilich konnte sie ihn nicht immer geben, aber es war meine Pflicht, sie darum anzugehen. Weißt Du, daß sie, obgleich Spanierin, nach Flandern kam, um da von mir entbunden zu werden, damit ich einst an der Stelle Maximilians Kaiser werden könne? Weißt Du, daß sie trotz ihrer Mutterliebe es aufgab, mich selbst zu nähren, damit man mir nicht nachsage, ich sei zu sehr Spanier, weil ich ihre Milch getrunken! Und in der Tat waren die beiden Hauptgründe, denen ich die Kaiserkrone verdankte, die, daß ich von Anna Sterel gestillt worden und Bürger von Gent war. Siehst Du, schon vor meiner Geburt hatte meine Mutter für alles das gesorgt. Was kann ich für sie nach ihrem Tode tun? Ein prächtiges Begräbnis ihr geben, und das soll sie haben. Ach, Kaiser von Deutschland, König von Spanien, Neapel, Sizilien und den beiden Indien zu sein, ein

Reich zu besitzen, in welchem die Sonne nie untergeht, wie meine Schmeichler sagen, und der verstorbenen Mutter doch nichts gewähren zu können als ein pomphaftes Leichenbegräbnis! Emanuel, die Macht auch des mächtigsten Menschen ist doch sehr beschränkt!«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Zelttür vom neuem und in der Öffnung erblickte man einen staubbedeckten Offizier, welcher ebenfalls eilige Nachrichten zu bringen schien.

Der Ausdruck des Gesichtes des Kaisers war so schmerzlich, daß der Diener, welcher der Dringlichkeit der Nachrichten wegen es über sich genommen hatte, gegen die erhaltenen Befehle zu handeln und zu dem Kaiser einzutreten, verwundert und bestürzt stehen blieb.

Aber Carl V. hatte den staubbedeckten Offizier gesehen.

»Tretet ein«, redete er ihn deutsch an, »was gibt es?«

»Kaiserliche Majestät«, sagte der Offizier nach einer Verbeugung, »der König Heinrich II. ist mit drei Heerhaufen ins Feld gerückt; der erste steht unter ihm selbst und dem Connétable Montmorency, der zweite unter dem Marschall St. André und der dritte unter dem Herzog von Nevers.«

»Nun und . . . ?« fragte der Kaiser.

»Der König von Frankreich hat Marienburg belagert und genommen und rückt jetzt gegen Bouvines.«

»Wann hat er Marienburg belagert?« fragte Carl V.

»Am 13. April, Sire.«

Carl V. wendete sich an Emanuel Philibert und fragte diesen französisch:

»Was sagst Du zu diesem Tage?«

»Es ist in der Tat seltsam«, antwortete dieser.

»Schon gut«, sagte der Kaiser zu dem Boten, »geht.«

Zudem Diener aber setzte er hinzu: »Man sorge für den Kapitän, als wenn er dem Kaiser eine gute Nachricht überbracht hätte.«

Diesmal wartete Emanuel Philibert nicht bis der Kaiser ihn fragte. Ehe noch der Türvorhang niedergefallen war, nahm er das Wort und sagte:

»Wenn wir auch, kaiserliche Majestät, gegen die Wahl Pauls IV. und gegen den Tod Eurer vielgeliebten Mutter nichts tun können, so vermögen wir doch gegen die Einnahme von Marienburg etwas zu unternehmen.«

»Was vermögen wir?«

»Es wieder zu nehmen.«

»Ja Du kannst es, Emanuel, ich nicht.«

»Ihr nicht?« fragte der Fürst von Piemont.

Carl V. erhob sich von dem Diwan, stand auf, versuchte zu gehen und tat hinkend einige Schritte.

Er schüttelte den Kopf, wendete sich wieder zu seinem Neffen und sagte:

»Da siehe meine Beine; sie halten mich nicht mehr, ich mag gehen oder reiten wollen; siehe meine Hände, sie vermögen nicht mehr ein Schwert zu halten. Das ist ein Fingerzeig, Emanuel. Wer das Schwert nicht mehr halten kann, vermag auch das Scepter nicht mehr zu führen.«

»Was sagt Ihr, Sire?«

»Etwas, worüber ich schon lange nachgedacht habe und worüber ich noch viel denken werde. Emanuel, Alles deutet darauf hin, daß es Zeit sei, meinen Platz einem Andern zu überlassen. Der Überfall von Innsbruck, von wo ich halbbekleidet entfliehen mußte; der Rückzug von Metz, wo ich den dritten Teil meines Heeres und die Hälfte meines Rufes ließ und mehr als alles das, siehst Du, das Leiden, dem die menschlichen Kräfte nicht lange widerstehen werden, das Leiden, welches kein Arzt heilen kann, das schreckliche, unerbittliche, grausame Leiden, das meinen Körper von dem Scheitel bis zur Fußsohle durchzieht und keinen Teil gesund läßt, das mir die Nerven in unerträglichen Schmerzen zusammenzieht, durch die Knochen dringt, das Mark erkaltet und in feste Kreide das wohltätige Öl verwandelt, welches die Natur in unsere Gelenke gebracht hat, damit sie sich leichter bewegen, — das Leiden, welches den Menschen Glied nach Glied schmerzlicher und sicherer verstümmelt, als es das Eisen tut oder das Feuer, das die Heiterkeit die Kraft und die Freiheit des Geistes unter den Qualen zerstört, das Leiden ruft fortwährend: Genug der Gewalt, genug der Regierung, genug der Macht! Kehre

in das Nichts des Lebens zurück, bevor Du in das Nichts des Grabes sinkst! Carl, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, Carl, König von Deutschland, Castilien, Leon, Granada, Aragonien, Neapel, Sizilien, Majorca, Sardinien, den Inseln von Indien, Beherrscher des Meeres, überlasse Alles einem Andern!«

Emanuel wollte sprechen, der Kaiser aber winkte.

»Und dann«, fuhr er fort, »habe ich noch etwas Dir zu sagen vergessen. Als ob die Auflösung dieses armen Körpers den Wünschen meiner Feinde zu langsam erfolge, als ob ich an den Niederlagen, Ketzereien und der Gicht nicht schon genug hätte, mischt sich auch noch der Dolch ein.«

»Der Dolch?« wiederholte Emanuel.

Das Gesicht Carls V. verdüsterte sich.

»Man hat heute den Versuch gemacht mich zu ermorden«, sagte er.

»Man wollte Ew. Majestät ermorden?« fragte Emanuel erstaunt.

»Warum nicht?« antwortete Carl V. mit finsterem Lächeln. »Hast Du nicht selbst eben mich daran erinnert, daß ich ein Mensch sei?«

»Ah«, fragte Emanuel, der sich von dem Entsetzen über diese Nachricht noch nicht erholt hatte, »und wer ist der Elende?«

»Ja, wer ist der Elende?« wiederholte der Kaiser. »Ich habe den Dolch, aber nicht die Hand.«

»Der Mann, den ich draußen gefesselt sah . . . ?« fragte Emanuel.

»Er ist der Elende, Emanuel, wie Du ihn nennst. Wer aber hat ihn gesandt? Ist er ein Türke? Ich glaube es nicht; Soliman ist ein ehrlicher Gegner. Heinrich II.? Ich habe ihn nicht in Verdacht. Paul IV. Er ist noch nicht lange genug erwählt. Octavio Farnese? Er wird sich nicht an mich wagen, den Kaiseradler, den Moritz nicht zu fangen wagte, weil er, wie er sagte, keinen Käfig groß genug habe ihn einzusperren. Sandten ihn die Lutheraner von Augsburg, oder die Calvinisten von Genf? Ich vermag es nicht zu erraten und doch möchte ich es wissen. Emanuel, der Mann weigerte sich auf meine Fragen zu antworten; nimm ihn mit in dein Zelt, verhöre Du ihn und mache mit ihm was Dir gefällt, ich überlasse ihn Dir. Aber sprechen muß er, verstehst Du? Je mächtiger und näher der

Feind mir ist, umso wichtiger ist es, ihn zu kennen.«

Nach einer kurzen Pause richtete er seinen Blick auf Emanuel Philibert, welcher nachdenklich zur Erde blickte.

»Und«, sagte er, »dein Vetter Philipp II. ist in Brüssel angekommen.«

Der Übergang war so plötzlich, daß Emanuel erschrak. Er blickte auf und sein Blick begegnete dem des Kaisers.

Diesmal schauderte er.

»Nun?« fragte er.

»Nun«, entgegnete Carl V., »ich werde mich freuen, meinen Sohn wieder zu sehen. Könnte man nicht sagen, er errate, daß der Augenblick günstig und die Stunde gekommen sei, mir zu folgen? Aber ehe ich ihn wiedersehe, Emanuel, empfehle ich Dir meinen Mörder.«

»Nach einer Stunde«, antwortete Emanuel, »wird Ew. Majestät alles wissen, was Ihr zu wissen wünscht.«

Emanuel Philibert verbeugte sich vor dem Kaiser, der ihm die Hand reichte und entfernte sich mit der Überzeugung, daß das, wovon Carl V. nur flüchtig zuletzt gesprochen hatte, von allen Ereignissen des Tages das wichtigste sei.

XI.

Odoardo Maraviglia.

Im Fortgehen warf Emanuel Philibert noch einen Blick auf den Gefangenen und dieser Blick bestärkte ihn in seinem ersten Gedanken, nämlich, daß er einen Adligen vor sich habe.

Er winkte einen der vier wachhaltenden Soldaten zu sich.

»Freund«, sagte er, »auf Befehl des Kaisers wirst Du nach fünf Minuten den Gefangenen in mein Zelt bringen.«

Emanuel hätte nicht nötig gehabt den Namen des Kaisers anzurufen; man wußte, daß dieser alle Macht auf ihn übertragen hatte, und die Soldaten, die ihn liebten, gehorchten ihm, wie sie dem Kaiser selbst gehorcht haben würden.

»Euer Befehl wird vollzogen werden«, antwortete der Mann.

Der Herzog setzte seinen Weg fort nach seinem Zelte.

Dies war nicht wie das des Kaisers prächtig und in vier Gemächer abgeteilt, sondern ein Soldatenzelt, durch Leinwand in zwei Hälften geschieden.

Scianca-Ferro saß vor dem Eingange.

»Bleibe wo Du bist«, sagte Emanuel zu ihm, »aber nimm irgend eine Waffe zur Hand.«

»Warum?« fragte Scianca-Ferro.

»Man wird einen Menschen hierher bringen, welcher den Kaiser zu ermorden versuchte. Ich gedenke ihn unter vier Augen zu verhören; sieh ihn an, wenn er eintritt und wenn er das Wort bricht, das er mir vielleicht gibt, und zu entfliehen versucht, so halte ihn fest, aber lebendig, hörst Du? Es ist von Wichtigkeit, daß er am Leben bleibe.«

»Dann brauche ich keine Waffen und meine Arme genügen.«

»Wie Du willst. Du kennst die Sache.«

» Sei unbesorgt«, antwortete Scianca-Ferro.

Er nannte den Milchbruder noch immer Du oder dieser hatte vielmehr in Erinnerung an die Jugendzeit verlangt, daß ihn Scianca-Ferro Du nenne wie sonst.

Der Fürst trat in sein Zelt und fand da Leone oder vielmehr Leona, die auf ihn wartete.

Da er allein eintrat und die Zelttür hinter ihm zurücksank, kam Leona ihm mit offenen Armen entgegen.

»Da bist Du endlich! Ach, welchen schrecklichen Anblick hatten wir! Du hattest wohl Recht als Du sagtest, man hätte mich nach meiner Angst und meiner Blässe für ein Mädchen halten können.«

»Leona, solche Auftritte kommen in dem Leben eines Soldaten oft vor, und Du solltest nun daran gewöhnt sein. Siehe Scianca-Ferro an«, setzte er lächelnd hinzu, »und nimm Dir an ihm ein Beispiel.«

»Wie Du das sagst, und lächelnd, Emanuel! Scianca-Ferro ist ein Mann und liebt Dich wie ein Mann einen anderen lieben kann, ich weiß es wohl; ich aber Emanuel, ich liebe Dich, wie ich es nicht sagen kann, wie etwas, ohne was man nicht leben kann, wie die Blume den Tau, wie der Vogel den Wald, wie die Morgenröte die Sonne. Mit Dir bin ich, lebe ich, liebe ich; ohne Dich bin ich nicht mehr.«

»Du Liebe«, antwortete Emanuel, »ja, ich weiß es, Du bist die Anmuth, die Hingebung und die Liebe; ich weiß, daß Du neben mir gehst, aber eigentlich in mir lebst, und deshalb habe ich vor Dir keine Geheimnisse.«

»Warum sagst Du das?«

»Weil man einen Mann hierher bringen wird, weil dieser Mann ein großer Verbrecher ist, den ich verhören will und weil er vielleicht wichtige Angaben macht, die möglicherweise hochgestellte Personen kompromittieren. Gehe nebenan und höre zu, wenn Du willst; ich weiß doch, daß ich das, was ich gehört, allein gehört habe.«

Leona zuckte leicht die Achseln.

» Was ist mir außer Dir die ganze Welt?« sagte sie.

Das Mädchen warf dem Geliebten einen Kuß zu und verschwand hinter dem Vorhange.

Es war die höchste Zeit. Die fünf Minuten waren vergangen und der Feldwebel brachte mit militärischer Pünktlichkeit den Gefangenen.

Emanuel empfing ihn sitzend, halb im Dunkel von wo aus er

zum dritten Male den Mann mustern konnte.

Er war dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt, groß von Gestalt und von so vornehmen Gesicht, daß selbst seine Verkleidung Emanuel Philibert nicht gehindert hatte, einen Edelmann in ihm zu erkennen.

»Lasset den Herrn allein mit mir«, sagte der Fürst zu den Soldaten.

Der Feldwebel gehorchte und ging mit seinen drei Mann hinaus.

Der Gefangene sah Emanuel Philibert mit seinen lebhaften, scharfen Augen an.

Dieser stand auf und ging auf ihn zu.

»Die Leute wußten nicht, mit wem sie es zu tun hatten«, sagte er, »und haben Euch gebunden; Ihr werdet mir euer Ehrenwort als Edelmann geben, keinen Fluchtversuch zu machen, dann löse ich Euch die Hände.«

»Ich bin ein Bauer und kein Edelmann«, sagte der Mörder, »ich kann Euch also auch nicht mein Ehrenwort als Edelmann geben.«

»Wenn Ihr ein Bauer seid, so verpflichtet Euch ein solcher Schwur nicht; gebt ihn also immerhin, da er das einzige Pfand ist, das ich von Euch verlange.«

Der Gefangene antwortete nicht.

»So werde ich Euch die Hände frei machen ohne Ehrenwort; ich fürchte mich nicht einem Manne gegenüber zu stehen, wenn dieser Mann auch kein Ehrenwort zu geben, keine Ehre zu verpfänden hat.«

Der Fürst begann die Hände des Unbekannten loszubinden.

Dieser trat einen Schritt zurück.

»Wartet«, sagte er, »ich gebe Euch mein Ehrenwort als Edelmann, daß ich nicht versuchen werde zu entfliehen.«

»Seht Ihr«, entgegnete Emanuel Philibert lächelnd. »Ja, man versteht sich auf Hunde, Pferde und Menschen.«

Er machte dem Gefangenen die Hände vollends los.

»So. Jetzt seid Ihr frei«, sagte er, »nun lasset uns miteinander reden.«

Der Gefangene betrachtete kaltblütig seine Hände und ließ sie dann sinken.

»Reden?« wiederholte er ironisch, »von was?«

»Nun«, antwortete Emanuel Philibert, »von dem was Euch veranlaßte, das Verbrechen zu begehen.«

»Ich habe bisher nichts gesagt, habe also nichts zu sagen.«

»Ihr sagtet dem Kaiser nichts, den Ihr zu ermorden versuchtet, das begreift sich; Ihr wolltet den Soldaten nichts sagen, die Euch festnahmen, auch das begreift sich. Mir aber, dem Edelmann, der Euch nicht als gemeinen Mörder, sondern als Edelmann behandelt, werdet Ihr alles sagen.«

»Wozu?«

»Wozu? das will ich Euch sagen. Damit ich Euch nicht für einen Mann halte, welcher von einem Feigen bezahlt wurde und sich eures Armes bediente, weil er den seinigen nicht zu gebrauchen wagte. Wozu? Damit Ihr nicht als Strauchdieb und Wegelagerer gehangen, sondern als ein Edelmann enthauptet werdet.«

»Man hat mir mit der Folter gedroht, um mich zum Reden zu bringen«, sagte der Gefangene, »man bringe mich dahin.«

»Die Folter würde eine unnötige Grausamkeit sein; Ihr würdet sie ertragen und nicht sprechen; Ihr würdet verstümmelt, aber nicht besiegt werden; Ihr würdet euer Geheimnis bewahren und die Schande euren Peinigern lassen. Nein, das will ich nicht, ich will Vertrauen und Wahrheit; Ihr sollt mir, dem Edelmann, dem General und Fürsten, sagen, was Ihr einem Priester sagen würdet, und wenn Ihr mich für unwürdig haltet, Euch anzuhören, so seid Ihr unwürdig, mit mir zu sprechen, so seid ihr einer der Elenden, unter die ich Euch nicht rechnen wollte, so habt Ihr unter dem Einflusse einer niedrigen Leidenschaft gehandelt, die Ihr nicht eingestanden so . . . «

Der Gefangene richtete sich auf und unterbrach den Fürsten mit den Worten:

»Ich heiße Odoardo Maraviglia; erinnert Euch und hört auf mich zu beleidigen.«

Bei dem Namen Odoardo Maraviglia glaubte Emanuel einen nicht völlig erstickten Aufschrei in dem andern Teile des Zelttes zu vernehmen, gewiß aber bewegte sich die Zeltwand.

Auch in Emanuel hatte dieser Name Erinnerungen aufgerufen.

Dieser Name hatte dem Kriege, welcher ihm seine Staaten

gekostet, als Vorwand gedient.

»Odoardo Maraviglia«, sagte er, »wäret Ihr der Sohn des französischen Gesandten in Mailand, Francesco Maraviglia?«

»Ich bin dessen Sohn.«

Emanuel blickte in die Ferne seiner Jugend zurück; er fand da jenen Namen, aber derselbe klärte die jetzige Lage nicht auf.

»Euer Name«, sagte Emanuel, »ist allerdings der eines Edelmannes, aber er erinnert mich an nichts, das mit dem Verbrechen in Verbindung stünde, dessen Ihr beschuldigt seid.«

Odoardo lächelte verächtlich.

»Fragt den Kaiser«, sagte er, »ob er in seinen Erinnerungen so wenig findet als Ihr.«

»Zur Zeit«, entgegnete Emanuel, »als der Graf Francesco Maraviglia verschwand, war ich noch ein Kind, ich war kaum acht Jahre alt; es ist also kein Wunder, daß ich über das Verschwinden nicht genau unterrichtet bin, das, wie ich glaube, für Jedermann ein Geheimnis geblieben ist.«

»Dieses Geheimnis will ich Euch aufklären . . . Ihr wisst, welcher erbärmlicher Fürst der letzte Sforza war, der unaufhörlich zwischen Franz I. und Carl V. hin und her schwankte, nachdem der Sieg den Einen oder den Andern begünstigte. Mein Vater, Francesco Maraviglia, wurde von dem Könige Franz I. zu ihm gesandt. Es war im Jahre 1534. Der Kaiser war in Afrika beschäftigt; der Churfürst von Sachsen hatte Frieden mit dem Könige von Rom geschlossen; Clemens VII. hatte Heinrich VIII. von England in den Bann getan, und alles wendete sich also in Italien zum Nachtheile des Kaisers, Sforza wandte sich wie alle, verließ Carl V., dem er noch vierhunderttausend Ducaten zu zahlen hatte, und überließ sich ganz dem außerordentlichen Gesandten des Königs Franz I.. Das war ein großer Triumph; Francesco Maraviglia beging die Unvorsichtigkeit, sich dessen zu rühmen; die Worte, die er gebraucht hatte, drangen über das Meer und gelangten zu Carl V. vor Tunis. Das Glück ist wankelmütig, zwei Monate darauf starb Clemens VII., welcher die Stütze der Franzosen in Italien war; Tunis fiel in die Hände Carls V. und der Kaiser gelangte mit seinem siegreichen Heere nach Italien. Ein Opfer zur Sühne mußte fallen und das Schicksal

bezeichnete als solches Francesco Maraviglia. In Folge eines Streites mit gemeinen Leuten wurden zwei Mailänder von den Dienern des Grafen Maraviglia getötet. Der Herzog wartete nur auf einen Vorwand, um sein Wort zu lösen, das er dem Kaiser gegeben hatte. Der Mann, welcher in Mailand seit einem Jahre mehr galt als der Herzog selbst, wurde wie ein gemeiner Übeltäter verhaftet und in die Zitadelle gebracht. Meine Mutter war da und sie hatte meine Schwester bei sich, ein Kind von vier Jahren; ich war in Paris im Louvre unter den Pagen des Königs Franz I. Man riß den Grafen aus den Armen meiner Mutter und schleppte ihn fort, ohne der armen Frau zu sagen, was man mit ihrem Gatten vornehmen wolle oder wohin man ihn führe. Es vergingen acht Tage, in welchen die Gräfin trotz allen ihren Bemühungen nichts von dem Schicksale ihres Gatten erfahren konnte. Maraviglia war unermesslich reich, wußte man, seine Frau konnte seine Freiheit mit großen Summen erkaufen. In einer Nacht klopfte ein Mann an die Tür des Palastes meiner Mutter man öffnete ihm und er verlangte, ohne Zeugen mit der Gräfin zu sprechen. Unter den Umständen, in welchen sie sich befand, war alles wichtig. Meine Mutter hatte durch ihre Freunde, die Franzosen, in der Stadt bekannt machen lassen, sie werde dem fünfhundert Ducaten zahlen, welcher ihr mit Bestimmtheit sage, wo ihr Gatte sei. Wahrscheinlich kam also der Mann, der ohne Zeugen mit ihr sprechen wollte, um ihr Nachricht von dem Grafen zu geben, und wollte vor Verrat sicher sein. Sie irrte sich auch nicht. Der Mann war einer der Gefängniswärter der Zitadelle von Mailand, und er sagte ihr nicht nur, wo mein Vater war, sondern brachte ihr sogar einen Brief von ihm. Als meine Mutter die Handschrift erkannte, zahlte sie dem Manne die fünfhundert Dukaten aus. Der Brief meines Vaters meldete seine Verhaftung, äußerte aber keine besonderen Besorgnisse. Meine Mutter antwortete, mein Vater möge über sie verfügen, ihr Leben und Vermögen stünden bereit. Es vergingen wieder fünf Tage. Da klopfte in der Nacht derselbe Mann; man öffnete ihm und er wurde sogleich zu meiner Mutter, geführt. Die Lage des Gefangenen hatte sich verschlimmert: er war in ein anderes Gefängnis gebracht worden; sein Leben stand in Gefahr, wie der Mann sagte. Wollte er der Gräfin eine hohe Summe ablocken oder sagte er die Wahrheit? Nur Eines von

Beiden konnte wahr sein. Die Furcht siegte in dem Herzen meiner Mutter und der Mann sprach so ehrlich. Sie gab ihm noch einmal die Summe wie das erste Mal und sagte ihm, er möge darüber nachdenken, wie der Graf entfliehen könne. Der Fluchtplan wurde entworfen, der Mann erhielt fünftausend Ducaten baar und sobald der Graf frei sei, sollte er noch zwanzigtausend erhalten. Der Mann versprach über Alles reiflich nachzudenken. Die Gräfin erkundigte sich selbst wie die Sache stünde; sie hatte Freunde in der Umgebung des Herzogs und so erfuhr sie, daß die Umstände noch schlimmer wären, als der Kerkermeister gesagt hatte. Es sollte dem Grafen der Prozeß als Spion gemacht werden. So wartete sie denn ungeduldig auf den Besuch des Mannes aus dem Gefängnisse; sie kannte dessen Namen nicht einmal und würde sie nicht den Mann und sich selbst ins Unglück gestürzt haben, wenn sie seinen Namen gekannt und ihn zu sich beschieden hätte? Etwas beruhigte sie einigermaßen, der Prozeß nämlich, von dem die Rede war. Wessen konnte man meinen Vater anklagend. Des Todes der beiden Mailänder? Das war eine Sache zwischen den Dienern und den Bauern, mit welcher ein Edelmann, ein Gesandter nichts zu schaffen hatte. Einige Stimmen sagten freilich leise, es würde gar nicht zu einem Prozesse kommen und das waren gewiß die beunruhigendsten, denn sie gaben zugleich zu verstehen, daß der Graf trotzdem verurteilt werden würde. In einer Nacht endlich hörte meine Mutter an die Thür pochen; sie kannte bereits die Art wie der nächtliche Besucher klopfte, und sie erwartete ihn an der Schwelle ihres Schlafzimmers. Er redete sie noch geheimnisvoller als gewöhnlich an; er hatte, wie er sagte, ein Mittel zur Flucht gefunden und schlug es der Gräfin vor. Das Mittel bestand in Folgendem: der Kerker des Gefangenen wurde von der Wohnung des Schließers durch einen andern Kerker getrennt, welcher auf eine eiserne Thür stieß. Der Schließer hatte den Schlüssel zu diesem zweiten Kerker wie zu dem ersten. Er schlug also vor, die Mauer seiner Stube hinter dem Bette zu durchbrechen und zwar an einer Stelle, welche allen Blicken verborgen bleiben könnte. Aus dieser Öffnung gelange man in den leeren Kerker und aus diesem zu den des Grafen. Nachdem dem Grafen die Ketten abgenommen worden, gehe er aus seinem Kerker in den leeren und aus diesem

in die Stube des Schießers. Hier würde er eine Strickleiter finden und auf derselben in den Graben, an der dunkelsten und einsamsten Stelle hinuntersteigen; hundert Schritte von der Mauer erwarte den Grafen ein Wagen und bringe ihn so rasch als möglich aus den Staaten des Herzogs. Der Plan war gut: die Gräfin nahm ihn an, nur fürchtete sie, daß man sich in Bezug auf den Grafen täusche, daß man ihr sage, er sei gerettet und doch in der Gefangenschaft bleibe; sie verlangte deshalb bei der Flucht zugegen sein zu dürfen. Der Schließer hielt ihr entgegen wie schwierig es sei, sie in die Feste hineinzubringen, aber die Gräfin hob diese Schwierigkeit mit einem Worte. Sie hatte für sich und ihre Tochter die Erlaubnis erlangt, ihren Mann zu besuchen und von derselben noch keinen Gebrauch gemacht. An dem für die Flucht bestimmten Tage also wollte sie gegen Abend in die Feste gehen und den Grafen sehen, dann aber nicht die Feste verlassen, sondern in die Stube des Schießers gehen, hier auf den Augenblick der Flucht warten und dem Schließer, der mit dem Grafen fliehen sollte, den Rest der verabredeten Summe übergeben. Der Wagen, welcher warten sollte, sollte hunderttausend Ducaten enthalten. Der Schließer meinte es mit seinen Anerbietungen ehrlich. Die Flucht sollte in der zweitnächsten Nacht stattfinden. Ehe der Schließer die Gräfin verließ, erhielt er fünftausend Ducaten und bezeichnete die Stelle, wo der Wagen halten sollte. Die Überwachung des Wagens übertrug die Gräfin einem Diener, einem Manne von erprobter Treue. Aber verzeiht«, unterbrach sich der Erzählende, »ich vergesse, daß ich mit einem Fremden spreche, und daß diese Einzelheiten für ihn gleichgültig sind.«

»Darin irrt Ihr Euch«, entgegnete Emanuel, »ich wünsche vielmehr, daß Ihr mir Alles so ausführlich erzählt, als es Euch euer Gedächtnis erlaubt.«

Odoardo fuhr fort:

»Die beiden Tage vergingen in der ängstlichen Aufregung, welche der Ausführung eines wichtigen Unternehmens immer vorausgeht; nur etwas beruhigte die Gräfin: das Interesse, welches der Schließer selbst bei dem Gelingen der Flucht hatte. Hundert Jahre Treue gaben dem Manne nicht, was ihm eine Viertelstunde Verrat einbrachte. Zehnmal fragte sich die Gräfin,

warum sie so langer gezögert und die Flucht erst auf achtundvierzig Stunden bestimmt habe. Es war ihr als vergingen die letzten vierundzwanzig Stunden nie, als führten sie in ihrem Verlaufe irgend eine Katastrophe herbei, nach welcher der Plan scheitere . . . Die Zeit verging indessen in dem Laufe, der ihr zugemessen ist, und endlich kam die Stunde, in welcher die Gräfin sich in das Gefängnis begeben sollte. Im Beisein der Gräfin wurden alle für die Flucht des Grafen erforderlichen Gegenstände in den Wagen gebracht, so daß derselbe nirgends anzuhalten brauche. Zwei Pferde waren bereits über Pavia gebracht worden, so daß man dreißig Stunden ohne Aufenthalt zurücklegen konnte. Um elf Uhr sollte der Wagen angespannt werden, um zwölf Uhr an der bezeichneten Stelle halten. Nachdem der Flüchtige der Gefahr entgangen, sollte er der Gräfin Anzeige machen, und sie wollte zu ihm kommen. Die Stunde schlug. Die Gräfin nahm ihre kleine Tochter an der Hand und ging nach dem Gefängnisse; unterwegs überfiel sie Angst, sie dachte nämlich erst jetzt daran, ob die Erlaubnis ihren Mann zu besuchen, noch gültig sein werde, da sie bereits vor acht Tagen ausgestellt worden. Aber man ließ sie, ohne Schwierigkeit zu dem Gefangenen.

»Man hatte ihr nicht zu viel gesagt und nach der Art, wie man einen Mann von seinem Range behandeln, ließ sich nicht zweifeln, welches Schicksal ihn erwarte. Der Gesandte des Königs von Frankreich hatte eine Kette am Fuße wie ein gemeiner Verbrecher. Das Wiedersehen würde ein sehr schmerzliches gewesen sein, wenn nicht die Flucht so nahe bevorgestanden. In dieser Unterredung wurde alles festgesetzt, was er wußte, was er zu erwarten hatte, denn der Kaiser hatte ganz bestimmt seinen Tod verlangt.«

Emanuel Philibert machte eine Bewegung.

»Wisst Ihr gewiß, was Ihr da sagt?« fragte er streng, »es ist das eine schwere Anklage, die Ihr gegen einen so großen Fürsten, wie der Kaiser Carl V. ist, richtet.«

»Befehlt Ihr, daß ich aufhöre oder weiter fortfahre?«

»Fahrt fort; aber warum antwortet Ihr nicht erst auf meine Frage?«

»Weil der Verlauf meiner Erzählung die Antwort überflüssig machen wird.«

»So erzählt weiter«, sagte Emanuel Philibert.

Zweiter Teil

I.

*Was in der Nacht vom 14. zum 15. November 1534
in einem Kerker der Feste von Mailand vorging.*

Einige Minuten vor neun Uhr«, fuhr Odoardo fort, »zeigte der Schließer der Gräfin an, daß es Zeit sei, sich zu entfernen; die Wachen würden abgelöst werden, und es sei gut, daß die Wache, welche sie hereinkommen sah, auch wieder sie fortgehen sehe. Die Trennung war eine schmerzliche und doch sollte man einander nach drei Stunden wiedersehen und bald auf immer mit einander vereinigt sein. Das Kind weinte heftig und wollte den Vater nicht loslassen, Die Gräfin brachte es fast mit Gewalt fort; man ging wiederum vor der Schildwache und dem Schließer vorbei und gelangte in das tiefste Dunkel des Hofes. Von da kamen sie wirklich glücklich in die Wohnung des Schließers, ohne gesehen worden zu sein. Hier schloß man die Gräfin und deren Kind in eine Kammer ein und empfahl ihnen, kein Wort zu sprechen und sich nicht zu rühren. Es konnte jeden Augenblick ein Aufseher eintreten; die Gräfin und das Kind verhielten sich stumm und unbeweglich. Die drei Stunden, welche sie noch von Mitternacht trennten, erschienen der Gräfin so lang, wie die achtundvierzig Stunden, welche vergangen waren; endlich öffnete der Schließer die Tür wieder.

»Kommt«, sagte er kaum hörbar leise.

Die Mutter hatte das Kind nicht lassen mögen, damit der Vater bei der Flucht ihm einen letzten Kuß geben könne; es gibt ja auch Augenblicke, in denen man sich um ein Reich nicht von dein trennen würde, was man liebt.

Wußte die arme Mutter was geschehen sollte, die arme Mutter, welche das Leben ihres Mannes den Henkern zu entreißen suchte? Konnte sie nicht auch gezwungen werden, zu fliehen, entweder mit dem Grafen oder nach einer andern Seite hin? Und wenn sie fliehen mußte, konnte sie ihr Kind zurücklassen? Der

Schließer zog das Bett zurück; es befand sich dahinter ein Loch in der Wand, groß genug selbst für einen starken Mann. Hinter dem Schließer gingen Mutter und Kind in den Kerker und als sie hindurch waren, schob die Frau des Schließers das Bett wieder vor, in welchem ein Knabe von vier Jahren schlief. Der Schließer hatte, wie gesagt, den Schlüssel zu diesem ersten Kerker; er öffnete die Tür, deren Angeln er vorher sorgsam eingölt hatte und man befand sich in dem Kerker des Grafen. Dieser hatte, eine Stunde vorher eine Feile erhalten, damit seine Kette durchzufeuilen; da er aber ungeübt in dieser Arbeit war und übrigens gefürchtet hatte von der Schildwache gehört zu werden, die auf dem Gange draußen hin und her ging, so war er kaum zur Hälfte fertig. Der Schließer nahm nun seinerseits die Feile und fing an die Kette durchzufeuilen. Plötzlich sah er empor, blieb auf einem Knie liegen, streckte die Hand nach der Tür hinaus und horchte. Der Graf wollte fragen.

»Still«, sagte der Schließer leise, »es geht etwas Ungewöhnliches vor.«

»Mein Gott!« jammerte die Gräfin.

»Still«, wiederholte der Schließer.

»Alle schwiegen; sie wagten kaum zu atmen; die vier Personen glichen einer Gruppe von Bronze, welche alle Grade der Angst vorstellte. Man hörte ein langsames gedehntes Geräusch, das näher kam, die Tritte mehrerer Personen, und an dem gemessenen Tritt erkannte man, daß Soldaten sich darunter befanden.

»Kommt«, sagte der Schließer, indem er die Gräfin und das Kind umfaßte und sie mit sich fortzog. »Kommt; es ist ohne Zweifel eine nächtliche Visitation; in jedem Falle dürft Ihr nicht gesehen werden. Sind die Leute wieder fort, angenommen, sie gehen in den Kerker des Grafen, so kehren wir zu ihm zurück.«

»Die Gräfin und das Kind leisteten keinen Widerstand; der Gefangene selbst trieb sie hinweg; sie gingen durch die Tür, die sich hinter ihnen schloß, die Tür des zweiten Kerkers. In diesem Kerker befand sich eine vergitterte Öffnung, die in den andern führte und durch die man hinein sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Die Gräfin hielt ihre Tochter im Arme und blickte mit ihr durch jenes Gitter, um zu sehen, was vorgehen werde. Die

Hoffnung, die man eine kurze Zeit gehegt hatte, die Ankommenden würden nicht zu dem Grafen sich begeben, schwand; sie blieben an der Tür seines Kerkers stehen und man hörte den Schlüssel in dem Schlosse sich drehen. Bei dem Anblicke, der sich der Gräfin bot, war sie nahe daran einen Schrei auszustoßen; es war aber als errate dies der Schließer.

»Kein Wort«, flüsterte er, »keinen Laut, keine Gebärde, was auch geschehen mag, oder . . . «

Er besann sich, welche schreckliche Drohung er wohl aussprechen könnte, um der Gräfin Schweigen aufzulegen; so zog er endlich einen Dolch von der Brust und sagte: »Oder ich erdolche euer Kind!

»Unglücklicher!« stammelte die Gräfin.

»Hier geht es um eines Jeden Leben und mein Leben ist mir so lieb als Euch das eurige.«

Die Gräfin legte der Tochter die Hand auf den Mund, damit diese schweige. Sie selbst, das wußte sie, ließ keinen Laut über ihre Lippen, nachdem sie die Drohung vernommen hatte. Sie sah nun Folgendes: Zuerst zwei schwarz gekleidete Männer, deren jeder eine Fackel trug; hinter ihnen ein dritter mit einem Pergament, an dem unten ein großes rotes Siegel hing; hinter diesem Manne ein Anderer mit einer Maske, in einem großen braunen Mantel und hinter ihm ein Priester. Sie traten nacheinander in den Kerker, ohne daß die Gräfin ihre Angst durch ein Wort, einen Laut oder eine Gebärde verriet, obwohl sie hinter den Eintretenden draußen eine noch schauerlichere Gruppe bemerkte. Der Tür gegenüber stand ein halb schwarz halb rot gekleideter Mann, welcher beide Hände auf den Griff eines langen, breiten, geraden Schwertes stützte; hinter ihm sah man die sechs barmherzigen Brüder mit den schwarzen Capuzen, welche auf ihren Achseln einen Sarg trugen, und über Alles hinweg blitzten die Gewehre eines Dutzend Soldaten, die an der Wand aufgestellt waren. Die beiden Männer mit den Fackeln, der Mann mit dem Pergament, der Maskierte und der Geistliche traten, wie gesagt, in den Kerker ein, worauf die Tür geschlossen wurde, so daß der Henker, die barmherzigen Brüder und die Soldaten draußen blieben. Der Graf stand an der dicken Gefängniswand, an der sein bleiches Gesicht abstach; sein Blick

suchte hinter dem Gitter den Blick der angstvollen Augen zwar vergebens zu erkennen, aber er erriet, daß sie da waren. So unerwartet und stumm die Erscheinung war, welche sich in seinem Kerker einfand, ließ sie ihm doch keinen Zweifel über sein Schicksal. Wäre er auch so glücklich gewesen zu zweifeln, so würde der Zweifel nicht lange gedauert haben: die beiden Männer mit den Fackeln stellten sich rechts und links auf; der Maskierte und der Geistliche blieben an der Tür, der Mann mit dem Pergamente aber trat vor und fragte:

»Graf, glaubt Ihr mit eurem Gott gut zu stehen?«

»So gut wie ein Mensch mit ihm stehen kann, der sich nichts vorzuwerfen hat«, antwortete der Graf mit ruhiger Stimme.

»Um so besser.« entgegnete der Mann mit dem Pergamente, »denn Ihr seid verurteilt und ich habe den Auftrag Euch das Todesurteil vorzulesen.«

»Von welchem Gerichtshofe ist es gesprochen?« fragte der Graf ironisch.

»Durch die alles vermögende Justiz des Herzogs.«

»Und auf welche Anklage?«

»Auf die des Kaisers Carl V. Majestät.«

»Ich bin bereit, das Urteil anzuhören.«

»So kniet nieder, denn es ziemt sich, daß ein Mann in der Nähe des Todes sein Urteil kniend anhöre.«

»Ja, wenn er schuldig ist, aber nicht wenn er unschuldig ist.«

»Graf, Ihr steht nicht außerhalb des Gesetzes, kniet also nieder, damit wir nicht genötigt sind, Gewalt zu brauchen.«

»Versucht es«, sagte der Graf.

»Lasset ihn stehen«, fiel der Maskierte ein, »er möge sich nur bekreuzigen, um sich unter den Schutz des Herrn zu stellen.«

»Der Graf erbebte bei dem Klange dieser Stimme.«

»Herzog Sforza?« sagte er, indem er sich nach dem Maskierten umdrehte, »ich danke Dir.«

»Ach, wenn es der Herzog ist, könnte man vielleicht Gnade von ihm erlangen«, flüsterte die Gräfin.

»Still, wenn Euch das Leben eures Kindes lieb ist«, sagte der Schließer leise.

»Die Gräfin seufzte so stark, daß es der Graf hörte und erbebt. Er machte eine Bewegung der Hand, welche sagen sollte: Mut! dann sagte er laut, wie ihn der Maskierte aufgefordert hatte: »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.«

»Amen!« fielen alle Anwesenden leise ein.

»Dann begann der Mann mit dem Pergamente das Urteil zu lesen; es war im Namen des Herzogs Francesco Maria Sforza auf Ansuchen des Kaisers Carl V. erlassen und verurteilte Francesco Maraviglia, den Gesandten des Königs von Frankreich, in der Nacht in seinem Kerker enthauptet zu werden als Verräter, Spion und Verbreiter von Staatsgeheimnissen. Ein tiefer Seufzer drang wiederum zu dem Ohre des Grafen, aber er war so leise, daß nur er ihn zu vernehmen und zu verstehen vermochte. Er wendete den Blick dahin, von wo der schmerzliche Seufzer kam und sagte ohne Unruhe und ohne Zorn:

»So ungerecht das Urteil des Herzogs ist, so unterwerfe ich mich ihm doch; aber der Mann, der sein Leben nicht mehr verteidigen kann, muß noch immer seine Ehre verteidigen, und so appelliere ich von dem Spruche des Herzogs.«

»An wen?« fragte der Mann mit der Maske.

»An meinen König und Herrn, Franz I., zuerst, dann an die Zukunft und an Gott, an Gott, unter dem alle Menschen stehen, namentlich die Fürsten, die Könige und Kaiser.«

»Das ist allein das Tribunal, dem Du Dich empfiehlst?« fragte der Mann mit der Maske.

»Ja«, antwortete der Graf, »und ich berufe Dich, Herzog Francesco Maria Sforza, vor diesem Tribunale zu erscheinen.«

»Wann?« fragte der Maskierte.

»Zu derselben Zeit, welche Jacob von Molay, der Großmeister der Tempelritter, seinem Richter bestimmte, d.h. nach einem Jahre und einem Tage. Wir haben heute den 15. November 1534, also am 16. November 1535, verstehst Du, Herzog Francesco Maria Sforza?«

Er streckte dabei die Hand nach dem Maskierten aus, zum Zeichen der Berufung und der Drohung. Wäre der Herzog nicht maskiert gewesen, man hätte gewiß ihn erbleichen sehen können, denn er war es wirklich, der so mit der Maske dem Tode seines

Opfers beiwohnen wollte. So triumphierte der Verurteilte einen Augenblick vor dem Richter, der vor ihm zitterte.

»Schon gut«, antwortete der Herzog, »Du hast eine Viertelstunde Zeit, Dich mit dem frommen Manne da — er deutete auf den Geistlichen — vorzubereiten; Sorge dafür, daß Du nach einer Viertelstunde bereit bist, denn es wird Dir keine Minute mehr gewährt.«

Dann wendete er sich an den Mann Gottes und sagte: »Herr Pater, tut eure Schuldigkeit.«

Er ging hinaus und nahm die beiden Fackelträger und den Mann mit dem Pergamente mit sich; aber er ließ die Tür weit offen, damit er wie die Soldaten in den Kerker hineinsehen und jede Bewegung des Gefangenen beobachten könnte, von dem er sich aus Ehrfurcht vor der Beichte entfernt hatte, damit er nichts hören könne. Nochmals drang ein Seufzer von dem Gitter her zu dem Ohr und dem Herzen des Verurteilten. Die Gräfin hatte gehofft, daß die Tür sich schließen werde und wer weiß? der Mann Gottes hätte vielleicht durch Bitten und Tränen einer knienden Frau und eines knienden Kindes sich bewegen lassen den Kopf abzuwenden und den Grafen fliehen zu lassen.

Es war die letzte Hoffnung meiner armen Mutter und sie entging ihr.«

Emanuel Philibert erbebte; bisweilen vergaß er, daß ihm ein Sohn die letzten Augenblicke seines Vaters beschrieb, und es war ihm als lese er eine schreckliche Legende.

Ein Wort erinnerte ihn endlich an die Wirklichkeit und ließ ihn erkennen, daß die Erzählung nicht aus der Feder eines unbeteiligten Geschichtschreibers, sondern aus dem Munde eines Sohnes komme.

»Es war die letzte Hoffnung meiner Mutter und sie entging ihr«, sagte Odoardo nochmals, welcher seine Erzählung einen Augenblick unterbrochen hatte, »denn«, fuhr er fort, »an der andern Seite der offenen Tür blieben die Vorbereitungen zum Tode und die Zuschauer. Der Geistliche allein war bei dem Verurteilten geblieben, wie ich sagte; der Graf kniete vor ihm nieder, ohne zu beachten, wer ihn gesandt hatte, und nun begann die Beichte, eine seltsame Beichte, bei welcher der, welcher

sterben sollte, an sich selbst gar nicht zu denken schien und sich nur mit Andern beschäftigte, bei welcher die Worte, welche scheinbar an den Geistlichen gerichtet wurden, eigentlich der Frau und dem Kinde galten und zu Gott erst hinaufstiegen, nachdem sie durch das Herz einer Mutter und einer Tochter gegangen waren. Nur meine Schwester, wenn sie noch lebte, könnte die Tränen beschreiben, unter welchen sie vernommen wurden, denn ich selbst war nicht dabei, ich wußte nicht was dreihundert Stunden von mir vorging, ich spielte, ich lachte, ich sang vielleicht gerade in dem Augenblicke als mein Vater an der Pforte des Todes mit meiner weinenden Mutter und Schwester von mir, dem Abwesenden, sprach.«

Odoardo mußte, von dieser Erinnerung überwältigt, sich einen Augenblick unterbrechen, dann fuhr er mit einem unterdrückten Seufzer fort:

»Die Viertelstunde war bald vorüber. Der Maskierte folgte mit einer Uhr in der Hand dem Gange der Beichte auf dem Gesichte des Priesters und des Verurteilten und als die Minuten abgelaufen waren, sagte er:

»Graf, die Zeit, die Dir gegeben war, noch unter den Lebenden zu sein, ist vorüber; der Geistliche hat getan, was seines Amtes ist, jetzt kommt die Reihe an den Nachrichter.«

Der Geistliche gab dem Grafen die Absolution und stand auf, dann wies er ihm das Kruzifix und ging nach der Tür zurück, während gleichzeitig der Henker vortrat. Der Graf war auf den Knien geblieben.

»Hast Du dem Herzoge Sforza oder dem Kaiser Carl V. noch etwas zu sagen?« fragte der Mann mit der Maske.

»Ich habe mich nur Gott zu empfehlen«, antwortete der Graf.

»So bist Du bereit?« fragte derselbe Mann noch einmal.

»Du siehst es, da ich knie.«

Der Graf kniete mit dem Gesicht nach dem Gitter gewendet, durch welches seine Frau und seine Tochter auf ihn sahen. Sein Mund, der weiter zu beten schien, sandte ihnen Worte der Liebe zu und war auch ein Gebet.

»Wenn Ihr nicht wünscht, Herr Graf, daß meine Hand Euch beflecke«, sagte eine Stimme hinter dem Verurteilten, »so schlägt

den Kragen eures Hemdes selbst zurück. Ihr seid ein Edelmann und ich habe nicht das Recht, Euch anders zu berühren als mit der Schärfe meines Schwertes.«

Der Graf schlug, ohne eine Antwort zu geben, den Kragen seines Hemdes bis zu der Achsel zurück, so daß sein Hals ganz bloß war.

»Empfehl Euch Gott!« sagte der Henker.

»Gütiger und barmherziger Gott!« sagte der Graf, »Allmächtiger Gott, in deine Hände empfehle ich meine Seele!«

Kaum hatte er das lehrre Wort gesprochen, so blitzte und piff das Schwert des Henkers im Dunkel und der Kopf des Verurteilten rollte, von dem Rumpfe getrennt, an die Tür mit dem Gitter, nach den Geliebten hinter derselben zu. Gleichzeitig mit dem dumpfen Falle eines Körpers ließ sich ein halbunterdrückter Schrei hören, die Anwesenden aber hielten diesen Schrei für den letzten Laut des Verurteilten und den Fall für den des Körpers des Grafen. Verzeiht«, unterbrach sich Odoardo, »aber wenn Ihr das Übrige hören wollt, müsset Ihr mir ein Glas Wasser geben lassen, denn meine Kräfte wollen mich verlassen.«

Emanuel Philibert sah in der Tat den, welcher ihm diese schreckliche Geschichte erzählt hatte, wanken und erbleichen; er trat rasch hinzu, um ihn zu halten, ließ ihn auf einen Haufen Kissen sich setzen und reichte ihm selbst das Glas Wasser.

Der Schweiß stand dem Prinzen auf der Stirne und obwohl er als Soldat an die Szenen auf den Schlachtfeldern gewöhnt war, schien er doch einer Ohnmacht fast so nahe zu sein wie der, welchem er beistand.

Nach fünf Minuten hatte Odoardo sich gesammelt.

»Wollt Ihr noch mehr wissen?« fragte er.

»Ich will Alles wissen«, antwortete Emanuel, »solche Erzählungen sind große Lehren für Fürsten, die einmal regieren sollen.«

»So ist es«, sagte Odoardo, »auch ist das Schrecklichste vorüber.«

Er strich mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn, vielleicht zugleich über die tränenfeuchten Augen und fuhr fort:

»Als meine Mutter wieder zu sich kam, war alles verschwunden

wie ein Traum und sie hätte glauben können, sie habe einen bösen Traum gehabt, wenn sie sich nicht auf dem Bette des Schießers befunden hätte. Sie hatte meiner Schwester in so eindringlicher Weise empfohlen, nicht zu weinen, damit ihr Schluchzen nicht etwa gehört werde, daß das arme Kind, das Vater und Mutter gleichzeitig verloren zu haben glaubte, die letztere mit weit aufgerissenen Augen ansah, aus denen doch Tränen flossen, aber still wie die für den Vater. Der Schießer war nicht mehr da, sondern nur die Frau desselben; sie hatte Mitleid mit der Gräfin gehabt und gab ihr ihre Kleider; meine Schwester kleidete sie in einen Anzug ihres Sohnes und mit Tagesanbruch ging sie mit ihnen hinaus bis auf die Straße von Novara; dann gab sie ihr zwei Dukaten und empfahl sie Gott. Meine arme Mutter schien von einem schrecklichen Gesicht verfolgt zu werden; sie dachte nicht daran in ihren Palast zurückzukehren und Geld zu holen, auch nicht, sich nach dem Wagen zu erkundigen, welcher den Grafen hätte fortbringen sollen. Sie war wie irr vor Schrecken und dachte an nichts als zu fliehen, über die Grenze zu gelangen, aus dem Lande des Herzogs Sforza zu kommen. Sie verschwand mit ihrem Kinde nach Novara zu und man hat nie wieder etwas von ihr gehört. Was ist aus meiner Mutter, aus meiner Schwester geworden? Ich weiß es nicht. Ich erhielt in Paris die Nachricht von dem Tode meines Vaters; der König selbst teilte sie mir mit und ersetzte hinzu, sein Schutz werde mir nie fehlen und ein Krieg die Ermordung des Grafen rächen. Ich bat den König um die Erlaubnis ihn begleiten zu dürfen; das Glück fing an die Waffen Frankreichs zu begünstigen; wir zogen durch das Land eures Vaters, das der König an sich nahm und dann gelangten wir nach Mailand. Der Herzog Sforza hatte sich nach Rom geflüchtet zu dem Papste Paul III. Man stellte Nachforschungen über den Tod meines Vaters an, aber es war nicht möglich, einen von denen ausfindig zu machen, welcher bei dem Morde zugegen war. Drei Tage nach der Hinrichtung war der Henker plötzlich gestorben; den Namen des Gerichtsdieners, welcher das Urteil vorgelesen hatte kannte man nicht, eben so wenig den Geistlichen, welcher die Beichte des Grafen gehört, der Schießer war mit Frau und Kind entflohen. So konnte ich auch nicht einmal ermitteln, wo die Überreste meines Vaters ruhen. Zwanzig Jahre waren seit jenen

nutzlosen Nachforschungen vergangen, als ich einen Brief aus Avignon erhielt. Ein Mann, welcher sich nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens unterschrieben hatte, forderte mich auf ihn sofort in Avignon aufzusuchen, wenn ich sichere und ausführliche Nachrichten über den Tod meines Vaters haben wolle. Er gab mir Namen und Wohnung eines Geistlichen an, welcher den Auftrag habe, mich zu ihm zu führen. Was mir der Brief bot, war der Wunsch meines ganzen Lebens gewesen und ich reiste augenblicklich ab. Ich begab mich zu dem Geistlichen, welcher bereits benachrichtigt war und mich zu dem Manne brachte, der mir geschrieben hatte, jenem Schließer aus der Feste von Mailand. Da mein Vater tot gewesen war und er den Ort gekannt hatte, wo der Wagen mit den hunderttausend Ducaten hielt, hatte ihn der böse Feind versucht. Er hatte meine Mutter auf das Bett gelegt und sie seiner Frau empfohlen, dann war er auf der Strickleiter hinuntergestiegen, hatte sich nach dem Wagen begeben, sich zu dem Kutscher geschlichen, ihm gesagt, er komme im Auftrage des Grafen, den treuen Diener ermordet, den Leichnam in den Graben geworfen und war mit dem Wagen fortgefahren. Da niemals Jemand nach dem Inhalte gefragt, hatte er sich denselben angeeignet. Später hatte er seiner Frau geschrieben, sie möge mit dem Sohne zu ihm kommen. Die Frau lebte nicht lange und nach zehnjährigem Leiden folgte der Mutter der Sohn nach. Endlich fühlte auch er, daß sein Ende nahe und er Gott werde Rechenschaft ablegen müssen über das was er auf Erden getan. Da war ihm die Reue gekommen, und er hatte an mich gedacht. Ihr könnt Euch denken, in welcher Absicht er mich sehen wollte: um mir alles zu erzählen und mich um Verzeihung zu bitten, nicht wegen des Todes meines Vaters, denn an diesem war er unschuldig, sondern wegen der Ermordung des Kutschers und des Diebstahls von hunderttausend Ducaten. Dem Ermordeten konnte er freilich das Leben nicht wieder geben. Von dem gestohlenen Gelde hatte er bei Avignon eine herrliche Beszung gekauft, von deren Ertrage er lebte. Zuerst ließ ich mir so ausführlich als möglich den Tod meines Vaters erzählen, nicht einmal, sondern zehnmal . . . Jene schauerliche Nacht hatte einen so tiefen, unvergänglichen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich aller, selbst der geringfügigsten Ereignisse in derselben so genau

erinnerte, als wären sie erst am vorigen Tage geschehen. Leider wußte er von meiner Mutter und Schwester nichts, als was ihm seine Frau erzählt hatte, die immer geäußert, sie würden beide der Anstrengung und dem Hungertode erlegen sein.

Ich war reich, ich bedurfte die Vermehrung des Vermögens nicht, aber meine Mutter oder meine Schwester konnte doch am Ende irgend einmal wieder erscheinen. Um also den Mann durch ein öffentliches Geständnis seiner Verbrechen nicht zu entehren, ließ ich ihn seine Besetzung der Gräfin Maraviglia und deren Tochter schenken und ich verzieh ihm, so weit ich es vermochte, aber darauf beschränkte sich auch mein Erbarmen. Francesco Maria Sforza war 1535, ein Jahr und einen Tag nach der Ermordung gestorben, bei welcher ihn mein Vater vor das Gericht Gottes beschieden hatte. Er war also meiner Rache entgangen, er hatte seine Strafe bereits erlitten; aber der Kaiser Carl V. lebte noch, der Kaiser auf dem Gipfel seiner Macht, seines Ruhmes und seines Glückes. Er war ungestraft geblieben und an ihm also beschloß ich Vergeltung zu üben. Ihr werdet mir sagen, die Menschen, die Scepter und Krone tragen, wären nur Gott verantwortlich; aber der liebe Gott scheint bisweilen zu vergessen, und dann müssen die Menschen sich erinnern. Ich tat das, ich erinnerte mich. Nur wußte ich nicht, daß der Kaiser unter seiner Kleidung ein Panzerhemd trägt, — auch er also hatte nicht vergessen. Ihr wolltet wissen, wer ich sei und warum ich das Verbrechen begangen. Ich bin Odoardo Maraviglia und ich wollte den Kaiser töten, weil er meinen Vater im Kerker umbringen und meine Mutter und Schwester verschmachten und verhungern ließ. Ich bin zu Ende. Ihr wisst die Wahrheit; ich habe töten wollen und verdiene den Tod, aber ich bin Edelmann und verlange den Tod eines solchen.«

Emanuel Philibert neigte den Kopf zum Zeichen der Zustimmung.

»Ganz recht und euer Verlangen soll Euch gewährt werden«, sagte er. »Wünscht Ihr bis zur Stunde der Hinrichtung frei zu bleiben, das heißt ungefesselt?«

»Was müßte ich dann tun?«

»Mir euer Wort geben, keinen Fluchtversuch zu machen.«

»Das habe ich schon getan.«

»Mir es also wiederholen.«

»Ich wiederhole es, aber beeilt Euch, das Verbrechen ist bekannt und das Geständnis erfolgt, warum mich also warten lassen?«

»Mir steht es nicht zu, die Stunde des Todes eines Menschen zu bestimmen; es wird geschehen nach der Entscheidung des Kaisers.«

Er rief sodann den Soldaten und sagte:

»Führt den Mann in ein besonderes Zelt und lasset es ihm an nichts fehlen; eine einzige Schildwache genügt, ich habe sein Ehrenwort.«

Der Gefangene wurde abgeführt und Emanuel Philibert sah ihm nach, so lange er ihn erblicken konnte.

Dann glaubte er ein leichtes Geräusch hinter sich zu hören und er drehte sich um.

Leona stand hinter ihm.

Das Herabfallen der Zelttür hatte das Geräusch verursacht.

Leona erschien mit gefalteten Händen, auf ihrem Gesichte sah man Spuren von Tränen, die sie wahrscheinlich bei der Erzählung des Gefangenen vergossen hatte.

»Was willst Du?« fragte Emanuel.

»Dir sagen«, entgegnete Leona, »daß der junge Mann nicht sterben kann, nicht sterben darf.«

Das Gesicht Emanuel Philiberts verdüsterte sich.

»Leona«, antwortete er, »Du hast nicht nachgedacht über das was Du verlangst. Der Mann hat ein schreckliches Verbrechen, wenn nicht begangen, so doch begehen wollen.«

»Gleichviel«, entgegnete Leona, indem sie die Arme um Emanuel schlang, »ich wiederhole Dir, er kann nicht sterben.«

»Der Kaiser wird über sein Schicksal entscheiden, Leona; ich kann nichts tun, als dem Kaiser alles berichten.«

»Und ich sage Dir, mein Emanuel, Du würdest seine Begnadigung erlangen, nicht wahr, wenn der Kaiser ihn verurteilte?«

»Leona, Du glaubst ich habe einen Einfluß auf den Kaiser, den ich nicht besitze; die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben und

wenn sie verurteilt . . . «

»Sollte sie verurteilen, so muß Odoardo Maraviglia doch leben, Emanuel, er muß, Geliebter.«

»Und warum muß er?«

»Weil er«, entgegnete Leona, »weil er — mein Bruder ist.«

Emanuel konnte eine laute Äußerung seines Staunens nicht unterdrücken.

Alles war durch die Worte Leona's über Odoardo Maraviglia: »er ist mein Bruder«, erklärt. Die vor Erschöpfung und Hunger sterbende Frau am Ufer der Sesia, das Kind, das so hartnäckig seine Herkunft und sein Geschlecht verheimlichte, der Page, welcher den Diamanten Carls V. nicht annahm.

II.

Der Dämon des Südens.

Gleichzeitig mit dem, was in dem Zelte Emanuels vorging, brachte ein großes Ereignis, das durch Trompetenfanfaren und Vivats der Soldaten verkündigt wurde, das kaiserliche Lager in Bewegung.

Ein kleiner Reiterhaufen war auf dem Wege von Brüssel her erkannt worden; man hatte ihm Boten entgegen gesandt, die Boten waren im Galopp zurückgekommen, gaben ihre Freude zu erkennen, und meldeten, der Anführer der Reiter sei kein anderer als der einzige Sohn des Kaisers, Philipp, Prinz von Spanien, König von Neapel und Gemahl der Königin von England.

Beiden Fanfaren und dem Vivatrufen der Ersten, welche den Prinzen erblickten, eilten Alle aus den Zelten heraus den Ankommenden entgegen.

Philipp ritt auf einem schönen Schimmel, den er ziemlich anmutig tummelte; er trug einen violetten Mantel und ein schwarzes Wamms, Doppeltrauerfarbe bei den Königen, violette Beinkleider, große Büffellederstiefel und ein schwarzes Barret, wie damals die Mode verlangte, mit einer goldenen Schnur und einer schwarzen Feder.

Am Halse hing ihm das goldene Vließ.

Er war damals ein Mann von achtundzwanzig Jahren, von mittlerer Größe, mehr dick als hager, mit etwas aufgetriebenen Wangen, einem blonden Bart, festem selten lächelnden Munde, gerader Nase und Augen, die unter ihren Lidern zitterten wie die der Hasen. Obgleich er eher schön als häßlich war, hatte doch das Ganze seines Gesichtes nichts Anziehendes und man erkannte, daß unter dieser vor der Zeit gerunzelten Stirn mehr finstere als heitere Gedanken lagen.

Der Kaiser hatte große Liebe zu ihm; wie er seine Mutter geliebt hatte, so liebte er den Sohn; aber in dem Augenblicke, wenn eine Liebkosung die beiden Herzen einander nähern sollte, hatte er stets um das des Prinzen von Spanien jene Eisrinde empfunden, welche unter keiner Umarmung geschmolzen war.

Bisweilen, wenn er seinen Sohn lange nicht gesehen, wenn er den hinter dem blinzelnden Blicke des Prinzen verborgen liegenden Gedanken aus dem Gesichte verloren hatte, beunruhigte es ihn, wohin den jungen Mann sein geheimes Werk des Ehrgeizes treibe. Gegen die gemeinschaftlichen Feinde oder gegen ihn selbst? Im Zweifel seines Herzens ließ er dann wohl so schreckliche Worte fallen wie an demselben Morgen gegen Emanuel Philibert über den Gefangenen.

Die Geburt des jungen Prinzen war unheimlich wie sein ganzes Leben sein sollte. Manches Morgenrot spiegelt sich über das ganze Leben. Der Kaiser hatte die Nachricht von seiner Geburt Dienstags, 31. Mai 1527, gleichzeitig mit der von dem Tode des Connétable von Bourbon, von der Plünderung Roms und von der Gefangenschaft des Papstes Clemens VII. erhalten. Jede Freudenäußerung war also untersagt, damit sie nicht zu grell von der Trauer der Christenheit absteche.

Erst ein Jahr später war der königliche Sprößling als Prinz von Spanien anerkannt worden; da gab es große Festlichkeiten, aber das Kind, das als Mann so viele Tränen auspressen sollte, hatte während dieser Feste nur geweint.

Er hatte sein sechzehntes Jahr erreicht, als der Kaiser, um ihn an den Krieg zu gewöhnen, ihm auftrug, die Franzosen unter dem Dauphin zu zwingen, die Belagerung von Perpignan aufzuheben. Damit er aber bei dieser Unternehmung der Gefahr nicht ausgesetzt sei, eine Schlappe zu erleiden, gab man ihm sechs Granden von Spanien, vierzehn Barone, achthundert Edelleute, zweitausend Reiter und fünftausend Mann Fußvolk mit.

Gegen eine solche Verstärkung durch frische Truppen war nichts zu tun; die Franzosen hoben die Belagerung auf und der Infant von Spanien betrat seine kriegerische Laufbahn mit einem Siege.

Aus dem Bericht aber, welchen der Kaiser sich über den Feldzug hatte erstatten lassen, erkannte Carl V. leicht, daß der Sinn seines Sohnes nicht kriegerisch sei; er behielt also die Wagnisse des Krieges und die Wechselfälle der Schlachten für sich und überließ dem Erben seiner Macht das Studium der Politik, für welches er ganz besonders befähigt zu sein schien.

Mit dem sechzehnten Jahre hatte der Prinz bereits solche

Fortschritte in der großen Kunst der Regierung gemacht, daß Carl V. nicht zögerte, ihn zum Statthalter aller spanischen Provinzen zu ernennen.

Im Jahre 1543 hatte er sich mit Maria von Portugal vermählt, die mit ihm in demselben Jahre geboren war, ja an demselben Tage fast in derselben Stunde.

Er hatte von ihr einen Sohn, Don Carlos, den Helden des tragischen Geschickes; dieser Sohn war 1545 geboren.

Endlich 1548 verließ Philipp Barcelona bei einem fürchterlichen Sturm, welcher die Flotte Doria's zerstreute und sie nötigte in diesem Hafen Schutz zu suchen. Er wollte Italien besuchen. Bei Gegenwind unternahm er die Reise nochmal, stieg in Genua ans Land, begab sich von da nach Mailand; besichtigte das Schlachtfeld von Pavia, ließ sich die Stelle zeigen, wo Franz I. den Degen übergeben hatte, und besah den Graben, in welchem die französische Monarchie beinahe begraben worden wäre. Er war dabei immer still und schweigsam, verließ Mailand wieder, reiste durch Mittelitalien und erreichte den Kaiser zu Worms.

Da hatte Carl V. der von Geburt und Herz ein Niederländer war, ihn seinen Landsleuten zu Namur und Brüssel vorgestellt.

In Namur hatte Emanuel Philibert ihn gesehen und ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt gezeigt; die beiden Vettern hatten einander zärtlich umarmt, und dann hatte ihm Emanuel Philibert das Schauspiel eines kleinen Krieges gegeben, bei dem Philipp aber selbst keine Rolle spielte.

In Brüssel waren die Festlichkeiten nicht minder glänzend als in Namur. Siebenhundert Fürsten, Barone und Edelleute empfingen den Erben der größten Monarchie in der Welt vor dem Tore der Stadt.

Später schickte der Vater diesen Erben wieder nach Spanien zurück.

Emanuel Philibert begleitete ihn bis Genua und auf dieser Reise sah der Prinz von Piemont seinen Vater zum letzten Male.

Drei Jahre nach dieser Rückkehr Philipps nach Spanien war der König Eduard VI. von England gestorben und hatte die Krone seiner Schwester Maria, der Tochter Catharina's, jener Tante des Kaisers, hinterlassen, welche dieser so liebte, daß er englisch

gelernt hatte, um mit ihr sprechen zu können.

Die neue Königin mußte so schnell als möglich einen Gemahl wählen. Sie zählte bereits sechsundvierzig Jahre und folglich war keine Zeit zu verlieren. Carl V. schlug seinen Sohn Philipp vor.

Philipp hatte die reizende Maria von Portugal verloren. Vier Tage nach der Geburt ihres Sohnes Don Carlos hatten die Frauen der Königin aus Neugierde ein glänzendes Autodafé von Protestanten zu sehen, die Wöchnerin allein gelassen und zwar neben einem Tisch, auf welchem Obst stand. Die Königin durfte noch kein Obst essen, die arme Prinzessin war aber eine echte Evastochter und handelte gegen das Verbot; sie stand auf, aß von einer Melone und vierundzwanzig Stunden darauf war sie tot.

Nichts also hinderte den Infanten Philipp, Maria Tudor zu heiraten, England mit Spanien zu verbinden und so Frankreich zwischen der Insel im Norden und der Halbinsel im Süden zu erdrücken.

Das war der große Zweck der Verbindung.

Philipp hatte zwei Mitbewerber um die Hand seiner Cousine, nämlich: den Kardinal Polus, der Kardinal war, ohne Priester zu sein, den Sohn Georgs, Herzog von Clarence, Bruder Eduard IV. und folglich mit der Königin so nahe verwandt wie Philipp, — und zweitens den Prinzen von Courtenay, Neffen Heinrichs VIII., und folglich eben so nahe verwandt.

Carl V. versicherte sich zunächst der Unterstützung der Königin Marie selbst, und als er dieser gewiß war, welche er durch den Einfluß des Paters Revesby, des Beichtvaters der königlichen Braut, erlangt hatte, bedachte er sich nicht lange zu handeln.

Die Prinzessin Marie war eine eifrige Katholikin und der Titel »*die blutige Marie*«, welchen ihr die Geschichtschreiber beigegeben haben, zeugt davon.

Der Kaiser entfernte zuerst den Prinzen von Courtenay von ihr, einen Mann von zweiunddreißig Jahren, schön wie ein Engel, mutig wie ein Courtenay, und zwar indem er ihn beschuldigte, er sei ein eifriger Gönner und Beschützer der Ketzerei. Die Königin bemerkte dann auch, daß diejenigen ihrer Minister, welche ihr Courtenay als Gemahl empfahlen, die waren, welche sie für angesteckt hielt von der falschen Lehre, zu deren Papste sich ihr

Vater, Heinrich VIII. erklärt hatte; um nichts mehr mit den *Bischöfen von Rom* zu tun zu haben, wie er sie nannte.

Sobald dies bei der Königin feststand, war der Prinz von Courtenay nicht mehr zu fürchten.

Es blieb also noch der Kardinal Polus, der vielleicht weniger mutig war als Courtenay, aber eben so schön und sicherlich ein größerer Staatsmann als dieser, da er in der Schule der Päpste gebildet war.

Der Kardinal Polus war um so mehr zu fürchten, als Marie Tudor vor ihrer Krönung, mit oder ohne Absicht, an den Papst Julius III. geschrieben hatte, er möge als apostolischen Legaten den Kardinal Polus zu ihr senden, damit dieser mit ihr an dem frommen Werke der Wiederherstellung des wahren Glaubens arbeite. Zum Glück für Carl V. wußte Julius III., was Polus unter Heinrich VIII. gelitten hatte und welchen Gefahren er ausgesetzt gewesen war, er zögerte also, bei der Gärung, welche in England herrschte, einen so bedeutenden Prälaten dahin zu senden. Er ließ darum Commendon vorausgehen, da aber Marie Polus haben wollte, nicht Commendon, so schickte sie diesen mit dem Auftrage zurück, die Ankunft des Kardinals Polus zu betreiben.

Polus reiste ab, aber der Kaiser hatte seine Spione in Rom; er erfuhr die Abreise und da der Legat durch Deutschland reisen und durch Innsbruck kommen sollte, gab Carl V. Mendoza, der ein Reitercorps in dieser Stadt befehligte, den Auftrag, den Kardinal Polus unter dem Vorwande anzuhalten, er sei ein zu naher Verwandter der Königin, als daß er ihr in Sachen der Vermählung mit dem Infanten Don Philipp uneigennützigem Rat geben könne.

Mendoza war ein echter Soldat; erkannte nichts als was ihm befohlen wurde; befohlen war ihm, den Kardinal Polus anzuhalten; er hielt ihn an und gefangen, bis der Heiratskontrakt zwischen Philipp von Spanien und Marie von England unterzeichnet war.

Nach dieser Unterzeichnung ließ man ihn los. Polus handelte als Mann von Klugheit und handelte nach seinem Amte als Legat **a latere** nicht bloß bei Marie, sondern auch bei Philipp.

Ein Artikel des Heiratskontraktes lautete, daß Marie Tudor sich nur mit einem Könige vermählen könne. Für Carl V. war das keine

Verlegenheit und er machte seinen Sohn Philipp zum König von Neapel.

Dieser Erfolg tröstete den Kaiser ein wenig, den zwei Unfälle verstimmt hatten, einer zu Innsbruck, wo er durch Moritz in der Nacht überfallen worden und so eilig entflohen war, daß er nicht einmal bemerkte, er habe zwar sein Bandelier umgehungen, aber den Degen vergessen; der andere vor Metz, von dem er die Belagerung hatte aufheben müssen, wobei er in dem Schmutze des Auftauens seine Kanonen, sein Kriegsmaterial und ein Drittheil seiner Leute verloren hatte.

»Ah«, hatte er ausgerufen, »so kehrt das Glück endlich wieder zu mir zurück!«

Am 25. Juli 1554 endlich, das heißt neun Monate vor der Zeit, in welcher wir angekommen sind, am Tage des Festes des heiligen Jacob, des Schutzheiligen Spaniens, war Marie von England wirklich mit Philipp II. getraut worden. Die also, welche man die *nordische Tigerin* nennen sollte, hatte sich mit dem vermählt, welcher den Namen *Dämon des Südens* erhalten sollte.

Philipp war mit zweiundzwanzig Kriegsschiffen und sechstausend Mann von Spanien abgefahren, hatte aber, ehe er in dem Hafen von Hampton landete, alle seine Schiffe zurückgeschickt, um in England nur mit denen anzukommen, welche die königliche Braut ihm entgegen gesandt.

Dies waren achtzehn und vor ihnen segelte das größte Schiff, welches die Engländer bis dahin gebaut hatten und welches bei dieser Gelegenheit von Stapel gelassen worden war.

Diese Schiffe segelten dem Prinzen von Spanien drei Stunden weit auf das hohe Meer hinaus entgegen und hier ging Philipp unter dem Donner der Kanonen, unter dem Wirbeln der Trommeln, unter den Fanfaren der Trompeten von seinem Schiffe auf das über, welches ihm seine Braut sandte.

Ihm folgten sechzig Edelleute, darunter zwölf Granden von Spanien. Vier unter ihnen, der Amirandes von Castilien, der Herzog von Medina-Coëli, Ruy Gomez de Silva und der Herzog von Alba, hatten jeder vierzig Pagen und Diener, »kurz, man zählte, was merkwürdig und bis dahin von Niemanden gesehen worden war«, sagt Gregorio Leti, der Geschichtschreiber Carls V.,

»daß diese sechzig Herren zwölfhundert und dreißig Pagen und Diener bei sich hatten.«

Die Vermählung fand in Winchester statt. Diejenigen, welche wissen wollen, wie die Königin Marie Tudor ihrem Bräutigam entgegenkam, welches Kleid und welchen Schmuck sie trug, von welcher Gestalt das Amphitheater mit den beiden Thronen war, welche die Gatten erwarteten; diejenigen, welche noch weiter eindringen und wissen wollen, wie die Messe gelesen wurde, wie man sich an die Tafel setzte und wie Ihre Majestäten von derselben so gewandt aufstanden, daß sie, obwohl sehr viele Herren und Damen zugegen waren, durch eine geheime Tür verschwanden und sich in ihr Gemach begaben, werden darüber und über Anderes bei dem eben genannten Geschichtschreiber Auskunft finden.

Wir würden durch Mitteilung solcher Dinge zu weit geführt werden, kehren vielmehr zu dem Könige von England und Neapel zurück, der nach neunmonatlicher Ehe sich wieder auf das Festland begab und in dem Augenblicke als man es am wenigsten erwartete, wie wir erzählten, laut begrüßt an dem Lager erschien.

Carl V. war natürlich zunächst von der unerwarteten Ankunft seines Sohnes benachrichtigt worden und in der Freude darüber, daß Philipp — wie es wenigstens schien — keinen Grund hatte, seine Ankunft in Flandern ihm zu verheimlichen, weil er ja bei ihm im Lager erschien, machte er eine Anstrengung und schleppte sich am Arme eines seiner Offiziere an den Zelteingang.

Kaum war er da, so sah er Philipp auf sich zukommen unter lautem Geschrei, unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, als wäre er bereits Herr und Gebieter.

»Nun, nun«, flüsterte Carl V. »Gott will es.«

Philipp aber hielt sein Pferd an, sobald er seinen Vater erblickte, und stieg vom Pferde. Mit ausgebreiteten Armen, mit gesenktem und entblößtem Haupte sank er vor dem Kaiser auf die Knie.

Diese Demut verscheuchte alle bösen Gedanken aus dem Sinne Carls V. Er hob Philipp auf, schloß ihn in seine Arme, wendete sich zu denen, welche den Prinzen begleitet hatten, und sagte:

»Ich danke, Ihr Herren, daß Ihr die Freude erraten habt, welche mir die Anwesenheit meines vielgeliebten Sohnes machen würde, und daß Ihr mir dieselbe im voraus durch euer Vivatrufen verkündigtet.«

Zu seinem Sohne aber sagte er:

»Don Philipp, fast fünf Jahre haben wir einander nicht gesehen; komm, wir werden einander viel zu sagen haben.«

Er nickte darauf der vor seinem Zelte versammelten Menge von Soldaten und Offizieren zu, stützte sich auf den Arm seines Sohnes und kehrte in sein Zelt zurück, während die Truppen draußen riefen: »Es lebe der König von England! Es lebe der Kaiser von Deutschland! Es lebe Don Philipp! Es lebe Carl V.!«

Wie der Kaiser vermutet, hatten Vater und Sohn einander wirklich viel zu sagen und doch trat eine Pause ein, nachdem Carl V. auf dem Diwan Platz genommen, Philipp aber die Ehre, neben seinem Vater zu sitzen, abgelehnt und sich auf einen Stuhl gesetzt hatte.

Carl V. brach das Schweigen zuerst, das Philipp vielleicht aus Ehrfurcht vor dem Vater nicht zu unterbrechen gewagt hatte.

»Mein Sohn«, begann der Kaiser, »nichts Geringeres als deine liebe Gegenwart konnte den Eindruck der schlimmen Nachrichten verwischen, die ich heute erhalten habe.«

»Eine dieser Nachrichten und zwar die schlimmste ist mir bereits bekannt, wie Ihr an meiner Kleidung sehen könnt, Vater«, antwortete Philipp. »Wir haben das Unglück gehabt eure Mutter zu verlieren.«

»Du hast diese Nachricht in Belgien erfahren, mein Sohn?«

Philipp verbeugte sich.

»In England, Sire«, antwortete er. »Wir haben direkte Verbindungen mit Spanien, während der Courier, welchen Ew. Majestät empfing, zu Lande von Genua hierher kommen mußte, was ihn aufgehalten haben wird.«

»So wird es sein«, entgegnete Carl V. »aber mein Sohn, ich habe außer diesem Gegenstande des Schmerzes noch andere Besorgnis.«

»Ew. Majestät meint die Erwählung Pauls IV. und das Bündnis, das er dem Könige von Frankreich angetragen hat und das

vielleicht in diesem Augenblicke bereits unterzeichnet ist?«

Carl sah Don Philipp erstaunt an.

»Mein Sohn«, sprach er, »bist Du auch in diesem Stücke durch ein englisches Schiff so genau unterrichtet worden? Die Fahrt von Civita Vecchia nach Portsmouth ist lang.«

»Nein, Sire, diese Nachricht ist uns über Frankreich zugekommen. Dies der Grund, warum sie mir vor Euch bekannt war. Die Pässe über die Alpen und nach Tirol sind noch verschneit und haben euren Boten aufgehalten, während der unsrige gerade von Ostia nach Marseille, von Marseille nach Boulogne und von da nach London kam.«

Carl V. runzelte die Stirn. Er hatte lange geglaubt, es sei sein Recht, von jedem wichtigen Ereignisse, das in dieser Welt vorgehe, zuerst unterrichtet zu sein, und nun hatte sein Sohn nicht nur den Tod der Königin Johanna und die Wahl Pauls IV. früher gekannt als er, er meldete ihm auch etwas, das er noch gar nicht wußte, nämlich das Bündnis zwischen Heinrich II. von Frankreich und dem neuen Papste.

Philipp schien die Verwunderung seines Vaters nicht zu bemerken.

»Übrigens«, fuhr er fort, »waren die Maßregeln von den Caraffa und deren Anhängern so gut getroffen, daß der Bündnisvertrag während des Conclave an den König von Frankreich gesandt worden ist. Dies erklärt denn auch die Kühnheit, mit welcher Heinrich II. gegen Bouvines gezogen ist, wahrscheinlich in der Absicht Euch den Rückzug abzuschneiden.«

»Ah«, entgegnete Carl V., »ist er so weit, wie Du sagst, und sollte ich von einem zweiten Überfalle wie in Innsbruck bedroht sein?«

»Nein«, antwortete Philipp, »denn Ew. Majestät wird es hoffentlich nicht zurückweisen, einen Waffenstillstand mit Heinrich von Frankreich zu schließen.«

»Meiner Seel!« entgegnete der Kaiser, »ein rechter Tor wäre ich, wenn ich ihn zurückwiese, ja ihn nicht beantrüge.«

»Sire«, sagte Philipp, »würde dieser Waffenstillstand von Euch vorgeschlagen, so dürfte der König von Frankreich zu stolz werden. Darum haben wir, die Königin Marie und ich, den

Gedanken gehabt, im Interesse Eurer Würde Hand ans Werk zu legen.«

»Und Du kommst, um meine Ermächtigung zu holen? Gut! Handle und versäume keine Zeit; schicke deine gewandtesten Gesandten nach Frankreich, sie werden nie zeitig genug ans Ziel kommen.«

»Das meinten wir auch, Sire, und wir haben, wobei Euch natürlich unbenommen bleibt unsere Schritte nicht anzuerkennen, den Kardinal Polus zu dem Könige Heinrich gesandt, um ihn zu einem Waffenstillstande zu veranlassen.«

Carl V. schüttelte den Kopf.

»Er wird nicht zeitig genug kommen«, sagte er, »und Heinrich wird in Brüssel sein, ehe der Kardinal Polus in Calais landet.«

»Auch ist der Kardinal Polus über Ostende gekommen und nach Dinant zu dem Könige von Frankreich gegangen.«

»Ein so gewandter Unterhändler er auch sein mag«, sagte Carl V. mit einem Seufzer, »ich zweifle, daß er seinen Zweck erreicht.«

»So schätze ich mich glücklich, Ew. Majestät melden zu können, daß er ihn erreicht hat«, sagte Philipp. »Der König von Frankreich nimmt, wenn nicht gerade einen Waffenstillstand, so doch eine Einstellung der Feindseligkeiten an, während welcher die Bedingungen eines Waffenstillstandes unterhandelt werden können. Das Kloster Vocelles bei Cambrai ist von ihm als Verhandlungsort gewählt worden und als der Kardinal Polus in Brüssel mir dies Resultat meldete, sagte er zugleich, er habe geglaubt, darüber keine Schwierigkeiten machen zu dürfen.«

Carl V. betrachtete Don Philipp mit einer gewissen Bewunderung. Dieser hatte ihm in der bescheidensten Weise die glückliche Beendigung einer Unterhandlung gemeldet, welche er, Carl V. für unmöglich hielt.

»Welche Dauer soll der Waffenstillstand haben?«

»In der Tat oder nach dem Vertrage?«

»Nach dem Vertrage.«

»Fünf Jahre, Sire.«

»Und in der Tat?«

»Wie es Gott gefällt.«

»Wie lange würde es, deiner Meinung nach, Gott wohl gefallen?«

»Nun«, entgegnete der König von England und Neapel mit kaum bemerklichem Lächeln, »so lange als Ihr braucht, um eine Verstärkung von zehntausend Mann aus Spanien zu ziehen und bis ich aus England ein Hilfscorps von zehntausend Mann schicken könnte.«

»Mein Sohn«, sagte Carl V., »erlange diesen Vertrag und . . . da Du ihn erlangt haben wirst, so verspreche ich, Du sollst ihn nach deinem Belieben halten oder brechen.«

»Ich verstehe nicht, was Ew. kaiserliche Majestät sagt«, antwortete Philipp, dessen Selbstbeherrschung doch nicht so weit ging, daß er einen Blitz der Hoffnung und des Begehrens in seinen Augen hätte zurückhalten können.

Er sah ja nahe vor sich das Scepter Spaniens und der Niederlande, ja, wer weiß? die Kaiserkrone.

Acht Tage nachher war ein Waffenstillstandsvertrag unter folgenden Worten abgeschlossen:

»Es soll auf fünf Jahre sowohl zu Wasser als zu Lande Waffenstillstand sein und die Wohltat desselben sollen gleicherweise alle Völker, Staaten, Reiche und Provinzen sowohl des Kaisers als des Königs von Frankreich oder des Königs Philipp genießen.

»Während dieser ganzen Zeit von fünf Jahren werden die Waffen ruhen, aber jeder der Potentaten behält Alles das, was er im Laufe des Krieges erlangt hat.

»Seine Heiligkeit der Papst Paul IV. ist in diesem Vertrage eingeschlossen.«

Philipp selbst überreichte dem Kaiser den Vertrag, welcher einen fast ängstlichen Blick auf das unveränderliche Gesicht seines Sohnes warf.

Es fehlte dem Vertrage nichts mehr als die Unterschrift des Kaisers.

Carl V. unterzeichnete ihn.

Als er die Buchstaben seines Namens mit sehr großer Anstrengung zu Stande gebracht hatte, sagte er, und er gab zum ersten Male dem Sohne diesen Titel:

»Sire, kehrt nach London zurück, haltet Euch aber bereit, auf meinen Wunsch sogleich wieder nach Brüssel zu kommen.«

III.

Carl V. hält das Versprechen, das er seinem Sohne gegeben.

Am Freitag, 25. Oktober 1555, war großer Zusammenfluß von Menschen in den Straßen von Brüssel, nicht bloß von dem gemeinen Volke der Hauptstadt von Südbrabant, sondern auch von dem aus den andern flandrischen Staaten des Kaisers Carl V.

Die Menge drängte sich nach dem Palaste, der heut zu Tage nicht mehr steht, der aber damals oben an der Stadt stand.

Eine große Versammlung, deren Veranlassung man noch nicht kannte, war von dem Kaiser berufen worden und sollte an diesem Tage stattfinden.

Der große Saal war ausgeschmückt und nach Abend zu mit einer Art Erhöhung das Gerüst versehen worden, zu dem sechs bis sieben Stufen führten, das mit prächtigen Teppichen belegt war und über dem sich ein Baldachin mit dem kaiserlichen Wappen wölbte. Unter diesem Baldachin standen drei Sessel, von denen der mittlere offenbar für den Kaiser bestimmt war, der zur Rechten für den König Don Philipp, der am vorigen Tage angekommen, und der zur Linken für die verwitwete Königin von Ungarn, Marie von Österreich, Schwester Carls V.

Bänke, die in derselben Richtung liefen, begleiteten diese drei Sessel und bildeten mit denselben eine Art Halbkreis.

Andere Stühle befanden sich der Erhöhung gegenüber.

Der König Philipp; die Königin Marie; die Königin Eleonore, Witwe Franz I.; Maximilian, König von Böhmen; Christine, Herzogin von Lothringen, hatten ihre Wohnung in dem Palaste genommen.

Carl V. selbst dagegen bewohnte auch diesmal sein sogenanntes kleines Haus im Park.

Um vier Uhr Nachmittags verließ er dies kleine Haus auf einem Maultiere, bei dessen sanftem Gange er weniger litt, als bei jeder andern Bewegung . . . An das Gehen zu Fuß war nicht zu denken; die Gichtanfälle waren mit gesteigerter Heftigkeit zurückgekehrt,

und der König wußte selbst nicht, ob er über die Schwelle des Saales mit dem Gerüste werde gehen können, oder ob man ihn werde tragen müssen.

Könige und Fürsten folgten dem Maultiere des Kaisers zu Fuß.

Der Kaiser trug das Kaisergewand ganz von Goldstoff, auf welches die große Kette des Ordens vom goldenen Vlies fiel. Er hatte die Krone auf dem Haupte und vor ihm, auf einem Kissen von rotem Samt, trug man das Scepter, welches seine schwache Hand nicht würde halten können.

Die Personen, welche auf den Bänken zu beiden Seiten der Sessel und der Erhöhung gegenüber Platz nehmen sollten, waren vorher in den Saal eingelassen worden.

Rechts von den Sesseln waren die Ritter vom goldenen Vließ auf einer gepolsterten Bank, links, auf einer eben solchen Bank, die Fürsten, die Granden von Spanien und die Herren.

Hinter diesen, auf nicht gepolsterten Bänken, saßen die Mitglieder des Staatsrates, des geheimen Rates und des Finanzrates, endlich auf den Bänken gegenüber die Stände von Brabant, die Stände von Flandern und die andern Stände.

Galerien, die sich in dem ganzen Saale herumzogen; waren bereits vom Morgen an mit Zuschauern gefüllt.

Kurz nach vier Uhr erschien der Kaiser. Er stützte sich auf Wilhelm von Oranien, der später der *Schweigsame* genannt wurde.

Neben Wilhelm von Oranien ging Emanuel Philibert, mit seinen Pagen und Knappen.

An der andern Seite, vor Königen und Fürsten, einige Schritte rechts vor dem Kaiser, ging ein Allen unbekannter Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, der eben so erstaunt zu sein schien sich da zu befinden, wie die Zuschauer ihn da zu finden.

Es war Odoardo Maraviglia, den man aus dem Gefängnisse geholt und in reichem Anzuge hierher gebracht hatte, ohne daß er wußte, wohin er ging und zu welchem Zwecke er sich da befand.

Bei dem Erscheinen des Kaisers und des glänzenden Gefolges hinter ihm erhoben sich Alle.

Der Kaiser Carl V. begab sich zu der Erhöhung, vermochte aber kaum zu gehen, obwohl er sich aufstützte. Man konnte leicht

sehen, daß ein außerordentlicher Mut, namentlich aber lange Gewöhnung an den Schmerz dazu gehörte, um nicht bei jedem Schritte, den er tat, einen Ausruf des Schmerzes laut werden zu lassen.

Er setzte sich, so daß er Don Philipp zu seiner Rechten, die Königin Marie zu seiner Linken hatte.

Auf einen Wink von ihm nahmen sodann alle Andern ebenfalls Platz, ausgenommen der Prinz von Oranien, Emanuel Philibert und die beiden Personen des Gefolges desselben, so wie auf der andern Seite Odoardo Maraviglia, der frei und, wie gesagt, in glänzender Kleidung, verwundert das Schauspiel betrachtete.

Nachdem Alle sich gesetzt hatten, winkte der Kaiser dem Rate Philibert Brusselles das Wort zu nehmen.

Alle warteten gespannt, nur das Gesicht Philipps blieb ruhig und unverändert; sein umschleiertes Auge schien gar nichts zu sehen und kaum erriet man, daß unter seiner bleichen, gleichsam leblosen Haut Blut fließe.

Der Redner setzte mit wenigen Worten auseinander, daß die Könige, Fürsten, Granden von Spanien, Ritter des goldenen Vließes und Mitglieder der Stände berufen worden seien, um Zeugen der Abdankung des Kaisers Carl V. zu Gunsten seines Sohnes Philipp zu sein, welcher ihm von diesem Augenblicke an in seinen Titeln folge: König von Castilien, Leon, Granada, Navarra, Arragonien, Neapel, Sizilien, Majorca, der Inseln, Indiens und der Länder des Ozeans; Erzherzog von Österreich, Herzog von Brabant, Burgund, Limburg, Luxemburg und Geldern; Graf von Flandern, Artois und Burgund u.s.w., auch Herr der Städte und Länder Unecht, Ober-Yssel und Gröningen.

Die Kaiserkrone sei für Ferdinand bestimmt, welcher bereits römischer König war.

Nur bei dieser Ausnahme zog eine leichenhafte Blässe über das Gesicht Philipps und die Muskeln seiner Wangen zuckten leicht.

Diese Abdankung, über welche alle Anwesenden höchlich staunten, schrieb der Redner dem Wunsche des Kaisers zu, Spanien wieder zu sehen, von dem er seit zwölf Jahren fern gewesen, hauptsächlich aber seinen Leiden, welche sich in dem

Klima Flanderns und Deutschlands noch verschlimmerten.

Nach dieser Rede, die er mit der Bitte an Gott schloß, er möge Se. Majestät den Kaiser stets in seinen heiligen Schutz nehmen, schwieg Philibert von Brusselles und ließ sich wiederum nieder.

Da erhob sich seinerseits der Kaiser. Er war bleich und Schmerzensschweiß stand ihm aus dem Gesicht. Er wollte sprechen und hielt in der Hand ein Papier, auf welchem seine Rede für den Fall geschrieben stand, daß ihn sein Gedächtnis verlasse.

Auf den ersten Wink, daß er zu sprechen wünsche, schwieg alsbald das Geräusch, welches nach der Rede des Rates den Saal erfüllt hatte und so schwach auch die Stimme des Kaisers war, so ging doch kein Wort von dem verloren, was er sagte. Je weiter er in seiner Rede kam, als er einen Rückblick auf sein Leben warf und an seine Arbeiten, seine Gefahren, seine Taten und Pläne erinnerte, hob sich allerdings auch seine Stimme, leuchtete ein seltsam Leben in seinem Auge und fand er den feierlichen Ton, welcher den Sterbenden eigen ist.

»Lieben Freunde«, sagte er,³ »Ihr habet die Gründe vernommen, welche mich bewogen haben, das Scepter und die Krone den Händen des Königs, meines Sohnes, zu übergeben; lasset mich einige Worte hinzufügen, welche Euch meinen Entschluß und Gedanken noch deutlicher machen werden. Lieben Freunde, mehre unter denen, die mich hören, müssen sich erinnern, daß es am 5. Jänner d. J. gerade vierzig Jahre waren, als der Kaiser Maximilian, glorreichen Andenkens, mich seiner Vormundschaft entledigte und mir hier in demselben Saale und zu gleicher Stunde alle meine Rechte übergab, obgleich ich kaum fünfzehn Jahre zählte. Als im folgenden Jahre der König Ferdinand der Katholische, mein Großvater von mütterlicher Seite, gestorben war, setzte ich, im sechzehnten Jahre, die Krone auf. Meine Mutter lebte noch, aber obgleich sie lebte und selbst noch jung war, hatte der Tod ihres Gemahls ihren Geist doch so erschüttert, wie Ihr wisst, daß sie die Reiche nicht selbst regieren konnte und ich im siebzehnten Jahre meine Reisen über die Meere beginnen mußte, um Besitz von Spanien zu nehmen. Endlich, als vor sechsunddreißig Jahren der Kaiser Maximilian starb und ich in meinem neunzehnten Jahre stand, wagte ich

nach der Kaiserkrone zu streben, die er getragen hatte, nicht aus Sucht über eine größere Anzahl Länder zu herrschen, sondern um wirksamer für das Wohl Deutschlands, meiner andern Länder und namentlich meines geliebten Flanderns sorgen zu können.

»Zu diesem Zwecke habe ich so viele Reisen unternommen und vollbracht. Zählen wir sie und Ihr werdet Euch wundern über ihre Zahl und Ausdehnung. Ich reiste neunmal nach Deutschland, sechsmal nach Spanien, siebenmal nach Italien, zehnmal nach Belgien, viermal nach Frankreich, zweimal nach England und zweimal nach Afrika, was also vierzig Reisen und Feldzüge macht. In diesen vierzig Reisen und Zügen sind die kleinen Ausflüge nicht begriffen, welche ich nach unterworfenen Inseln oder Provinzen machte.

»Ich bin dabei achtmal über das mittelländische Meer und drei Mal über das Westmeer geschifft, das ich zum letzten Male zu befahren heute mich anschicke. Ich übergehe meine Reise durch Frankreich, die ich von Spanien aus nach den Niederlanden machte, eine Reise, zu der mich, wie Euch bekannt, ernste Dinge veranlaßten.⁴ Wegen meiner zahlreichen und häufigen Abwesenheiten mußte ich an die Spitze der Regierung dieser Provinzen hier meine zweite Schwester, die hier anwesende Königin stellen. Ich weiß es und die verschiedenen anwesenden Stände wissen es wie ich, wie sie ihr Amt verwaltet hat. Ich habe gleichzeitig mit diesen Reisen mehre Kriege geführt und alle wurden gegen meinen Willen unter- oder angenommen und heute, da ich von Euch scheid, betrübt es mich, Euch nicht einen festeren Frieden, eine gesichertere Ruhe hinterlassen zu können. Alles dies konnte, wie Ihr wohl denkt, nicht geschehen ohne lange Arbeiten und große Anstrengungen, und an meiner Blässe, an meiner Schwäche kann man die Schwere dieser Arbeiten, die Last jener Anstrengungen erkennen. Auch glaube man nicht, daß ich, wenn ich die Last, welche mir die Ereignisse zuteilten, mit der Kraft verglich, welche mir Gott gegeben, nicht erkannt hätte, ich reiche nicht aus für den Auftrag, der mir geworden; aber wegen des Daseins meiner Mutter und der Jugend meines Sohnes hielt ich es für ein Verbrechen, vor der Zeit die Last abzuwerfen, wie schwer sie auch sein mochte, welche die Vorsehung mir aufgeladen, als sie mir Krone und Scepter gab. Indes schon als

ich das letzte Mal Flandern verließ, um nach Deutschland zu gehen, hatte ich die Absicht, welche ich heute ausführe. Als ich aber den traurigen Zustand der Dinge sah, noch einen Rest von Kraft in mir fühlte und mich von den Umwälzungen beherrscht fand, welche die Christenheit bedrohten, welche gleichzeitig von den Türken und den Lutheranern angegriffen wurde, hielt ich es für meine Pflicht, das Ausruhen zu verschieben und den Überrest meiner Kräfte und meines Lebens meinen Völkern zu opfern. Ich war auf gutem Wege das Ziel zu erreichen, als die deutschen Fürsten und der König von Frankreich das gegebene Wort brachen und mich von neuem in Unruhen und Schlachten stürzten. Die Einen griffen meine Person an und hätten in Innsbruck beinahe mich gefangengenommen, die Andern bemächtigten sich der Stadt Metz, welche zu dem Reiche gehörte. Da eilte ich herbei, um sie selbst mit einem zahlreichen Heere zu belagern. Ich wurde besiegt und mein Heer vernichtet, aber nicht durch die Menschen, sondern durch die Elemente. Für das verlorene Metz nahm ich den Franzosen Therouanne und Hesdin ab; ich tat mehr noch: ich ging bis Valenciennes dem Könige von Frankreich entgegen, nötigte ihn, sich zurückzuziehen, und tat, was ich konnte, in der Schlacht von Penty, obwohl es mir sehr leid tat, nicht mehr tun zu können. Jetzt ist es nicht mehr bloß die Unvermögenheit, die ich stets in mir erkannt habe, die Krankheit nimmt zu und drückt mich nieder; zum Glück gibt mir Gott in dem Augenblicke, da er mir die Mutter nimmt, einen Sohn, der das Alter erreicht hat, regieren zu können. Jetzt, da die Kräfte mich verlassen und ich dem Tode nahe komme, hüte ich mich wohl die Leidenschaft des Herrschens dem Wohle und der Ruhe meiner Untertanen vorzuziehen; statt eines gebrechlichen Greises, welcher den besten Teil seines Selbst bereits absterben sah, gebe ich Euch einen kräftigen Fürsten, den blühende Jugend und Kraft empfehlen. Schwört also ihm die Liebe und die Treue, die Ihr mir so wohl gehalten habt. Vor allem hütet Euch, daß die Ketzereien, die Euch umringen, nicht unter Euch sich einschleichen und die brüderliche Liebe stören, welche Euch vereinigen soll; seht Ihr, daß sie irgendwo Wurzel schlagen, so beeilt Euch sie auszureißen und wegzuwerfen. Um endlich noch zu allem, was ich gesagt habe, etwas über mich selbst zu

sprechen, füge ich hinzu, daß ich viele Fehler begangen habe teils aus Unkenntnis in meiner Jugend, teils aus Stolz in meinem reiferen Alter, teils aus andern Schwächen der menschlichen Natur; ich erkläre indes hier, daß ich niemals wissentlich oder mit Willen irgend Jemanden Unrecht oder Gewalt angetan habe, daß ich vielmehr, wenn Unrecht oder Gewalt geschehen war und ich Kenntnis davon erhielt, es immer wieder gut gemacht habe, wie ich es vor Euch allen jetzt eben einem hier Anwesenden gegenüber tun werde, den ich ersuche mit Geduld und Erbarmen darauf zu warten.«

Er wendete sich darauf gegen Don Philipp, welcher zu Ende der Rede niedergekniet war, und sprach:

»Mein Sohn, wenn Du nur durch meinen Tod in den Besitz so vieler Reiche und Provinzen gekommen wärst, würde ich schon darum ein Verdienst um Dich gehabt haben, daß ich Dir ein so reiches Erbe hinterlasse, welches ich um so viele Güter vermehrt habe; da Dir aber dieses große Erbe heute nicht durch meinen Tod, sondern nach meinem freien Willen zufällt; da dein Vater sterben wollte, ehe er in sein Grab hinabsteigt, damit Du noch bei seinen Lebzeiten seine Hinterlassenschaft antreten möchtest, so verlange ich, und ich habe das Recht, dies zu verlangen, daß Du alles an Liebe und Fürsorge, was Du mir für diese frühere Überlassung deines Erbes schuldig zu sein scheinst, deinen Völkern zuwendest. Die andern Könige freuen sich, ihren Kindern das Leben gegeben zu haben und ihnen Reiche zu hinterlassen; ich wollte dem Tode den Ruhm nehmen, Dir dieses Geschenk zu machen, weil ich eine doppelte Freude zu erhalten glaubte, wenn ich Dich nicht bloß durch mich leben, sondern auch regieren sähe. Es werden sich wenige finden, die mein Beispiel nachahmen, wie ich in der Vergangenheit wenige gefunden habe, deren Beispiel nachahmungswert gewesen wäre. Man wird aber wenigstens meine Absicht loben, wenn man sieht, daß Du verdienst, daß an Dir der erste Versuch gemacht wurde, und diesen Vorteil wirst Du haben, mein Sohn, wenn Du die Weisheit bewahrst, die Du bisher immer gezeigt hast, wenn Du immer die Furcht Gottes, des höchsten Herrn aller Dinge, in Dir trägst, wenn Du Dir die Verteidigung der katholischen Religion und den Schutz der Gerechtigkeit und der Gesetze angelegen sein lässest, welche die

festesten Stützen und die stärksten Kräfte der Reiche sind. Endlich bleibt mir nur noch zu wünschen übrig, daß deine Kinder so glücklich gedeihen mögen, damit Du ihnen dein Reich und deine Macht ebenfalls freiwillig und ohne allen Zwang, wie ich, übertragen kannst.«

Nach diesen Worten stockte die Stimme des Kaisers, entweder aus Rührung oder weil seine Rede wirklich zu Ende war, er legte die Hand auf das Haupt seines Sohnes, der vor ihm kniete, und blieb einen Augenblick stumm und unbeweglich stehen, während zahlreiche Tränen still über seine Wangen rannen.

Nach diesem Schweigen, das noch beredter war als die Worte, welche er gesprochen, streckte er, als verließen ihn die Kräfte, die Hand nach seiner Schwester aus, während Don Philipp aus seiner knienden Stellung sich erhob und ihm als Stütze den Arm um den Leib legte.

Die Königin Marie aber nahm aus ihrer Tasche ein geschliffenes Gläschen mit einer rosenroten Flüssigkeit, goß den Inhalt desselben in einen kleinen goldenen Becher und reichte denselben dem Kaiser.

Während der Kaiser trank, ließ ein Jeder seinem Gefühle freien Lauf und unter den Anwesenden, mochten sie dem Throne nahe stehen oder nicht, gab es wenige Herzen, die nicht ergriffen waren, wenige Augen, die tränenleer blieben.

Ein großes Schauspiel wurde der Welt von diesem Fürsten, diesem Krieger, diesem Cäsar gegeben, welcher nach vierzigjährigem Besitze einer Macht, wie sie wenige Sterbliche von der Vorsehung erhalten, freiwillig von dem Throne herabstieg und ermüdet an Körper und Geist, laut die Richtigkeit aller menschlichen Größe vor dem Nachfolger verkündete, dem er sie überließ.

Aber ein noch großartigeres Schauspiel wurde erwartet, da es der Kaiser selbst verkündet hatte: ein Mann erkannte öffentlich an, daß er einen Fehler begangen habe und bat den, welcher dadurch benachteiligt worden, um Verzeihung.

Der Kaiser erkannte, daß man dies erwarte; er nahm seine Kraft nochmals zusammen und schob seinen Sohn sanft bei Seite.

Man sah, daß er noch einmal sprechen wolle, und Alles wurde still.

»Werthen Freunde«, begann der Kaiser, »ich habe eben einem Manne, den ich gekränkt, öffentliche Genugthuung versprochen; seid also Alle Zeugen, daß ich mich zwar des Guten gerühmt, das ich getan zu haben geglaubt, mich aber auch des Unrechtes, das ich getan, selbst angeklagt habe.«

Er wendete sich zu dem Unbekannten in glänzender Kleidung, den ein Jeder bereits bemerkt hatte.

»Odoardo Maraviglia«, sprach er mit fester Stimme, »tretet vor.«

Der junge Mann, an den diese Worte gerichtet waren, erbleichte und trat wankend näher.

»Graf«, sagte der Kaiser zu ihm, »ich habe Euch mit und ohne Willen schweres Unrecht getan in der Person eures Vaters, der in dem Gefängnisse zu Mailand einen grausamen Tod starb. Oft mal ist diese Tat meinem Gedächtnisse unter dem Schleier des Zweifels erschienen, heute aber tritt sie gespenstisch vor mich mit dem Leichentuche der Reue. Graf Maraviglia, vor Allen hier, im Angesichte der Menschen und unter dem Auge Gottes, in dem Augenblicke, da ich den Kaisermantel ablege, der sechsunddreißig Jahre schwer auf mir gelastet hat, demütige ich mich vor Euch und bitte Euch nicht nur mir zu verzeihen, sondern auch Gott den Herrn zu bitten, mir zu verzeihen, da er es leichter auf die Bitten des Opfers als auf das Flehen des Mörders tun wird.«

Odoardo Maraviglia sank auf seine Knie und sprach:

»Herrlicher Kaiser, nicht mit Unrecht hat die Welt Dich den Erhabenen genannt. Ja, ja, ich verzeihe Dir in meinem Namen und in dem Namen meines Vaters, ja, auch Gott wird Dir verzeihen. Aber, erhabener Kaiser, von wem soll ich nun die Verzeihung erbitten, die ich mir selbst nicht gewähre?« Er stand auf und fuhr fort: »Meine Herren, Ihr seht in mir einen Mann, welcher den Kaiser ermorden wollte, und dem der Kaiser nicht nur verziehen hat, den er sogar selbst um Verzeihung bittet. König Don Philipp«, fügte er hinzu, indem er sich vor dem neigte, welcher von diesem Augenblicke an Philipp II. heißen sollte, »der

Mörder überliefert sich euren Händen.«

»Mein Sohn«, fiel Carl V. ein, den die Kräfte zum zweiten Male verließen, »ich empfehle Dir diesen Mann; laß Dir sein Leben heilig sein!«

Und er sank fast ohnmächtig auf seinen Sessel.

»Ach, mein geliebter Emanuel«, sagte der Page des Herzogs von Savoyen, indem er zu seinem Herrn schlüpfte, als in Folge des Unfalls des Kaisers eine allgemeine Bewegung entstand, »wie gut, wie groß bist Du und wie ganz erkenne ich Dich in dem, was eben geschehen ist!«

Und ehe Emanuel Philibert es verhindern konnte, hatte ihm Leone-Leona die Hand fast so ehrfurchtsvoll als liebevoll geküßt.

Die Zeremonie, welche durch den unerwarteten Vorgang unterbrochen worden, der indes einer der ergreifendsten an diesem feierlichen Tage war, sollte ihren weiteren Verlauf nehmen, denn wenn die Abdankung vollständig sein sollte, mußte Philipp II. sie annehmen.

Philipp, der durch ein zustimmendes Zeichen auf die Empfehlung seines Vaters geantwortet hatte, neigte sich also von neuem demütig vor ihm und sprach in spanischer Sprache, welche die meisten Anwesenden zwar verstanden, aber nicht selbst redeten, und in einem Tone, in welchem sich, vielleicht zum ersten Male, ein Schein von Rührung zeigte:

»Niemals, unbesiegliger Kaiser, mein gütiger Vater, habe ich eine so große väterliche Liebe, wie sie ihresgleichen niemals in der Welt gehabt, verdient oder zu verdienen geglaubt, so daß ich wegen meiner geringen Verdienste in großer Verlegenheit, aber auch von Achtung und Dankbarkeit gegen Euch erfüllt bin. Da es Euch aber gefiel, gegen mich so liebevoll und freigebig zu handeln in eurer großen Güte, so übt diese Güte nochmals, mein sehr teurer Vater, und haltet Euch überzeugt, daß ich von meiner Seite alles tun werde, was in meiner Macht steht, damit euer Entschluß zu meinen Gunsten allgemein gebilligt werde, indem ich mich bemühe, so zu regieren, daß die Staaten von meiner Liebe überzeugt sein können, die ich stets für sie gehabt habe.«

Bei diesen Worten küßte er zu wiederholten Malen die Hand seines Vaters, während dieser ihn an sein Herz drückte und

sagte:

»Ich wünsche Dir, mein lieber Sohn, den herrlichsten Segen vom Himmel und seinen göttlichen Beistand.«

Da drückte Don Philipp zum letzten Male die Hand seines Vaters an die Lippen, wischte eine Träne, die aber vielleicht gar nicht da war, aus dem Auge, erhob sich, wendete sich gegen die versammelten Stände, begrüßte sie und sprach, mit dem Hute in der Hand, wie alle Anwesenden, während der Kaiser allein sitzen und bedeckt blieb, in französischer Sprache folgende wenige Worte:

»Ich möchte die Sprache dieses Landes besser sprechen können, als ich es vermag, um Euch meine Liebe zu Euch und meine Gnade besser erkennen geben zu können. Da ich es aber nicht so gut im Stande bin, als es nötig sein dürfte, so beziehe ich mich auf den Bischof von Arras, der es für mich tun wird.«

Alsbald nahm Anton Perrenot von Granvella, derselbe welcher später Kardinal wurde, das Wort, um die Gefühle des Prinzen auszusprechen, rühmte den Eifer Don Philipps für das Wohl seiner Untertanen und sprach den Entschluß aus, sich genau nach den weisen Lehren zu richten, welche der Kaiser ihm gegeben.

Dann erhob sich ihrerseits die Königin Marie, die Schwester des Kaisers, welche sechsundzwanzig Jahre lang die Regierung der Niederlande geführt hatte, und legte mit wenigen Worten die Regentschaft, die sie von ihrem Bruder erhalten hatte, in die Hände ihres Neffen.

Darauf schwur der König Don Philipp die Rechte, und Privilegien seiner Untertanen aufrecht zu erhalten, und so alle Mitglieder der Versammlung, Fürsten, Granden von Spanien, Ritter des goldenen Vlieses und Abgeordnete der Stände, schwuren ihm dagegen im eigenen Namen oder im Namen derer, welche sie gesandt hatten, Gehorsam.

Nach diesem doppelten Schwure erhob sich Carl V. ließ Don Philipp auf dem Throne Platz nehmen, setzte ihm die Krone auf und sprach mit lauter Stimme:

»Herr, mein Gott, gib, daß diese Krone für deinen Erwählten nicht zu einer Dornenkrone werde!«

Darauf ging er nach der Tür zu.

Alsbald eilten Don Philipp, der Prinz von Oranien, Emanuel Philibert und die Fürsten und Herren herbei, alle, die zugegen waren, um den Kaiser bei dem Gange zu unterstützen; er aber winkte Maraviglia, der zögernd herbeikam, denn er konnte nicht erraten, was der Kaiser von ihm wünschte.

Der Kaiser wollte bei seinem Fortgange keine andere Stütze haben als die Maraviglia's, dessen Vater er hatte umbringen lassen und der ihn für diese blutige Tat hatte ermorden wollen.

Da indes der zweite Arm des Kaisers matt herab hing, sagte Emanuel Philibert:

»Erlaubt, Sire, daß mein Page Leone die zweite Stütze sei, auf welcher Ew. Majestät ruhe; ich werde die Ehre, die Ihr ihm dadurch erweist, ansehen, als sei sie mir selbst erwiesen worden.«

Er schob Leone vor zu dem Kaiser.

Carl V. sah den Pagen an und erkannte ihn.

»Ah«, sagte er, indem er seinen Arm erhob, damit Leone ihm die Achsel reichen könne, »es ist der junge Mann mit dem Diamant. Willst Du Dich mit mir aussöhnen, schöner Page?«

Er blickte darauf auf seine Hand, an deren kleinem Finger er nur wegen der Schmerzen einen einfachen Ring hatte behalten können.

»Du wirst durch das Warten verloren haben, schöner Page«, sagte er, »statt des Diamanten wirst Du nur diesen einfachen Ring erhalten. Er trägt freilich meinen Namenszug, der vielleicht eine Entschädigung für Dich ist.«

Er zog den Ring von dem kleinen Finger und steckte ihn an den Daumen Leone's, da dieser allein so stark war, daß er den Ring halten konnte.

Dann verließ er den Saal unter den Blicken und dem Zurufe der Versammlung, die noch neugieriger und begeisterter gewesen sein würde, wenn die Anwesenden hätten erraten können, daß dieser Kaiser, der von dem Throne herabstieg, der Christ, der sich in die Einsamkeit begab, der Sünder, welcher sich unter der Verzeihung neigte, seinem nahen Grabe zu wankte, gestützt nicht bloß auf den Sohn, sondern auch auf die Tochter jenes

unglücklichen Francesco Maraviglia, den er vor elf Jahren in einer dunkeln Septembarnacht in einem Kerker der Zitadelle von Mailand hatte ermorden lassen.

Es war die Reue, gestützt auf das Gebet, also nach dem Ausspruche von Jesus Christus, der Anblick, welcher hienieden dem Herrn der liebste ist.

An der Tür zu der öden Straße aber, wo das Maultier wartete, das ihn hergetragen hatte, verlangte der Kaiser, daß keiner der beiden jungen Männer einen Schritt weiter tue, und schickte Odoardo zu dem neuen Herrn, Leone aber zu dem seinigen, Emanuel Philibert.

Ohne eine andere Bedeckung oder Begleitung als den Mann, welcher das friedliche Tier am Zügel führte, setzte er seinen Weg nach dem kleinen Hause im Park fort, so daß Niemand, der ihn so im Dunkel reiten sah, ahnen konnte, daß der bescheidene Reiter der Mann sei, dessen Abdankung Brüssel beschäftigte und bald die ganze Welt beschäftigen sollte.

Als Carl V. an der Tür des kleinen Hauses ankam, an dessen Stelle jetzt die Deputirtenkammer steht, fand er das Gitter offen und er konnte ohne Aufenthalt hineinreiten.

Der Diener ließ dann das Maultier so nahe als möglich in die zweite Tür treten, hob den Kaiser herunter und setzte ihn an der Schwelle des Zimmers nieder.

Diese zweite Tür war offen wie die erste.

Der Kaiser achtete auf diesen Umstand nicht, da er ganz und gar mit seinen Gedanken beschäftigt war, wie man dies begreifen wird. Auf der einen Seite auf seinen Stock gestützt, den er an derselben Stelle fand, wo er ihn vor zwei Stunden gelassen, nämlich hinter der Tür, auf der andern auf den Arm des Dieners, trat er in das Zimmer, das mit dicken Teppichen belegt, mit schweren Vorhängen versehen war und in dessen Camine ein großes Feuer brannte.

Das Zimmer wurde nur durch den Schein der Flamme erleuchtet, welche in dem Camine knisterte; aber dieses Halbdunkel paßte besser als große Helle für die Gemütsstimmung, in welcher sich der Kaiser befand.

Er legte sich also auf das Canapé, entließ den Diener und

bedachte die Ereignisse seines Lebens während des letzten halben Jahrhunderts. Und welches Jahrhundert! Das Jahrhundert, in welchem Heinrich VIII., Maximilian, Clemens VII., Franz I. und Luther gelebt hatten. Er zwang sein Gedächtnis den durchlaufenen Weg noch einmal zurückzuwandeln. Diese Wanderung war eine unermessliche, herrliche, wunderbare, zwischen knienden Höflingen, unter dem Jubel der Welt.

Mitten in diesem Traume, den weniger ein Mensch als ein Gott träumen konnte, zerbrach ein brennendes Holzstück im Camine; die eine Hälfte davon fiel in die Asche, die andere rollte auf den Teppich, von dem sogleich ein dicker Rauch aufstieg.

Dieser Vorfall, so gewöhnlich er war, brachte Carl V., vielleicht eben seiner Gewöhnlichkeit wegen, zur Gegenwart zurück.

»He!« rief er. »Wer hat den Dienst hier? Schnell, Jemand! Ist Niemand da?«

Es antwortete Niemand.

»Ist Niemand im Vorzimmer?« rief der ehemalige Kaiser, der die Geduld verlor und mit dem Stock auf den Boden stieß.

Der zweite Ruf erlangte so wenig eine Antwort als der erste.

»So komme doch Jemand und bringe das Feuer in Ordnung und schnell!« rief Carl V. noch ungeduldiger als das erste Mal.

Gleiches Schweigen.



mit schmerzhaften Anstrengungen das Feuer angefacht

»Hm, hm!« murmelte er, indem er sich von einem Möbel zum andern schleifte, um an den Camin zu gelangen.

»Schon allein, schon verlassen? Wenn die Vorsehung mir Reue geben wollte über das was ich getan habe, kommt die Lehre sehr bald.«

Und er selbst nahm mit den schmerzenden Händen die Zange und brachte mit unendlicher Mühe das Feuer in Ordnung, da Niemand kam und ihm half.

Alle, von den Fürsten bis zu den Dienern, waren um den neuen König Don Philipp beschäftigt.

Der Kaiser stieß die letzten auf dem Teppich rauchenden Kohlen mit dem Fuße fort, als sich Tritte in dem Vorzimmer vernehmen ließen und eine menschliche Gestalt in der Tür

erschien.

»Endlich!« murmelte der Kaiser.

»Sire«, sagte der Eintretende, als er sah, daß Carl V. in der Person sich irrte, »ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, daß ich also vor Euch erscheine; da ich aber alle Türen offen fand und in den Vorzimmern Niemanden sah, der mich anmelden konnte, so wagte ich mich selbst zu melden.«

»So meldet Euch, Herr«, antwortete Carl V., der wie man sieht, sein Leben als Privatmann sogleich antreten und erlernen mußte. »Wer seid Ihr?«

»Sire«, antwortete der Unbekannte im ehrerbietigsten Tone und mit einer sehr tiefen Verbeugung, »ich bin Caspar von Chatillon, Herr von Coligny, Admiral von Frankreich und außerordentlicher Gesandter Sr. Majestät des Königs Heinrichs II.«

»Herr außerordentlicher Gesandter Sr. Majestät des Königs Heinrichs II.«, entgegnete Carl V. und er lächelte mit einer gewissen Bitterkeit, »Ihr habt die rechte Tür verfehlt. Ihr habt nicht mit mir zu tun, sondern mit dem Könige Philipp II., meinem Nachfolger auf dem Throne Neapels seit neun Monaten und auf dem Throne Spaniens und Indiens seit einer halben Stunde.«

»Sire«, antwortete Coligny in demselben ehrfurchtsvollen Tone und mit einer zweiten tiefen Verbeugung, »welche Veränderungen in den Verhältnissen des Königs Philipp II. seit neun Monaten oder seit einer halben Stunde eingetreten sein mögen, Ihr seid noch immer der Erwählte Deutschlands, der allergrößte, allerheiligste und allererhabenste Kaiser Carl V. und da das Schreiben meines Königs an Ew. Majestät gerichtet ist, so erlaubt, daß ich es Ew. Majestät überreiche.«

»Dann, Herr Admiral«, sagte Carl V., »helft mir Kerzen anzünden, denn seit der Thronbesteigung meines Sohnes Philipp II. hat man mir, wie es scheint, auch den letzten Diener genommen.«

Der Kaiser zündete mit Hilfe des Admirals die Wachskerzen an, die auf den Leuchtern bereit standen, um das Schreiben lesen zu können, welches der König Heinrich II. an ihn richtete, vielleicht aber auch um sobald als möglich den Mann zu sehen, der ein so gefährlicher Gegner für ihn seit drei Jahren gewesen war.

IV.

Coligny.

Caspar von Chatillon, Herr von Coligny, war in jener Zeit ein Mann von acht- bis neununddreißig Jahren mit lebhaftem Auge, kriegerischem Gesichte und hoher schöner Gestalt. Als getreues unerschrockenes Herz hatte er in so großem Ansehen bei dem Könige Franz I. gestanden, wie er bei dem Könige Heinrich II. stand und bei dem Könige Franz II. stehen sollte.

Nur der erbliche Haß Heinrichs von Guise in Verbindung mit der Heuchelei der Catharina von Medici und der Schwäche Carls IX. vermochten einen solchen Mann zu ermorden, wie unermeßlich auch die Metzelei vom 24. August 1572 sein mochte.

Dieser Haß, welcher an dem Tage, da wir den berühmten Admiral vorführen, ihn von seinem ehemaligen Freunde, Franz von Guise, zu trennen begann, hatte seinen Ursprung auf dem Schlachtfelde von Penty gehabt. In ihrer Jugend waren die beiden großen Feldherren, deren Genie im Verein so viele wunderbare Dinge auszuführen vermochte, vertraute Freunde gewesen. Alle ihre Vergnügungen, Arbeiten und Übungen hatten sie gemeinschaftlich und in ihrem Studium des Altertums nahmen sie sich nicht bloß die Männer zum Muster, welche glänzende Beispiele von Mut hinterlassen haben, sondern auch die, welche sich durch Freundschaft auszeichneten.

Die gegenseitige innige Liebe der beiden jungen Leute ging so weit, daß sie, wie Brantôme sagt, selbst gleichen Putz und gleiche Livréen hatten.

Da der König Heinrich II. einen Gesandten an den Kaiser Carl V. schickte und dieser Gesandte der Connétable von Montmorency nicht war, so konnte es kein anderer sein, als der Admiral Coligny oder der Herzog von Guise.

Der Kaiser betrachtete den Admiral mit einer großen Bewunderung. Die Geschichtschreiber sagen aber auch, es sei unmöglich gewesen einen Mann zu sehen, der ein besseres Bild von einem großen Feldherrn gegeben.

In demselben Augenblicke fiel es aber Carl V. ein, daß der Admiral Coligny nach Brüssel gesandt worden war, nicht gerade um ihm das Schreiben zu überreichen, das er in der Hand hielt, sondern vielmehr um dem französischen Hofe zu berichten, was an dem denkwürdigen Tage des 25. Oktobers 1555 in dem Palaste zu Brüssel geschehen.

Auch war die erste Frage des Kaisers an Coligny, nachdem er durch einen langen Blick auf den Gesandten Heinrichs II. seine Neugierde befriedigt hatte: »Seit wann seid Ihr angekommen, Herr Admiral?«

»Seit diesem Morgen, Sire«, antwortete Coligny.

»Und Ihr bringt mir . . . ?«

»Dieses Schreiben Sr. Majestät des Königs Heinrichs II.«

Er reichte dasselbe dem Kaiser.

Carl V. nahm es und bemühte sich eine Zeitlang vergebens das Siegel zu erbrechen, so schmerzhaft und so verdreht von der Gicht waren seine Hände.

Der Admiral erbot sich ihm die Mühe abzunehmen.

Carl V. reichte ihm lächelnd das Schreiben und sagte:

»In der Tat, Herr Admiral, bin ich nicht ein guter Reiter, eine Lanze zu brechen, da ich nicht einmal mehr ein Siegel erbrechen kann.«

Der Admiral übergab dem Kaiser den Brief geöffnet.

»Nein, nein«, sagte der Kaiser, »seht, Herr Admiral, meine Augen sind so schlecht wie meine Hände. Ihr werdet also wie ich anerkennen, daß ich wohl getan habe, alles, Kraft und Macht, den Händen eines Jüngern und Gewandteren zu übergeben.«

Der Kaiser betonte das Letztere stärker.

Der Admiral antwortete nicht, sondern begann das Schreiben vorzulesen; unterdessen musterte Carl V. der nicht gut mehr sehen zu können befürchtete, Coligny mit Adlerblicken.

Das Schreiben enthielt nur eine Anzeige des Königs von Frankreich, die dem Kaiser meldete, er sende ihm die definitive Arbeit über den Waffenstillstand.

Nachdem Coligny dies gelesen hatte, zog er auch die Pergamente hervor, welche von den Bevollmächtigten unterzeichnet und mit dem königlichen Siegel Frankreichs

bedruckt waren.

Es war dies der Austausch gegen die ähnlichen Papiere, welche Carl V. an Heinrich II. geschickt hatte mit den Unterschriften des spanischen, deutschen und englischen Bevollmächtigten und mit dem deutschen Reichssiegel.

Der Kaiser blickte auf diese politischen Verträge und legte sie, als erriete er, daß sie noch vor Verlauf eines Jahres gebrochen werden würden, auf einen großen Tisch, der mit einem schwarzen Teppich bedeckt war, ergriff dann den Arm des Admirals, damit ihn derselbe an seinen Platz zurückgeleite, und sagte:

»Herr Admiral, ist es nicht ein Wunder der Vorsehung, daß ich, schwach und von der Welt zurückgetreten, auf den Arm mich stütze, der mich zur Zeit meiner größten Macht beinahe gestürzt hätte.«

»Ach, Sire«, antwortete der Admiral, »nur Ein Mann konnte Carl V. stürzen, — Carl V. selbst, und wenn wir als Zwerge mit einem Riesen kämpfen durften, so ließ es Gott nur geschehen, um der Welt recht offenbar unsere Schwäche und eure Macht zu zeigen.«

Carl V. lächelte.

Dieses Kompliment mißfiel ihm offenbar nicht, da es von einem Manne wie der Admiral kam.

Er setzte sich jedoch, winkte Coligny ebenfalls Platz zu nehmen und sagte:

»Genug, Admiral, genug. Ich bin nicht mehr Kaiser, nicht mehr König, nicht mehr Fürst und muß mit allen Schmeicheleien brechen. Reden wir also von etwas Anderem. Wie geht es meinem Bruder Heinrich?«

»Seht gut, Sire«, antwortete der Admiral, indem er der zum dritten Male wiederholten Aufforderung des Kaisers nachgab, Platz zu nehmen.

»Das freut mich«, entgegnete Carl V. »Das freut mich so, daß mir das Herz lacht und nicht ohne Ursache, denn ich halte es für eine große Ehre, mütterlicher Seits von der Blume abzustammen, welche die schönste Krone der Welt trägt. Aber«, fuhr er fort, indem er das Gespräch auf gewöhnliche Dinge des Lebens zu führen suchte, »man hat mir doch gesagt, mein lieber Bruder

fange auch an grau zu werden, während mir es ist, als sei es erst drei Tage her, daß er, ein Kind noch und ohne Bart, in Spanien war. Und doch sind fast zwanzig Jahre seitdem vergangen.«

Carl V. seufzte, als wenn bei diesen Worten, die ihm entschlüpft waren, der weite Horizont der Vergangenheit sich vor ihm neu aufgetan hätte.

»Es ist so, Sire«, entgegnete der Admiral, der auf die Frage des Kaisers antwortete, »Se. Majestät fängt an graues Haar zu bekommen, aber diese grauen Haare sind noch zu zählen. Und wer hätte nicht einzelne weiße Haare, selbst in noch früherer Zeit gehabt?«

»Das ist wahr, mein lieber Admiral«, entgegnete der Kaiser. »Ich frage Euch über die ersten grauen Haare des Königs Heinrich, will Euch aber dafür auch die Geschichte der meinigen erzählen. Ich war fast so alt wie er, sechs- oder siebenunddreißig Jahre kaum, und bei meiner Rückkehr nach Neapel, Ihr kennt die Schönheit der Stadt Neapel, Herr Admiral, und die Anmuth und die Reize der Damen dort.«

Coligny verbeugte sich lächelnd.

»Ich bin ein Mann«, fuhr Carl V. fort, »ich wollte mir also auch ihre Gunst erwerben. Den Tag nach meiner Ankunft ließ ich also meinen Barbier rufen, damit er mich rasiere und parfümiere. Der Mann hielt mir einen Spiegel vor, damit ich der Arbeit folgen könne. Ich hatte mich lange nicht angesehen; der Krieg gegen die Türken, die Bundesgenossen meines guten Bruders Franz I. war ein harter Krieg. Mit einem male rief ich denn aus: »Freund Barbier, was ist das?« — »Sire«, antwortete er mir, es sind zwei oder drei weiße Haare.« Ich muß Euch sagen, daß der Schmeichler log; es waren nicht bloß zwei oder drei, wie er sagte, sondern wohl ein Dutzend. »Schnell, schnell, Herr Barbier«, entgegnete ich, »weg mit den weißen Haaren und lasset nicht ein einziges übrig.« Er gehorchte und wisst Ihr was geschah? Einige Zeit nachher wollte ich mich wieder im Spiegel besehen und bemerkte, daß wenigstens zehn graue Haare wieder erschienen waren, so daß ich, wenn es so fortging, in einem Jahre weiß wie ein Schwan gewesen sein würde. Sagt also meinem Bruder Heinrich, Herr Admiral, er möge seine drei weißen Haare behalten und sich dieselben nicht ausziehen lassen, nicht einmal von den

schönen Händen der Frau von Valentinois. Je mehr man auszieht, um so mehr wachsen nach. Noch etwas, denn ich kann Euch nicht gehen lassen, mein lieber Admiral, ohne mich nach Allen erkundigt zu haben. Wie geht es der Tochter unseres alten Freundes Franz I.?«

Carl V. betonte lächelnd die Worte »unseres alten Freundes.«

»Sehr gut, Sire«, antwortete Coligny lächelnd.

»Und bei der Frau von Valentinois fällt mir ein«, fuhr der Kaiser fort, der durch diesen Übergang bewies, daß ihm die bösen Reden vom Hofe König Heinrichs II. nicht unbekannt waren, »wie geht es, Herr Admiral, eurem werten Oheim, dem Großconnétable?«

»Vortrefflich«, entgegnete der Admiral, »obgleich er einen ganz weißen Kopf hat.«

»Ja«, sagte Carl V., »einen weißen Kopf hat er, aber bei ihm ist es wie bei dem Lauch, der auch einen weißen Kopf aber einen grünen frischen Körper hat. Das muß auch der Fall sein, da er sich noch mit den schönen Damen am Hofe zu schaffen macht.«

»Meint Ew. Majestät Margarethe von Frankreich?«

»Nennt man sie noch immer die vierte Grazie und die zehnte Muse?«

»Noch immer, Sire, und sie verdient auch diesen zweifachen Namen täglich mehr durch den Schutz, welchen sie unsern großen Geistern gewährt, den Herren L'Hospital, Ronsard und Dorat.«

»Ei, ei«, fiel Carl V. ein, »es scheint fast als wolle unser Bruder Heinrich II. diese Perle für sich ganz allein behalten, denn ich höre noch nichts von einer Vermählung Margarethens und doch muß sie . . . «

Carl V. stellte sich als denke er nach.

»Fast zweiunddreißig Jahre alt sein«, sagte er.

»Ja, Sire, aber sie sieht kaum aus wie zwanzig. Sie wird jeden Tag schöner und frischer.«

»Es ist das Vorrecht der Rosen jeden Frühling neu zu grünen und zu knospen«, sagte Carl V. »Aber bei den Rosenknospen fällt mir ein: sagt mir doch, mein lieber Admiral, was macht man am französischen Hofe mit unserer jungen Königin von Schottland?

Könnte ich nicht behilflich sein, ihre Sache mit meiner Schwiegertochter, der Königin von England, auszugleichen?»

»Ach, Sire, es hat keine Eile«, antwortete der Admiral, »und Ew. Majestät, welche das Alter unserer Prinzessinnen so genau kennt, weiß auch, daß die Königin von Schottland kaum dreizehn Jahre alt ist. Sie ist — ich glaube nicht ein Staatsgeheimnis zu verraten, wenn ich Ew. Majestät dies mitteile — sie ist für den Dauphin Franz bestimmt und die Vermählung kann und soll nicht vor etwa zwei Jahren erfolgen.«

»Wartet, wartet, Herr Admiral, daß ich mich erinnere«, sagte Carl V., »denn es ist mir, als hätte ich meinem Bruder Heinrich II. einen guten Rat geben wollen. Ah ja. Aber zuerst könnt Ihr mir sagen, mein werter Admiral, was aus einem jungen Herrn Gabriel von Lorge, Grafen von Montgomery, geworden ist?«

»Gewiß. Er ist am Hofe des Königs, steht in großer Gunst bei demselben und ist Kapitän in der schottischen Garde.«

»In großer Gunst! hm!« sagte Carl V. nachdenklich.

»Hättet Ihr etwas gegen den jungen Herrn zu sagen, Sire?«

»Nein . . . Hört nur eine Geschichte Als ich, mit Erlaubnis meines Bruders Franz I., durch Frankreich reiste, um den Aufstand meiner geliebten Untertanen und Landsleute, der Genfer, zu züchtigen, erzeugte mir der König von Frankreich allerlei Ehren, wie Ihr Euch werdet erinnern können, obgleich Ihr damals noch ein sehr junger Bart wart: zum Beispiel er sandte mir bis Fontainebleau den Dauphin mit vielen jungen Herren und Pagen entgegen. Ich muß Euch sagen, mein werter Admiral, daß mich nur die harte Notwendigkeit zwang, durch Frankreich zu reisen und daß ich lieber jeden andern Weg eingeschlagen hätte. Man hatte alles Mögliche getan, um mich gegen die Redlichkeit des Königs Franz I. einzunehmen und ich selbst, ich gestehe es, war etwas besorgt — sehr mit Unrecht, wie es sich zeigte — mein Bruder von Frankreich möge die Gelegenheit benutzen, um sich wegen des Vertrags von Madrid zu entschädigen. Ich hatte also — als ob die menschliche Wissenschaft gegen die Beschlüsse der Vorsehung etwas vermöchte — einen sehr geschickten Mann und höchst berühmten Astrologen mitgenommen, welcher nach dem ersten Anblicke eines Gesichtes beurteilte, ob in den Linien dieses Gesichtes eine Drohung für die Freiheit oder das Leben

desjenigen liege, welcher sein Leben und seine Freiheit vor diesem Menschen wagte.«

Der Admiral lächelte und sagte:

»Es war eine gute Vorsichtsmaßregel, würdig eines so weisen Kaisers wie Ihr seid; aber Ew. Majestät hat gesehen, daß eine gute Vorsichtsmaßregel bisweilen doch nutzlos werden kann.«

»Wartet nur, Ihr werdet sehen . . . Wir waren also auf dem Wege von Orléans nach Fontainebleau, als wir plötzlich einen großen Zug uns entgegenkommen sahen. Es war, wie ich gesagt habe, der Dauphin von Frankreich mit einer großen Anzahl Herren und Pagen. Anfangs und von weitem, da wir nur die große Staubwolke sahen, glaubten wir es sei eine Schar Reiter, Soldaten und hielten an, bald aber sahen wir durch die graue Staubwolke Atlas, Samt und Gold glänzen. Offenbar kam man nicht in feindlicher Absicht, sondern um uns eine Ehre zu erzeigen. Wir setzten also unsern Weg fort voll Vertrauen auf das Wort des Königs Franz I. Bald begegneten einander die beiden Reiterzüge und der Herr Dauphin kam auf mich zu, um mich im Namen seines Vaters zu becomplimentiren. Das Kompliment war so artig und kam so gelegen, Alle zu beruhigen, nicht mich aber, denn Gott, dem ich von nun an mein Leben weihen werde, ist mein Zeuge, daß ich keine Minute lang Argwohn gegen meinen Bruder von Frankreich gehegt habe, — das Kompliment also war so freundlich, daß ich den jungen Prinzen, der mir es brachte, sogleich umarmen wollte. Während ich ihn nun so herzlich in die Arme schloß, daß es wohl eine ganze Minute währte, hatten sich die beiden Reiterhaufen untereinander gemischt und die jungen Herren und Pagen in dem Gefolge des Herrn Dauphin, die wohl, etwas neugierig waren mich zu sehen, weil ich einigen Lärm in der Welt gemacht habe, hatten mich völlig umringt und waren so nahe als möglich an mich herangekommen. Da bemerkte ich, daß mein Astrolog, der Angelo Policastro hieß und ein Italiener aus Mailand war, sein Pferd so weit vorgedrängt hatte, daß es meine linke Seite vollständig deckte. Es kam mir sehr keck vor, daß dieser Mann sich so unter den schönen reichen Adel mischte und ich sagte also zu ihm:

»Herr Angelo, was macht Ihr hier?«

»Sire«, antwortete er mir, »ich bin an meinem Platze.«

»Gleichviel, Herr Angelo; lasset den Andern auch Platz.«

»Das kann, das darf ich nicht, kaiserliche Majestät«, antwortete er mir.

Da meinte ich, die Harmonie meiner Reise werde durch etwas gestört, ich fürchtete nun, der Astrolog werde doch meiner ersten Aufforderung gehorchen und sagte also:

»So bleibt, Signor Angelo, da Ihr in guter Absicht da seid, Ihr werdet mir aber gleich nach der Ankunft im Schlosse sagen, warum Ihr so handelt, nicht wahr?«

»Das werde ich nicht unterlassen, Sire, denn es ist meine Pflicht. Wendet den Kopf einmal links und betrachtet genau den blonden jungen Herrn, der langes Haar trägt.«

Ich blickte von der Seite hin.

Der junge Mann, der etwas Ausländisches, etwas Englisches, an sich hatte, war um so leichter zu erkennen, da er allein das Haar lang trug.

»Ich sehe ihn«, antwortete ich.

»So ist es gut, für den Augenblick wenigstens«, sagte der Astrolog. »Später werde ich mit Ew. Majestät sprechen.«

Kaum war ich in dem Schlosse angekommen, so begab ich mich in mein Gemach unter dem Vorwande, meine Kleider zu wechseln. Signor Angelo folgte mir.

»Nun?« fragte ich, »was habt Ihr mir von dem jungen Manne zu sagen?«

»Sire, habt Ihr bemerkt, daß er trotz seiner Jugend bereits eine Falte zwischen den beiden Augenbrauen hat?«

»Nein«, antwortete ich, »so genau habe ich ihn nicht! angesehen.«

»Diese Falte nennen wir Cabbalisten die *Todeslinie*; Sire, dieser junge Mann wird einen König töten.«

»Einen König oder einen Kaiser?«

»Das kann ich nicht sagen: ein gekröntes Haupt.«

»Und ermitteln könnt Ihr nicht, ob das gekrönte Haupt das meinige ist?«

»Doch, Sire, aber dazu brauchte ich etwas von seinem Haar.«

»Wie wäre dies zu erlangen?«

»Ich weiß es nicht, man müßte darüber nachdenken.«

»Ich dachte nach. Gerade in dem Augenblicke trat die Tochter des Gärtners mit vielen schönen Blumen ein, die sie in die Vasen aus dem Camine und den Spiegeltischen tat. Als sie fertig war, nahm ich sie bei der Hand und zog sie an mich, darauf holte ich zwei ganz neue Maximiliansdor aus der Tasche und gab sie ihr. Sie dankte mir und ich küßte sie auf die Stirn.

»Schönes Kind«, sagte ich, »willst Du noch zehnmal so viel verdienen?«

Sie schlug die Augen nieder und errötete.

»Nein, nein«, fiel ich ein, »darum handelt es sich nicht.«

»Von was sonst, Herr Kaiser?« fragte sie mich.

»Sieh«, sagte ich, führte sie an das Fenster und zeigte ihr den blonden jungen Herrn. »Siehst Du den jungen Herrn dort?«

»Ja.«

»Wie findest Du ihn?«

»Recht schön und hübsch gekleidet.«

»Wenn Du mir morgen Früh einige seiner Haare bringst, erhältst Du zwanzig solcher Goldstücke?«

»Wie sollte ich es anfangen, um Haare von dem jungen Herrn zu erhalten?« fragte sie unschuldig.

»Ja, Kind, das ist nicht meine Sache; Du hast ein Mittel auszudenken. Ich kann nichts tun, als Dir meine Bibel geben.«

»Eine Bibel?«

»Ja damit Du siehst, wie es Delila machte, als sie Simsons Haar abschneiden wollte.«

»Das Mädchen wurde wieder rot, aber meine Andeutungen scheinen hinreichend gewesen zu sein, denn sie ging nachdenklich und lächelnd fort und am andern Morgen brachte sie eine goldblonde Locke. Herr Admiral, das unerfahrenste Mädchen ist schlauer und klüger als wir.«

»Ew. Majestät teilt mir die Geschichte nicht ganz mit?«

»Ei doch. Ich gab die Locke dem Signor Angelo, der damit seine cabbalisiischen Versuche machte und endlich sagte, das Horoskop bedrohe nicht mich, sondern einen Fürsten, der Lilien in seinem Wappen trage. Und nun, mein werter Admiral, der blonde

junge Mann, welcher zwischen den Augenbrauen die Todeslinie hat, ist der Herr von Lorge, Graf von Montgomery, Kapitän in der schottischen Garde meines Bruders Heinrich II. von Frankreich.«

»Wie? Ew. Majestät könnte den Verdacht haben . . . ?«

»Ich hege keinen Verdacht, davor behüte mich Gott«, antwortete der Kaiser, indem er aufstand, um dem Admiral anzudeuten, daß die Audienz zu Ende sei. »Ich wiederhole nur Wort für Wort das Horoskop des Signor Angelo, da die Sache meinem Bruder von Frankreich doch von Nutzen sein könnte, und sage Seiner allerchristlichen Majestät, er möge auf die Linie wohl achten, welche sein Kapitän in der schottischen Garde zwischen den Augenbrauen hat und die man die Todeslinie nennt, zumal da sie ausdrücklich einen Fürsten bedrohen soll, der Lilien in seinem Wappen führt.«

»Sire«, entgegnete Coligny, »ich werde die Warnung von eurer Seite dem König von Frankreich mitteilen.«

»Und da, damit Ihr es nicht vergesst, mein werter Admiral« sagte Carl V. indem er dem Gesandten die kostbare Kette umhing, die er trug und an welcher sich der Diamantenstern befand, welchen man den Abendstern nannte wegen der Besitzungen der Könige von Spanien im Westen.

Coligny wollte das Geschenk kniend empfangen, aber Carl V. gestattete nicht, daß er ihm diesen Beweis seiner Verehrung gebe, indem er ihn an dem Arme hielt und auf beide Wangen küßte.

An der Tür begegnete er Emanuel Philibert, der nach kaum beendigter Zeremonie alles verließ, um seine Huldigungen dem Kaiser zu Füßen zu legen, der in seinen Augen um so größer war, seit er seiner Größe entsagt hatte.

Die beiden Feldherren begrüßten einander höflich. Beide hatten einander auf dem Schlachtfelde gesehen und achteten einander nach ihrem Werte, das heißt gar hoch.

»Und Ew. Majestät hat mir sonst nichts an den König aufzutragen?« fragte Coligny nochmals.

»Nein . . . nichts«, antwortete Carl V., indem er lächelnd Emanuel Philibert ansah, »außer, mein werter Admiral, wenn die Sorge für unser Seelenheil uns einen Augenblick Zeit läßt, werden

wir uns bemühen einen Gemahl für Margarethe von Frankreich zu finden.«

Er stützte sich dabei auf den Arm Emanuels und sagte:

»Komm, mein lieber Emanuel; mir ist es als hätte ich Dich lange, lange Zeit nicht gesehen.«

V.

Nach der Abdankung.

Für diejenigen unserer Leser, welche die Folge aller Dinge sehen und das Für und Wider jedes Ereignisses abwägen wollen, schreiben wir dieses Kapitel, welches den Gang unserer Erzählung vielleicht aufhält, dem Blicke aber, der jetzt auf dem Kaiser Carl V. ruhte, das erloschene große Geschick durch das Dunkel des neuen Lebens, von dem Tage der Abdankung an bis an seinen Tod, das heißt vom 25. Oktober 1555 bis zum 21. September 1558, zu verfolgen gestattet.

Ist der Besieger Franz I. in das Grab hinabgestiegen, in das ihm sein Nebenbuhler seit neun Jahren vorausgegangen, so kehren wir zu dem Leben, den Kämpfen, den Festen, dem Hasse und der Liebe über, zu jenem unermeßlichen Gesumme, welches selbst die Toten in ihren Gräbern wiegt.

Die verschiedenen Staatsgeschäfte, welche Carl V. in den Niederlanden zu ordnen hatte, die Niederlegung der Kaiserkrone zu Gunsten seines Bruders Ferdinand, welche der Abdankung zu Gunsten seines Sohnes Philipp folgen sollte, hielten den ehemaligen Kaiser fast noch ein Jahr lang in Brüssel fest, so daß er erst in den ersten Tagen des September 1556 diese Stadt verlassen und in Begleitung aller Großen, Gesandten, Adeligen, Magistratspersonen und Offiziere Belgiens sich nach Gent begeben konnte.

Der König Philipp hatte ausdrücklich seinen Vater bis an den Einschiffungsort, das heißt bis nach Vließingen begleiten wollen, wohin sich der Kaiser im Tragsessel begab und wohin ihn die beiden Königinnen, seine Schwestern, mit ihren Damen, der König Philipp mit seinem Hofe und Emanuel Philibert mit seinen beiden unzertrennlichen Gefährten, Leone und Scianca-Ferro, begleiteten.

Der Abschied war lang und traurig. Der Mann, welcher die Welt mit seinen Armen umfaßt hatte, trennte sich nicht nur von seinen Schwestern, seinem Sohne und einem dankbaren und ergebenen Neffen, sondern auch von der Welt, fast vom Leben, da er die

Absicht hatte, gleich nach seiner Ankunft in Spanien sich in ein Kloster zurückzuziehen.

Auch wollte der Kaiser am Tage vor seiner Abreise Abschied nehmen, denn er sagte, wenn am Hafen erst die Trennung erfolgen sollte, werde er den Mut nicht finden das Schiff zu betreten.

Der Erste, von welchem Carl V. Abschied nahm, weil er denselben in seinem Herzen vielleicht am wenigsten liebte, war sein Sohn Don Philipp.

Nachdem dieser König von Spanien den Abschiedskuß des Vaters erhalten hatte, kniete er nieder und bat um den väterlichen Segen. Carl V. gab ihm denselben mit der großen Majestät, welche er bei solchen Umständen zu zeigen verstand, empfahl ihm Frieden mit den Mächten und vor Allem, wenn es möglich sei, mit Frankreich.

Don Philipp versprach seinem Vater nach den Absichten desselben zu handeln und obwohl er zweifelte, daß dies in Bezug auf Frankreich möglich sein werde, schwur er doch seinerseits die Verträge getreulich zu halten, so lange Heinrich II. sie nicht breche.

Darauf umarmte Carl V. Emanuel Philibert. Er hielt ihn lange umschlossen und konnte sich gar nicht entschließen, ihn loszulassen.

Endlich rief er Don Philipp mit bewegter Stimme und Tränen in den Augen und sagte:

»Mein lieber Sohn, ich habe Dir viel gegeben: Neapel, Flandern und Indien, ich habe Alles Dir überlassen, was ich besaß, aber merke Dir wohl: Neapel und seine Paläste, die Niederlande und ihr Handel, Indien und ihre Gold, Silber- und Edelsteingruben kommen dem Schatze nicht gleich, den ich Dir in deinem Vetter Emanuel Philibert hinterlasse, der ein Mann von großem Verstand, ein guter Staatsmann und ein großer Feldherr ist. Ich empfehle Dir also, ihn nicht als Untertan zu behandeln, sondern als Bruder und auch da, sage ich, wird er kaum nach Verdienst behandelt sein.«

Emanuel wollte die Knie seines Oheims küssen, dieser aber hielt ihn in seinen Armen, dann aber schob er ihn aus den

seinigen in die Don Philipps und sagte:

»Geht! geht! Es ist schmachlich für Männer so zu ächzen und zu weinen wegen einer kurzen Trennung in dieser Welt. Sorgen wir durch gute Taten, Tugenden und ein christliches Leben dafür, daß wir einander in jener Welt wieder finden, — das ist die Hauptsache.«

Er wendete sich von den beiden jungen Männern ab seinen Schwestern zu und winkte ihnen sich zu entfernen. So blieb er, den Rücken ihnen zugekehrt, bis sie aus dem Zimmer waren.

Don Philipp und Emanuel Philibert stiegen zu Pferde und reisten sofort nach Brüssel.

Der ehemalige Kaiser schiffte sich am nächsten Tag, 10. September 1556, auf einem »in Größe und Schmuck wahrhaft königlichen Schiffe« ein, wie der Geschichtschreiber Carls V. sagt, kaum aber war es auf dem Meere, so näherte sich ihm ein englisches Fahrzeug, welches den Grafen Arundel trug, den die Königin Marie an ihren Schwiegervater sandte, um ihn bitten zu lassen, nicht so nahe an den Küsten Englands vorüberzufahren, ohne ihr einen Besuch zu machen.

Carl V. aber zuckte die Achseln und sagte in einem Tone, der nicht frei von Bitterkeit war:

»Welches Vergnügen könnte eine so große Königin haben, sich als Schwiegertochter eines so alten Mannes zu sehen?«

Trotz dieser Antwort wiederholte der Graf Arundel die Einladung mit so höflichen Bitten und so ehrfurchtsvoll, daß Carl V. nicht wußte wie er sich derselben erwehren sollte und sagte:

»Nun, Herr Graf, alles wird von den Winden abhängen.«

Die beiden Königinnen befanden sich auf dem Schiffe bei ihrem Bruder; sechzig Fahrzeuge begleiteten das Kaiserschiff. Als Graf Arundel sah, daß der Kaiser, obgleich der Wind nicht ungünstig war, an Yarmouth, London und Portsmouth vorüberfuhr, drang er nicht weiter in ihn, begleitete ihn aber mit seinem Schiffe bis nach Laredo, dem Hafen von Biscaya, wo Carl V. von dem Großconnétable von Castilien empfangen wurde.

Kaum hatte er die spanische Erde betreten, auf welcher er so glorreich regiert, so kniete er, ehe er den Großconnétable anredete, nieder und küßte den spanischen Boden, der für ihn ein

zweites Vaterland geworden war.

»Ich grüße Dich mit aller Ehrfurcht, gemeinsame Mutter!« sprach er. »Wie ich nackt aus dem Schooße meiner Mutter gekommen bin, um so viele Schätze von der Welt zu empfangen, so will ich nackt in deinen Schooß zurückkehren, mein teures Mutterland.«

Kaum hatte er dies gesprochen, so begann der Wind zu wehen und ein Sturm erhob sich mit solchem Ungestüm, daß die ganze Flotte, die ihn begleitet hatte, in dem Hafen unterging, das Kaiserschiff selbst, das mit den Schätzen und kostbarsten Geschenken beladen war, welche der Kaiser aus Belgien und Deutschland mitbrachte, um sie den Kirchen Spaniens zu übergeben, so daß Jemand aus dem Gefolge Carls V. sagte, das Schiff habe gewußt, daß es nie wieder so viel Ruhm tragen werde und sei in das Meer gesunken, um zu gleicher Zeit seine Ehrfurcht, sein Bedauern und seinen Schmerz zu zeigen.

Und es war gut, daß unbelebte Dinge dem Kaiser solche Beweise von Ehrfurcht und Schmerz gaben, denn die Menschen wurden bald kalt gegen diese gefallene Größe. Durch Burgos z.B. kam der Kaiser, ohne daß eine Deputation ihn empfing und ohne daß die Bürger nur an die Tür traten, um ihn zu sehen.

Da schüttelte der Kaiser den Kopf und flüsterte:

»Es scheint fast, als hätten die Leute in Bourgos es gehörte als ich in Laredo sagte, ich kehre nackt nach Spanien zurück.«

Abends jedoch kam ein Edelmann, Don Bartolomeo Miranda, zu ihm und sagte:

»Es ist heute genau ein Jahr, Sire, daß Ew. Majestät anfang die Welt zu verlassen, um sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen.«

»Ja«, antwortete Carl, »und es ist heute auch gerade ein Jahr, daß ich zu bereuen anfang, was ich getan.«

Carl V. gedachte des traurigen und einsamen Abends nach seiner Abdankung, als er Niemanden als den Admiral Coligny gehabt hatte, die Kohlen, die auf die Teppiche gefallen, wieder in den Camin zu bringen.

Von Burgos gelangte der Kaiser nach Valladolid, welches damals die Hauptstadt von Spanien war. Eine halbe Stunde vor der Stadt traf er einen Zug, der ihm entgegen kam, die Adligen

und Herren mit seinem Enkel Don Carlos, der sein elftes Jahr erreicht hatte.

Der Knabe wußte sein Pferd trefflich zu tummeln und ritt an der Seite des Tragsessels des Kaisers. Ihn sah zum ersten Male der Großvater und betrachtete ihn mit einer Aufmerksamkeit, die jeden Andern als den jungen Prinzen in Verlegenheit, gebracht haben würde. Dieser schlug nicht einmal die Augen nieder und nahm nur jedes Mal, wenn der Blick des alten Kaisers sich auf ihn heftete, sein Barret ab, das er wieder aufsetzte, sobald Carl V. seine Augen abwandte.

Kaum war der Kaiser in seine Gemächer gelangt, so ließ er den Prinzen rufen, um ihn in der Nähe zu sehen und mit ihm zu sprechen.

Der Knabe erschien in ehrfurchtsvoller Haltung, aber ohne alle Verlegenheit.

»Es war recht von Dir, mein Enkel, daß Du mir entgegen kamst«, sagte Carl V.

»Das war meine Pflicht«, antwortete der Knabe, »denn ich stehe doppelt unter Euch, da Ihr mein Großvater und mein Kaiser seid.«

»Sieh! Sieh!« sagte der Kaiser, der sich über diese Sicherheit und Festigkeit in so großer Jugend wunderte.

»Ich wäre Euch auch aus Neugierde entgegengekommen, wenn ich es nicht aus Pflicht getan hätte«, setzte der Knabe hinzu.

»Warum?«

»Weil ich oft gehört habe, Ihr wäret ein großer Kaiser und hättet große Dinge getan.«

»Hm!« sagte Carl V. dem der Charakter des Knaben gefiel. »Soll ich Dir von diesen großen Dingen erzählen?«

»Das wäre ein großes Vergnügen und eine sehr große Ehre für mich«, antwortete der junge Prinz.

»So setze Dich daher.«

»Mit der Erlaubnis Ew. Majestät werde ich stehend zuhören.«

Und Carl V. erzählte ihm von allen seinen Kriegen gegen den König Franz I. gegen die Türken und die Protestanten.

Don Carlos hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und als der

Großvater schwieg, antwortete er, um zu zeigen, daß ihm nicht alles neu gewesen:

»Ja, so ist es.«

»Aber«, entgegnete der Kaiser, »Du sagst mir nicht, was Du von meinen Abenteuern hältst und ob ich mich tapfer gehalten habe.«

»Nun«, antwortete der junge Prinz, »es gefällt mir alles ganz gut, etwas aber kann ich Euch nicht verzeihen . . . «

»Ach! was wäre das?« fragte der Kaiser.

»Daß Ihr einmal in der Nacht halb nackt aus Innsbruck vor dem Herzog Moritz entfloht.«

»Das«, entgegnete der Kaiser lächelnd, »tat ich Dir wahrhaftig nicht freiwillig. Er überfiel mich . . . «

»Ich wäre nicht geflohen«, sagte Don Carlos.

»Ich mußte wohl fliehen, weil ich ihm nicht widerstehen konnte.«

»Ich wäre doch nicht geflohen«, erwiderte der Prinz.

»So sollte ich mich fangen lassen? Das wäre eine große Unklugheit gewesen, um derentwillen man mich noch viel mehr getadelt haben würde.«

»Ich wäre nicht geflohen«, sagte der Prinz zum dritten Male.

»So sage mir auch, was Du in einem solchen Falle getan haben würdest. Was würdest Du z.B. jetzt tun, wenn ich etwa dreißig Pagen gegen Dich schickte?«

»Ich würde nicht fliehen«, weiter antwortete der Knabe nicht.

Der Kaiser runzelte die Stirn, rief den Erzieher des Prinzen und sagte:

»Nehmt meinen Enkel mit Euch . . . ich mache Euch mein Kompliment über die Erziehung, die er empfängt. Wenn er so fortfährt, wird er der größte Krieger in unserer Familie werden.«

An demselben Abende sagte er zu seiner Schwester Eleonora, die er in Valladelid ließ:

»Der König Don Philipp scheint mit seinem Sohne Don Carlos kein Glück zu haben. Sein Wesen und Aussehen in dieser frühen Jugend gefällt mir nicht, da es nicht natürlich ist . . . Ich weiß nicht, was geschehen wird, wenn er sein zwanzigstes Jahre erreicht

hat . . . Beachte die Worte und das Thun des Knaben, und sage mir aufrichtig, wenn Du mir schreibst, deine Meinung.«

Am zweiten Tage darauf reiste Carl V. nach Palanca ab und einen Tag später schrieb ihm die Königin Eleonora:

»Wenn Dir, Bruder, das Wesen deines Enkels mißfallen hat, da Du ihn doch nur einen Tag gesehen, so mißfällt es mir um so mehr, da ich ihn nun drei Tage sah.«

Der Knabe, welcher in Innsbruck nicht hatte fliehen wollen, war derselbe, welchen Don Philipp, sein Vater, zwölf Jahre später unter dem Vorwande töten ließ, er stehe mit den Aufständischen in den Niederlanden in Verbindung.

In Valladolid hatte der Kaiser seinen ganzen Hof entlassen mit Ausnahme von zwölf Dienern und zwölf Pferden, auch behielt er für sich nur einige seltene und kostbare Geräte, alles Übrige vertheilte er unter die Herren, die ihn begleitet hatten. Nachdem er von den beiden Königinnen Abschied genommen, setzte er seine Reise nach Palanca fort.

Palanca liegt nur achtzehn Meilen von dem Kloster St. Just, welches Carl V. für seinen Aufenthalt gewählt und wohin er schon im Jahre vorher einen Baumeister geschickt hatte, welcher ihm sechs an einander gehende Zimmer bauen sollte, darunter vier wie Mönchszellen und zwei etwas größer. Auch sollte ein Garten angelegt werden, zu dem der Kaiser den Entwurf selbst gemacht hatte.

Dieser Garten war das Schönste von dem kaiserlichen Aufenthalte. Er wurde auf zwei Seiten von einem kleinen Flusse mit hellem Wasser bespült und war ganz mit Orangen und Cedern bepflanzt, deren Zweige die Fenster des ehemaligen Kaisers beschatten sollten.

Im Jahre 1542 hatte Carl V. dieses Kloster besucht und beim Fortgehen gesagt:

»Das wäre ein rechter Ort, wo ein anderer Diocletian zurückgezogen leben könnte!«

Am 24. Juli 1557 nahm der Kaiser Besitz von seiner Wohnung in dem Kloster. Es war am Jahrestag seiner Geburt, der ihm immer Glück gebracht hatte.

Als er die Schwelle des Klosters überschritt, sagte er:

»Ich will für den Himmel an demselben Tage geboren werden, an welchem ich für die Erde geboren wurde.

Von den zwölf Pferden, die er behalten hatte, schickte er elf wieder fort. Auf dem letzten ritt er bisweilen nach dem lieblichen Thale von Serandilla, das nur eine Meile entfernt war und das man den Garten von Estremadura nannte.

Von diesem Augenblicke an hatte er wenig Verkehr mit der Welt und nur selten empfing er Besuche von seinen ehemaligen Höflingen, ein- oder zweimal jährlich Briefe von dem Könige Philipp, von Kaiser Ferdinand und den beiden Königinnen, seinen Schwestern. Seine einzige Zerstreuung waren die erwähnten Ausflüge, die Essen, welche er zufällig einigen der Herren gab, die ihn besuchten, die er zum Abende bei sich behielt und zu denen er sagte: »Bleibt bei mir, Freunde, um wie Mönche zu leben.« Eine Unterhaltung für ihn waren auch die kleinen Vögel aller Art, die er in großen Käfigen bei sich hatte.

Das Leben währte ein Jahr, aber nach einem Jahre kam es dem erlauchten Klausner noch immer zu weltlich vor, und am Jahrestage seiner Geburt, an welchem er vor einem Jahre das Kloster betreten hatte, sagte er zu dem Erzbischofe von Toledo, der zu ihm gekommen war, um ihm seine Glückwünsche zu bringen:

»Ich habe siebenundfünfzig Jahre für die Welt, ein Jahr in dieser Zurückgezogenheit für meine vertrautesten Freunde und Diener gelebt, nun will ich dem Herrn die wenigen Monate darbringen, die ich noch zu leben habe«

Er dankte deshalb dem Prälaten zwar für den Besuch, bat ihn aber sich nicht ferner zu ihm zu bemühen, als wenn er ihn wegen seines Seelenheiles rufen lasse.

Vom 25. Februar 1558 an lebte dann der Kaiser wirklich wie die Mönche, er aß mit denselben, ging pünktlich zu den bestimmten Stunden in die Kirche und gestattete sich keine andere Unterhaltung als die, Messen für die zahllosen Krieger lesen zu lassen, welche in seinem Dienste in den verschiedenen Kämpfen und Schlachten gefallen waren, welche er selbst geliefert hatte oder hatte liefern lassen.

Für die Generale, Räte, Minister und Gesandte, von deren

Todestagen er ein genaues Verzeichniss hatte, ließ er besondere Altäre errichten und besondere Messen lesen, als wollte er nun über die Toten herrschen wie sonst über die Lebenden.

Zu Ende des Monats Juli des Jahres 1558 endlich war er es müde immer nur der Bestattung Anderer beizuwohnen und wollte seine eigene sehen. Er brauchte indes einige Zeit, ehe er sich an diesen seltenen Gedanken gewöhnte; er fürchtete, man werde Stolz oder Wunderlichkeit darin sehen, wenn er seinen Wunsch ausführen lasse, aber das Verlangen wurde so unwiderstehlich, daß er mit einem Mönche des Klosters, Juan Regola, darüber sprach.

Der Mönch antwortete, er sehe nichts Unrechtes in dem Vorhaben, obwohl es ein ungewöhnliches sei, erbot sich auch die Meinung des Erzbischofs von Toledo darüber einzuholen.

Der Mönch reisete ab und Carl V. hat wohl nie in den Zeiten seiner Macht so ungeduldig auf die Rückkehr eines Boten gewartet als diesmal.

Nach vierzehn Tagen erschien der Mönch wieder; die Antwort lautete günstig und man beschäftigte sich nun in dem ganzen Kloster mit den Vorbereitungen zu der Zeremonie, die des großen Kaisers würdig sein sollte.

Man erbaute zuerst ein kostbares Mausoleum mitten in der Kirche.

Am 24. August sollte die Scheinbestattung erfolgen.

Um fünf Uhr früh wurden fünfhundert große schwarze Kerzen an dem Sarkophage aufgestellt und angezündet, um welchen die Diener des ehemaligen Kaisers barhäuptig und mit einer Kerze in der Hand standen.

Um sieben Uhr trat Carl V. in einem langen Trauergewande ein zwischen zwei ebenso gekleideten Mönchen. Ebenfalls mit einer Kerze in der Hand setzte er sich auf einen Stuhl vor dem Altare und da hörte er, der Lebendige, alle Gesänge für die Toten an vom *Requiem* bis zum *Requiescat*, während sechs Mönche von verschiedenen Orden stille Messen an den sechs Seitenaltären der Kirche hielten.

In einem bestimmten Augenblicke stand er auf, verbeugte sich immer in Begleitung der beiden Mönche, vor dem Hochaltare,

kniete nieder, betete laut und empfahl seine Seele der Barmherzigkeit des Höchsten.

Dann setzte er sich wieder auf seinen Stuhl.

Nach der Messe ließ der Kaiser eine Steinplatte im Chor aufheben und befahl, daß auf den Boden einer zu dem Zwecke gegrabenen Grube eine schwarze Samtdecke und ein Kissen von schwarzem Samt gelegt werde.

Mit den beiden Mönchen stieg er da hinein, legte sich steif hin, hielt die Hände auf die Brust und spielte die Leiche so gut als möglich.

Die Priester stimmten das **De profundis** an und während das Chor weiter sang, zogen alle Mönche und alle andern Anwesenden, mit den Kerzen in der Hand, weinend an dem sogenannten Verstorbenen vorüber, besprengten ihn mit Weihwasser und wünschten seiner Seele Ruh.

Diese Zeremonie dauerte über zwei Stunden, denn derer, welche ihn mit Weihwasser bespritzten, waren viele, auch wurde der Kaiser ganz durchnäßt, so daß er endlich frierend sich erhob, obgleich er sagte:

»Ich weiß nicht ob es die Mühe lohnt, daß ich aufstehe.«

Als er in seine Zelle zurückkam, mußte er sich in das Bett legen, das er nicht wieder verließ, so daß man einen Monat nach dem Scheinbegräbnis ihn wirklich begrub.

Am 21. September 1558 hauchte Carl V. seine große Seele in den Armen des Erzbischofs von Toledo aus, den er seinem Versprechen gemäß zu sich rufen ließ.

Er hatte siebenundfünfzig Jahre sieben Monate und einundzwanzig Tage gelebt und vierundvierzig Jahre regiert und achtundzwanzig Jahre die Kaiserkrone getragen. Wie er an einem Aposteltag, am Feste des heiligen Mathias, 24. Februar geboren worden, so starb er am Feste des heiligen Matthäus, 21. September.

Der Pater Strador erzählt in seiner *G e s c h i c h t e v o n F l a n d e r n*, in der Nacht des Todes Carl V. sei eine Lilie im Garten des Klosters St. Just aufgeblüht und man habe dieselbe, als Zeichen der Seelenreinheit des Kaisers, auf den Hauptaltar gebracht.

Es ist etwas Schönes um die Geschichte, darum halten wir uns auch nicht würdig Geschichtschreiber zu sein, sondern schreiben nur Romane.

VI.

Der Hof von Frankreich.

Etwas über ein Jahr nach der Abdankung Carls V. in Brüssel und etwa zu der Zeit, als sich der ehemalige Kaiser im Kloster St. Just einschloß, in dem Augenblicke als der Frühling in seinem *grünsten Neu* blühte, wie Ronsard sagte, damals der Lieblingsdichter des französischen Hofes, das heißt, im Anfange des Monats April kam ein glänzender Reiterzug aus dem alten Schlosse St. Germain und bewegte sich nach dem Parke zu, dessen große schöne Bäume sich mit den ersten Knospen zu bedecken begannen, um ihnen das grüne Sommerkleid zu bereiten. Glänzend war der Reiterzug, denn er bestand aus dem Könige Heinrich II. seiner Schwester Margaretha von Frankreich, der schönen Herzogin von Valentinois, seiner Geliebten; dem Dauphin Franz, seinem älteren Sohne; seiner Tochter Elisabeth von Valois; der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart; dem Herzoge von Nemours und den ersten Herren und Damen, welche damals den Schmuck und Ruhm des Hauses Valois ausmachten, das in der Person Franz I. auf den Thron gekommen war.

Auf dem lustigen Balcon des Schlosses, welcher auf einer wunderbar zarten Eisenarbeit ruhte, befanden sich außerdem die Königin Catharina von Medici mit den beiden jungen Prinzen, von denen der Eine Carl IX. und der Andere Heinrich III. wurde, der erste sieben und der zweite sechs Jahre alt war, und der kleinen Prinzessin Margarethe, welche später Königin von Navarra werden sollte und erst fünf Jahre zählte. Alle drei waren also noch zu jung, um ihren Vater auf die Jagd begleiten zu können.

Die Königin Catharina von Medici hatte, um ebenfalls von der Jagd wegzubleiben, ein leichtes Unwohlsein vorgeschützt und da sie eine der Frauen war, welche nichts ohne Grund tun, so war sie entweder wirklich unwohl oder sie hatte einen Grund unwohl zu erscheinen.

Da alle Personen, welche wir genannt haben, eine hervorragende Rolle in der Geschichte spielen werden, die wir zu

erzählen unternommen haben, so werden die Leser erlauben, daß wir diese Personen genauer beschreiben, ehe wir den abgerissenen Faden der Ereignisse wieder aufnehmen.

Beginnen wir mit dem Könige Heinrich II. der voraus ritt und zu seiner Rechten seine Schwester Margarethe, zur Linken die schöne Herzogin von Valentinois hatte.

Er war damals ein schöner stolzer Herr von neununddreißig Jahren mit schwarzen Brauen, schwarzen Augen, schwarzem Bart, dunkler Farbe, Adlernase und schönen weißen Zähnen, nicht so groß und nicht so stark muskulös wie sein Vater, aber trefflich gebaut und über mittelgroß, in den Krieg so gar förmlich verliebt, daß er wenigstens ein Bild davon an seinem Hofe und bei seinen Vergnügungen haben wollte, wenn er nicht den wirklichen in seinen oder in den Nachbarstaaten hatte.

So war denn auch der König, der von Literatur und Gelehrsamkeit eben nur so viel wußte, um die Dichter ehrenvoll zu belohnen, über welche er die Meinungen seiner Schwester Margarethe, seiner Geliebten, der schönen Diana, und seiner reizenden Mündel Maria Stuart hörte, der am mindesten müßige Mann in seinem Lande.

Er teilte seinen Tag in folgender Weise ein.

Seine Morgen und Abende, das heißt, die Zeit nach seinem Aufstehen und vor seinem Schlafengehen, gehörten den Geschäften. Zwei Stunden Vormittags genügten ihm meist sie abzutun, dann hörte er sehr andächtig die Messe, denn er war ein guter Katholik, wie er bewies als er mit eigenen Augen den Parlamentsrat Anna Dubourg verbrennen sehen wollte, welches Vergnügen er indes nicht haben konnte, da er ein halbes Jahr vor der Verurteilung des armen Hugenotten starb. Schlag zwölf Uhr Mittags speiste er, dann machte er mit den Herren seines Hofes der Königin Catharina von Medici einen Besuch, bei der er, wie Brantôme sich ausdrückt, eine Anzahl *menschlicher Göttinnen* traf, eine schöner wie die andere. Während er hier mit der Königin, seiner Schwester, der kleinen Königin Maria Stuart oder den älteren Prinzessinnen, seinen Töchtern, sprach, unterhielt sich nach seinem Beispiele jeder Herr mit der Dame, die ihm am besten gefiel. Dies dauerte etwa zwei Stunden, worauf der König zu seinen Leibesübungen überging. Diese waren im Sommer Ball-

und Kegelspiel.

Heinrich II. liebte das Ballspiel leidenschaftlich und spielte es meisterlich, wobei er seinem Charakter gemäß stets die gefährlichsten und schwierigsten Stellen wählte. Er war deshalb der *Erste*, *Zweite* und *Dritte* (im Ballspiel) in dem Lande, wie man sich damals ausdrückte. So gern er aber spielte, so trug er doch immer die Kosten; wenn er gewann, überließ er den Gewinn seinen Partnern und wenn diese verloren, bezahlte er für sie.

Die Partien waren gewöhnlich fünf- bis sechshundert Taler, nicht wie bei seinen Nachfolgern vier-, sechs- und zehntausend Taler. »Aber«, sagte Brantôme naiv, »zur Zeit des Königs Heinrich II. wurde bar bezahlt, während man heutzutage das Bezahlen gern vergißt.«

Im Winter, es mochte noch so kalt sein, ging er nach Fontainebleau, wo man entweder in den Gängen oder auf den Teichen fuhr. Gab es zu viel Schnee, so baute man von demselben Bastionen und kämpfte mit Schneebällen. Regnete es dagegen, so begab man sich in die Säle und focht.

Ein Opfer des Fechtens war von Boncard. Der König hatte ihm als Dauphin ein Auge ausgestochen, *ein Unfall, um deswillen er ihn artig um Verzeihung bat*, sagt der Schriftsteller, dem wir diese Einzelheiten entlehnen.

Die Hofdamen wohnten allen diesen Übungen im Sommer und Winter bei, denn der König meinte, die Anwesenheit der Damen verderbe nie etwas, verschönere aber immer.

Abends, nach dem Essen, begab man sich wiederum zu der Königin und wenn kein Ball war — etwas Seltenes damals — plauderte man zwei Stunden. Es war dies die Zeit, in welcher man die Dichter und Gelehrten vorstellte, wie Ronsard, Dorat und Muret, Danesius und Amyot, und dann begannen unter diesen Herren Turniere und Kampfspiele in Poesie und Wissenschaft, was die Damen sehr erfreute.

Nur etwas — wenn man zufällig daran dachte — breitete einen Trauerschleier über den glänzenden Hof, die unselige Prophezeiung nämlich, welche bei der Thronbesteigung des Königs Heinrich erfolgt war.

Ein Zauberer, welcher in das Schloß berufen worden, war, um

die Nativität zu stellen, hatte im Beisein des Connétable von Montmorency erklärt, der König werde in einem Zweikampfe sterben. Der König freute sich über eine solche Todesart, drehte sich zu dem Connétable um und fragte:

»Hört Ihr, was der Mann mir verspricht?«

Der Connétable glaubte, der König sei über die Prophezeiung erschrocken und antwortete mit seiner gewöhnlichen Plumpheit:

»Sire, wollt Ihr diesen Kerlen glauben, die nur lügen und schwatzen? Erlaubt, daß ich die Prophezeiung und den Propheten dazu in ein gutes Feuer werfe zur Strafe, daß er Euch solche Dinge sagt.«

Der König aber erwiderte:

»Nein, nein; es geschieht bisweilen, daß solche Leute die Wahrheit sagen. Auch ist die Prophezeiung meiner Meinung nach nicht schlecht. Ich will lieber einen solchen Tod sterben als einen andern, vorausgesetzt, daß mein Gegner ein tapferer Edelmann ist und mir die Ehre bleibt.«

Statt die Prophezeiung und den Propheten ins Feuer werfen zu lassen, hatte er den Mann reich belohnt und die Prophezeiung Herrn von Aubespine, einem seiner Rätthe, den er besonders in diplomatischen Dingen benutzte, zur Bewahrung übergeben.

Diese Prophezeiung war einigermaßen wieder aufgefrischt worden, als Herr von Chatillon von Brüssel zurückgekommen, denn man erinnert sich, daß der Kaiser Carl V. den Admiral ersucht hatte, seinem Freunde Heinrich zu sagen, er möge auf der Hut sein vor dem Hauptmann der schottischen Garde, Gabriel von Lorge, Grafen von Montgomery, weil derselbe zwischen den Augen ein gewisses Zeichen habe, das auf den Tod eines der Fürsten der Lilie deute.

König Heinrich II. hatte darüber nachgedacht und erkannt, wie wenig wahrscheinlich es sei, daß er mit dem Hauptmann seiner Garde einen Zweikampf haben werde. Wie er die erste Prophezeiung zu den möglichen Dingen gerechnet hatte, die wohl Beachtung verdienen, so zählte er die zweite zu den unmöglichen, die nicht wert sind, daß man sich mit ihnen beschäftigt. Auch entfernte er Gabriel von Lorge nicht von sich, wie es wohl ein furchtsamerer Fürst getan hatte, sondern

schenkte ihm seine Gunst vielmehr in höherem Maße.

Wir haben gesagt, daß zu seiner Rechten Margarethe von Frankreich, die Tochter Franz I., ritt. Mit ihr werden wir uns einen Augenblick beschäftigen, denn sie war eine der ausgezeichnetsten Damen ihrer Zeit und sieht mit unserem Gegenstande in besonderer Verbindung.

Die Prinzessin Margarethe war am 5. Juni 1523 in demselben Schloß St. Germain geboren, aus welchem sie jetzt mit der Gesellschaft kam, und sie stand also in dem Augenblicke, da wir sie dem Leser verführen, im einunddreißigsten Jahre.

Warum war eine so schöne Prinzessin von Frankreich bis dahin unvermählt geblieben? Aus zwei Gründen. Den ersten hatte sie laut vor Allen ausgesprochen, den zweiten wagte sie vielleicht sich selbst nicht einmal zu sagen.

König Franz I. hatte sie, als sie noch sehr jung war, mit Herrn von Vendôme, dem ersten Prinzen von Geblüt, vermählen wollen, sie aber hatte in ihrem außerordentlichen Stolze geantwortet, sie werde nie einen Mann nehmen, welcher einmal der Untertan des Königs ihres Bruders werde. Dies war der Grund, den sie laut ausgesprochen hatte, zur Erklärung, daß sie unvermählt geblieben.

Welcher aber war der, den sie sich selbst kaum sagte und der wahrscheinlich der rechte war? Bei der Zusammenkunft zwischen Papst Paul III. und König Franz I. in Nizza sollte auf Befehl des Königs die Königin von Navarra ihren Vater, den Herzog von Savoyen, im Schloß zu Nizza besuchen und sie nahm ihre Nichte Margaretha mit dahin. Der alte Herzog hatte die junge Prinzessin reizend gefunden und von einer Vermählung zwischen ihr und Emanuel Philibert gesprochen. Die beiden Kinder hatten einander also gesehen. Emanuel aber, der ganz mit seinen Übungen, seiner Zärtlichkeit für Leone und seiner Freundschaft für Scianca-Ferro beschäftigt war, sah die Prinzessin kaum an. Nicht so diese: das Bild des jungen Prinzen hatte sich sehr fest und tief in ihr Herz eingepägt, und als die Verhandlungen abgebrochen wurden, als der Krieg von neuem ausbrach, empfand sie wahren Schmerz, Kindesschmerz, auf den Niemand achtete und der, lang mit Tränen genährt, sich allmählich in milde Schwermut umwandelte, die durch jene Hoffnung unterhalten wurde, welche

liebende, gläubige Herzen nie verläßt.

Zwanzig Jahre waren seit jener Zeit vergangen und die Prinzessin hatte bald unter diesem bald unter jenem Vorwande alle Partien ausgeschlagen, die man ihr geboten.

In der Erwartung, daß der Zufall, das Schicksal oder die Beschlüsse der Vorsehung ihre geheimen Wünsche begünstigten, war sie herangewachsen, älter und schön, voll Anmuth, Lieblichkeit und Mitleid geworden mit schönem blonden Haare, braunen Augen, einer etwas starken Nase, dicken Lippen und einer Haut wie »Milch und Blut.«

An der andern Seite des Königs befand sich, wie gesagt, Diana von Saint-Vallier, Gräfin von Breze, Tochter des Herrn von Saint-Vallier, der als Mitschuldiger des Connétable von Bourbon verurteilt worden war, auf dem Grèveplatze enthauptet zu werden, als er bereits auf dem Schafotte kniete und unter dem Schwerte des Nachrichters als Gnade — wenn dies eine Gnade zu nennen ist — die Umwandlung seiner Strafe in lebenslängliches Gefängnis erhalten hatte, »welches Gefängnis aus vier steinernen Mauern ohne ein Fenster bestehen sollte, ausgenommen das kleine, durch welches man ihm Essen und Trinken reiche.«

Alles war Geheimnis und Wunder bei Diana, die 1499 geboren, in der Zeit, in welcher wir angelangt sind, achtundfünfzig Jahre zählte, durch ihr jugendliches Aussehen und ihre wirkliche Schönheit aber selbst die schönsten und jüngsten Damen am Hofe verdunkelte, so daß der König sie denn auch vor allen und über alle liebte.

Man sagte Folgendes von dem Geheimnis und Wunder an der schönen Diana, welche der König Heinrich II. 1548 zur Herzogin von Valentinois ernannt hatte.

Zuerst, sagte man, stammte sie von der Fee Melusine ab und die Liebe des Königs zu ihr und die wunderbare Schönheit, welche sie behalten, wären eine Folge dieser Abstammung, denn Diana von St. Vallier habe von ihrer Ahnfrau, der großen Zauberin, das zweifache Geheimnis geerbt, immer schön zu sein und immer geliebt zu werden.

Diese ewige Schönheit verdanke Diana, versicherte man, trinkbarem Golde, das sie genieße. Man weiß welche Rolle

trinkbares Gold in allen chemischen Präparaten des Mittelalters spielte.

Die endlose Liebe dagegen verdanke sie einem Zauber- ringe, welchen der König von ihr erhalten habe und der die Kraft besitze, den König, so lange er ihn trage, in sie verliebt zu erhalten.

Dieses letztere Gerücht wurde fast allgemein geglaubt, denn Frau von Nemours erzählte Allen, die sie hören wollten, die Anekdote, die wir ebenfalls erzählen wollen.

Der König war erkrankt und die Königin Catharina von Medici hatte zu Frau von Nemours gesagt:

»Meine liebe Herzogin, der König hat eine besondere große Zuneigung für Euch; geht zu ihm in sein Gemach, setzt Euch an sein Bett und seht zu, daß Ihr im Gespräch ihm vom dritten Finger der linken Hand den Ring ziehen könnt, den er da trägt und der ein Talisman ist, welchen ihm die Valentinois gegeben hat, um ihn in sie verliebt zu machen.«

Niemand am Hofe liebte die Herzogin von Valentinois sehr, nicht weil sie boshaft war, aber die Jungen liebten sie nicht, weil sie, wie gesagt, immer jung blieb, und die Alten haßten sie, weil sie nicht alt wurde. Die Herzogin von Nemours übernahm also gern den Auftrag, begab sich in das Zimmer des Königs, setzte sich an das Bett und zog im Spiele in der Tat dem Kranken den Ring ab, dessen Eigenschaft Heinrich selbst nicht kannte. Kaum aber war der Ring von dem Finger des Königs, als dieser die Herzogin ersuchte, seinem Kammerdiener zu rufen, d.h. ihm zu pfeifen. Man weiß, daß bis zur Frau von Maintenon, welche die Klingeln erfand, Könige, Fürsten und vornehme Herren ihre Leute durch Pfeifen auf silbernen oder goldenen Pfeifen herbeiriefen. Die Herzogin von Nemours tat was der König wünschte, der Kammerdiener trat ein und erhielt den Befehl durchaus Niemanden herein zu lassen.

»Auch nicht die Frau Herzogin von Valentinois?« fragte der Diener verwundert.

»Die Herzogin so wenig als sonst Jemanden«, antwortete der König übellaunig, »der Befehl leidet keine Ausnahme.«

Eine Viertelstunde darauf war die Herzogin von Valentinois erschienen und nicht vorgelassen worden. Dasselbe geschah

nach einer Stunde zum zweiten Male. Nach abermals zwei Stunden, als man sie wiederum abweisen wollte, drang sie mit Gewalt ein, trat zu dem Könige, ergriff die Hand desselben, bemerkte, daß der Ring fehlte, erfuhr was geschehen war und forderte von dem Könige, daß er den Ring sofort von der Herzogin von Nemours zurückverlange. Der Befehl des Königs, den Ring abzugeben, lautete so bestimmt, daß die Nemours, welche ihn der Königin noch nicht überliefert hatte, Schlimmes befürchtete und den Ring zurückstellte. Sobald der Ring wieder an dem Finger des Königs war, hatte die Fee auch ihre ganze Gewalt wieder erlangt, die übrigens von diesem Tage an größer und größer wurde.

Trotz der gewichtigen Autoritäten, welche die Geschichte anführt — in Bezug auf das trinkbare Gold haben wir das Zeugnis Brantôme's, in Bezug auf den Ring Bestätigungen von de Thou und Nicolaus Pasquier — möchten wir doch glauben, daß bei dem Wunder der schönen Diana keine Zauberei im Spiele war und daß es hundert Jahre später Ninon d'Enclos erneuern sollte. Wir sind auch geneigt, für die einzige und wirkliche Zauberei das Rezept zu halten, das sie selbst Jedermann mitteilte, der sie darum fragte, nämlich bei jeder Witterung und selbst bei der größten Kälte ein Bad in *Brunnenwasser*. Übrigens stand die Herzogin jeden Tag mit der Sonne auf, machte einen zweistündigen Spazierritt und legte sich dann wieder in das Bett, in welchem sie las oder mit ihren Frauen plauderte.

Das war noch nicht alles; alles bei der schönen Diana wurde in Zweifel gezogen und bekrittelt.

Mézeray erzählt, Franz I. habe Johann von Poitiers, den Vater Dianas nur begnadigt, nachdem er der Tochter das *Kostbarste* genommen. Nun geschah dies 1523. Diana, die 1499 geboren, war vierundzwanzig Jahre alt und seit zehn Jahren mit Ludwig von Breze verheiratet. Wir bestreiten nicht, daß Franz I. der schönen Diana gewisse Bedingungen gestellt hat, aber das geschah nicht, wie Mézeray sagt, einem vierzehnjährigen Mädchen und wenn man den armen Breze nicht sehr verleumden will, dem seine Witwe das kostbare Grabmal erbauen ließ, das man in Rouen noch bewundert, kann man nicht wohl annehmen, daß er der Frau von vierundzwanzig Jahren das durch den König

habe nehmen lassen, was das Kostbarste des vierzehnjährigen Mädchens war.

Kurz und gut, Diana, die seit sechsundzwanzig Jahren Witwe und seit einundzwanzig Jahren die Geliebte Heinrich II. war, hatte trotz ihren achtundfünfzig Jahren den frischesten, schönsten Teint, den man sehen konnte, das schönste lockige schwarze Haar, einen wunderbar schönen Wuchs, und einen Hals und Busen ohne Mängel.

Das war wenigstens die Meinung des alten Connétable von Montmorency, der, obwohl selbst vierundsechzig Jahre alt, ganz besondere Vorrechte haben wollte, welche den König sehr eifersüchtig gemacht haben würden, wenn nicht stets diejenigen, die eine Sache zuerst wissen sollten, am letzten etwas davon erführen, ja sehr oft gar nichts davon wissen.

Hinter dem Könige, der zwischen seiner Schwester und der Herzogin ritt, folgte der Dauphin Franz, welcher ebenfalls zu seiner Rechten seine Schwester Elisabeth und zu seiner Linken seine Braut Maria Stuart hatte.

Der Dauphin war vierzehn, seine Schwester Elisabeth dreizehn und Maria Stuart ebenfalls dreizehn Jahre alt.

Der Dauphin war ein schwächliches, kränkliches Kind mit blassem Gesicht, braunem Haar und matten Augen ohne einen bestimmten Ausdruck, außer wenn sie die junge Königin Maria Stuart ansahen, denn dann belebten sie sich und nahmen einen begehrliehen Ausdruck an, welcher den Knaben zum jungen Manne machte. Übrigens hatte er wenig Neigung zu den starken Leibesübungen, die sein Vater so sehr liebte und er schien einem unablässigen Schmachten und Sehnen verfallen zu sein, dessen Ursache die Ärzte vergebens zu ergründen suchten. Sie hätten dieselbe vielleicht, wenn sie sich durch die Flugschriften jener Zeit hätten leiten lassen, in dem Kapitel von den *zwölf Cäsaren* gefunden, wo Sueton die Promenaden Nero's mit seiner Mutter Agrippina im Tragsessel beschreibt. Wir müssen indes sogleich auch hinzusehen, daß Catharina von Medici als Fremde und als Katholikin sehr verhaßt war und daß man nicht alles ohne Prüfung glauben darf, was die Flugschriften, Lieder und Satyren jener Zeit, die fast alle von Calvinisten herrührten, von ihr sagen. Der frühzeitige Tod der jungen Prinzen Franz und Carl, denen ihre

Mutter Heinrich vorzog, trug nicht wenig dazu bei allen jenen boshafte Gerüchten, die fast als historische Wahrheiten zu uns gelangt sind, Glauben zu verschaffen. Die Prinzessin Elisabeth war, obgleich ein Jahr jünger als der Dauphin, weit mehr ein junges Mädchen als er ein junger Mann. Ihre Geburt war gleichzeitig eine Privatfreude und ein Staatsglück gewesen, denn in dem Augenblicke, als sie das Licht erblickte, wurde der Friede zwischen Franz I. und Heinrich VIII. unterzeichnet. So brachte die, welche durch ihre Heirat den Frieden mit Spanien bringen sollte, mit ihrer Geburt den Frieden mit England. Übrigens hielt ihr Vater Heinrich II. ihre Schönheit und ihren Charakter so hoch, daß er, als er die junge Schwester Claude vorher an den Herzog von Lothringen vermählt hatte, zu Jemanden sagte, der sich darüber aussprach: »Meine Tochter Elisabeth gehört nicht zu denen, die sich mit einem Herzogtum begnügen, sie muß ein Königreich haben.«

Sie bekam das Königreich, mit demselben aber auch Unglück und Tod.

Ein besseres Geschick erwartete leider auch die schöne Marie nicht, die links von dem jungen Dauphin, ihrem Bräutigam, ritt.

Manches Unglück hat ein Echo durch die ganze Welt gefunden und zieht nicht bloß die Blicke der Zeitgenossen auf sich, sondern auf Jahrhunderte hindurch, so oft der Name genannt wird, die Augen der Nachwelt. Solcher Art ist das allerdings etwas verdiente Unglück der schönen Marie, welches soweit das gewöhnliche Maß überstieg, daß die Fehler, ja die Verbrechen der Schuldigen vor der Strenge der Strafe verschwunden sind.

Am 20. August 1548 war sie in Morlaix angekommen und hatte zum ersten Male den Boden Frankreichs betreten, wo sie ihre einzigen schönen Tage erleben sollte. Sie brachte jene Guirlanden schottischer Rosen mit, welche man die vier Marien nannte, die in demselben Jahr, ja in demselben Monate wie sie geboren waren und hießen: Marie Fleming, Marie Seaton, Marie Livingston und Marie Beatoun. Sie war damals ein schönes lebenswürdiges Kind und wurde allmählich ein schönes Mädchen. Ihre Oheime, die Guise, welche in ihr die Verwirklichung ihrer großen ehrgeizigen Pläne zu sehen glaubten und ihre Herrschaft nicht bloß über Frankreich, sondern durch

Marie über Schottland, vielleicht selbst über England ausbreiten wollten, behandelten sie wie eine Gottheit.

So schrieb der Kardinal von Lothringen an seine Schwester Marie von Guise:

»Deine Tochter wuchs und wächst alle Tage an Schönheit und Tugend. Der König plaudert gern mit ihr und sie weiß ihn so gut zu unterhalten wie Eine von fünfundzwanzig Jahren.«

Ja es war die Knospe jener Rose, die sich der Liebe und dem Genusse öffnen sollte. Sie tat nichts was ihr nicht Vergnügen machte, dagegen mit Leidenschaft Alles, was ihr gefiel. Sie tanzte bis sie ermattet umsank; sie ritt im Galopp, bis der beste Renner erschöpft war, und wenn sie einem Concerte beiwohnte, so verursachte ihr die Musik elektrische Zuckungen. Von Juwelen blitzend, geliebkoset, geliebt und verehrt, war sie in ihrem dreizehnten Jahre eines der Wunder des an Wundern so reichen Hofes der Valois. Catharina von Medici, welche außer ihrem Sohne Heinrich wenig liebte, sagte: »Unsere kleine schottische Königin braucht nur zu lächeln, um alle französischen Köpfe zu verdrehen.« Und Ronsard sagte in glatten Versen:

»Im Frühling entstand sie zwischen Lilien
Und beschämt selbst die Lilien durch ihre Weiße
Und die Rosen, welche das Blut des Adonis färbten,
Erbleichten vor ihrer Farbe.
Amor bildete ihre Augen aus seinen schönen Pfeilen
Und die Grazien, die drei Töchter des Himmels,
Schmückten diese Königin mit ihren besten Gaben und
Stiegen selbst vom Himmel herab, um sie besser bedienen zu
können.«

Das königliche Kind verstand die Feinheiten aller solcher Schmeicheleien; weder Prosa noch Verse hatten Geheimnisse für sie; sie sprach griechisch, lateinisch, italienisch, englisch, spanisch und französisch, und wie die Poesie und die Wissenschaft ihr eine Krone reichten, ersuchten auch die andern Künste um ihre Gunst. Sie begab sich mit dem Hofe von Saint-Germain nach Chambord, von Chambord nach Fontainebleau und von Fontainebleau nach dem Louvre. Hier blühte sie unter Gemälden von Titian, unter Fresken von Rosso, unter den Meisterwerken Leonardo da Vinci's, unter Statuen Pilon's, unter Skulpturen Goujon's, unter Capellen und Portiken Philibert

Delorme's, so daß man zu glauben versucht wird, wenn man sie unter so vielen Wundern des Genies so reizend, so poetisch, so vollkommen sieht, sie sei kein menschliches Wesen, sondern eine Venus, die von der Leinwand herabgetreten, eine Hebe, die von ihrem Piedestal gestiegen.

Da uns der Pinsel des Maler's fehlt, versuchen wir mit der Feder des Romandichters ein Bild von dieser reizenden Schönheit zu geben.

Sie war, wie gesagt, vierzehn Jahre alt. Ihre Gesichtsfarbe hatte etwas von der Lilie, der Pfirsich, der Rose, vielleicht von der Lilie mehr, als von den andern. Ihre hohe, an dem oberen Teile gewölbte Stirn schien der Sitz einer stolzen Würde zu sein, zugleich — eine ungewöhnliche Mischung — voll Sanftmut, Klugheit und Kühnheit. Man fühlte, daß der Wille, der unter dieser Stirn ruhte und nach Leben und Genuß strebte, über die gewöhnlichen Leidenschaften hinausgehen und im Notfalle zur Befriedigung ihrer sinnlichen und despotischen Triebe selbst bis zum Verbrechen gehen würde. Ihre zarte, feine, aber feste Nase war die Adlernase der Guisen. Ihr Ohr lag klein wie eine Perlenmuschel flach schimmernd unter den klopfenden Schläfen. Ihre Augen, die eine braune oder vielmehr zwischen Braun und Violett liegende Farbe hatten, waren von feuchter Durchsichtigkeit, aber doch voll Feuer unter ihren braunen Wimpern und schön gezeichneten Brauen. Zwei reizende Grübchen endlich vollendeten an den beiden Winkeln einen Mund mit halbgeöffneten Purpurlippen, der im Lächeln Freude um sich zu verbreiten schien und über dem frischen rundlichen Kinne thronte.

So war die, welche Ronsard und Du Bellay ihre zehnte Muse nannten; so war der Kopf, welcher einunddreißig Jahre später in Fotheringay durch den Henker Elisabeths abgeschlagen werden sollte.

Hätte ein Zauberer der Menge, welche den glänzenden Reiterzug unter den großen Bäumen des Parkes von St. Germain verschwinden sah, das Schicksal verkündet, welches diese Könige, Prinzen, Prinzessinnen, vornehme Herren und Damen erwartete, würde einer in grobem Kittel sein Geschick mit dem der Herren in Seide und Samt und der Damen mit perlengestickten

Miedern und Röcken von Goldbrokat vertauschen wollen? Lassen wir sie unter dem grünen Dorne der Buchen und Kastanienblätter verschwinden und kehren wir nach St. Germain zurück, wo Catharina von Medici unter dem Vorwande leichten Unwohlseins zurückgeblieben war.

VII.

Die Jagd des Königs.

Kaum waren die Pagen und Knappen, welche den Zug schlossen, ebenfalls in das Dickicht hinein geritten, welches damals gleichsam einen Gürtel um den Park von St. Germain zog, so trat Catharina von dem Balcon zurück, nahm Carl und Heinrich mit sich, schickte den älteren zu seinem Lehrer, den jüngeren zu seinem Oheim und behielt nur die kleine Margarethe bei sich, welche noch so jung war, daß sie alles sehen und hören konnte.

Sie hatte ihre beiden Söhne entfernt, als ihr vertrauter Diener eintrat und ihr meldete, daß die von ihr erwarteten beiden Personen in ihrem Kabinett ihrer Befehle harreten.

Sie stand sogleich auf, schwankte einen Augenblick, ob sie nicht auch die kleine Prinzessin fortschicke, hielt aber doch wohl die Anwesenheit derselben nicht für gefährlich, nahm sie an der Hand und ging nach ihrem Kabinett hin.

Catharina von Medici war damals eine Frau von achtunddreißig Jahren und schöner voller majestätischer Gestalt. Sie hatte ein edles Gesicht, einen sehr schönen Busen und herrliche Hände. Ihre schwarzen Augen waren fast immer halb verschleiert, ausgenommen, wenn sie in den Herzen ihrer Gegner lesen wollte; dann hatte ihr Blick den doppelten Glanz und die doppelte Spitze zweier Schwerter, die gleichzeitig aus der Scheide gerissen und in eine Brust gestoßen wurden, wo sie einige Zeit verweilten, bis sie auch die äußersten Tiefen erforscht.

Sie hatte viel gelitten und viel gelächelt, um ihre Leiden zu verbergen. Anfangs, in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe, welche unfruchtbar waren und wo man zwanzigmal davon sprach sie zu verstoßen und dem Dauphin eine andere Gemahlin zu gehen, schützte die Liebe des Dauphins sie allein und kämpfte gegen die schrecklichsten und unerbittlichsten aller, Gründe, gegen — Staatsgründe. Endlich 1544, nach elfjähriger Ehe, gebar sie den Prinzen Franz.

Aber schon seit neun Jahren war ihr Gemahl der Liebhaber der

Diana von Poitiers.

Wenn sie gleich im Anfange ihrer Ehe eine glückliche Mutter und fruchtbare Gattin gewesen wäre, hätte sie vielleicht als Frau und als Königin gegen die schöne Herzogin angekämpft, aber ihre Unfruchtbarkeit setzte sie unter eine Maitresse herab, statt zu kämpfen, beugte sie sich und gewann sich durch ihre Demut den Schutz ihrer Nebenbuhlerin.

Der ganze Adel vom Schwert, alle glänzenden Krieger, welche den Adel nur achteten, wenn er eine aus Blut ausgewachsene und auf dem Schlachtfelde gepflückte Blume war, hielten überdies nicht gar viel von dem Handelsgeschlechte der Medici. Man scherzte und höhnte über den Namen und das Wappen: ihre Ahnen wären Ärzte (Medici) und ihre Wappen nicht Kanonenkugeln, wie sie sagten, sondern Pillen. Selbst Maria Stuart, welche die Herzogin von Valentinois mit ihrer schönen Hand liebte, wußte Catharina gelegentlich zu trotzen. »Geht Ihr mit uns zur *flotentinischen Krämerin?*« fragte sie den Connétable von Montmorency.

Catharina ertrug alle diese Beleidigungen; sie wartete. Worauf wartete sie? Sie wußte es gewiß selbst nicht. Heinrich II. ihr königlicher Gemahl, war in gleichem Alter mit ihr und so gesund, daß er lange Tage zu leben hoffen durfte. Gleichviel, sie wartete mit der zähen Ausdauer des Genies, das seinen eigenen Wert fühlt und schätzt und begreift, daß die Zukunft ihm nicht fehlen könne, da Gott nichts umsonst tue.

Sie hatte sich damals den Guisen zugewendet.

Heinrich, ein schwacher Charakter, verstand nie allein Herr zu sein; bald war er der Herr mit dem Connétable und die Guisen unterlagen, bald war er der Herr mit den Guisen und der Connétable stand in Mißgunst.⁵

Übrigens waren die Guisen eine gar edle und stolze Familie. Eines Tages, als der Herzog Claude mit seinen sechs Söhnen dem Könige Franz I. bei dem Lever im Louvre seine Aufwartung machte, hatte der König zu ihm gesagt:

»Vetter, ich halte Euch für einen sehr glücklichen Mann, da Ihr Euch vor eurem Tode noch in so schöner und reicher Nachkommenschaft wieder aufleben seht.«

Und Claude hinterließ in der Tat, als er starb, die reichste, gewandteste und ehrgeizigste Familie im Lande. Diese sechs Brüder, welche ihr Vater dem Könige Franz I. vorgestellt hatte, besaßen allein ungefähr achtmal hunderttausend Livres jährlicher Einnahmen, das heißt mehr als vier Millionen unseres jetzigen Geldes.

Voran stand der Älteste, der Herzog Franz, der Benarbte⁶, der große Herzog von Guise. Seine Stellung am Hofe war fast die eines Prinzen von Geblüt. Er hatte einen Almosenier, acht Sekretäre, zwanzig Pagen und achtzig Leute im Dienst, Hunde, die nur den grauen des Königs nachstanden, Ställe voll edler Pferde, die er aus Afrika, der Türkei und Spanien besaß, und kostbare Falken, welche ihm von Soliman und allen ungläubigen Fürsten gesandt wurden seines Ruhmes wegen. Der König von Navarra schrieb ihm, um ihm die Geburt eines Sohnes zu melden, der später Heinrich IV. wurde. Selbst der Connétable von Montmorency, der stolzeste Baron seiner Zeit, schloß einen Brief an ihn mit den Worten: *Euer ganz ergebener und gehorsamer Diener* und er dagegen schrieb nur: *Euer guter Freund*, was übrigens nicht wahr war, da das Haus Guise und das Haus Montmorency in ewiger Fehde lagen.

Man muß die Chroniken jener Zeit gelesen haben, um sich eine Vorstellung von der Macht dieses bevorzugten Geschlechts zu machen, das auf den Straßen wie dem Schlachtfelde stark war und auf den Märkten wie in den Kabinetten des Louvre, von Windsor und dem Vatikan gehört wurde, besonders wenn es durch den Mund des Herzogs selbst sprach. Man lasse sich einmal im Artilleriemuseum zu Paris den Harnisch zeigen, welchen dieser Älteste der Guisen bei der Belagerung von Metz trug, und man wird daran die Spur von fünf Kugeln sehen, von denen drei tödlich gewesen sein würden, wenn sie sich nicht an diesem Stahlwall gebrochen hätten.

Auch war es eine Freude für die Pariser, wenn er aus seinem Palaste kam und, bekannter und beliebter als selbst der König, auf einem seiner Lieblingspferde, mit Wamms und Hosen von roter Seide, dem Sammtmantel, dem Barret mit roter Feder, gefolgt von vierhundert Herren, durch die Straßen der Hauptstadt ritt; alle liefen dann hinzu, brachen Zweige von den Bäumen,

pflückten Blumen ab, warfen die Zweige und die Blumen vor sein Pferd und riefen: »Es lebe unser Herzog!«

Er richtete sich dann in den Steigbügeln auf, wie er es an Schlachttagen tat, um weiter zu sehen und die Schüsse auf sich zu ziehen, oder verbeugte sich nach rechts und links, begrüßte artig die Frauen, die Männer und die Greise, lächelte den jungen Mädchen zu, liebte die Kinder und war so der wahre König, nicht der König des Louvre, der König von St. Germain, Fontainebleau oder Tournelles, sondern der König der Straßen, Plätze und Märkte, der wahre, wirkliche König, der König der Herzen.

Auch zögerte der König nicht, auf die Gefahr hin, den Waffenstillstand zu brechen, dessen Frankreich zu sehr bedurfte, den Herzog Franz von Guise zum Befehlshaber des Heeres zu ernennen, das er nach Italien sandte, als der Papst Paul III., wegen eines Streites mit den Colonna, welche die Aussicht auf Beistand durch Philipp II. so kühn gemacht hatte, die Waffen gegen den heiligen Stuhl zu ergreifen, den König von Spanien der Krone Spaniens für verlustig erklärte und dieselbe Heinrich II. antrug.

Diesmal, vielleicht zum ersten Male, waren Guise und Montmorency einig. Hatte Franz von Guise Frankreich verlassen, so war Anne von Montmorency der erste Mann im Lande und während der große Feldherr jenseits der Berge seine Pläne des Ruhmes verfolgte, arbeitete er, der sich für einen großen Staatsmann hielt, am Hofe für seine ehrgeizigen Entwürfe, unter denen vor der Hand der liebste der war, seinen Sohn mit Diana zu vermählen, der rechtmäßigen Tochter der Herzogin von Valentinois, Witwe des Herzogs von Castro aus dem Hause Farnese, der bei der Erstürmung von Hesdin gefallen.

Der Herzog Franz von Guise befand sich also in Rom und kriegte gegen den Herzog von Alba.

Nach dem Herzog Franz von Guise kam der Kardinal von Lothringen, ein großer Herr der Kirche, welcher seinem Bruder wenig nachstand und den Pius V. den Papst über den Bergen nannte. Er war ein zweischneidiger Unterhändler, stolz wie ein Guise und schlau wie ein Italiener. Später sollte er den großen Gedanken der Ligue entwerfen und ausführen, welcher seinen

Neffen allmählich die Stufen des Thrones hinaufführte, bis Oheim und Neffe von dem Schwerte der Fünfundvierzig getroffen wurden. Wenn die sechs Guisen am Hoflager waren, verfehlten nie die vier jüngeren, der Herzog von Aumale, der Großprior, der Marquis von Elbeuf und der Kardinal von Guise, zuerst zu dem Kardinal Carl zu gehen, dann gingen alle fünf zu dem Herzoge Franz, der sie zum König führte.

Übrigens hatten beide, der Kriegermann und der Geistliche, ihre Batterien für die Zukunft aufgeführt: der Herzog Franz hatte sich zum Herrn des Königs und der Kardinal Carl zum Liebhaber der Königin gemacht. Der ernste Estoile erzählt die Sache so, daß auch der ungläubigste Leser keinen Zweifel über diesen Punkt hegen kann. »Einer meiner Freunde«, sagt er, »hat mir erzählt, daß er mit dem Diener des Kardinals in einem Zimmer schlief, welches an das der Königin Mutter ging, und gegen Mitternacht den genannten Kardinal, nur mit einem Schlafrocke bekleidet, zur Königin gehen sah und sein Freund ihm mitteilte, er würde das Leben verlieren, wenn er von dem, was er gesehen, etwas sage.«

Die vier andern Fürsten des Hauses Guise, welche eine sehr unbedeutende Rolle in dieser Geschichte spielen, brauchen wir nicht weiter zu schildern.

Jener Kardinal Carl, welchen man in der Nacht nur mit einem Schlafrocke bekleidet hatte zur Königin gehen sehen, erwartete jetzt Catharina von Medici in ihrem Kabinett.

Catharina wußte es, aber unbekannt war ihr, daß sie ihn nicht allein finden werde.

Ihn begleitete nämlich ein Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren in eleganter Reisekleidung.

»Ah, Ihr seid es, Herr von Nemours!« sagte die Königin, als sie den jungen Mann erblickte. »Ihr kommt aus Italien . . . Welche Nachrichten bringt Ihr aus Rom?«

»Schlechte, Madame«, antwortete der Kardinal, während der Herzog von Nemours sich vor der Königin verbeugte.

»Schlechte? Sollte unser werter Vetter von Guise geschlagen worden sein?« fragte Catharina. »Und wenn Ihr ja sagtet, würde ich es nicht glauben, so wenig halte ich es für möglich.«

»Nein, Guise ist nicht geschlagen«, antwortete Nemours, »das

ist unmöglich wie Ihr sagt; aber er wurde von den Caraffa's verraten und von dem Papste selbst verlassen; darum sandte er mich zu dem Könige, ihm zu sagen, seine Stellung sei weder für seinen noch Frankreichs Ruhm länger haltbar und man möge ihn zurückrufen oder Verstärkungen senden.«

»Und unserer Übereinkunft gemäß«, sagte der Kardinal, »führe ich Herrn von Nemours vorher zu Euch.«

»Aber«, entgegnete Catharina, »wenn der König, Herr von Guise zurückruft, gibt er seine Ansprüche auf das Königreich Neapel und die meinigen auf das Herzogtum Toscana auf.«

»Allerdings«, antwortete der Kardinal, »aber bemerkt wohl, daß wir sehr bald den Krieg in Frankreich haben werden und daß dann nicht Neapel und Florenz zu erobern, sondern Paris zu schützen ist.«

»Paris? Ihr scherzt, Herr Kardinal. Ich glaube, Frankreich kann Frankreich verteidigen und Paris schützt sich allein.«

»Ich fürchte, daß Ihr im Irrtum befangen seid«, antwortete der Kardinal. »Der beste Teil unserer Truppen ist im Vertrauen auf den Waffenstillstand mit meinem Bruder nach Italien gegangen und ohne das zweideutige Benehmen des Kardinals Caraffa, ohne den Verrat des Herzogs von Parma, der vergaß, was er dem König von Frankreich schuldig war und zu dem Kaiser überging, würden uns die Fortschritte in Neapel und die Notwendigkeit, daß der König Philipp zum Schutze Neapels sich ebenfalls schwächte, vor einem Angriffe geschützt haben; jetzt aber, da Philipp II. weiß, seine Mannschaft in Italien reiche hin, uns im Schach zu halten, wird er nach Frankreich blicken und aus dessen Schwäche Vorteil zu ziehen suchen, abgesehen davon, daß der Neffe des Herrn Connétable einen Streich gemacht hat, welcher den König von Spanien fast entschuldigt, wenn er den Waffenstillstand bricht.«

»Ihr meint die Unternehmung gegen Douai?« fragte Catharina.

»Allerdings.«

»Ihr wisst«, fuhr die Königin fort, »daß ich den Admiral so wenig liebe wie Ihr, stürzt ihn also, ich werde Euch nicht hindern, vielmehr mit aller Macht dazu behilflich sein.«

»Und was beschließt Ihr vorläufig?« fragte der Kardinal, der fortfuhr als Catharina zögerte: »O, Ihr könnt vor Herrn von

Nemours offen sprechen; er ist zwar auch aus Savoyen, aber so sehr unser Freund, als sein Vetter Emanuel Philibert unser Feind.«

»Beschließt Ihr, lieber Kardinal«, antwortete Catharina mit einem Seitenblicke auf den Prälaten, »ich bin nur ein Weib, das in Politik nicht viel versteht.«

Der Kardinal hatte den Blick Catharina's verstanden. Sie hatte keine Freunde, nur Verbündete.

»Gebt nur immer eine Meinung ab, Madame«, sagte Carl von Guise, »ich werde mir erlauben sie zu bekämpfen, wenn sie der meinigen widerspricht.«

»Nun«, sagte Catharina, »da der König das alleinige Haupt des Staates ist, so muß er vor Allem von wichtigen Dingen benachrichtigt werden. Meiner Meinung nach hat also Herr von Nemours, ist er nicht zu ermüdet, ein Pferd zu nehmen, den König aufzusuchen, wo er sich auch befinden mag, und ihm die Nachrichten mitzuteilen, die Ihr mir, werter Kardinal, in eurer Freundschaft zu mir, zu meinem Bedauern vor ihm gemeldet habt.«

Der Kardinal wendete sich zu dem Herzoge von Nemours, wie um ihn zu fragen, dieser aber antwortete mit einer Verbeugung:

»Handelt es sich um den Dienst des Königs, so bin ich nie ermüdet.«

»Ja diesem Falle«, sagte der Kardinal, »werde ich Euch ein Pferd geben lassen und den Sekretären anzeigen, daß nach der Rückkehr des Königs von der Jagd eine Ratssitzung gehalten werden wird. Kommt, Herr von Nemours.«

Der junge Herzog verbeugte sich ehrerbietig vor der Königin und schickte sich, an dem Kardinal von Lothringen zu folgen, als Catharina den Arm des Letzteren leicht berührte.

»Geht voraus, Herr von Nemours«, sagte Carl von Guise.

»Gnädiger Herr . . . « fiel Jakob von Nemours zögernd ein.

»Ich bitte darum.«

»Und ich«, sagte die Königin, indem sie ihm die schöne Hand reichte, »befehle es, Herr Herzog.«

Der Herzog erriet, daß die Königin dem Cardinale ohne Zweifel noch etwas zu sagen habe, gehorchte ohne weiteres, küßte die

Hand der Königin, ging voraus und ließ den Türvorhang absichtlich hinter sich niederfallen.

»Was wollt Ihr mir sagen, werthe Königin?« fragte der Kardinal.

»Ich wollte sagen«, antwortete Catharina, »daß der gute König Ludwig XI., der für fünfmal hunderttausend Taler, die ihm geliehen wurden, unseren Ahnherrn Lorenzo di Medici die Erlaubnis gab, drei Lilien in unser Wappen zu nehmen, häufig sprach: »Wenn meine Nachtmütze mein Geheimnis wüßte, würde ich meine Nachtmütze verbrennen.« Bedenkt diese Worte des guten Königs Ludwig XI. lieber Kardinal . . . Ihr schenkt zu leicht Vertrauen.«

Der Kardinal lächelte über den Rat, der ihm gegeben wurde. Der, welcher für den mißtrauischsten Diplomaten jener Zeit galt, hatte größeres Mißtrauen gefunden. Freilich bei der Florentinerin Catharina von Medici.

Der Kardinal entfernte sich mit diesem guten Rate und sah, daß der junge Mann zehn Schritte weit in dem Korridor hingegangen war, damit er nicht neugierig erscheine.

Beide gingen in den Hof hinunter, wo der Kardinal einem Pagen befahl, sofort ein gesatteltes Pferd herbeizubringen.

Der Page kam nach fünf Minuten mit dem Pferde.

Nemours schwang sich mit der Zierlichkeit eines vollendeten Reiters in den Sattel und jagte im Galopp durch die große Allee des Parkes.

Er hatte sich erkundigt, welche Richtung der König eingeschlagen und erfahren, daß er sich nach Poissy zu wenden habe.

Das hatte er getan und hoffte, der Hörnerruf werde ihm schon anzeigen, wo der König sich befinde.

Er sah und hörte nichts.

Ein Arbeiter meldete ihm, die Jagd habe sich nach Conflans gezogen.

Er ritt also nach dieser Seite hin.

Nach einer Viertelstunde bemerkte er einen Reiter, der sich in den Steigbügeln emporrichtete, um weiter sehen zu können und die Hand an das Ohr hielt, um besser zu hören.

Der Reiter gehörte offenbar zur Jagd und suchte sich zurechtzufinden.

Wenn er aber auch nicht bei der Jagd war, wußte er jedenfalls besser als der eben aus Italien angekommene junge Herzog wissen, wo der König zu treffen sein werde.

Nemours ritt also auf den Jäger zu.

Dieser glaubte von dem Ankommenden Auskunft erhalten zu können und ritt ihm auch entgegen.

Bald ritten sie rascher, denn sie erkannten einander.

Der Jäger, welcher sich wieder zurechtzufinden gesucht hatte, war der Kapitän der schottischen Garde. Sie näherten sich einander mit der artigen Vertraulichkeit, welche die jungen Herren jener Zeit auszeichnete. Übrigens war der Eine, Nemours, aus fürstlichem Hause und der Andere, Graf von Montgomery, vom ältesten normannischen Adel.

Damals gab es in Frankreich einige alte Namen, welche mit den Mächtigsten und Ruhmreichsten gleichzustehen meinten, wenn sie auch geringere Würden bekleideten. So war es zum Beispiele mit den Montgomerys, den Rohans, den Coucys und den Montmorencys.

Wie es Nemours erwartet, hatte Montgomery sich von der Jagd verirrt und suchte sich wieder zurechtzufinden. Der Ort, wo er war, eignete sich auch ganz gut dazu, denn es war ein freier Platz auf einer Anhöhe, zu welcher jedes Geräusch hinaufbringen mußte, und von wo man sechs Wege übersehen konnte.

Die beiden jungen Männer, die einander seit einem halben Jahre nicht gesehen, hatten wichtige Fragen einander vorzulegen, Montgomery über die Armee und die kriegerischen Unternehmungen Guise's, Nemours dagegen über den Hof und die Liebesabenteuer, die unterdes da vorgekommen.

Sie befanden sich im lebhaftesten Gespräche, als der Graf von Montgomery die Hand auf den Arm des jungen Nemours legte.

Er glaubte Hundegebell zu hören.

Beide horchten. Der Graf hatte sich wirklich nicht getäuscht: am Ende einer langen Allee sahen, sie plötzlich pfeilschnell einen ungeheuern Eber erscheinen und fünfzig Schritte hinter ihm folgten die Hunde.

In demselben Augenblicke setzte Montgomery das Horn an den Mund, um denen, welche gleich ihm abgekommen sein möchten,

die Zeichen zu geben. Und es schienen viele zu fehlen, denn den Hunden folgten nur drei Personen, ein Herr und zwei Damen.

Nach dem Eifer, mit welchem der Herr sein Pferd antrieb, glaubten die beiden jungen Männer den König zu erkennen, aber die Entfernung war zu groß, als daß sie hätten erkennen können, welche Damen so kühn und so nahe ihm folgten.

Nemours und Montgomery jagten sogleich fort, um dem Eber entgegenzukommen.

Der König hatte allerdings einen Eber aufgejagt. Dieser wendete sich aber nicht an einer Stelle im Walde, wo nur hohe Bäume standen, sondern nach dem dichtesten Gestrüpp, so daß nach einer Viertelstunde nur noch die eifrigsten Jäger hinter dem Könige waren und von allen Damen nur noch drei: Margarethe, die Schwester des Königs, Diana von Poitiers und die kleine Königin Maria Stuart. Von ihnen waren noch mehre zurückgeblieben, so daß der König endlich nur noch die Valentinois und die kleine Marie bei sich sah, das heißt, die beste und kühnste Reiterin.

Endlich stand der Eber und die Hunde versuchten ihn zu packen.

Der König blies ins Horn und sah sich nach seinem Waffenträger um. Alle fehlten, selbst die, deren Pflicht es war, ihn nie zu verlassen. Nur die beiden Damen erschienen. Die kleine Marie hatte Schleier und Barret verloren und ihr schönes braunes Haar hing lose um ihre geröteten Wangen.

Die Leute kamen allmählich auf.

Der Eber wehrte sich tapfer. Obgleich von sechzig Hunden angegriffen, hielt er doch noch immer Stand. Der König mußte der Sache ein Ende machen, wenn er nicht seine besten Hunde verlieren wollte.

Er ließ sich das Gewehr reichen.

Die Lunte war schon im voraus angebrannt.

Heinrich war ein vortrefflicher Schütze und fehlte selten.

Er näherte sich dem Eber, dessen Augen glühten wie zwei Kohlen, auf fünfundzwanzig Schritte, zielte nach den Augen des Tieres und schoß.

Das Tier hatte den Schuß in den Kopf erhalten, aber weil es

sich während des Abdrückens bewegte, schief in die Stirn, so daß die Kugel von dem Knochen abprallte und einen Hund niederstreckte.

Man konnte am Kopfe des Tieres zwischen Auge und Ohr die blutige Spur der Kugel sehen.

Heinrich wunderte sich eine Zeit lang, daß der Eber auf den Schuß nicht fiel, während sein Pferd zitternd sich auf die Hinterbeine gesetzt hatte und mit den vorderen arbeitete.

Er reichte das abgeschossene Gewehr zurück und verlangte ein anderes.

Das andere war bereit und wurde ihm gereicht!

Der König setzte es an.

Ehe er aber Zeit hatte zu zielen, schüttelte der Eber, der sich wahrscheinlich einem zweiten Schusse nicht aussetzen wollte, die Hunde plötzlich mit aller Kraft ab, fuhr blutig unter ihnen hindurch und unter den Beinen des Pferdes des Königs hin, das sich bäumte und schmerzlich wieherte und bald blutend mit dem Könige zusammenbrach.

Alles war so blitzschnell geschehen, daß Niemand hatte daran denken können, gegen den Eber zu eilen, welcher sich zu dem König wandte, ehe dieser Zeit hatte seinen Hirschfänger zu ziehen. Jetzt versuchte er darnach zu greifen, aber es war nicht möglich; der Hirschfänger lag unter dem König.

So mutig der König war, wollte er doch schon um Hilfe rufen, denn der häßliche Kopf des Ebers mit den glühenden Augen, dem blutigen Nachen und den scharfen Hauern war nur noch einige Zoll von seiner Brust, als er plötzlich neben sich eine Stimme vernahm, die in festem Tone zu ihm sprach:

»Sire, rührt Euch nicht; ich stehe für Alles.«

Dann fühlte er einen Arm, welcher den seinigen emporhob und sah eine breite scharfe Klinge blitzen, welche sich hinter dem Schulterblatt in den Leib des Ebers bis an das Heft bohrte.

Gleichzeitig zogen zwei kräftige Arme den König zurück, so daß den Hauern des verendenden Tieres nur der neue Gegner ausgesetzt blieb.

Der, welcher den König zurückzog, war der Herzog von Nemours; der, welcher den Eber ins Herz gestoßen hatte, der

Graf von Montgomery.

Dieser zog den Degen aus dem Leibe des Tieres, wischte ihn auf dem grünen Rasen ab, steckte ihn wieder in die Scheide, trat zu Heinrich II., als ob nichts Außerordentliches geschehen sei, und sagte:

»Sire, ich habe die Ehre dem Könige den Herzog von Nemours vorzustellen, der aus Italien kommt und dem Könige Nachrichten von dem Herzog von Guise und der tapferen Armee bringt.«

VIII.

Connétable und Kardinal.

Zwei Stunden nach dem Auftritte, den wir beschrieben haben, nach der Beruhigung der aufrichtigen und offiziellen Besorgnis, nach den Glückwünschen an Gabriel de Lorge, Grafen von Montgomery und Jakob von Savoyen, Herzog von Nemours, die beiden Lebensretter des Königs, über den Mut und die Gewandtheit, welche sie bewiesen und nachdem — die Hauptsache, die unter keinen Umständen vernachlässigt werden durfte — das Tier im großen Hofe des Schlosses im Beisein des Königs, der Königin und aller in Saint-Germain anwesenden Herren und Damen ausgeweidet war, trat Heinrich II. lächelnd wie ein Mann, der einer Todesgefahr entgangen ist und sich um so lebensfrischer fühlt je größer die Gefahr war, in sein Kabinett, in welchem ihn außer seinen gewöhnlichen Räthen der Kardinal Carl von Lothringen und der Connétable von Montmorency erwarteten.

Wir haben den Connétable schon einige male genannt, aber bisher versäumt, was wir für die andern Helden dieser Geschichte taten, ihn nämlich aus seinem Grabe zu holen und vor die Leser zu stellen wie den großen Connétable von Bourbon, den seine Soldaten nach dem Tode zu einem Maler trugen, damit derselbe ihnen ein Bild von ihm male, stehend und in voller Rüstung, als lebe er.

Anne von Montmorency war damals das Haupt jener alten Familie christlicher oder französischer Barone, wie sie sich nannten, welche dem Lande zehn Connétables gegeben hat.

Er nannte und betitelte sich Anne von Montmorency, Herzog, Pair, Marschall, Großmeister, Connétable und erster Baron Frankreichs, Ritter des St. Michaels- und Hosenbandordens, Kapitän der hundert Ordonanzen des Königs, Gouverneur von Languedoc, Graf von Beaumont, Dammartin und von La Fère-en-Tardenois und von Châteaubriant, Vicomte von Melun und Montreuil, Baron von Amville, Préaux, Montbron, Offemont, Mello, Châteauneuf, Dangu, Méru, Thoré, Savoisy, Gourville &c., Herr von Écouen, Chantilly, Isle-Adam, Conflans, Nogent &c.⁷

Da er im Jahre 1493 geboren, so war er jetzt ein Mann von vierundsechzig Jahren, aber er hatte noch die Kraft eines Dreißigers, damit aber auch alle rohen Eigenschaften des Soldaten; sein Mut war blind, er achtete nie auf die Gefahr und kümmerte sich nicht um Anstrengung, Hunger und Durst. In seinem Stolze und seiner Eitelkeit ließ er nur dem Herzoge von Guise den Vortritt, aber auch nur als Prinzen von Lothringen, denn als General und Kommandant glaubte er weit über dem Verteidiger von Metz und dem Sieger von Penty zu stehen. Für ihn war Heinrich II. nur der *kleine*, Franz I. aber der *große Herr*, und Andere mochte er nicht anerkennen. Als seltsamer Hofmann und in seinem hartnäckigen Ehrgeiz erlangte er zum Vorteile seiner Größe und seines Reichtums durch plumpe und rohes Wesen, was ein Anderer durch Schmiegsamkeit und Schmeichelei erhalten haben würde. Übrigens war ihm Diana von Poitiers da behilflich, wo er gescheitert sein würde; sie kam hinter ihm mit ihrer lieblichen Stimme, ihrem lieblichen Blicke und lieblichen Gesichte und glich das wieder aus, was der ewige Zorn des Soldaten verdorben hatte. Er hatte bereits vier großen Schlachten beigewohnt und hatte in jeder als tüchtiger Soldat, der dreinschlägt, gehandelt, in keiner als kluger Führer. Diese vier Schlachten waren zuerst die von Ravenna . . . Er war damals achtzehn Jahre alt und folgte als Dilettant und zu seinem Vergnügen der allgemeinen Fahne, wie man es nannte, d.h. der Fahne der Freiwilligen. Die zweite Schlacht war die von Marignan. Da führte er eine Compagnie von hundert Mann und er hätte sich rühmen können, daß die gewaltigsten Schwerthiebe und Streitaxtschläge von ihm erteilt worden wären, wenn nicht sein *großer Herr*, Franz I., dieser Riese oft neben oder gar vor ihm gewesen wäre, der seinerseits die Welt erobert hätte, wenn die Eroberung dem zugefallen wäre, welcher am stärksten, oder wie man damals sagte am härtesten zuschlug. Die dritte Schlacht war die von Bicoque, wo er Oberst der Schweizer war und als tot liegen blieb; die vierte endlich die von Pavia, der er als Marschall beiwohnte. Da er nicht vermutete, daß die Schlacht am nächsten Tage stattfinden solle, hatte er in der Nacht eine Rekognoszierung vorgenommen; erst bei dem Donner der Kanonen kam er zurück und wurde *gefangen wie die Andern*, sagt Brantôme;⁸

Während der Herzog von Guise bei den Bürgern und Angestellten beliebt war, haßte der Connétable Bürger und Angestellte und gab seinen Haß bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Eines Tages war es sehr heiß, ein Präsident kam zu ihm, um von Amtswegen mit ihm zu sprechen, Montmorency empfing ihn mit der Mütze in der Hand und sagte:

»Nun, Herr Präsident, heraus, was Ihr mir zu sagen habt und bedeckt Euch.«

Der Präsident aber glaubte, Montmorency bleibe ihm zu Ehren unbedeckt und antwortete:

»Ich werde mich nicht eher bedecken, bis Ihr es selbst tut.«

Da sagte der Connétable:

»Herr, Ihr seid ein großer Esel. Glaubt Ihr denn, ich bliebe euretwegen unbedeckt? Ihr irrt dann, ich tu's meinetwegen, weil es mir zu warm ist. Aber . . . redet.«

Der Präsident war so verblüfft, daß er nur stotterte, und Montmorency fuhr deshalb fort:

»Herr Präsident, Ihr seid wahrhaftig ein Esel. Geht nach Hause und lernt eure Lection, und wenn Ihr sie könnt, so kommt wieder, aber nicht eher.«

Und er drehte ihm den Rücken zu.

Die Einwohner von Bordeaux hatten sich empört und den Gouverneur getötet; da wurde der Connétable gegen sie geschickt. Sie zitterten vor Angst, zogen ihm zwei Tagereisen entgegen und brachten ihm die Schlüssel der Stadt. Er aber, der in voller Rüstung zu Pferde saß, antwortete:

»Ihr Herren von Bordeaux, geht mit euren Schlüsseln; ich habe dergleichen und bessere selbst.«

Und er zeigte auf seine Kanonen.

»Beseht sie Euch; die machen besser auf . . . Ich will Euch lehren, gegen den König aufzustehen und seinen Gouverneur zu morden. Alle lasse ich Euch hängen.«

Und er hielt Wort.

Herr von Strozzi, der den Tag vorher mit seinen Leuten vor ihm manövriert hatte, ging zu ihm, um ihm seine Aufwartung zu machen, obgleich er ein Verwandter der Königin war. Sobald Montmorency ihn sah, rief er:

»Ei guten Tag, Strozzi! Eure Leute haben ihre Sache gestern trefflich gemacht, und es sah sich gut zu. Sie haben heute aber auch Geld bekommen?«

»Ich danke, Herr Connétable«, antwortete Strozzi, »und ich freue mich sehr, daß Ihr mit den Leuten zufrieden seid, denn ich habe Euch eine Bitte von ihnen zu überbringen.«

»Welche, Strozzi? Sprechen Sie.«

»Das Holz ist sehr teuer in der Stadt, das Wetter aber kalt; sie bitten darum, Ihr möchtet Ihnen doch ein Schiff geben, das am Strande liegt, nichts taugt und *Montréal* heißt. Sie wollen es zerschlagen und Feuer von den Stücken anmachen.«

»Das will ich, ja. Sie mögen sich recht wärmen daran.«

Während er speiste, kamen die Rätthe des Hofes und Beamten der Stadt. Strozzi hatte entweder nicht gut gesehen oder verstand sich nicht auf Schiffe; genug, das von ihm bezeichnete war noch vollkommen seetüchtig. Die würdigen Beamten kamen deshalb, um dem Connétable vorzustellen, welcher Schaden geschehe, wenn ein noch in gutem Stande befindliches Schiff zerschlagen werde.

Bei dem vierten Worte unterbrach sie der Connétable in seiner gewöhnlichen Weise:

»Gut! Gut! Gut! Wer seid Ihr Dummköpfe, die Ihr mich kontrollieren wollt? Wenn ich es für gut finde — und ich weiß nicht was mich abhält? — werde ich eure Häuser statt des Schiffes abtragen lassen. Ich werde es tun, wenn Ihr nicht bald macht, daß Ihr fortkommt. Geht und bekümmert Euch um eure Angelegenheiten, nicht um die meinigen.«

Das Schiff wurde noch an demselben Tage zerhauen.

Seit man Friede hatte, ließ der Connétable seinen größten Zorn an den Geistlichen der reformierten Kirche aus, gegen die er den heftigsten Haß hegte. Seine Erholung und Unterhaltung bestand zum Beispiel darin, daß er in die protestantischen Kirchen ging und die Geistlichen von der Kanzel jagte. Eines Tages hatte er erfahren, daß sie mit Erlaubnis des Königs ein Consistorium hielten; er begab sich sofort nach Popincourt, trat in die Versammlung, warf die Kanzel um, zerbrach die Bänke und richtete ein großes Feuer darin an. Deshalb erhielt er den Namen

Bänkeverbrenner.

Alle diese Rohheiten beging der Connétable, während er Gebete murmelte, besonders das Vater unser, sein Lieblingsgebet, das er in der grotesksten Weise mit den barbarischen Befehlen vermischte, die er nie zurücknahm.

Wehe wenn man ihn den Anfang seines Gebetes murmeln hörte!

»Vater unser, *der Du* bist im Himmel«, sagte er; *packt mir den oder den*; dein Name werde geheiligt, *hängt mir den an den Baum da*; dein Reich komme; *jagt den durch die Piken* ; dein Wille geschehe; *schießt mir den Hund vor meinen Augen nieder*; auf Erden wie im Himmel; *haut mir die Kerle in Stücke, die den Turm gegen den König zu halten wagten*; unser tägliches Brot gib uns heute; *steckt das Dorf in Brand*; vergib uns unsere Schuld wie wir vergeben unsern Schuldigern; *steckt's an allen vier Ecken an, kein Haus darf stehen bleiben*; und führe uns nicht in Versuchung; *wenn die Kerle schreien, werft sie ins Feuer*. Amen!

Das nannte man das **Pater noster** des Connétable.

Das war denn der Mann, welchen König Heinrich II., als er in das Kabinett trat, dem schlaunen, geistreichen aristokratischen Kardinal von Lothringen, dem wichtigsten Herrn der Kirche, dem gewandtesten Diplomaten seiner Zeit, gegenüber sitzen sah.

Man kann sich denken, welche Opposition diese beiden einander so ganz entgegengesetzten Naturen einander machen oder welche Unruhen solch doppelter Ehrgeiz in dem Staate verbreiten mußte. Und dies um so mehr als die Familie Montmorency nicht minder zahlreich war als die Familie Guise, da der Connétable von seiner Frau — Frau von Savoyen, Tochter des Bastards René von Savoyen — fünf Söhne hatte, die Herren von Montmorency, von Amville, von Méru, von Montbron und von Thoré, und fünf Töchter, von denen vier an die Herren von La Trémouille, Turenne, Ventadour und Candale verheiratet waren, die fünfte aber und schönste Äbtissin von St. Peter in Rheims wurde.

Diese ganze zahlreiche Nachkommenschaft mußte versorgt werden und der Connétable war zu geizig, etwas zu tun, da ja der König da war.

Alle standen auf und entblößten das Haupt als Heinrich erschien.

Er begrüßte Montmorency mit einer freundschaftlichen und fast soldatischen Handbewegung, während er den Kopf vor Carl von Lothringen neigte.

»Ich habe Euch rufen lassen«, sagte er, »denn der Gegenstand, über den ich euren Rat hören will, ist ernst. Herr von Nemours ist aus Italien angekommen, wo die Sachen schlecht stehen wegen des Wortbruchs Sr. Heiligkeit und des Verrates der Meisten unserer Verbündeten. Anfangs ging alles gut; Strozzi hatte Ostia genommen. Freilich hatten wir in den Gräben der Stadt Herrn von Montluc verloren, einen lieben Herrn, für dessen Seele ich um euer Gebet bitte. Dann hatte sich der Herzog von Alba, welcher die nahe Ankunft eures erlauchten Bruders, werter Kardinal, kannte, nach Neapel zurückgezogen. Alle Plätze in der Umgegend von Rom waren demnach vor uns nach einander besetzt worden. Der Herzog rückte gegen Reggio, wo ihn sein Schwiegervater, der Herzog von Ferrara, mit achthundert Pferden und zehntausend Mann Fußvolk erwartete. Hier wurde Rat gehalten zwischen dem Kardinal Caraffa und Johann von Lodève, dem Gesandten des Königs. Einige glaubten, man müsse Cremona oder Pavia angreifen, während der Marschall von Brissac die Feinde in Athem erhielt; Andere stellten vor, ehe man sich dieser beiden Plätze, der festesten in Italien, bemächtigen könnte, würde der Herzog von Alba seine Armee durch Aushebungen in Toscana und dem Königreiche Neapel verdoppelt haben. Der Kardinal Caraffa war anderer Ansicht; er schlug vor in die Mark Ancona einzurücken, deren schlecht befestigte Plätze sich, wie er meinte, auf die erste Aufforderung ergeben würden, der Herzog von Ferrara aber stellte vor, da die Verteidigung des heiligen Stuhles der Hauptzweck des Unternehmens sei, müsse der Herzog von Guise geradewegs nach Rom marschieren. Der Herzog von Guise entschied sich für diese Ansicht und wollte die zehntausend Mann Fußvolk und achthundert Reiter Ferrara's mit sich nehmen; dieser hielt sie aber unter dem Vorgehen zurück, er könne jeden Augenblick entweder von dem Großherzog Cosmo die Medici oder von dem Herzog von Parma angegriffen werden, welcher zu Spanien übergegangen. Der Herzog von Guise mußte

also seinen Weg mit den wenigen Truppen fortsetzen, die ihn begleiteten und konnte nichts hoffen, als auf die Zusammenziehung der Truppen, welche, nach der Aussage des Kardinal Caraffa, in Bologna warteten. Als der Herzog mit dem Kardinal in Bologna ankam, sah er sich vergeblich nach Truppen um. Euer Bruder, werter Kardinal beklagte sich laut, aber man antwortete ihm, er werde in der Mark Ancona zehntausend Mann treffen, welche Se. Heiligkeit habe ausheben lassen. Der Herzog glaubte diesem Versprechen und setzte seinen Weg durch die Romagna fort. Da erwartete ihn keine Verstärkung; er ließ unsere Armee unter dem Herzog von Aumale zurück und reiste direkt nach Rom, um von Sr. Heiligkeit selbst zu erfahren was er zu tun habe. Da der Papst nicht ausweichen konnte, so antwortete er, er habe allerdings fünfundzwanzigtausend Mann zu diesem Kriege zu liefern; aber darunter seien die Besatzungen in den festen Plänen der Kirche begriffen. Da achtzehntausend Mann päpstliche Truppen zu diesem Zwecke verwendet waren, sah der Herzog von Guise ein, daß er nur auf die Truppen zu rechnen habe, welche er mit sich gebracht. Auch würden diese hinreichen, versicherte Se. Heiligkeit, da die Franzosen bisher in ihren Unternehmungen gegen Neapel nur dadurch gescheitert waren, weil sie das Oberhaupt der Kirche gegen sich gehabt hätten. Jetzt sei dies mit ihnen, und in Folge dieses, wenn auch nur geistigen oder geistlichen Beistandes könnte ihnen der Sieg nicht fehlen. Der Herr von Guise ist in dieser Hinsicht so ziemlich wie Ihr, werter Connétable«, fuhr Heinrich fort, »er zweifelt an seinem Glücke nicht, so lang er sein gutes Schwert an der Seite hat und einige tausend Tapfere hinter ihm marschieren. Er beschleunigte also die Ankunft seines Heeres und sobald es angelangt war, verließ er Rom, nahm Campli mit Sturm und ließ Männer, Weiber und Kinder über die Klinge springen.«

Der Connétable nahm die Nachricht von dieser Exekution mit dem ersten billigenden Zeichen auf, das er bis dahin gegeben hatte. Der Kardinal blieb gelassen.

»Von Campli«, fuhr der König fort, »brach der Herzog auf, um Civitella zu belagern, das, wie es scheint, auf einem steilen Berge liegt und gute Befestigungen hat. Man beschoß die Zitadelle, aber ehe die Bresche gangbar wurde, wollte unsere Armee in ihrer

gewöhnlichen Ungeduld einen Sturm unternehmen. Leider war der Ort auf allen Seiten, von Bastionen umgeben und die Folge war, daß die Unsern mit Verlust von zweihundert Toten und dreihundert Verwundeten zurückgetrieben wurden.«

Ein vergnügtes Lächeln spielte um die Lippen des Connétable, der Unbesieglige hatte vor einer kleinen Feste zurückweichen müssen.

»Unterdes«, fuhr der König fort, »hatte der Herzog von Alba seine Truppen in Chieti gesammelt, rückte den Belagerten mit 3000 Spaniern, 6000 Deutschen, 3000 Italienern und 300 Calabresen entgegen. Der Herzog von Guise besaß nicht die Hälfte einer solchen Macht und er entschloß sich deshalb die Belagerung aufzuheben und den Feind im, freien Felde, zwischen Fermo und Ascoli, zu erwarten. Er hoffte, der Herzog von Alba werde die ihm gebotene Schlacht annehmen. Dieser weiß aber, daß wir uns an sich nicht halten können, und weicht so dem Kampfe aus oder nimmt ihn nur in solchen Stellungen an, die uns keine Aussicht auf Erfolg lassen. In dieser Lage und, weil er von dem Papste weder Geld noch Mannschaft erhalten kann, schickt der Herzog von Guise den Herzog von Nemours zu mir, um entweder eine ansehnliche Verstärkung oder die Erlaubnis zu erhalten, Italien zu verlassen. Eure Meinung nun? Sollen wir eine letzte Anstrengung machen, unserm geliebten Herzog von Guise die Truppen und das Geld senden, die er braucht, oder sollen wir ihn zu uns zurückrufen und damit jeden Anspruch auf das Königreich Neapel aufgeben, das ich, auf das Versprechen Sr. Heiligkeit, bereits meinem Sohne Carl bestimmt hatte?«

Der Connétable machte eine Gebärde als wolle er um das Wort bitten, er deutete aber auch an, er sei bereit, zuerst den Kardinal sprechen zu lassen. Dieser indes gab zu verstehen, der Connétable möge nun sprechen. Es war das überhaupt die Taktik des Kardinals seinen Gegner zuerst sprechen zu lassen.

»Sire«, sagte der Connétable, »nach meiner Meinung darf man eine so gut angefangene Sache nicht aufgeben und keine Anstrengung scheuen, um euer Heer und euren General in Italien zu halten.«

»Und Ihr, Herr Kardinal?« fragte der König.

»Ich«, antwortete Carl von Lothringen, »ich bitte den Herrn

Connétable um Verzeihung, aber ich bin ganz entgegengesetzter Ansicht.«

»Das wundert mich nicht, Herr Kardinal«, sagte der Connétable mit Bitterkeit, »es wäre auch das erste Mal, daß wir miteinander übereinstimmten. Eurer Meinung nach soll also euer Bruder zurückkommen?«

»Es wäre, glaube ich, gute Politik, ihn zurückzurufen.«

»Allein oder mit der Armee?« fragte der Connétable.

»Mit der ganzen Armee.«

»Und warum? Meint Ihr, es gäbe noch nicht genug Straßenräuber?«

»Straßenräuber gibt es vielleicht genug, Herr Connétable, überflüssig viel gute Soldaten und große Feldherren hat man aber nicht.«

»Ihr vergesst, Herr Kardinal, daß wir mitten im Frieden sind und daß man im Frieden mit großartigen Eroberern nichts anzufangen weiß.«

»Ich bitte Ew. Majestät«, wendete der Kardinal sich an den König, »den Herrn Connétable zu fragen, ob er ernstlich an die Dauer des Friedens glaubt.«

»Freilich glaube ich daran«, antwortete der Connétable. »Schöne Frage!«

»Und ich«, entgegnete der Kardinal, »glaube nicht nur nicht daran, sondern bin sogar der Meinung, Ew. Majestät, müssen den König von Spanien sobald als möglich angreifen, wenn diesem der Ruhm nicht werden soll, Euch anzugreifen.«

»Trotz dem feierlich beschworenen Waffenstillstande?« fragte der Connétable mit einem Eifer, daß man hätte glauben können, er denke, wie er spreche, »vergesst Ihr denn, Herr Kardinal, daß es eine Pflicht ist seinen Schwur zu halten? daß das Wort der Könige noch unverletzlicher sein muß als ein anderes Wort, und daß Frankreich sein Wort nie gebrochen hat, nicht einmal gegen die Türken und Sarazenen?«

»Warum, wenn dem so ist«, fragte der Kardinal, »hat euer Neffe Chatillon, statt sich ruhig in seinem Gouvernement der Picardie zu halten, einen Überrumpelungsversuch gemacht, der ihm gelungen wäre ohne eine alte Frau, die zufällig da vorüberging, wo man die

Sturmleitern anlegte, und Lärm machte.«

»Warum mein Neffe das getan hat?« fragte der Connétable, der in die Falle ging, »das will ich Euch sagen.«

»Hören wir«, sagte der Kardinal, der sich dann an den König wandte und mit besonderer Betonung hinzusetzte: »Hört, Sire.«

»Ah, Se. Majestät weiß es so gut wie ich«, antwortete der Connétable, »denn wie sehr er sich auch mit seinen Liebschaften zu beschäftigen scheint, lassen wir ihn doch in keinem Punkte in Unkenntnis.«

»Wir hören, Herr Connétable«, sagte der Kardinal nochmals kalt. »Ihr wollt uns sagen, was die Unternehmung des Admirals gegen Douai motivieren könnte.«

»Zehn Gründe kann ich angeben.«

»So nennt dieselben.«

»Zuerst«, sagte der Connétable, »zuerst der Versuch, den der Graf von Mégué, Gouverneur von Luxemburg, durch seinen Haushofmeister gemacht hatte, welcher mit tausend Talern baar und dem Versprechen einer Pension von gleicher Summe drei Soldaten der Garnison von Metz bestach, welche die Stadt überliefern sollten . . . «

»Welche mein Bruder so ruhmvoll verteidigt hat«, sagte der Kardinal, »wir haben von diesem Versuche gehört, welcher wie der eures Neffen, des Admirals, zum Glück scheiterte. Aber das ist nur Eine Entschuldigung und Ihr verspracht uns zehn, Herr Connétable.«

»Wartet nur. Ihr wisst noch nicht, Herr Kardinal, daß derselbe Graf von Mégué einen Soldaten der Garnison von Marienburg gewonnen, der sich für eine große Summe, welche er erhalten, verpflichtet hatte, alle Brunnen des Ortes zu vergiften, und daß das Unternehmen nur mißlang, weil er fürchtete, ein Einziger werde nicht hinreichen, darum sich an Andere wendete und diese Andern die Sache verrieten. Ihr werdet nicht behaupten, Herr Kardinal, die Sache sei falsch, da ja der Soldat gerädert worden ist.«

»Das würde allerdings kein Grund sein mich zu überzeugen; Ihr, Herr Connétable, habt in eurem Leben so viele Leute hängen und rädern lassen, die ich für so unschuldig halte wie die, welche

die heidnischen Kaiser Nero, Commodus und Domitian in dem Circus sterben ließen.«

»Herr Kardinal, wollt Ihr vielleicht gar das Unternehmen des Grafen von Mégué gegen die Brunnen von Marienburg leugnen?«

»Im Gegenteil, Herr Connétable, ich habe schon gesagt, daß ich es zugebe, aber Ihr habt uns zehn Entschuldigungen eures Neffen versprochen und wir kennen erst zwei.«

»Sie werden gefunden werden, sie werden gefunden werden, verlaßt Euch darauf. Sollte Euch vielleicht unbekannt sein, daß der Graf von Berlaimont, der Intendant der Finanzen von Flandern, mit zwei Soldaten aus der Gascogne ein Komplott machte, indem diese versprachen, mit Hilfe des Herrn von Vèze, Kapitän eines Fähnchens zu Fuß, dem Könige von Spanien die Stadt Bordeaux zu überliefern, vorausgesetzt, daß sie durch fünf- bis sechshundert Mann unterstützt würden? Lägnet einmal dies neue Komplott des katholischen Königs, und ich werde Euch antworten, ich, daß einer der beiden Soldaten, der bei St.-Quentin verhaftet wurde, alles ausgesagt und auch gestanden hat, er habe den versprochenen Lohn im Beisein des Bischofs von Arras, Anton Perrenot, empfangen. Lägnet das einmal, Herr Kardinal, leugnet das!«

»Ich werde mich wohl hüten«, antwortete der Kardinal lächelnd, »da es in der Tat die Wahrheit ist, Herr Connétable, und ich nicht daran denke, meine Seele durch eine so große Lüge zu gefährden; aber das alles gibt doch nur erst drei Verletzungen des Vertrages durch den König von Spanien und Ihr spracht von zehn.«

»Sie sollen Euch geliefert werden, alle zehn und im Notfalle gehe ich sogar bis zum Dutzend. Hat man nicht den Jacob la Flèche, einen der besten Ingenieure Philipps II., beim Sondieren der Furten der Oise überrascht und nach La Ferté gebracht, wo er gestand, der Herzog von Savoyen, Emanuel Philibert, habe ihm durch Berlaimont Geld dafür zahlen lassen, daß er die Pläne von Montreuil, Roye, Doulens, St.-Quentin und Mézières aufnehme, die Plätze, deren sich die Spanier bemächtigen wollen, um die Verproviantierung von Marienburg zu verhindern.«

»Auch das ist wahr, Herr Connétable, aber wir sind noch immer weit von zehn.«

»Müssen denn gerade zehn Beweise sein, daß der Vertrag in der Tat durch die Spanier gebrochen worden ist und mein Neffe ein Recht hatte, einen Versuch gegen Douai zu machen?«

»Ich hatte auch keinen andern Zweck, als Euch zu diesem Anführen zu bringen, Herr Connétable, und ich werde mich durch diese vier Beweise überzeugen lassen, daß der Vertrag durch Philipp II. gebrochen ist. Wenn aber der Vertrag nicht einmal, sondern viermal gebrochen wurde, so hatte der König von Spanien sein Wort nicht gehalten, so wird der König von Frankreich das seinige nicht verletzen, wenn er seine Armee und seinen General aus Italien zurückruft und sich zum Kriege rüstet.«

Der Connétable biß sich auf den weißen Schnurrbart, sein schlauer Gegner hatte ihn dahin gebracht, daß er gerade das Gegenteil von dem zugegeben, was er hatte sagen wollen.

Übrigens hatte der Kardinal kaum ausgesprochen und der Connétable biß noch immer auf seinen Schnurrbart, als eine Trompete, die eine fremde Melodie blies, im Hofe des Schlosses Saint-Germain sich hören ließ.

»Welcher Page macht den schlechten Spaß mir das Ohr durch eine englische Melodie zu zerreißen? Erkundigt Euch, Herr von Aubespine, und sorgt dafür, daß der Page für seinen Mutwillen eine Züchtigung bekomme.«

Herr von Aubespine ging hinaus, um die Befehle des Königs auszuführen, nach fünf Minuten aber kam er zurück.

»Sire«, sagte er, »weder ein Page noch ein Knappe noch ein Piqueur hat geblasen, sondern ein wirklicher englischer Trompeter, welcher einen Herold begleitet, den Euch eure Cousine, die Königin Marie, sendet.«

Herr von Aubespine war kaum zu Ende, als von neuem eine Trompete sich hören ließ und man eine spanische Melodie erkannte.

»Aha«, sagte der König, »erst die Frau und dann der Mann, wie es scheint.«

Und mit der Majestät, welche bei Gelegenheit die alten Könige von Frankreich anzunehmen verstanden, setzte er hinzu:

»Meine Herren, in den Thronsaal! Benachrichtigt eure Leute, ich werde es dem Hofe melden lassen. Was uns auch unsere

Cousine Marie und unser Vetter Philipp melden lassen, ihr Bote muß mit den gebührenden Ehren empfangen werden.«

IX.

Der Krieg.

Man hatte die Klänge der englischen und spanischen Trompete nicht bloß in dem Ratssaale, sondern in dem ganzen Palaste gleich einem doppelten Echo von Norden und Süden vernommen.

Der König fand den Hof schon vorbereitet; alle Damen standen an den Fenstern und blickten neugierig nach den beiden Herolden und dem Gefolge derselben.

An der Tür des Ratssaales redete den Connétable ein junger Offizier an, den ihm sein Neffe, der Admiral, sandte, derselbe welchen wir bei dem Kaiser Carl V. an dem Abende nach der Abdankung sahen.

Der Admiral war Gouverneur der Picardie, hatte also im Falle eines Angriffs den ersten Stoß auszuhalten.

»Ah, Ihr seid es, Théligny«,⁹ sagte der Connétable halb laut. »Ihr bringt mir Nachrichten von dem Admiral?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Habt Ihr schon Jemand gesehen und eure Nachrichten mitgeteilt?«

»Diese Nachrichten sind für den König«, antwortete der junge Offizier, »es ist mir aber empfohlen worden, sie vorher Euch mitzuteilen.«

»So folgt mir.«

Wie der Kardinal von Lothringen den Herzog von Nemours zu Catharina von Medici geführt hatte, geleitete der Connétable Herrn von Théligny zu der Herzogin von Valentinois.

Unterdes versammelte man sich in dem Empfangssaal.

Nach einer Viertelstunde hatte der König zu seiner Rechten die Königin, auf den Stufen des Thrones die großen Kronbeamten, um sich her auf den Stühlen Margarethe und Elisabeth von Frankreich, Maria Stuart, die Herzogin von Valentinois, die vier Marien, kurz den ganzen glänzenden Hof der Valois und er befahl den englischen Herold eintreten zu lassen.

Lange vorher, ehe man ihn eintreten sah, hörte man in dem

Nebenzimmer das Klirren seiner Sporen und jener seiner Begleiter, dann endlich trat er über die Schwelle des Saales, im Wappenrock mit den Wappen Englands und Frankreichs, bedeckten Hauptes und blieb erst zehn Schritte vor dem Throne des Königs stehen.

Hier entblößte er das Haupt, ließ sich auf ein Knie nieder und sprach mit lauter Stimme folgende Worte:

»Marie, Königin von England, Irland und Frankreich, entbietet Heinrich, König von Frankreich, ihren Gruß. Weil Du Verkehr und Freundschaft mit den englischen Protestanten, den Feinden unserer Person, unseres Glaubens und unseres Staates, unterhalten und ihnen Hilfe und Schutz gegen die gerechten Verfolgungen zugesagt hast, die gegen sie gerichtet sind, erklären wir, Wilhelm Norry, Kronherold von England, Dir den Krieg zu Land und zu Wasser und werfen Dir hiermit zum Zeichen der Aufforderung den Handschuh hin.«

Der Herold warf nach diesen Worten seinen eisernen Handschuh, der klappernd an den Boden fiel, vor die Füße des Königs.

»Gut«, antwortete der König ohne aufzustehen, »ich nehme die Kriegserklärung an, aber Jedermann soll wissen, daß ich getreulich alles getan und gehalten habe, was ich der Freundschaft für die Königin schuldig war. Da sie Frankreich in so ungerechter Sache angreifen will, so hoffe ich von der Gnade Gottes, es werde ihr nicht gelingen so wie ihren Vorgängern. Übrigens spreche ich so ruhig und artig, weil eine Königin Euch sendet, wäre es ein König, so würde ich einen andern Ton annehmen.«

Dann wendete er sich an Maria Stuart und sagte:

»Da Euch, meine freundliche Königin von Schottland, der Krieg nicht minder angeht als mich und Ihr auf die Krone Englands so viel wenn nicht mehr Rechte habt als unsere Schwester Marie auf den von Frankreich, so hebt, bitte ich, den Handschuh auf und schenkt dem tapferen Sir William Norry die goldene Kette, die Ihr am Halse tragt und welche meine liebe Herzogin von Valentinois durch die Perlenschnur ersetzen wird, die sie trägt und die ich dann selbst in einer Art ersetzen werde, daß sie nicht zu viel dabei verliert. Geht, nur eine Frauenhand kann den Handschuh

einer Frau aufheben.«

Maria Stuart stand auf, löste mit ihrer lieblichen Anmuth die goldene Kette von ihrem schönen Halse, hing sie dem Herold um und sagte dann mit dem Stolze, der ihrem Gesichte so gut stand:

»Ich hebe diesen Handschuh auf nicht nur im Namen Frankreichs, sondern auch im Namen Schottlands. Herold, meldet dies meiner Schwester Maria.«

Der Herold erhob sich, neigte leicht den Kopf und trat zur Linken des Thrones, während er sprach:

»Es wird nach den Wünschen des Königs Heinrich von Frankreich und der Königin Maria von Schottland geschehen.«

»Man lasse den Herold unseres Bruders Philipp II. eintreten«, sagte Heinrich.

Dasselbe Sporengeklirr meldete den spanischen Herold, der stolzer noch als sein englischer College eintrat, den castilianischen Schnurrbart streichend sich zehn Schritte von dem Könige stellte und ohne niederzuknien nur mit einer Verbeugung sprach:

»Philipp von Gottes Gnaden König von Castilien, Leon, Granada, Navarra, Aragonien, Neapel, Sizilien, Majorca, Sardinien, der Inseln Indiens und der Länder des Ozeans, Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Lothier, Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, Graf von Flandern und Artois,¹⁰ Herr von Friesland, Mecheln, den Städten und Gebieten Utrecht, Ober-Yssel und Gröningen, Herrscher in Asien und Afrika, tun Dir, Heinrich von Frankreich, zu wissen, daß wir wegen der Unternehmungen gegen die Stadt Douai und wegen der Plünderung der Stadt Sens auf Befehl und unter Leitung deines Gouverneurs der Picardie den von uns beschworenen Waffenstillstand für gebrochen halten und Dir den Krieg erklären zu Wasser und zu Lande. Zum Zeichen dieser Aufforderung werfe ich im Namen meines genannten Königs und Herrn, ich, Guzman von Avila, Herold von Castilien, Leon, Granada, Navarra und Aragonien, Dir meinen Handschuh hin.«

Er zog den rechten Handschuh ab und warf ihn keck und trotzig vor die Füße des Königs.

Da konnte man das gebräunte Gesicht des Königs Heinrich II.

erbleichen sehen und mit leicht bewegter Stimme sprach er:

»Unser Bruder Philipp II. kommt uns zuvor und richtet an uns die Vorwürfe, die er verdiente, aber da er so viele persönliche Beschwerden gegen uns hat, würde er besser getan haben, wenn er uns persönlich herausgefordert hätte. Wir würden gern mit unserm Leibe für unsere Taten eingetreten sein und Gott der Herr dann zwischen uns entschieden haben. Sagt ihm, Don Guzman von Avila, daß wir trotzdem gern den Krieg annehmen, den er uns erklärt, daß ich aber mit noch größerem Vergnügen auf einen Zweikampf eingehen werde, wenn er diesen jetzt noch vorziehen sollte.«

Da der Connétable ihm den Arm berührte, fuhr Heinrich fort:

»Setzt hinzu, daß Ihr gesehen, wie bei diesem Vorschlage mein guter Freund, der Connétable, meinen Arm berührte, weil er weiß, daß eine Prophezeiung sagt, ich würde mein Leben in einem Zweikampfe verlieren. Auf die Gefahr hin, daß diese Prophezeiung in Erfüllung gehe, bleibe ich bei dem Antrage, obgleich ich zweifle ob die Prophezeiung meinen Bruder so weit beruhigen dürfte, um ihn zu entscheiden, den Zweikampf anzunehmen. Herr von Montmorency, hebt Ihr, als Connétable von Frankreich, den Handschuh des Königs Philipp auf.«

Zu dem Herold aber sagte er ferner, indem er hinter sich hervor ein bereitgestelltes Säckchen mit Gold nahm:

»Nehmt, es ist weit von hier nach Valladolid, und da Ihr mir eine so gute Nachricht überbracht habt, ist es nicht recht, daß Ihr unterwegs von eurem Gelde oder dem eures Herrn zehrt. Nehmt also diese hundert Goldtaler als Reisekosten.«

»Sire«, antwortete der Herold, »mein Herr und ich sind aus dem Lande, in welchem das Gold wächst und wir brauchen uns nur zu bücken, wenn wir dergleichen bedürfen.«

Er verbeugte sich vor dem Könige und trat einen Schritt zurück.

»Ach, stolz wie ein Castilianer!« flüsterte Heinrich. »Herr von Montgomery, nehmt das Säckchen und werft seinen Inhalt durch das Fenster den Leuten unten zu.«

Montgomery nahm das Säckchen, öffnete das Fenster und warf das Gold den Dienstleuten im Hofe zu, die es mit Jubel aufluden.

»Meine Herren«, fuhr Heinrich fort, indem er aufstand,

»gewöhnlich ist Fest bei dem Könige von Frankreich, wenn ein benachbarter König ihm den Krieg erklärt. Heute wird also Doppelfest sein, da wir gleichzeitig die Kriegserklärung eines Königs und einer Königin erhalten haben.«

Darauf wendete er sich an die beiden Herolde, von denen der eine links, der andere rechts stand, und sagte:

»Sir William Norry, Don Guzman von Avila, da Ihr die Veranlassung des Festes, so seid Ihr als Vertreter der Königin Maria und des Königs Philipp von rechtswegen eingeladen.«

»Sire«, flüsterte der Connétable dem Könige zu, »wollt Ihr geruhen die neuen Nachrichten aus der Picardie anzuhören, welche mir mein Neffe durch einen Lieutenant Théligny sendet?«

»Ja wohl«, antwortete der König. »Bringt mir den Offizier, Vetter; er soll willkommen sein.«

Fünf Minuten nachher verbeugte sich der junge Mann vor dem Könige und wartete dann, daß dieser das Wort an ihn richte.

»Nun?« fragte der König, »welche Nachrichten bringt Ihr von dem Befinden des Admirals?«

»Von dieser Seite sehr gute, denn der Herr Admiral hat sich nie wohler befunden.«

»Dann möge Gott ihn bei Gesundheit Erhalten und alles wird gut gehen. Wo habt Ihr ihn verlassen?«

»In La Fère, Sire.«

»Und welche Nachrichten solltet Ihr mir überbringen?«

»Sire, er beauftragte mich, Euch zu sagen, Ew. Majestät möge sich auf einen schweren Krieg vorbereiten. Der Feind hat über fünfzigtausend Mann zusammengezogen und der Admiral glaubt, alles, was derselbe bisher getan, sei nur eine falsche Demonstration, um seine wahren Absichten zu verbergen.«

»Und was tat der Feind bisher?«

»Der Herzog von Savoyen der Oberbefehlshaber«, « antwortete der junge Lieutenant, »rückte in Begleitung des Herzogs von Aerschoot, des Grafen von Mansfeld, des Grafen von Egmont und der ersten Offiziere seines Heeres bis Givet, wo der Sammelplatz der feindlichen Truppen war.«

»Das habe ich durch den Gouverneur der Champagne, den Herzog von Nevers, erfahren«, antwortete der König, »er setzte in

seiner Depesche sogar hinzu, er glaube, Emanuel Philibert habe es besonders auf Rocroy und Mézières abgesehen, und weil ich das neu befestigte Rocroy nicht für fähig hielt, eine lange Belagerung auszuhalten, habe ich dem Herzog von Nevers empfohlen, zu sehen, ob es nicht besser sei, es aufzugeben. Seit dieser Zeit habe ich keine Nachrichten erhalten.«

»Diese bringe ich, Sire«, sagte Théligny. »Herr von Nevers hält den Ort für fest genug, hat sich darin eingeschlossen und den Feind hinter den Mauern so gut empfangen, daß derselbe nach einigen Gefechten in denen er einige hundert Mann verloren, sich durch die Furt von Houssu zurückziehen mußte. Der Admiral zweifelt nicht, daß er nun Guise belagern werde, in dem sich Herr von Vassé befindet.«

»Welche Truppen befehligt der Herzog von Savoyen?«

»Flammändische, spanische und deutsche, Sire, vierzigtausend Mann Fußvolk und etwa fünfzehntausend Reiter.«

»Und über wie viele können Chatillon und Nevers verfügen?«

»Wenn sie alle ihre Leute zusammennemen, werden sie kaum achtzehntausend Mann Fußvolk und fünf bis sechstausend Reiter zur Verfügung haben, ungerechnet, Sire, daß unter den letzteren tausend fünfhundert bis zweitausend Engländer sind, auf die man sich nicht würde verlassen können, wenn ein Krieg mit England ausbräche.«

»Da Besatzung in den Städten gelassen werden muß, so werden wir Euch also kaum zwölf- bis vierzehntausend Mann geben können, lieber Connétable«, sagte Heinrich zu Montmorency.

»Nun ich werde mit den Wenigen mein Bestes tun. Ich habe gehört, daß ein berühmter General im Altertum, Xenophon mit Namen, nur zehntausend Mann hatte und einen glänzenden Rückzug fast hundertfünfzig Stunden weit ausführte und daß Leonidas, König von Sparta kaum tausend Mann bei sich hatte, als er an den Thermopylen das Heer des Königs Xerxes, das weit zahlreicher war als das des Herzogs von Savoyen, acht Tage lang aufhielt.«

»So verliert Ihr den Mut nicht, guter Connétable?«

»Im Gegenteil, Sire, ich bin, bei Gott! nie so freudig und voll

Hoffnung gewesen. Ich möchte nur Jemanden haben, der mir über den Zustand der Stadt St.-Quentin Auskunft geben könnte.«

»Warum, Connétable?« fragte der König.

»Weil man mit den Schlüsseln von St.-Quentin die Tore von Paris öffnet, Sire, das ist ein altes Soldatenwort . . . Kennt Ihr St.-Quentin, Herr von Théligny?«

»Nein, aber wenn ich wagte . . . «

»Immer wagt, der König erlaubt es.«

»Nun, Herr Connétable, so will ich sagen, daß ich einen Knappen habe, den mir der Herr Admiral gegeben hat und der Euch Auskunft über die Stadt geben könnte, wenn er wollte.«

»Wenn er wollte?« fiel der Connétable ein. »Er muß wollen.«

»Er wird sich gewiß nicht weigern auf die Fragen des Herrn Connétable zu antworten, da er aber ein pfiffiger Mensch ist, wird er nach seinem Belieben antworten.«

»Nach seinem Belieben, Herr Lieutenant? Ich denke nach dem meinigen.«

»Das eben ist der Punkt, über den Ew. Gnaden sich nicht täuschen mag. Er wird antworten, wie es ihm gefällt, und da der Herr Connétable St.-Quentin nicht kennt, werdet Ihr nicht wissen, ob er die Wahrheit sagt oder nicht.«

»Wenn er nicht die Wahrheit sagt, lasse ich ihn hängen.«

»Das ist allerdings ein Mittel, ihn zu strafen, doch nicht um Nutzen aus ihm zu ziehen. Glaubt mir, Herr Connétable, er ist sehr schlau, pfiffig und tapfer, wenn er will.«

»Wie so, wenn er will? Er ist also nicht immer tapfer?« fiel der Connétable ein.

»Er ist tapfer, wenn es in seinem Interesse, liegt sich zu schlagen; von einem Abenteurer kann man nicht mehr erwarten.«

»Mein lieber Connétable«, sagte der König, »wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Der Mann kann uns nützlich sein; Herr von Théligny kennt ihn; lasset diesen ihn ausfragen.«

»Meinetwegen«, antwortete der Connétable, »aber Sire, ich habe eine Art mit den Leuten zu reden . . . «

»Ja«, antwortete Théligny lächelnd, »diese Art kennen wir; sie hat ihre gute Seite, aber bei dem Yvonne, den ich meine, würde

sie bewirken, daß er bei der ersten Gelegenheit zum Feinde überginge und die Dienste, die er uns hätte leisten können, jenem zuwendete.«

»Dem Feinde? Donner . . . dem Feinde?« rief der Connétable aus. »So muß man ihn auf der Stelle hängen lassen. So ist euer Knappe ein Bandit, ein Verräter, Herr von Théligny?«

»Er ist ein Abenteurer!«

»Und solcher Leute bedient sich mein Neffe?«

»Krieg ist Krieg, Herr Connétable!« entgegnete Théligny lächelnd. Dann wendete er sich an den König und sagte:

»Ich stelle meinen armen Yvonnet unter den Schutz Ew. Majestät und bitte, daß ich ihn mit mir nehmen darf, so wie ich ihn hergebracht habe, was er auch tun und sagen möge.«

»Ihr habt mein Wort!« entgegnete der König. »Holt euren Diener.«

»Wenn es der König erlaubt, so werde ich ihm nur winken und er wird erscheinen.«

»Tut das.«

Théligny trat an das Fenster, das auf den Rasen des Parkes sah, öffnete und rief. Nach fünf Minuten erschien Yvonnet in der Tür in demselben Lederkoller, in demselben braunen Sammetwamms in denselben Stiefeln, wie wir ihn den Lesern schon vorgeführt haben.

In der Hand hielt er dasselbe Barret mit derselben Feder.

Er war nur um zwei Jahre älter geworden.

Eine kupferne Kette, die einmal vergoldet gewesen war, hing von seinem Halse auf die Brust.

Er brauchte sich nur einmal umzusehen, um zu erkennen, wen er vor sich habe, und er erkannte ohne Zweifel den König oder den Connétable, vielleicht sogar Beide, denn er blieb ehrerbietig an der Tür.

»Komm nur näher, Yvonnet«, sagte der Lieutenant. »Du stehst vor Sr. Majestät dem König Heinrich II. und dem Herrn Connétable, die Dich zu sehen wünschten, nachdem ich deine Verdienste gerühmt.«

Zum großen Erstaunen des Connétable schien sich Yvonnet gar nicht zu wundern, daß seine Verdienste ihm solche Gunst

gewonnen.

»Ich danke, Herr Lieutenant«, sagte Yvonne, der drei Schritte vortrat und dann halb aus Mißtrauen halb aus Ehrfurcht stehen blieb, »meine Verdienste, so klein sie sind, lege ich Sr. Majestät zu Füßen und stelle mich dem Herrn Connétable zu Diensten.«

Der König bemerkte wohl, wie verschieden er seine Huldigung aussprach. Dies fiel wahrscheinlich auch dem Connétable auf, denn er sagte:

»Schon gut, schon gut, keine Redensarten, Stutzer! Man antwortet bestimmt oder . . . «

Yvonne sah Théligny von der Seite an, als wolle er in fragen: »Bin ich hier einer Gefahr ausgesetzt oder erweist man mir eine Ehre?«

Théligny begann nach dem Wunsche des Königs und auf dessen Versprechen vertrauend das Verhör.

»Lieber Yvonne«, sagte er, »der König weiß, daß Du ein galanter Mann, bei den Schönen beliebt bist und alles Geld, das Du durch Klugheit und Mut erlangst, auf deinen Anzug verwendest. Der König will deine Klugheit sofort, deinen Mut später erproben und hat mich beauftragt, Dir zehn Goldtaler zu bieten, wenn Du ihm oder dem Herrn Connétable einige bestimmte Auskunft über die Stadt St.-Quentin geben willst.«

»Hat mein Lieutenant Sr. Majestät zu sagen die Güte gehabt, daß ich zu einer Gesellschaft gehöre, welche geschworen hat, die Hälfte des Verdienstes eines Jeden in eine gemeinsame Kasse zu legen, so daß also von den zehn Goldtalern, die mir geboten werden, für mich nur fünf bleiben, die andern fünf aber in die Kasse fließen?«

»Was hindert Dich, Schwachkopf, sie alle zehn zu behalten und von deinem Glücke nichts zu sagen?« fiel der Connétable ein.

»Mein Wort, Herr Connétable. Hm! Wir sind zu kleine Leute, als daß wir unser Wort brechen dürfen.«

»Sire«, bemerkte der Connétable, »ich traue allen denen nicht, welche alles nur für Geld tun wollen.«

Yvonne verbeugte sich vor dem Könige und sagte: »Ich bitte Ew. Majestät um die Erlaubnis zwei Worte sagen zu dürfen.«

»Dieser Kerl . . . «

»Connétable«, fiel der König ein, »ich bitte . . . « Und lächelnd setzte er hinzu:

»Sprich Du.«

Der Connétable zuckte die Achseln, trat drei Schritte zurück und ging auf und ab, als wolle er von dem Gespräch nichts weiter hören.

»Sire«, sagte Yvonnnet mit einer Anmuth, welche einem vollendeten Hofmanne Ehre gemacht haben würde, »ich ersuche Ew. Majestät sich erinnern zu wollen, daß ich keinen Preis auf die kleinen oder großen Dienste gesetzt habe, die ich Euch leisten kann und als ergebener und gehorsamer Untertan leisten muß; mein Lieutenant, Herr von Théligny, hat von zehn Goldtalern gesprochen. Da Ew. Majestät ganz gewiß von der Gesellschaft nichts weiß, welche zwischen mir und acht Kameraden im Dienste des Herrn Admirals besteht, so glaubte ich davon sprechen zu müssen, weil Ihr mir zehn Goldtaler zu geben glaubtet, mir aber nur fünf geben würdet, da die fünf andern in die gemeinschaftliche Kasse fließen müssen. Möge Ew. Majestät jetzt mich zu befragen geruhen; ich bin bereit zu antworten und zwar ohne daß von fünf, zehn oder zwanzig Goldtalern die Rede ist, rein und einfach aus Ehrfurcht, aus Gehorsam und Hingebung, die ich meinem Könige schuldig bin.«

Der Abenteurer verbeugte sich vor Heinrich so würdevoll, als wäre er der Gesandte eines italienischen oder deutschen Fürsten gewesen.

»Ganz recht«, entgegnete der Königs »rechnen wir nicht vorher, Ihr werdet Euch wohl dabei befinden.«

Yvonnnet lächelte, was bedeutete: »Oh ich weiß schon, mit wem ich es zu tun habe.«

Aber alle diese kleinen Verzögerungen reizten die Ungeduld des Connétable, der sich wieder an den jungen Mann stellte, mit dem Fuße stampfte und sagte:

»Nun, da die Bedingungen gemacht, wirst Du mir sagen, Kerl, was Du von St.-Quentin weißt?«

Yvonnnet sah den Connétable an und antwortete mit dem jovialen neckischen Gesicht, welches den Parisern eigen ist:

»St.-Quentin? St.-Quentin ist eine Stadt an der Somme, sechs

Stunden von La Fère, dreizehn Stunden von Laon, vierunddreißig Stunden von Paris, sie hat zwanzigtausend Einwohner und eine Stadtbehörde von fünfundzwanzig Personen, nämlich einen regierenden Bürgermeister, einen abtretenden Bürgermeister, elf Geschworne, elf Schöppen. Diese Behörde wählt selbst ihre Nachfolger, welche sie nach einem Parlamentsbeschlusse vom 16. Dezember 1335 und einer Charte des Königs Carl V. vom Jahre 1412 unter den Bürgern wählt.«

»Na, na, na!« rief der Connétable. »Was soll das? Ich will wissen was Du von St.-Quentin weißt, Kerl!«

»Ich sage Euch ja eben, was ich weiß und ich kann meine Angaben verbürgen, denn ich habe sie von meinem Freunde Maldent, der aus Noyon stammt und drei Jahre bei einem Sachwalter in St.-Quentin war.«

»Sire«, fiel der Connétable ein, »glaubt mir, wir bringen aus dem Kerl nichts heraus, so lange er nicht auf dem hölzernen Pferde sitzt und an jedem Beine vier Zwölfpfünder trägt.«

Yvonnet verzog keine Miene.

»Ich bin doch nicht ganz eurer Meinung, Connétable; ich glaube nur, daß wir nichts aus ihm bringen, so lange wir ihn fragen, daß er aber alles sagen wird, was wir zu wissen wünschen, wenn wir ihn durch Herrn von Théligny befragen lassen. Wenn er weiß, was er eben gesagt hat, so weiß er gewiß auch mehr. Nicht wahr, Yvonnet, Du hast nicht bloß die Geographie und die Konstitution der Stadt St.-Quentin studiert, sondern kennst auch den Zustand ihrer Wälle und die Stimmung der Bewohner?«

»Möge mein Lieutenant mich befragen oder der König mir die Ehre erzeigen, die Fragen an mich zu richten, auf die er eine Antwort wünscht, und ich werde mein Bestes tun, meinen Lieutenant zu befriedigen oder dem Könige zu gehorchen.«

»Der Kerl fließt über von Süßigkeit!« murmelte der Connétable.

»Nun, lieber Yvonnet«, sagte Théligny, »beweise Sr. Majestät, daß ich nicht gelogen als ich ihm deine Klugheit rühmte, und sage ihm und dem Herrn Connétable, in welchem Zustande sich die Wälle der Stadt in diesem Augenblicke befinden.«

Yvonnet schüttelte den Kopf.

»Er weiß nichts!« fiel der Connétable ein.

»Sire«, antwortete Yvonnet, den die Bemerkung des Connétable an der Ambition faßte, »ich werde die Ehre haben, Ew. Majestät zu sagen, daß die Stadt St.-Quentin kaum vor einem Handstreich geschützt ist, weil sie nicht weiß, daß sie irgend einer Gefahr ausgesetzt ist und folglich auch an eine Verteidigung nicht gedacht hat.«

»Aber sie hat Wälle?« fragte der König.

»Allerdings«, antwortete Yvonnet, »Wälle mit runden und viereckigen Türmen, die durch Courtinen verbunden sind und mit zwei Hornwerken, von denen das eine die Inselvorstadt verteidigt; Brustwehren fehlen und es ist nur ein Graben vorhanden; an vielen Stellen ragen die Höhen in der Nähe darüber hinaus und selbst mehre Häuser am Rande des äußern Grabens; rechts vom Wege nach Guise zwischen der Somme und dem Inseltoie ist die alte Mauer — so heißt der Wall an dieser Stelle — dermaßen verfallen, daß ein halbwegs gewandter Mann sie leicht ersteigen kann.«

»Kerl, wenn Du Ingenieur bist, warum sagtest Du es nicht gleich?« rief der Connétable aus.

»Ich bin nicht Ingenieur, Herr Connétable.«

»Was bist Du sonst?«

Yvonnet schlug die Augen mit affektierter Bescheidenheit nieder.

»Er ist verliebt, Herr Connétable«, antwortete Théligny. »Um zu seiner Geliebten zu gelangen, welche in der Inselvorstadt, in der Nähe des Tores derselben, wohnt, mußte er den Zustand der Mauer genau kennen lernen.«

»Das ist ein Grund«, sagte der Connétable.

»Nun weiter«, fiel der König ein, »und ich werde Dir ein schönes goldenes Kreuz gehen, das Du deinem Mädchen bringst, sobald Du sie wieder besuchst.«

»Nun, nie wird ein goldenes Kreuz, das kann ich mit Gewißheit behaupten, an einem schöneren Halse gegläntzt haben, Sire, als an Gudula's.«

»Ich glaube gar, der Kerl will uns nun sein Mädchen beschreiben«, sagte der Connétable.

»Warum nicht, Vetter, wenn sie hübsch ist?« fragte der König

lächelnd.

»Du bekommst das Kreuz, Yvonne. Sage aber, ist wenigstens eine Besatzung in St.-Quentin?«

»Nein.«

»Nein?« wiederholte der Connétable. »Warum nicht?«

»Weil die Stadt quartierfrei und die Verteidigung derselben ein Recht der Bürgerschaft ist, auf das man viel hält.«

»Die Bürgerschaft! Recht! . . . Sire, glaubt mir, es geht alles schlecht, so lange die Bürgerschaft, die Gemeinden, Gott weiß was für Rechte in Anspruch nehmen, die sie wer weiß woher haben.«

»Woher? das will ich Euch sagen, Vetter: von den Königen, meinen Vorgängern.«

»Ew. Majestät beauftragt mich, der Bürgerschaft die Rechte wieder zu nehmen und die Sache wird schnell getan sein.«

»Das werden wir uns später überlegen, lieber Connétable; vor der Hand wollen wir uns mit dem Spanier beschäftigen, das ist die Hauptsache. Es muß eine tüchtige Besatzung nach St.-Quentin gelegt werden.«

»Darüber unterhandelte der Herr Admiral eben als ich abreiste«, sagte Théligny.

»Und er wird seinen Zweck erreicht haben«, bemerkte Yvonne, »da er Meister Johann Pauquet für sich hatte.«

»Wer ist der Meister Johann Pauquet?« fragte der König.

»Der Oheim Gudula's, Sire«, antwortete Yvonne in einem Tone, aus welchem ziemliche Eitelkeit sprach.

»Wie, Kerl«, fiel der Connétable ein, »Du machst der Nichte einer Magistratsperson den Hof?«

»Johann Pauquet ist keine Magistratsperson, Herr Connétable.«

»Was ist dein Pauquet sonst?«

»Der Syndikus der Weber.«

»Herr Jesus!« rief der Connétable aus. »In welcher Zeit leben wir, daß man mit einem Syndikus der Weber unterhandeln muß, wenn es dem Könige beliebt, eine Besatzung in eine Stadt zu legen! Sage deinem Hans Pauquet, ich würde ihn hängen lassen,

wenn er den Soldaten, die ich schicken werde, nicht nur die Tore der Stadt, sondern auch die Türe seines Hauses aufmachte.«

»Ich glaube, der Herr Connétable wird wohl tun, wenn er die Sache durch Herrn Chatillon leiten läßt«, entgegnete Yvonne kopfschüttelnd, »der weiß besser wie man mit Johann Pauquet spricht.«

»Kerl, willst Du raisonniren?« fiel der Connétable mir einer drohenden Gebärde ein.

»Vetter, Vetter«, sagte Heinrich, »ich bitte, laßt den Mann ausreden. Ihr werdet Euch selbst von der Wahrheit seiner Angaben überzeugen können, da die Armee unter eurem Befehl steht und Ihr sobald als möglich Euch zu derselben begeben.«

»Und morgen schon!« entgegnete der Connétable. »Es juckt mich die Bürger zur Raison zu bringen . . . Ein Weber-Syndicus! . . . Ein schöner Kerl zum Unterhandeln mit einem Admiral! Pfui!«

Und er trat ärgerlich an ein Fenster.

»Ist der Zugang zur Stadt leicht?« fragte der König.

»Von drei Seiten ja, Sire: von der Inselvorstadt, von Rémicourt und von der Capelle her; von Tournival aber geht es durch den Sumpf von Grosnard, der gefährlich ist.«

Der Connétable war wieder näher getreten, um diese Einzelheiten zu hören, die ihn interessierten.

»Würdest Du Dich im Notfalle verpflichten, ein Truppcorps durch den Sumpf in die Stadt oder aus der Stadt zu führen?«

»Ohne Zweifel, aber ich habe dem Herrn Connétable bereits gesagt, daß einer aus unserer Verbindung oder Gesellschaft, Maldent, dies noch besser tun könnte, weil er drei Jahre in St.-Quentin wohnte, während ich nur in der Nacht in der Stadt war und den Weg immer sehr schnell machte.«

»Warum schnell?«

»Weil ich in der Nacht und allein mich fürchte.«

»Du fürchtest Dich? Und das gestehst Du?«

»Warum nicht, weil es so ist? Ich fürchte mich vor den Sterblichen, den Gespenstern und Werwölfen.«

Der Connétable lachte laut aus, während es Yvonne eiskalt über den Rücken lief.

»Mein lieber Théligny«, entgegnete der Connétable, »ich gratuliere zu dem Knappen; ich werde ihn in der Nacht nicht benutzen.«

»Es wird besser sein, wenn Ihr mich am Tage verwendet.«

»Und wenn man Dich in der Nacht zu Gudula gehen lässet, nicht wahr?«

»Herr Connétable, meine Besuche bei ihr sind nicht nutzlos gewesen, wie Ihr seht, und der König ist auch der Meinung, da er mir ein Kreuz versprochen hat.«

»Herr Connétable, lasset dem jungen Mann vierzig Goldtaler für die Nachrichten zahlen, die er uns gegeben hat und für die Dienste, die er uns weiter leisten will. Besonders fügt zehn Taler dazu für ein Kreuz.«

Der Connétable zuckte die Achseln und brummte:

»Vierzig Taler? Vierzig Hiebe!«

»Ihr hört, Vetter, ich habe mein Wort gegeben; sorgt dafür, daß darnach geschehe.« Zu Théligny fügte er hinzu: »Herr Lieutenant, der Herr Connétable wird anordnen, daß Ihr Pferde hier und in Compiègne findet, damit Ihr rasch vorwärts kommt. Scheut Euch nicht sie tot zu reiten, wenn Ihr nur morgen in Fère ankommt. Der Admiral kann nicht schnell genug erfahren, daß der Krieg erklärt ist.

Der Lieutenant und Yvonnet verbeugten sich und folgten dem Connétable.

Zehn Minuten später jagten sie fort, und der Connétable begab sich wieder zu dem Könige.

Dritter Teil

I.

Der Leser befindet sich wieder unter Bekannten.

Heinrich II. erwartete den Connétable, um Befehle von der höchsten Wichtigkeit zu geben.

Herr von Montgomery, der bereits vor einigen Jahren der Regentin von Schottland französische Hilfetruppen zugeführt hatte, wurde nach Edinburg gesandt, um zu verlangen, daß die Schotten in Folge des Vertrags mit Frankreich England den Krieg erklärten und die Herren im Regentschaftsrat Abgeordnete mit Vollmacht nach Frankreich schickten, um den Ehevertrag der jungen Königin mit dem Dauphin abzuschließen.

Gleichzeitig wurde eine Urkunde entworfen, durch welche Maria Stuart dem Könige von Frankreich ihr Land Schottland so wie ihre Ansprüche auf England für den Fall abtrat, daß sie ohne männlichen Erben sterbe.

Nach der Vermählung, sollte Maria Stuart den Titel: Königin von Frankreich, England und Schottland annehmen. Vor der Hand ließ man wenigstens auf das Silbergeschirr der jungen Königin das dreifache Wappen der Valois, der Stuart und der Tudors stechen.

Abends fand, wie der König Heinrich II. es gesagt hatte, ein glänzendes Fest im Schlosse Saint-Germain statt und die beiden Herolde konnten nach ihrer Rückkehr melden, wie lustig und heiter man in Frankreich die Kriegserklärung aufgenommen habe.

Ehe aber das erste Fenster im Schlosse Saint-Germain erleuchtet war, sprengten zwei Reiter auf herrlichen Pferden aus dem Hofe des Louvre und ritten von da in scharfem Trabe auf der Straße nach La Fère hin.

In Louvres hielten sie einen Augenblick an, um ihre Pferde verschnaufen zu lassen, die sie in Compiègne wechselten, wie es verabredet war, worauf sie, trotz der späten Nachtstunde und der wenigen Ruhe, die sie sich gegönnt hatten, von neuem aufbrachen. Royon erreichten sie mit Tagesanbruch, und da

ruhten sie eine Stunde aus, dann ritten sie nach La Fère weiter, wo sie um acht Uhr ankamen.

Es war nichts Neues da geschehen seit der Abreise Théligny's und Yvonnets.

So kurze Zeit der Letztere in Paris zugebracht, hatte er doch Zeit gefunden, bei einem ihm bekannten Trödler seine Garderobe zu erneuern. Er hatte ein Wamms und Hosen von grünem Samt mit Goldtressen und ein kirschrotes Barret mit einer weißen Feder gewählt, dazu fast untadelige Stiefel mit riesigen kupfernen Sporen. War der Anzug auch nicht ganz neu, so war er doch wenigstens so kurze Zeit und von einem so sorgsamem Herrn getragen worden, daß es kaum zu bemerken war, er komme von einem Trödler und nicht von einem Schneider.

Die Kette hatte Yvonnets aufmerksam besehen und war zu der Überzeugung gekommen, es sei noch Gold genug daran, um diejenigen zu täuschen, die sie nicht so sehr genau betrachteten. Und seine Sache war es zu verhindern, daß sie nicht genau betrachtet werde.

Das goldene Kreuz war ebenfalls getreulich gekauft worden, aber Niemand wußte freilich, ob Yvonnets die zehn Taler ganz zu diesem Ankaufe verwendet hatte. Wir unsererseits glauben, er habe es nicht getan und von dem zurückbehaltenen Gelde nicht bloß den einen Anzug sondern auch noch einen Harnisch gekauft, der als Mantelsack hinten auf dem Pferde aufgeschnallt war und bei jeder Bewegung desselben einen metallischen Klang von sich gab.

Da freilich alles dies dazu diene, seine Person zu schmücken und zu schützen, seine Person aber Gudula angehörte, so war das für Gudula bestimmte Geld allerdings seinem Zwecke gemäß verwendet worden.

Kaum hatte er übrigens das Thor von La Fère hinter sich, als er erfuhr, welchen Eindruck seine neue Kleidung machte. Franz und Heinrich Scharfenstein waren als Lieferanten der Gesellschaft eben beschäftigt einen Ochsen, den sie erworben hatten und der nicht gehen wollte, nach dem Lager zu bringen. Franz zog ihn an einem Horne und Heinrich schob ihn hinten.

Heinrich sah auf, als er Pferdehufe aus dem Pflaster hörte,

erkannte Yvonne und rief:

»Franz, sieh wie der Yvonne sich herausgeputzt hat.«

Vor Bewunderung ließ er sogar das Horn des Ochsen los, der die ihm gelassene Freiheit sofort auch benutzte, eine Schwenkung machte und sicherlich entkommen wäre, wenn nicht Heinrich ihn noch rechtzeitig am Schwanz erfaßt und mit seiner Riesenkraft festgehalten hätte.

Yvonne winkte nur leicht grüßend mit der Hand.

Man gelangte zu dem Admiral.

Der junge Lieutenant meldete sich und ging sogleich in das Kabinett Coligny's hinein, während Yvonne an der Tür stehen blieb.

Der Admiral bückte sich über eine der unvollständigen Karten, die man damals hatte, und versuchte sie durch die Angaben zu vervollständigen, die ihm ein Mann mit schlaudem Gesicht, spitzer Nase und klugem Auge gab, der vor ihm stand.

Dieser Mann war unser alter Bekannter Maldent, der, wie Yvonne bereits gesagt, drei Jahre in Saint-Quentin gewesen war und die Stadt wie die Umgegend so genau wie sein Schreibzeug kannte.

Der Admiral blickte auf, als Théligny eintrat.

Maldent sah nach der Tür und erkannte Yvonne.

Der Admiral reichte Théligny die Hand und Maldent tauschte einen Blick mit Yvonne, welcher aus der Tasche den Beutel zog, um anzudeuten, daß die Reise nicht unfruchtbar gewesen sei.

Théligny berichtete in kurzen Worten und übergab dem Admiral ein Schreiben von dem Connétable.

»Ja«, sagte Coligny im Lesen, »daran habe ich auch gedacht. Saint-Quentin ist in der Tat eine Stadt, die man bewahren muß. Eure Compagnie, Théligny, ist seit gestern da eingerückt. Ihr werdet Euch heute noch ebenfalls dahin begeben und meine baldige Ankunft melden.«

Dann bückte er sich wieder auf die Karte und machte da Notizen.

Théligny kannte den Admiral, den man in der Arbeit nicht stören durfte, er glaubte indes weitere Befehle zu erhalten und sagte deshalb zu Yvonne:

»Erwarte mich im Lager«, sagte er leise, »ich werde Dich abholen, wenn ich die letzten Instruktionen von dem Admiral erhalten habe.«

Yvonnet verbeugte sich schweigend und ging.

Er fand an der Tür sein Pferd und war im nächsten Augenblicke aus der Stadt hinaus.

Das Lager des Admirals befand sich bei La Fère. Da er zu schwach war, um sich mit seinen sechzehn- oder achtzehntausend Mann, im freien Felde halten zu können und eine Überrumpelung fürchtete, hatte er die Nähe einer befestigten Stadt gesucht, weil er meinte, daß seine, wenn auch schwache Armee, hinter guten Mauern sich wohl halten werde.

Nachdem Yvonnet die Linie des Lagers erreicht hatte, richtete er sich in den Steigbügeln auf, um wo möglich einen seiner Gefährten zu erkennen und zu erfahren, wo sie ihr Domizil aufgeschlagen.

Bald wurde sein Blick durch eine Gruppe angezogen, in deren Mitte er Procop zu erkennen glaubte, der auf einem Steine saß und auf den Knien schrieb.

Procop benutzte seine Schreibkunst: er machte für einen bestimmten geringen Preis Testamente in dem Augenblicke, als man jeden Augenblick mit dem Feinde zusammentreffen konnte.

Yvonnet glaubte den Freund nicht stören zu dürfen, zumal ihm ein weiterer Blick Heinrich und Franz von Scharfenstein zeigte, welche es aufgegeben, den Ochsen in das Lager zu *führen*, ihm die Beine gebunden hatten und auf einer Wagendeichsel *trugen*.

Ein Mann, der kein Anderer war als Pille-Trousse, winkte ihnen vor einem ziemlich gut aussehenden Zelte.

Yvonnet erkannte das Zelt, an welchem er den neunten Anteil hatte und in der nächsten Minute war er bei Pille-Trousse, der, ehe er den Kameraden bewillkommte, ein-, zwei-, dreimal um ihn herumging, der wie eine Reiterstatue mit zufriedennem Lächeln sich nicht rührte.

Dann blieb Pille-Trousse stehen und sagte mit Zungenklatschen, das seine Bewunderung ausdrücken sollte:

»Das ist einmal ein Pferd! Seine vierzig Goldtaler wert! Wo beim Teufel hast Du das gestohlen?«

»Still!« sagte Yvonne. »Mit Respekt von dem Pferde gesprochen! Es kommt aus dem Marstalle Sr. Majestät und gehört mir nur leihweise.«

»Das ist Schade«, meinte Pille-Trousse.

»Warum?«

»Weil ich einen Käufer dafür wüßte.

»Wer wäre das?«

»Ich!« antwortete eine Stimme hinter Yvonne.

Yvonne drehte sich um und blickte den an, welcher sich so stolz mit dem kleinen Worte vorstellte.

Der Liebhaber des Pferdes war ein junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren, nur halb bewaffnet, wie sich die Kriegerleute in dem Lager zu zeigen pflegten.

Yvonne brauchte die breiten Schultern, den Kopf mit dem roten Haar und Bart, die hellblauen eigensinnigen und rohen Augen nur zu sehen, um den zu erkennen, welcher ihn anredete.

»Herr«, sagte er, »Ihr habt meine Antwort schon gehört, das Pferd gehört in der Tat Sr. Majestät dem König von Frankreich, der die Güte hatte, es mir zu leihen, um in das Lager zurückzukommen. Wenn er es zurückfordert, muß ich es abliefern; wenn er es mir läßt, steht es Euch zu Diensten, nachdem, wie sich versteht, wir über den Preis einig geworden sind.«

»So meine ich es«, antwortete der junge Mann, »hebe es also auf für mich; ich bin reich und lasse mit mir handeln. Übrigens ist das nicht das einzige, was ich mit Euch zu verhandeln habe.«

Yvonne und Pille-Trousse verbeugten sich.

»Wie viele seid Ihr in eurer Bande?«

»In unserer Gesellschaft, wollt Ihr sagen«, fiel Yvonne ein, den dies Wort verletzte.

»In eurer Gesellschaft, wenn Euch das besser gefällt.«

»Wenn nicht in meiner Abwesenheit einem meiner Kameraden ein Unglück zugestoßen ist«, antwortete Yvonne mit einem fragenden Blicke auf Pille-Trousse, »so sind wir neun.«

»Und neun Mutige?« fragte der junge Herr.

Yvonne lächelte; Pille-Trousse zuckte die Achseln.

»Eine hübsche Probe habt Ihr da«, sagte der junge Mann, indem er aus Heinrich und Franz Scharfenstein zeigte, »wenn die Beiden zu der Gesellschaft gehören.«

»Sie gehören dazu.«

»So könnte man unterhandeln . . . «

»Mit Verlaub, wir gehören dem Herrn Admiral an.«

»Bis auf zwei Tage in der Woche, an denen wir für eigene Rechnung arbeiten können«, erläuterte Pille-Trousse. »Procop hat diese Clausel noch in den Vertrag gebracht für die zwei Fälle, daß wir eine Unternehmung für uns selbst hätten und dafür ein ehrbarer Mann uns einen Antrag der Art machte, wie der Herr da ihn machen zu wollen scheint.«

»Es ist nur für einen Tag oder eine Nacht. Es trifft sich also ganz gut. Wo finde ich Euch, wenn ich Euch brauche?«

»Wahrscheinlich in Saint-Quentin«, antwortete Yvonnet, »ich persönlich wenigstens werde dort sein.«

»Und Zwei von uns«, sagte Pille-Trousse, »sind schon da, nämlich Lactantius und Malemort. Die Übrigen . . . «

»Die Übrigen werden bald folgen«, sagte Yvonnet, »weil der Admiral, wie ich ihn selbst sagen hörte, in zwei oder drei Tagen dort sein will.«

»Also in St.-Quentin!« sagte der junge Mann, der sich mit leichtem Kopfnicken entfernte.

Yvonnet sah ihm nach, bis er unter der Menge verschwunden war, dann rief er einen Burschen, welcher die neun Genossen bediente und dafür leibliche und geistige Speise erhielt, und warf ihm den Zügel des Pferdes zu.

Zuerst trat Yvonnet zu Pille-Trousse, um ihm seine Bemerkungen über den Unbekannten mitzuteilen, wahrscheinlich aber bedachte er, daß Pille-Trousse ein zu materieller Mensch sei, um ein so wichtiges Geheimnis zu empfangen, verschluckte die Worte, die er schon aus den Lippen hatte, und schien seine ganze Aufmerksamkeit der Arbeit der beiden Scharfensteine zuzuwenden.

Heinrich und Franz hatten den Ochsen an der Wagendeichsel auf den Achseln richtig bis an das Zelt gebracht.

Dann war Heinrich in das Zelt hineingegangen und hatte seine

Streitaxt gesucht, ohne dieselbe sogleich finden zu können, da Fracasso, der eben in poetischer Begeisterung sich befand, der größeren Bequemlichkeit wegen sich auf eine Matratze gelegt und jene Streitaxt als Kopfkissen gebraucht hatte.

Diese sehr einfache Streitaxt bestand aus einer zwölfpfündigen Kanonenkugel mit einem eisernen Stiele. Dies war mit einem riesenmäßigen Schwerte die gewöhnliche Waffe der beiden Scharfenstein.

Heinrich hatte sie endlich gefunden, trotz dem Wehklagen Fracasso's, der eben einen schönen Reim gefunden, sie unter dem Kopfe des Dichters weggenommen und war zu dem wartenden Franz zurückgekehrt.

Kaum hatte Franz die Vorderbeine des Ochsen aufgebunden, als das Tier mit einer Anstrengung sich halb aufrichtete.

Diesen Augenblick benutzte Heinrich, hob die Streitaxt und schlug damit mit aller seiner Kraft den Ochsen zwischen die Hörner.

Das Tier stürzte zusammen.

Pille-Trousse, der wie ein Vorstehhund nur auf diesen Augenblick wartete, machte sich sogleich an den Ochsen und öffnete ihm die Halsader, dann riß er ihn auf.

Pille-Trousse war der Metzger der Gesellschaft. Heinrich und Franz, die Lieferanten, kauften und töteten das Vieh, Pille-Trousse schlachtete es aus, zerhackte es, legte die besten Stücke für die Gesellschaft bei Seite und bot das Übrige, appetitlich ausgelegt, zum Verkaufe an. Das machte er so geschickt, daß er gewöhnlich für drei Viertel des Viehes, die er verkaufte, einige Taler mehr erhielt, als das Ganze gekostet hatte.

Das kam der Gesellschaft zu Gute, die, wie man sieht, keine schlechten Geschäfte machte.

Als der Verkauf des Fleisches begann, erschien ein Reiter unter den Andrängenden, die Alle kaufen wollten. Es war Théligny, der mit Briefen des Admirals an den Bürgermeister und den Gouverneur der Stadt, wie an Johann Pauquet seinen Knappen Yvonnnet abholen wollte.

Er brachte auch die Nachricht mit, dass der Admiral, sobald er die erwarteten Truppen an sich gezogen und mit seinem Oheim,

dem Connétable, sich besprochen, mit fünf bis sechshundert Mann nach Saint-Quentin aufbrechen würde.

Maldent, Procop, Fracasso, Pille-Trousse und die beiden Scharfenstein sollten zu der Besatzung gehören und in der Stadt mit Malemort und Lactantius, die schon dort waren, wie mit Yvonnet sich vereinigen, der mit Théligny eben dahin vorausgehen sollte.

Der Abschied war kurz, da Fracasso sein Werk noch nicht beendigt hatte und einen Reim nicht finden konnte, die beiden Scharfenstein Yvonnet zwar sehr liebten, aber nicht sehr gesprächig waren und Pille-Trousse endlich sich begnügte, dem Freunde unter einem Händedrucke zuzuflüstern, während er Fleisch verkaufte:

»Sieh zu, dass Du das Pferd behältst.«

II.

Saint-Quentin.

Es ist, wie Yvonnet zu dem Connétable gesagt hatte, sechs Stunden von La Fère nach Saint-Quentin.

Die Pferde hatten schon einen weiten Weg gemacht und zwar ohne eine andere Ruhe als eine Stunde in Royon und zwei Stunden im Lager, sie hatten auch keine Eile, als etwa Yvonnet die Gudula so bald als möglich zu sehen, und so brachten sie denn fast drei Stunden zu, bis sie die Stadt erreichten.

Nachdem sie sich an dem Tore zu erkennen gegeben hatten und unter der Wölbung desselben durchgeritten waren befanden sich die beiden Reiter in der Inselvorstadt.

»Will mir mein Lieutenant zehn Minuten erlauben«, fragte Yvonnet, »oder unterdes zu erfahren suchen, wie es in der Stadt steht?«

»Aha«, antwortete Théligny lachend, »wir sind wohl in der Nähe von Jungfer Gudula?«

»Das sind wir. Bei Tage bin ich übrigens nur ein Bekannter von ihr, der ein paar Worte mit ihr spricht. Ich habe immer den Grundsatz gehabt, dem Rufe und des Fortkommen hübscher Mädchen nicht zu schaden.«

Er wendete sich rechts in ein Gäßchen, das an der einen Seite eine lange Gartenmauer und auf der andern eine Reihe Häuser hatte, wo man aber nur ein einziges Fensterchen sah, das ganz mit Blumen besetzt war.

Wenn Yvonnet sich in den Steigbügeln aufrichtete, konnte er gerade an das Fenster reichen, unter welchem sich ein Prellstein befand, auf den Fußgänger traten, wenn sie an das Fenster hinauf sprechen wollten.

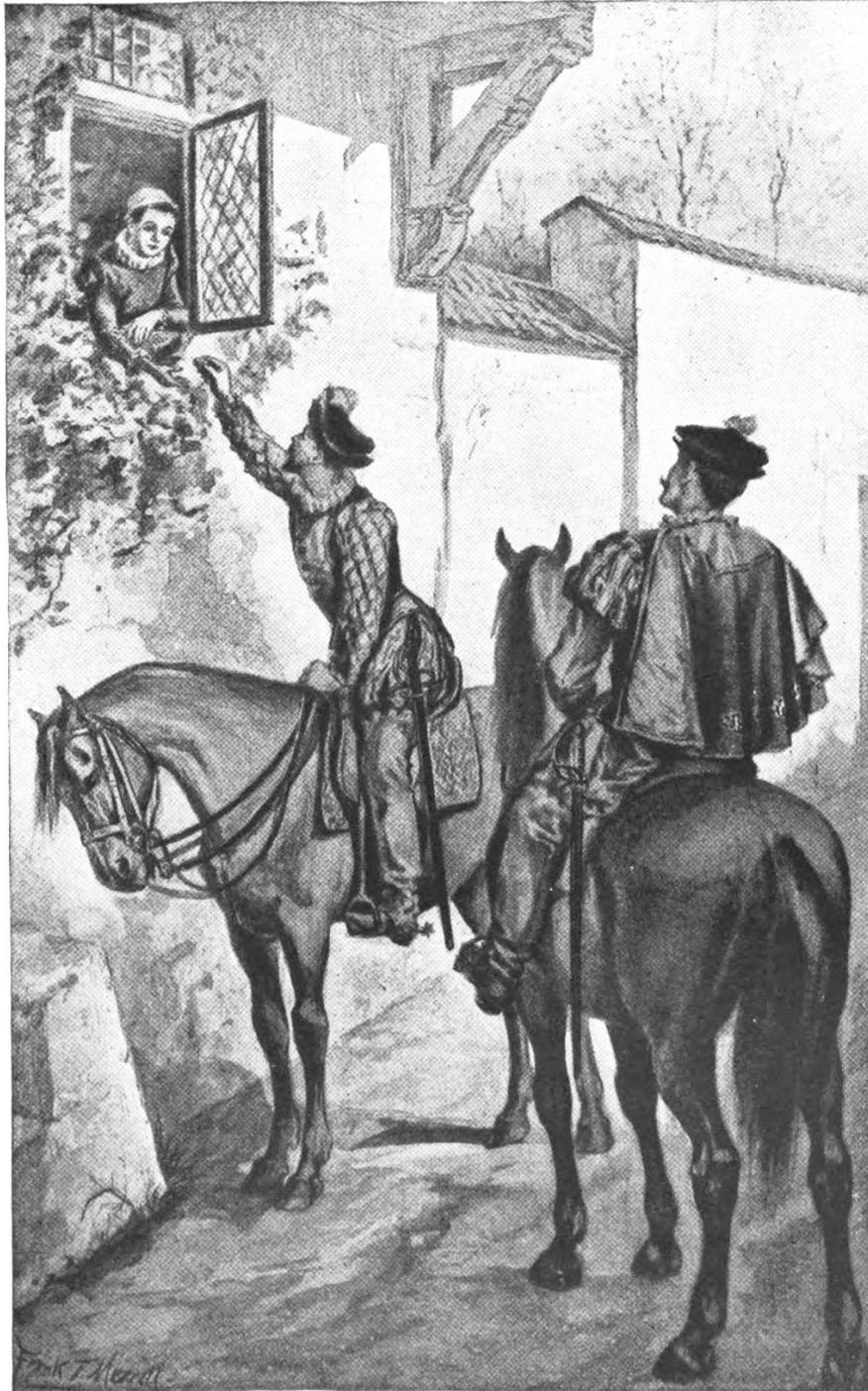
In dem Augenblicke, als er ankam, öffnete sich wie durch Zauberei das Fenster und ein reizendes Köpfchen, rosig vor Freude, zeigte sich unter den Blumen.

»Ah, Ihr seid es, Gudula?« fragte Yvonnet. »Wie wußtet Ihr meine Ankunft?«

»Ich sah am Fenster, das über die Mauer hinweg nach der Straße von Fère sieht. Da sah ich von weitem zwei Reiter kommen, und wenn es auch nicht wahrscheinlich war, daß Ihr der Eine wäret, konnte ich doch die Augen nicht abwenden. Als Ihr näher kamt, erkannte ich Euch. Da lauerte ich an dem Fenster, denn ich fürchtete, Ihr würdet vorüberreiten, ohne anzuhalten, erstens weil Ihr nicht allein und zweitens weil Ihr so schön seid, daß ich fürchtete Ihr wäret ein reicher Mann geworden.«

»Die Person, die ich zu begleiten die Ehre habe, meine liebe Gudula, und die mir erlaubt hat, einen Augenblick mit Euch zu sprechen, Herr von Théligny, ist mein Lieutenant, der Euch gleich mir einige Fragen über den Zustand der Stadt vorlegen möchte.«

Gudula blickte schüchtern nach dem Lieutenant, der sie artig grüßte, worauf sie mit den Worten in bebender Stimme antwortete: »Gott behüte Euch, Herr.«



Gudula streckte durch die Blumen die zitternde Hand aus

»Der Anzug, in dem Ihr mich seht, Gudula«, fuhr Yvonnet fort, »kommt von der Freigebigkeit des Königs, der, als er erfahren, daß ich das Glück habe, Euch zu kennen, mir aufgetragen hat, Euch von ihm dieses goldene Kreuz zu übergeben.«

Er nahm dabei das Kreuz aus seiner Tasche und bot es Gudula, die sich kaum entschließen konnte, es zunehmen, und sagte:

»Was sagt Ihr, Yvonnet? Warum verspottet Ihr ein armes

Mädchen so?»

»Mein schönes Kind«, fiel Théligny ein, »ich war zugegen, als der König Yvonnet den Auftrag gab, Euch das Geschenk zu überbringen.«

»Ihr kennt also den König?« fragte Gudula ganz verwundert.

»Seit gestern, Gudula, seit gestern kennt Euch der König, wie den braven Mann, euren Oheim Johann Pauquet, an den mein Lieutenant ein Schreiben von dem Admiral hat.«

Der Lieutenant machte nochmals ein bestätigendes Zeichen und Gudula, die anfangs, wie gesagt, gezögert hatte, streckte nun die zitternde Hand hervor, welche Yvonnet erfaßte und küßte, während er ihr das Kreuz übergab.

Da kam auch Théligny näher und sagte:

»Willst Du nun, Yvonnet, die schöne Gudula fragen, wo ihr Oheim ist und in welcher Stimmung wir ihn finden werden?«

»Mein Oheim ist in dem Rathhause«, antwortete das Mädchen, welche sich nicht entschließen konnte die Augen von dem Kreuze abzuwenden, »und ich denke geneigt, die Stadt zu verteidigen.«

»Schönen Dank . . . Komm, Yvonnet.«

Gudula machte ein kleines bittendes Zeichen, errötete sehr und sagte zu Théligny:

»Wenn also mein Oheim fragt, woher das Kreuz ist . . . «

»So könnt Ihr ihm sagen, es komme von Sr. Majestät«, antwortete lachend der junge Offizier, welcher die Besorgnis Gudula's sich wohl erklärte, »und der König habe es Euch zum Dank für die guten Dienste gegeben, die ihm euer Oheim und euer Vetter bereits geleistet haben und hoffentlich noch leisten. Wenn Ihr, was wohl möglich ist, Yvonnet nicht nennen wollt, so setzt nur hinzu, ich, Théligny«, Lieutenant in der Compagnie des Dauphin, habe Euch das Kreuz überbracht.«

»O, ich danke, ich danke«, rief Gudula freudig aus. »Sonst hätte ich es nicht zu tragen gewagt.«

Leise und rasch sagte sie dann noch zu Yvonnet:

»Wann sehe ich Euch wieder?«

»Als ich drei bis vier Stunden von Euch war, Gudula, saht Ihr mich jede Nacht«, antwortete Yvonnet, »denkt Euch also, da ich nun in derselben Stadt bin . . . «

»Still«, fiel Gudula ein und noch leiser sagte sie: »Komm zeitig, ich glaube mein Vater bleibt die Nacht im Rathhause.«

Sie zog das Köpfchen zurück, das hinter den Blumenstöcken verschwand.

Die jungen Männer ritten weiter auf einem Damme hin. In der Mitte des Weges ließen sie links die Abtei und Kirche »Saint-Quentin auf der Insel« und gelangten über eine erste Brücke, die sie zu der Capelle brachte, wo die Reliquie des Heiligen gefunden werden sollten, dann über eine zweite und dann über eine dritte, nach der sie sich vor den beiden Türmen an dem Inseltoie befanden.

An dem Tore standen ein Soldat von dem Regimente Théligny und ein Bürger der Stadtwache.

Diesmal brauchte sich Théligny nicht zu erkennen zu geben, der Soldat trat an ihn heran und fragte ihn nach Neuigkeiten. Man sagte, der Feind sei sehr nahe und die schwache Compagnie von hundertfünfzig Mann unter einem Lieutenant stand ganz allein unter den Bürgern, die ängstlich hin und her liefen oder die Zeit mit Versammlungen in dem Rathhause versäumten, in welchem viel geredet, aber wenig getan wurde.

Saint-Quentin schien in großer Aufregung zu sein. Die Hauptstraße, welche die Stadt in zwei Drittheilen ihrer Länge durchschneidet und in die mehrere andere von beiden Seiten einmünden, war voll von Leuten, und auf dem Markte endlich standen so viele, daß selbst Reiter sehr schwer durchkommen konnten.

Allerdings, als Yvonnet sein Barret auf seinen Degen gesteckt, in den Steigbügeln sich aufgerichtet und gerufen hatte: »Platz! Platz für die Leute des Herrn Admirals!« drängten die Leute, welche auf die erwartete Verstärkung warteten, so nach beiden Seiten, daß für die beiden Reiter ein schmaler Weg entstand, in welchem sie an die Stufen vor dem Rathhause gelangten, auf dem sie der Bürgermeister der Stadt Herr Varlet von Gibercourt erwartete.

Die Reiter kamen zu guter Zeit an; es war Sitzung gewesen und in Folge des Patriotismus der Einwohner, den die Beredsamkeit Johann Pauquet's und seines Bruders Wilhelm noch mehr

aufgestachelt hatte, beschlossen worden, daß die Stadt St.-Quentin, getreu ihrem Könige und ihrem Schutzpatrone vertrauend, sich auf's Äußerste verteidigen wolle.

Die Nachricht, welche Théligny brachte, daß der Admiral sehr bald mit Verstärkung erscheinen werde, trieb die Begeisterung auf den Gipfel.

Sofort, noch in derselben Sitzung taten die Bürger sich in Compagnien zusammen und ernannten ihre Führer. Jede Compagnie zählte fünfzig Mann.

Der Bürgermeister öffnete das Arsenal der Stadt, das leider keinen großen Vorrat hatte. Man fand darin fünfzehn Kanonen, von denen einige sich in schlechtem Zustande befanden, nur fünfzehn Büchsen und einundzwanzig Harken, dagegen Hellebarden und Lanzen in Menge.

Johann Pauquet wurde zum Hauptmann einer der Compagnien ernannt, und sein Bruder Wilhelm zum Lieutenant einer andern. Man sieht, die Familie wurde mit Ehren überschüttet; freilich war eine solche Ehre gefährlich. Die gesamte bewaffnete Macht bestand also für den Augenblick aus hundertundzwanzig bis dreißig Mann der Compagnie des Dauphin unter Théligny, aus etwa hundert Mann der Compagnie Herrn Breuil's, des Gouverneurs von St.-Quentin, der seit acht Tagen von Abbeville angekommen war und aus zweihundert Bürgern in vier Compagnien. Drei dieser Compagnien bestanden aus Armbrustschützen, Lanzen- und Hellebardenträgern. Nur die vierte war mit Büchsen bewaffnet.

Plötzlich sah man eine fünfte erscheinen, die man nicht erwartet hatte und die eben ihrer plötzlichen Erscheinung und der Elemente wegen, aus denen sie bestand, mit großem Jubel begrüßt wurde. Es waren hundert Jakobinermönche, welche alle Lanzen oder Hellebarden trugen.

Ein Mann in einer Kutte, unter welcher man die Maschen eines Harnisches bemerkte, führte sie und hatte ein Schwert in der Hand.

Yvonnet sah den Hauptmann aufmerksam an und rief :

»Da will ich doch in der Hölle brennen, wenn das nicht Lactantius ist?«

Und es war in der Tat Lactantius. Da er vermutet hatte, daß der Feldzug ein ernster werden wird, hatte er sich zu den Jakobinern zurückgezogen, um Buße zu tun und sich so weit als möglich in den Zustand der Gnade zu versetzen. Die guten Patres hatten ihn mit offenen Armen aufgenommen, und Lactantius, während er beichtete und den Patriotismus unter den Vätern bemerkte, hatte denselben zu benutzen sich vorgenommen. Demzufolge hatte er ihnen, als eine Eingebung vom Himmel, den Gedanken mitgeteilt, der ihm gekommen, sie in eine Compagnie zu vereinigen, was angenommen worden war. Lactantius hatte es bei dem Prior ermöglicht, daß man eine Stunde Früh und eine halbe Stunde Abends zum Einexerzieren verwende, und nach drei Tagen, als er seine Leute für genügend eingeübt hielt, führte er sie aus dem Kloster und, wie wir eben gesehen haben, unter großem Jubel auf den Marktplatz.

Saint-Quentin hatte also für den Augenblick fünfhundertzwanzig Streiter.

Kaum hatte man die Streitkräfte überzählt, als von den Wällen her sich ein großes Geschrei erhob und Leute herbeiliefen, welche in verzweifelnder Weise die Arme gen Himmel streckten.

Man erkundigte sich, man fragte, die Leute hatten in der Ebene eine Menge Bauern querfeldein laufen sehen, offenbar in großer Angst.

Man befahl sofort die Tore zu schließen und die Wälle zu besetzen.

Lactantius, welcher in der Gefahr die Ruhe des wahren Christen behielt, befahl sogleich seinen Jakobinern, sich an die Kanonen zu spannen und sie an die geeigneten Plätze auf den Mauern zu bringen.

Théligny und Yvonnet, die zu Pferde waren und wohl fühlten, daß sie trotz dem weiten Ritt ihren Pferden noch etwas zumuten könnten, ritten aus dem Thor, durch die Furt des Flusses und über die Ebene, um zu erfahren, was die Landleute zur Flucht veranlaßt habe.

Der Erste, dem sie begegneten, hielt die Nase und einen Teil des Backens mit der rechten Hand und so wohl und übel an der Stelle, welche sie früher eingenommen hatte, während er Yvonnet

winkte.

Yvonnnet eilte hinzu und erkannte Malemort.

»Zu den Waffen! Zu den Waffen!« schrie er so laut als er konnte.

Yvonnnet trieb sein Pferd noch rascher an, und da er seinen Genossen ganz mit Blut bedeckt sah, stieg er ab und erkundigte sich nach seiner Wunde.

Die war schrecklich in Hinsicht auf die Verwüstung, die sie in einem noch unversehrten Gesichte angerichtet haben würde; das Gesicht Malemort's aber war so zerfetzt und geflickt, daß es auf eine Naht mehr oder weniger nicht ankommen konnte.

Yvonnnet legte sein Taschentuch vierfach zusammen, riß ein Loch hinein, durch das er die Nase Malemort's stecken konnte, legte den Verwundeten dann an den Boden, nahm den Kopf desselben auf seine Knie und verband ihm das Gesicht so rasch und geschickt, wie es nur der geschickteste Chirurg hätte tun können.

Théligny zog unterdes Erkundigungen ein.

Folgendes war geschehen.

Früh war der Feind vor Origny-Sainte-Benoite erschienen und Malemort, der sich da befunden und richtig erraten hatte, daß es Hiebe und Schüsse geben würde, hatte die Einwohner aufgereizt sich zu verteidigen. Sie hatten sich demnach mit ihrem Vorrat von Waffen und Munition in das Castell zurückgezogen und da etwa vier Stunden ausgehalten. Da aber die ganze spanische Vorhut angegriffen hatte, war das Castell erstürmt worden. Malemort hatte Wunder getan, sich aber doch zum Rückzuge bequemen müssen. Da ihn drei oder vier Spanier zu hart bedrängten, war er umgekehrt und hatte zwei davon niedergestochen, während er aber den dritten angriff, hatte ihn der vierte über das Gesicht gehauen. Weil er da eingesehen, daß er mit einer Wunde, die ihn blindete, sich nicht verteidigen könne, hatte er einen fürchterlichen Schrei ausgestoßen und war niedergestürzt, als sei er tot. Die Spanier hatten ihn durchsucht, ihm das sehr wenige Geld abgenommen, das er bei sich gehabt und sich zu ihren Kameraden zurückbegeben, die im Orte eine einträglichere Plünderung hielten. Da hatte Malemort sich wieder

aufgerichtet, seine Nase und den einen Backen wieder dahingeschoben wohin sie gehörten sie mit der Hand da festgehalten und seinen Lauf nach der Stadt begonnen um Lärm zu machen. So geschah es, daß Malemort, der gewöhnlich der Erste beim Angriffe und der Letzte beim Rückzuge war, sich ganz gegen seine Gewohnheit diesmal an der Spitze der Fliehenden befand.

Yvonnnet und Théligny wußten was sie wissen wollten. Yvonnnet nahm Malemort hinter sich auf das Pferd, alle Drei kehrten nach der Stadt zurück und riefen: »Zu den Waffen.«

Die ganze Stadt wartete auf sie. Im nächsten Augenblicke wußte man, daß der Feind nur noch vier bis fünf Stunden entfernt sei, aber der Mut der Einwohner war so groß, daß die Nachricht ihn nicht niederschlug, sondern noch mehr steigerte.

Zum Glück befanden sich unter den hundert Mann, die Breuil mit sich gebracht hatte, vierzig Kanoniere, und man vertheilte sie an die fünfzehn Geschütze, welche die Väter Jakobiner auf die Wälle gezogen hatten. Es fehlten sonach etwa drei Mann am Geschütz und die Mönche erboten sich die Batterie zu vervollständigen. Sie wurden angenommen und nach einstündiger Übung machten sie ihre Sache so gut, als hätten sie ihr ganzes Leben lang nichts Anderes getrieben.

Es war Zeit, denn nach einer Stunde bemerkte man die ersten spanischen Kolonnen.

Der Rat der Stadt beschloß einen Boten an den Admiral zu schicken, um ihn von der Lage der Stadt zu benachrichtigen, aber wer wollte die Stadt im Augenblicke bei Gefahr verlassen?

Yvonnnet bot Malemort an.

Dieser opponierte laut; seit er verbunden, befinde er sich, sagte er, besser als je; seit fünfzehn Monaten habe er sich nicht geschlagen, das Blut ersticke ihn fast und das wenige, das er verloren, habe ihm zwar gut getan, aber lange nicht genug.

Yvonnnet machte ihm aber bemerklich, daß man ihm ein Pferd geben werde, daß er dies Pferd behalten dürfe, daß er nach drei oder vier Tagen mit dem Admiral wieder einziehen werde und dann auf dem Pferde bei dem Ausfalle viel weiter vordringen könne als die zu Fuß.

Das bestimmte Malemort.

Auch müssen wir gestehen, daß Yvonnet den großen Einfluß hatte, den fast immer schwache oder reizbare Naturen auf kräftige haben.

Malemort stieg also zu Pferd und galoppierte nach Fère zu.

Man konnte ruhig sein. Nach der Art, wie der Abenteurer ritt, mußte der Admiral nach anderthalb Stunden Nachricht haben.

Unterdes hatte man die Tore aufgemacht und die armen Flüchtlinge von Origny aufgenommen und dann in alle umliegenden Dörfer geschickt, um Mehl und alles vorrätige Getreide einzufordern.

Der Feind rückte in einer ausgedehnten Linie vor und zwar in solchen Massen, daß man annehmen konnte, man habe es mit dem ganzen spanischen wallonischen und deutschen Heere zu tun also mit fünfzig- bis sechzigtausend Mann.

Wie wenn die Lava von dem Krater des Vesuvs oder des Ätna herabfließt und die Häuser, ehe noch der Flammenstrom sie erreicht, zusammenstürzen und die Bäume in Brand geraten, so sah man vor der dunkeln heranrückenden Linie Häuser und Dörfer in Flammen aufgehen.

Die ganze Stadt war auf den Wällen und auf den Türmen, um dem grausigen Schauspiele zuzusehen und bei jedem neuen Feuer, das aufging, erhoben sich neue Verwünschungen, die gleich einem Fluge von Unglücksvögeln nach dem Feinde hingen.

Aber der Feind rückte immer näher heran und trieb die Einwohner der Gegend vor sich her wie der Wind den Rauch von den brennenden Dörfern. Eine Zeitlang nahmen die Tore die Fliehenden noch auf, aber bald mußten sie geschlossen werden, so nahe war der Feind. Die armen Landleute mußten da um die Stadt herumgehen.

Bald wirbelten die Trommeln zum Zeichen, daß alle Nichtstreiter sich von den Wällen und Türmen zu entfernen hätten.

Endlich blieben in der ganzen Linie nur die Kämpfenden zurück, die schweigend da standen wie stets die Menschen bei der Annäherung der Gefahr.

Man erkannte bereits deutlich den Vortrab.

Er bestand aus den Pistolenschützen, die zwischen Rouvroy und Harly über die Somme gegangen waren und schnell sich um die ganze Stadt verbreiteten.¹¹

Hinter den Pistolenschützen folgten drei- bis viertausend Mann, in denen man an der Regelmäßigkeit ihres Marsches einen Teil jener alten spanischen Scharen erkennen konnte, welche für die besten Truppen in der Welt galten. Sie gingen ebenfalls über die Somme und nahmen ihre Richtung nach der Inselvorstadt.

»Alles wohl erwogen, Yvonnnet«, sagte Théligny, »so glaube ich, der Tanz wird nach dem Hause deines Schatzes zu losgehen. Wenn Du zusehen willst, komm mit.«

»Recht gern, Herr Lieutenant«, antwortete Yvonnnet, dem es bereits schauernd über alle Glieder lief wie im Anfange jedes Kampfes.

Er preßte die Lippen zusammen, während sein Gesicht leicht erbleichte, und wendete sich nach dem Inseltore hin, nachdem Théligny die Hälfte seiner Mannschaft führte, während die Übrigen bei den Bürgern blieben, um dieselben zu unterstützen und ihnen im Notfalle mit gutem Beispiele voranzugehen.

Man gelangte in die Inselvorstadt. Yvonnnet ritt vielleicht hundert Schritte voraus, so daß er Zeit hatte, an dem Fenster Gudula's anzuklopfen, die erschrocken aufmachte, um dem Mädchen den Rat zu geben, in das Erdgeschoß zu gehen, weil aller Wahrscheinlichkeit nach die Kugeln bald kommen und die Häuser begrüßen würden.

Er hatte noch nicht ausgesprochen als eine Kugel in den Giebel des Hauses schlug.

Yvonnnet klammerte sich mit den Händen an dem Fenster an, suchte mit seinen Lippen unter den Blumen die zitternden Lippen des Mädchens, drückte einen gar zärtlichen Kuß darauf und sagte:

»Wenn mir was Menschliches begegnet, Gudula, so vergiß mich nicht gar zu bald und wenn Du mich vergißt, tu's nicht um einen Engländer, Deutschen, Spanier.«

Ohne auf die Beteuerung des Mädchens zu warten, daß sie ihn ewig lieben werde, entfernte er sich nach der alten Mauer zu und befand sich da ziemlich an der Stelle, wo er bei seinen

nächtlichen Wanderungen gewöhnlich übergestiegen war.

Da begann Tanz und Musik, wie Théligny vorhergesagt hatte.

Die Musik war geräuschvoll genug und die, welche sie hörten, bückten sich mehr als einmal; allmählich aber gewöhnten selbst die Bürger, die anfangs von den Soldaten ausgelacht wurden, sich an die Sache und dann wurden sie wohl gar noch eifriger als die Andern.

Die Spanier rückten unterdes in solcher Macht heran, daß die Bürger und Soldaten den ersten Wall, den sie zu verteidigen beabsichtigt hatten, verlassen mußten, denn er hatte keine Brustlehne und wurde überall von den umliegenden Höhen beherrscht, war also nicht zu halten. Sie zogen sich demnach in guter Ordnung zurück, ließen drei Tote auf der Stelle, nahmen aber ihre Verwundeten mit.

Yvonnet schleppte einen Spanier, dem er seinen Degen durch den Leib gestoßen und die Büchse abgenommen hatte, da er ihm aber die Patronen nicht hatte noch abnehmen können, so nahm er den ganzen Mann mit, wahrscheinlich weil er hoffte, seine Mühe werde nicht umsonst und auch in den Taschen des Toten etwas zu finden sein.

Dieses gute Zutrauen lohnte sich; außer dem dreimonatlichen Solde, welcher am Tage vorher an die Spanier bezahlt worden war, um ihnen Mut zu machen, besaß jeder auch sonst etwas, da sie seit fünf bis sechs Tagen geplündert hatten. Wir wissen nicht, ob der Spanier Yvonnet's mehr oder weniger als die Andern geplündert hatte. Yvonnet schien aber mit dem Inhalt der Tasche ganz wohl zufrieden zu sein.

Hinter den Soldaten Théligny's und den Bürgern nahmen die beiden spanischen Anführer, Julian Romeron und Carondelet von dem äußern Walle Besitz und bemächtigten sich aller Häuser, die an der Straße von Guise so wie an der von Fère standen und die Obervorstadt bildeten; als sie aber über den Raum zwischen dem äußern Walle und der alten Mauer rücken wollten, wurden sie von einem so wohl genährten Feuer empfangen, daß sie nach den Häusern zurückgehen mußten, aus deren Fenstern sie schossen, bis die Dunkelheit dem Kampf ein Ende machte.

Erst da glaubte Yvonnet sich umsehen zu dürfen. Da sah er

kaum zehn Schritte hinter sich und über die Böschung des Walles hervorragend, das blasse Gesicht eines reizenden Mädchens, das unter dem Vorwande sich zu überzeugen, ob ihr Vater da sei, sich trotz des Verbotes daher gewagt hatte.

Er blickte von dem Mädchen auf seinen Lieutenant.

»Yvonne«, sagte der Letztere, »zwei Tage und zwei Nächte bist Du im Dienst; Du wirst müde sein; überlaß Anderen die Sorge an dem Walle zu wachen und ruhe bis morgen aus. Du wirst mich immer da finden, wo das Feuer ist.«

Yvonne ließ sich das nicht zweimal sagen, sah nach Gudula und ging scheinbar, ohne sich um das Mädchen zu kümmern fort, als begeben er sich in die Stadt.

Wahrscheinlich in Folge der Dunkelheit verirrte er sich, denn nach zehn Minuten war er wieder in dem Gäßchen, vor dem Fensterchen auf dem Prellsteine.

Yvonne hielt sich da fest an zwei weiße Händchen die alsbald aus dem Fenster sich herausstreckten und ihn so geschickt hineinzogen, daß man leicht erkannte, es geschehe dies nicht das erste Mal.

Das was wir hier erzählt haben geschah am 2. August 1557.

III.

Der Admiral hält sein Wort.

Malemort hatte, wie man vorausgesehen, die sechs Stunden zwischen St.-Quentin und dem Lager zu Fère sehr schnell zurückgelegt.

Nach kaum anderthalb Stunden war er an der Tür des Admirals. Wenn man bei dem Anblicke dieses Mannes, der im Galopp mit blutbefleckten Kleidern und verbundenem Gesicht ankam, auch Malemort durchaus nicht erkennen konnte, so war es doch nicht schwer, in ihm einen Unglücksboten zu erraten.

Er wurde sofort zu dem Herrn von Coligny geführt.

Der Admiral war in Gesellschaft seines Oheims, des Connétable, der eben angekommen.

Malemort berichtete die Einnahme von Origny, die Niedermetzlung derer, welche das Castell verteidigen wollten, die Verbrennung der Dörfer in der Richtung, in welcher das spanische Heer vorgerückt.

Sofort wurden die Rollen zwischen Oheim und Neffen verteilt.

Coligny sollte unmittelbar mit fünf- bis sechshundert Mann aufbrechen um sich in St.-Quentin einzuschließen und da bis aufs Äußerste auszuhalten.

Der Connétable wollte sich mit den übrigen Soldaten im Lager mit dem Heere des Herzogs von Nevers vereinigen, das nur acht- bis neuntausend Mann stark, also zu schwach war, um das spanische anzugreifen welches fünfzigtausend Kampffähige zählte, und dasselbe demnach nur beobachtete, um von jeder Gelegenheit Nutzen zu ziehen.

Der Admiral ließ sofort zum Aufsitzen blasen und zum Aufbruch trommeln, beschloß aber auf den Rat Maldent's, den er als Führer gewählt hatte, nicht den unmittelbaren Weg zu nehmen, sondern jenen über Ham einzuschlagen. Nach den erhaltenen Angaben meinte er, die Spanier würden Saint-Quentin von Rémicourt, der Johannes- und der Inselvorstadt angreifen und erwartete demnach von jeder dieser drei Seiten Bekämpfung seines Planes.

Der einzige Weg, welcher Maldent's Ansicht nach noch frei sein konnte, war der von Ham nach Saint-Quentin, welcher durch Sümpfe führte, in die sich ein mit der Örtlichkeit nicht genau Bekannter gar nicht wagen konnte.

Der Admiral nahm drei Compagnieen Fußvolk mit sich, die von den Hauptleuten Saint-André, Rambouillet und Ludwig Roy geführt wurden; die dritte aber, die erst denselben Tag aus der Gascogne angekommen, war so ermüdet, daß sie unterwegs blieb zwischen Fère und Ham.

In dem Augenblicke als der Connétable und der Admiral Fère verließen — der Admiral auf seinem Wege nach Ham, der Connétable ihn begleitend — sahen sie mitten auf dem Wege einen großen schwarzen Hund sitzen, der mit aller Macht zu heulen anfang. Man jagte ihn fort, aber er lief etwa hundert Schritte weiter, setzte sich dann wieder wie vorher mitten in den Weg und heulte noch schauerlicher als das erste Mal. Als er von neuem vertrieben wurde, machte er es wieder so und er heulte noch verzweiflungsvoller.

Da sah der Connétable Coligny an und fragte:

»Was meinst Du dazu, Neffe?«

»Es ist eine sehr unangenehme Musik«, antwortete der Admiral, »und ich glaube wir werden die Komödie dazu liefern.

»Ja, vielleicht aber auch die Tragödie«, antwortete der Connétable.¹²

Nach dieser Prophezeiung umarmten einander Oheim und Neffe, der Admiral setzte seinen Weg nach Ham fort, der Connétable aber kehrte nach Fère zurück, das er denselben Abend noch verließ, aber als er aus der Stadt kam, erwartete ihn eine andere Verkündigung.

Er war kaum eine Stunde auf dem Wege nach Laon hingeritten, als ein Pilger in einem langen Gewande und mit einem langen Barte seinem Pferde in den Zügel fiel und ihm zurief:

»Montmorency! Montmorency! Ich melde Dir, daß nach drei Tagen dein ganzer Ruhm Staub sein wird.

»Mag sein«, antwortete der Connétable, »ich melde Dir, daß vorher deine Kinnlade zerbrochen sein wird.«

Damit gab er ihm einen so derben Faustschlag, daß der arme

Prophet ohnmächtig und mit verrenkter Kinnlade niederfiel.¹³

Der Connétable setzte seinen Weg fort, wie es der Admiral getan hatte, jeder mit einer schlimmen Anzeige.

Gegen fünf Uhr Abends kam der Admiral in Ham an. Er hatte die Absicht, seinen Weg ohne Aufenthalt bis Saint-Quentin fortzusetzen. Demnach brach er, nachdem er seinen Leuten eine Stunde Rast gegönnt hatte, mit zwei Compagnien und seinen Gendarmen auf.

Die Herren von Jarnac und von Luzarche hatten in Ham alles aufgeboten, um ihn zurückzuhalten, indem sie ihn darauf hinwiesen, welche Dienste er im freien Felde leisten könnte, und sich sogar erboten, an seiner Statt in Saint-Quentin sich einzuschließen; aber er hatte geantwortet:

»Lieber will ich alles verlieren, was ich habe, als den braven Leuten, die ihre Stadt verteidigen wollen, die versprochene Hilfe nicht bringen.«

Er brach auf.

An dem Tore von Ham begegnete er dem Abte von Saint-Prix. Der Prälat hieß Jacob von La Motte, war Canonicus von Saint-Quentin, Chartres, Paris und Le Mans und besaß außerdem zwei Prioreien. Da Coligny glaubte, der Prälat komme von Saint-Quentin, so ritt er zu ihm.

Der Abt hatte bei den ersten Kanonenschüssen gegen die Stadt dieselbe verlassen und wollte in der Eile den König von der Lage Saint-Quentins benachrichtigen, sowie ihn um Hilfe bitten.

»Herr Abt«, sagte der Admiral, »da Ihr zu dem Könige geht, sagt Sr. Majestät, daß Ihr mir an der Spitze einer guten Schar begegnet, und daß wir diese Nacht um Gottes Hilfe nach Saint-Quentin zu kommen gedenken, wo ich ihm gute Dienste zu leisten hoffe.«

Und er setzte seinen Weg fort.

Eine Stunde weiter hin bemerkte er, daß die Flüchtlinge von Origny, und den andern Dörfern in der Umgegend von Saint-Quentin in der Stadt keine Zuflucht gefunden hatten und weiter hinfliehen mußten. Die Unglücklichen waren ganz erschöpft; Einige schleppten sich noch fort, andere aber lagen halb verhungert und erschöpft unter den Bäumen.

Der Admiral ließ Einiges unter sie verteilen und setzte seinen Weg fort.

Zwei Stunden von Saint-Quentin überfiel ihn die Nacht, aber Maldent war ja bei ihm; er bürgte für alle, die ihm folgen wollten, und erbot sich, wahrscheinlich weil er auf eine gute Belohnung zuletzt wartete, mit einem Stricke um den Hals vor dem Pferde des Admirals zu gehen.

Die Compagnie Rambouillet's schlug den bezeichneten Weg ein, der Hauptmann Saint-André behauptete aber, einen guten Führer zu haben und bat seinen eigenen Weg gehen zu dürfen.

Es war ein Jeder so ganz auf sich angewiesen, daß der Admiral nicht zu verlangen wagte, es solle sich jeder so wie er auf Maldent verlassen.

Saint-André zog demnach seinen Weg und der Admiral den seinen.

Es zeigte sich kein Hindernis auf dem Wege nach Saint-Quentin. Die Stadt war noch nicht ganz eingeschlossen; man hatte die eine Seite den Engländern vorbehalten, die jeden Augenblick erwartet wurden, und gerade auf dieser Seite erschien der Admiral.

Auf der Höhe von Savy, d.h. drei Viertelstunde vor der Stadt, hatte man sich vorsichtig umgesehen und auch an den Feuern des feindlichen Heeres erkannt, daß gleichsam der Weg absichtlich für die kleine Schar des Admirals freigelassen sei.

Er fürchtete deshalb einen Hinterhalt.

Procop, der in seinem Umgange den picardischen Dialekt erlernt hatte, erbot sich auf Entdeckung auszugehen.

Der Admiral nahm dies an und ließ Halt machen.

Nach drei Viertelstunden kam Procop zurück und meldete, daß der Weg vollkommen frei sei und er so weit habe an den Wall kommen können, daß er die Wachen darauf gesehen. Er habe überdies über den kleinen Flußarm, der (damals) an der Mauer fließe, der Wache gepfiffen, und als diese aufmerksam geworden, leise die Ankunft des Admirals gemeldet, so daß der Posten am Tore bereits benachrichtigt sei und der Admiral sofort einrücken könne.

Coligny billigte alles, was Procop getan hatte, und brach ruhiger

wieder auf.

Dreißig Schritte vom Tore erhob sich ein Mann in einem Graben. Er hatte ein Pistol in der Hand und war bereit Feuer zu geben, wenn die vorrückende Schar eine feindliche sei.

Man sah auf den Wällen etwas wie einen dichten Schatten: hundert Mann waren an den Punkt beordert worden für den Fall, daß hinter der Anzeige an die Wache eine List des Feindes verborgen liege.

Der Mann mit dem Pistol, der gleichsam aus der Erde emporgewachsen, war der Lieutenant Théligny. Jetzt trat er vor und sagte:

»Frankreich und Théligny.«

»Frankreich und Théligny«, antwortete der Admiral.

Es war also die versprochene Verstärkung und man öffnete das Thor.

Der Admiral mit seinen hundert Mann zog ein.

Sogleich verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von dieser Ankunft; die Leute traten laut jubelnd, halb bekleidet, aus ihren Häusern; viele wollten illuminieren; einige hatten schon angefangen.

Der Admiral gebot zu schweigen und die Lichter auszulöschen, denn, er fürchtete, daß die feindliche Armee aufmerksam und doppelt wachsam werde. Saint-André war ja auch mit seinen Leuten noch nicht angekommen.

Gegen drei Uhr Früh hatte man von ihnen noch nichts gehört.

Da der Tag bald anbrechen mußte und es von Wichtigkeit war, daß sie nicht unter die Spanier gerieten, ging Lactantius mit sechs oder acht seiner Jakobiner hinaus.

Die Mönche, welche ihre Tracht vor jedem Verdachte schützte, wollten sich in der Umgegend zerstreuen und die verirrte Compagnie sammeln.

Das Anerbieten wurde angenommen und sie machten sich auf den Weg.

Zwischen vier und fünf Uhr erschien ein erstes Häuflein von sechzig Mann mit zwei Mönchen.

Gegen sechs Uhr fand sich ein zweites von fünfundfünfzig bis sechzig Mann mit einem andern Mönche ein. Dabei war der

Hauptmann Saint-André.

Ihr Führer hatte sich verirrt und sie mit irregeführt.

Die andern Mönche kamen nach einander zurück, und unter Gottes Schutz war diesmal Niemanden ein Unglück geschehen.

Sobald die Letztere angekommen waren, ließ Coligny Appell schlagen.

Die Besatzung war durch ihn um zweihundertundfünfzig Mann verstärkt worden. Zwar war dies der Zahl nach eine kleine Hilfe, aber die Anwesenheit dessen, der, sie brachte, hatte den Furchtsamsten wieder Mut gegeben und dadurch allein schon mächtig gewirkt.

Théligny, der Bürgermeister und der Gouverneur der Stadt berichteten dem Admiral genau, was am Tage vorher geschehen war und Coligny, der sich mehr und mehr überzeugte, daß die Inselvorstadt bis zum Äußersten verteidigt werden müsse, wendete sich zunächst dahin. Auf der alten Mauer, wo die Kugeln um ihn piffen, beschloß er, daß man noch denselben Tag, gegen Abend, einen Ausfall machen wolle, um die nächsten Häuser anzuzünden, von denen aus die Spanier fortwährend die Soldaten auf den Wällen beunruhigten. Wenn dies gelang und man den Belagerern den Außenwall wieder abnahm, dessen sie sich am vorigen Tage bemächtigt hatten, so konnte man einen Laufgraben von der alten Mauer ziehen und die Courtinen vor dem Feuer des Feindes decken.

Bis dahin und um alle möglichen Mittel der Verteidigung auf diesem Punkt zu concentriren, befahl der Admiral an jeder Seite des Walles eine Schießscharte zu öffnen, an die man zwei Geschütze führte.

Nachdem diese ersten dringenden Maßregeln getroffen waren, dachte Coligny daran, daß es Zeit sei, die Zahl und den Wert des Feindes zu erforschen, mit dem er es zu tun haben sollte.

Nach den Fähnchen auf den Zelten war die Nation leicht zu erkennen, welcher die Soldaten angehörten, wie die Fürsten, die sie befehligten.

An der Stelle, wo sich der Admiral befand, nämlich auf dem am weitesten vorspringenden Winkel der alten Mauer, hatte der Admiral drei vollkommen getrennte Lager vor sich, deren jedes

sich auf einem Hügel befand.

Das entfernteste war das des Grafen von Schwarzenberg.

Das mittlere war jenes der Grafen von Egmont und Horn, die beiden Unzertrennlichen, die selbst der Tod nicht zu scheiden vermochte.

Das nächste Lager war das Emanuel Philiberts.

Vor sich hatte der Admiral die spanischen Truppen, gegen welche man am Tage vorher gekämpft unter Don Julian Romeron und Carondelet.

Links endlich ragte die äußerste Spitze des Hauptlagers vor.

Dieses Lager, welches fast eine halbe Stunde Raum bedeckte und in dem der Herzog von Savoyen später seine Zelte aufschlug, war fast ganz von dem Flusse, der Somme, umgeben, welche einen Halbkreis von ihrem Ursprunge bis dahin bildet, wo sie zwischen St.-Quentin und der Inselvorstadt durchgeht.

In diesem Lager befanden sich die Quartiere des Feldmarschalls von Binincourt, des Markgrafen von Berg, des Markgrafen von Valle, des Herzogs von Saïmona, des Grafen von Schwarzenberg, des Grafen von Mansfeld, Bernhards von Mendoza, Ferdinands von Gonzaga, des Bischofs von Arras, des Grafen von Feria, des Grafen Rinago, des Grafen von Veaugier, des Marschalls von Carcheris, des Herzogs Erich von Braunschweig, des Herzogs Ernst von Braunschweig, des Don Johan Manrique, des Herrn von Bouffu, des Herrn von Parlaymont, des Grafen von Mégue, des Herrn Lazari von Schwendy, das Quartier der schweren Reiterei und der Hellebardiere.

Der Inselvorstadt gerade gegenüber war das flamändische Lager und da stand eine Batterie, die ein solches Feuer gab, daß der Weg, von wo sie schoß, bis auf den heutigen Tag das Höllengäßchen heißt.

Nach dieser vorläufigen Musterung begab sich der Admiral in das Rathaus, ordnete an, daß man ihm ein Verzeichnis der kampffähigen Männer gebe, daß man alle Waffen aufsuche, die in der Stadt etwa noch vorhanden sein könnten, und diejenigen heranziehe, Männer und Frauen, welche an den Erdarbeiten mithelfen wollten, daß man zu diesem Zwecke alle Werkzeuge

wie Schaufeln, Hacken, Spaten und Körbe zusammenbringe und daß alles Getreide, Mehl, Wein, Vieh, kurz die Vorräte sowohl in dem städtischen Magazine als in den Privathäusern aufzeichne, damit Ordnung in den Verbrauch komme und nichts verschwendet werde. Endlich verlangte er ein genaues Verzeichnis nicht nur von dem Geschütz, sondern auch von der Menge des Pulvers, der Kugeln und der Männer, welche die Geschütze bedienen könnten.

Bei dem Umgange, den der Admiral gemacht, hatte er nur zwei Mühlen gesehen: eine Windmühle am Ende der Billionstraße, bei dem roten Turme, und eine Wassermühle an der Somme in der unteren Inselvorstadt. Das war offenbar nicht genug zur Lieferung des Mehlbedarfes für eine Stadt von zwanzigtausend Einwohnern.

Er sprach diese Besorgnis aus, aber die Schöffen beruhigten ihn durch die Versicherung, daß es in der Stadt fünfzehn bis sechzehn Handmühlen gebe, welche im Notfalle allein hinreichen würden, das für die Stadt nötige Mehl zu liefern.

Dann sorgte Coligny für die Unterkunft der Compagnien, wobei er die Einteilung der Stadt in vier Viertel wohl annahm, diese vier Viertel aber in sechzehn Teile schied, zu deren Beaufsichtigung er sechzehn Bürger und sechzehn Offiziere einsetzte, damit alle Beschlüsse im Verein gefaßt würden. Die Truppen wurden zur Bewachung der Mauern in Verbindung mit den Bürgern verteilt. Die Schöffen blieben in permanenter Sitzung, um jeden Augenblick den Anforderungen entsprechen zu können, die an sie gerichtet werden könnten. Endlich stellte der Admiral dem Stadtrate die Herren vor, die das bildeten, was man heut zu Tage seinen Stab nennt und die seine Mittelpersonen bei der Behörde sein sollten.

Außerdem wurde der Hauptmann Languetot zum Aufseher der Artillerie ernannt, und man teilte ihm zehn Gendarmen zu, welche nachzusehen hatten, wie viel Pulver bei jedem Geschütze täglich verbraucht werde und überdies dafür sorgen sollten, daß dieses so kostbare Pulver vor jeder Gefahr behütet werde.

Auf der Wanderung über die Wälle hatte Coligny bei dem Johannesthore, etwa hundert Schritte von den Mauern, eine große Anzahl Gärten mit Obstbäumen bemerkt, welche von hohen buschigen Hecken eingeschlossen waren. Diese Hecken boten dem Feinde insofern Schutz, daß er unbemerkt sich den

Wällen nähern konnte. Da diese Gärten den angesehensten Bewohnern der Stadt angehörten, so verlangte der Admiral die Zustimmung des Rates, sie zu beseitigen. Diese Zustimmung wurde ohne alle Schwierigkeit gegeben und gleich darauf erhielten die Zimmerleute in der Stadt den Auftrag die Bäume und Hecken zu beseitigen, die zu Faschinen verwendet werden sollten.

Als Coligny sich so vielfach überzeugt hatte, welch guter Geist in der Stadt herrsche, begab er sich in das Haus des Gouverneurs, wohin er alle Offiziere der Compagnien beschieden hatte.

Er teilte ihnen mit, was er getan hatte, sprach von dem guten Geiste der Bürgerschaft und von dem Entschlusse derselben, die Stadt auf das Äußerste zu verteidigen und forderte sie auf, die schlimme Lage so weit als nur immer möglich zu mildern und ein gutes Einvernehmen zwischen den Soldaten und den Bürgern zu erhalten.

Jeder Hauptmann mußte überdies sofort ein Verzeichnis seiner Compagnie einreichen, damit der Admiral genau die Zahl der Leute kenne, auf die er rechnen dürfe und die er zu erhalten habe.

Endlich begab er sich mit einem Ingenieur zu einem Turme und zeigte ihm von da, wo man Ausgrabungen zu machen und Erhöhungen zu ebnen habe.

Nachdem Alles besorgt und er mit dem Offizier allein geblieben war, den er an den Connétable zu schicken gedachte, um von demselben eine Verstärkung zu erlangen, während es noch möglich sei den Platz zu verproviantieren, entschied er sich dafür, daß der Weg von Savy, der ganz mit Weinstöcken bedeckt war und zwischen kleinen Hügeln hervor kam, der geeignetste für den Heranzug der Truppen sei. Der Kapitän Saint-André war in der Tat bei hellem Tage ohne gesehen zu werden daher gekommen.

Nun erst dachte Coligny daran, daß er ein Mensch sei, und gönnte sich einige Stunden Ruhe.

IV.

Das Zelt der Abenteurer.

Während alle diese Sicherheitsangelegenheiten getroffen wurden, auf denen die ganze Verantwortlichkeit der Verteidigung der Stadt lastete und er sodann sich zu einer kurzen Ruhe entschlossen hatte, hatten unsere Abenteurer, die Coligny, unter von Procop entworfenem besonderen Vorbehalt, in Sold genommen und nun geduldig auf das erste Kampfsignal warteten, ihr Zelt etwa hundert Schritte von dem Inseltore aufzuschlagen, auf einem freien Platze.

Sie waren alle beisammen und man legte Rechnung ab.

Yvonnnet stand da und hatte eben die Hälfte von der Summe, die er von der Freigebigkeit Heinrichs II. erhalten, getreulich der Kasse übergeben, eben so Procop die Hälfte des Honorars, das er als Testamentsverfertiger verdient; Maldent die Hälfte seines Führerlohnes; Malemort die Hälfte der Gratifikation für seinen Ritt zu Coligny und Pille-Trousse endlich die Hälfte des Gewinnes von dem Verkaufe des Fleisches, das die beiden Scharfenstein herbeigebracht.

Die letzteren hatten, da es keinen Kampf gegeben, nichts zur Masse zu zahlen und waren eben damit beschäftigt, ohne sich um die künftigen Bedürfnisse zu kümmern, den letzten Rest des Ochsenviertels zu braten.

Lactantius brachte zwei große Säcke Getreide und einen Sack Bohnen, die er statt des Geldes der Gesellschaft bot, ein Geschenk, welches unseren Abenteurern die Jakobiner machten.

Fracasso suchte noch immer vergeblich einen Reim.

Unter einer Art Schuppen, der in Eile aufgebaut worden war, kauten die beiden Pferde, das Yvonnnet's und jenes Malemort's, ihr Stroh und ihren Hafer. In dem Schuppen stand auch eine Handmühle, welche Heinrich und Franz drehen wollten, sobald man sie brauche.

Die Geldangelegenheiten der Gesellschaft standen gut und vierzig Goldtaler sollten in die gemeinschaftliche Kasse wandern.

Wenn die Gesellschaft unter solchen Bedingungen noch ein Jahr bestand, wollte Procop sich eine Notarstelle, Maldent ein kleines Gut zwischen Fère und Ham, das er lange kannte, kaufen, Yvonnnet eine reiche Erbin heiraten, auf deren Hand ihm dann sein Vermögen und seine Eleganz sein doppeltes Recht gaben, Pille-Trousse dagegen in einer großen Stadt oder in der Hauptstadt selbst ein großes Metzgergeschäft anfangen, Fracasso seine Gedichte drucken lassen, Malemort endlich sich auf eigene Rechnung und so lange als es ihm gefiele, schlagen, um vor allen Vorwürfen der Kameraden und Vorgesetzten gesichert zu sein. Die beiden Scharfenstein hatten keinen besonderen Plan.

In dem Augenblicke als Maldent die letzten Goldstücke nochmals überzählte, fiel ein Schatten auf die Abenteurer, welcher andeutete, daß ein Körper zwischen ihnen und dem Lichte stehe.

Procop griff instinktmäßig nach dem Golde und Maldent bedeckte es noch rascher mit seinem Hute.

Yvonnnet drehte sich um.

Derselbe junge Mann, welcher in dem Lager zu Fère um sein Pferd gehandelt hatte, stand in dem Zelteingange.

So schnell auch Maldent das Gold mit seinem Hute bedeckte, hatte es der Unbekannte doch gesehen und mit dem raschen Überblicke eines Mannes, der mit solchen Berechnungen vertraut ist, sofort erkannt, daß die Summe, die man seinen Blicken zu entziehen sich bemüht, etwa fünfzig Goldtaler betrage.

»Nun«, sagte er, »die Ernte scheint nicht schlecht gewesen zu sein und es ist demnach die Zeit nicht gut gewählt, Euch ein Geschäft vorzuschlagen; Ihr werdet verflucht viel verlangen.«

»Das kommt aus das Geschäft an«, sagte Procop.

»Es gibt verschiedene Geschäfte«, meinte Maldent.

»Ist Aussicht auf Gewinn außer euren Anträgen?« fragte Pille-Trousse.

»Wenn Hiebe dabei vorkommen, wird man billig sein«, setzte Malemort hinzu.

»Sobald es keine Unternehmung gegen eine Kirche oder sein Kloster ist, wird es sich wohl machen lassen«, sagte Lactantius.

»Besonders wenn es im Mondenschein geschehen soll«, fiel Fracasso ein, »ich bin für die nächtlichen Unternehmungen, sie

allein sind poetisch und malerisch.«

Yvonnnet sagte gar nichts, er sah den Fremden an.

Die beiden Scharfenstein waren mit dem Braten des Fleisches beschäftigt.

Alle erwähnten Bemerkungen, welche den Charakter desjenigen bezeichneten, von dem sie ausgingen, kamen fast gleichzeitig aus dem Munde der Abenteurer.

Der junge Mann lächelte.

Er antwortete dann auf alle Fragen zugleich und sah dabei nach der Reihe den der Abenteurer an, welchem der Teil der Antwort galt.

»Die Sache ist wichtig«, sagte er, »sogar von der größten Wichtigkeit, und obgleich außer meinem Antrage Aussicht auf Gewinn ist und viele Hiebe zu geben und zu empfangen sein werden, gedenke ich Euch doch eine anständige Summe zu bieten, welche Jedem genügen dürfte . . . Die frommen Gemüter übrigens können sich beruhigen«, setzte er hinzu, »es ist weder von einer Kirche noch von einem Kloster die Rede, wie wir auf der andern Seite, der größeren Sicherheit wegen, wahrscheinlich nur in der Nacht handeln, nur muß ich sagen, daß ich eine dunkle Nacht einer hellen vorziehen würde.«

»In diesem Falle«, sagte Procop, welcher gewöhnlich den Auftrag hatte, für das Interesse der Gesellschaft zu sorgen, »setzt euren Antrag auseinander, man wird dann sehen, ob er annehmbar ist.«

»Es handelt sich darum«, sagte der junge Mann, »daß Ihr Euch verpflichtet, mir entweder bei einem nächtlichen Unternehmen oder bei einem Scharmützel, einem Gefechte oder einer Schlacht an hellem Tage zu folgen.

»Und was hätten wir dabei zu tun?«

»Den anzugreifen, den ich angreifen würde, ihn zu umringen und auf jeden Fall umzubringen.«

»Und wenn er sich ergibt?«

»Ich nehme ihn nicht anders an als auf Gnade und Ungnade.«

»Hm!« sagte Procop, »so ist es ein Haß auf Tod und Leben.«

»Ihr habt es getroffen.«

»Gut!« brummte Malemort, »das nenne ich reden.«

»Aber«, fiel Maldent ein, »wenn das Lösegeld gut wäre, würde es für uns doch vorteilhafter sein das Lösegeld anzunehmen.«

»Ich werde deshalb auch mit Euch über das Lösegeld so wie über den Tod unterhandeln, damit alles in voraus vorgesehen sei.«

»Das heißt also«, sagte Procop, »Ihr kauft uns den Mann tot oder lebendig ab.«

»Todt oder lebendig, so ist es.«

»Wie viel für den Toten? Wie viel für den Lebendigen?«

»Gleichviel.«

»Gut!« sagte Maldent, »es kommt mir aber doch vor, als wäre ein Lebendiger mehr wert als ein Toter.«

»Nein, denn ich würde den Lebendigen von Euch nur kaufen, um ihn zu einem Toten zu machen«

»Nun wie viel gebt Ihr?« fragte Procop.

»Einen Augenblick«, sagte Yvonne. »Erst muß Herr von Waldeck sagen, wovon die Rede ist.«

Der junge Mann trat rasch einen Schritt zurück.

»Ihr habt einen Namen ausgesprochen . . . «, sagte er.

»Der der eurige ist«, fiel Yvonne ein, während die Abenteurer einander ansahen und zu begreifen anfangen, daß sie ihre Interessen durch den Geliebten Gudula's führen lassen mußten.

Der junge Mann runzelte die dicken roten Augenbrauen.

»Woher kennt Ihr mich?« fragte er.

»Soll ich es Euch sagen?« entgegnete Yvonne.

Waldeck zögerte.

»Gedenkt an das Schloß Parcq«, fuhr der Abenteurer fort.

Waldeck erbleichte.

»Gedenkt an den Wald von Saint-Pol.«

»Eben weil ich daran denke«, sagte Waldeck, »bin ich hier und mache Euch den Antrag.«

»Dann soll der Herzog Emanuel Philibert getötet werden«, sagte Yvonne ruhig.

»Ei!« fiel Procop ein, »der Herzog von Savoyen!«

»Ihr seht daß es gut ist, sich genau um eine Sache umzusehen«, meinte Yvonne zu seinen Kameraden, denen er

einen Seitenblick zuwarf.

»Und warum sollte man den Herzog nicht töten?« fragte Malemort.

»Das sage ich nicht«, entgegnete Procop.

»Das ist etwas Anderes«, meinte Malemort. »Der Herzog von Savoyen ist unser Feind, da wir dem Admiral dienen, und ich sehe nicht ein, warum wir den Herzog nicht ebenso gut umbringen sollten wie einen Andern.«

»Du hast vollkommen Recht, Malemort«, entgegnete Procop, »man kann den Herzog von Savoyen umbringen wie einen Andern, aber . . . er ist teuer!«

Malemort machte eine zustimmende Bewegung und sagte »Viel teurer!«

»Ungerechnet«, fiel Lactantius ein, »daß man *dabei* seine Seele gefährdet.«

»Bah«, entgegnete Waldeck mit boshafem Lächeln, »glaubst Du, daß Benvenuto Cellini — wenn er nicht einer andern Sache wegen in der Hölle ist — wegen der Ermordung des Connétable von Bourbon verdammt wurde?«

»Der Connétable von Bourbon war ein Rebell, **distinguo**«, sagte Procop.

»Und exkommuniziert«, fiel Lactantius ein, »weil er gegen den Papst Clement VII. kämpfte; es wäre ein gutes Werk, ihn zu töten.«

»Nun freilich, euer Herzog von Savoyen ist ein Freund des Papstes Paul IV.«, entgegnete Waldeck achselzuckend.

»Von allem dem ist nicht die Rede«, sagte Pille-Trousse, »sondern von dem Preise.«

»So kommen wir wieder zur Sache«, entgegnete Waldeck. »Was sagt Ihr zu fünfhundert Goldtalern? Hundert als Draufgeld und vierhundert nach der Tat.

Procop schüttelte den Kopf.

»Da sind wir weit auseinander«, sagte er.

»Das tut mir leid«, entgegnete Waldeck, »denn ich habe mein letztes Wort und meinen äußersten Preis genannt, um keine Zeit zu verlieren. Ich habe fünfhundert Goldtaler und keinen Carolus mehr. Wenn Ihr nicht wollt, muß ich mich anderswo umsehen.«

Die Abenteurer sahen einander an. Fünf unter Sieben schüttelten den Kopf. Malemort allein war für Annahme, weil er voraussah, daß da Hiebe zu geben und zu empfangen sein dürften. Fracasso war wieder in seine poetischen Träumereien verfallen.

»Übrigens«, sagte Waldeck, »hat die Sache nicht so große Eile . . . Denkt darüber nach. Ich kenne Euch, Ihr kennt mich, wir sind in einer und derselben Stadt, wir können einander also leicht finden.«

Er grüßte die Abenteurer mit leichtem Kopfnicken, drehte sich um und ging.

»Soll ich ihn zurückrufen?« fragte Procop.

»Fünfhundert Goldtaler findet man nicht alle Tage auf der Straße«, sagte Malemort.

»Und wenn es wahr ist, daß es Alles ist, was er besitzt«, bemerkte Yvonnet, »das schönste Mädchen kann nur geben, was sie hat.«

»Brüder«, sagte Lactantius, »das Leben der Fürsten dieser Erde steht unter unmittelbarem Schutz des Himmels; man wagt seine Seele, wenn man es antastet. Man darf es also nur antasten für eine Summe, die es allen von uns möglich macht, den benötigten Ablaß zu kaufen, es mag uns gelingen oder nicht gelingen . . . Die Absicht, meine Brüder — der würdige Prior der Jakobiner sagte mir das erst gestern noch — ist so gut wie die Tat.«

»Freilich«, sagte Pille-Trousse, »die Sache ist teurer, und wenn wir die Sache für unsere Rechnung machten, ha?«

»Ja unternehmen wir die Sache!« fiel Malemort ein.

»Ihr Herren«, sagte Procop, »es ist die Idee des Herrn von Waldeck; es wäre ein Diebstahl, wenn wir ihm seine Idee nähmen, die er uns nur im Vertrauen mitgeteilt hat. Ihr kennt meine Grundsätze in Tatsachen.«

»Nun«, fiel Yvonnet ein, »wenn, wie Du sagst, die Idee sein ist und er ein Eigentum daran hat, so müssen wir meiner Meinung nach die fünfhundert Goldtaler annehmen.«

»Wir wollen sie annehmen und losschlagen!« rief Malemort.

»Übereilen wir uns nicht!« warnte Malemort.

»Und wenn er mit Andern abschließt?« fragte Yvonne.

»Angenommen und frisch darauf los!« sagte Malemort,

»Ja, ja, angenommen, angenommen!« riefen Alle.

»Angenommen!« stimmten auch die beiden Scharfenstein ein, die in diesem Augenblicke mit dem gewaltigen Braten eintraten und, ohne zu wissen, wovon die Rede sei, auf die Seite der Mehrheit sich stellten, so daß sie wie gewöhnlich ihre Gutmütigkeit zeigten.

»So laufe ihm Einer nach und rufe ihn zurück!« sagte Procop.

»Ich!« erbot sich Malemort, der auch sogleich forteilte, aber als er hinauskam, hörte er von der Inselvorstadt her einige Schüsse, die rasch zahlreicher wurden.

»Kampf Schlacht!« rief er, indem er den Degen zog und dahin lief, wo er den Lärm hörte, ohne auf Waldeck zu achten, der in entgegengesetzter Richtung fortgegangen war.

»Ah, man schlägt sich in der Inselvorstadt«, sagte Yvonne.
»Sehen wir doch was aus der Gudula wird!«

»Und unser Geschäft?« fragte Procop.

»Abgemacht!« entgegnete Yvonne. »Was Du tust, ist wohl getan. Ich gebe Dir Vollmacht.«

Und er eilte Malemort nach, der bereits über die erste Brücke war und die Insel betrat.

Folgen auch wir Malemort und Yvonne, um zu sehen was in der Inselvorstadt vorging.

V.

Kampf.

Man erinnert sich, daß der Admiral Befehl gegeben hatte, gegen Abend einen Ausfall zu machen, um die Häuser am Außenwall anzuzünden, von denen aus die Spanier gedeckt auf die Verteidiger der Stadt schossen, die sich gegen dieses Feuer, das von oben kam, nicht schützen konnten.

Der Befehl war an Théligny, Jarnac und Luzarche gegeben.

Um sechs Uhr Abends hatten die drei Offiziere etwa hundert Mann ihrer Compagnien und hundertzwanzig Freiwillige aus den Bürgern unter Wilhelm und Johann Pauquet zusammengebracht.

Diese zweihundertzwanzig Mann wollten zweitausend angreifen.

Etwa dreißig Schritte von der alten Mauer teilt sich die Straße in zwei. Die eine führt nach Guise, die andere nach Fère.

An den beiden Seiten dieser Straße und an jeder der Abzweigungen standen die Häuser, die niederzubrennen waren.

War die kleine Schar über die alte Mauer hinaus, mußte sie sich teilen, die eine rechts, die andere links angreifen und gleichzeitig anzünden.

Wilhelm und Johann Pauquet, welche die Örtlichkeiten genau kannten, führten die beiden Abteilungen.

Halb sieben Uhr öffnete sich das Thor der Inselvorstadt und die kleine Schar marschierte rasch hinaus.

So still alles auch abgemacht worden war, hatten die feindlichen Wachen den Ausfall doch bemerkt.

So kam es, daß die Franzosen an jeder Straße einen Haufen Spanier von doppelter Stärke trafen und überdies aus jedem Fenster auf sie geschossen wurde.

Der Angriff erfolgte indes so ungestüm, daß die Spanier, welche die Straße besetzt hielten, geworfen wurden und man trotz dem Feuer aus den Fenstern in fünf oder sechs Häuser eindrang.

Es versteht sich von selbst, daß Malemort schreiend, fluchend, hauptsächlich aber um sich hauend an die Spitze der einen

Abteilung gelangt war und in ein Haus eindrang.

Darin vergaß er, daß man nichts darin wollte, als es anzünden, und so stieg er bis in das obere Stockwerk hinauf.

Auf der andern Seite vergaßen die, welche nach ihm hineinkamen, daß er darin sei, dachten nur an ihren Auftrag und häuften Holz in den unteren Zimmern auf, namentlich aber an der Treppe. Dann legten sie Feuer daran.

So geschah es mit zwei, drei Häusern.

Die Spanier hatten anfangs den Ausfall für einen gewöhnlichen gehalten und errieten den Zweck erst an den Flammen, die aus den Häusern herausschlugen.

Sie nahmen alle ihre Kräfte zusammen und fielen mit zehnfach überlegener Macht die kleine Schar an, die zurückgetrieben wurde.

Sie hatte den Zweck freilich nicht ganz, aber doch zum Teil erreicht.

Man erinnert sich, daß Yvonné, der nicht zum Ausfalle kommandiert war, sich vorgenommen hatte seine Zeit zu benutzen und sich zu Gudula zu begeben, die er so viel als möglich beruhigte. Sie war in sehr großer Angst, denn ihr Vater und ihr Oheim waren, wie wir wissen, bei dem Ausfalle.

Einen Augenblick war der Lärm, das Geschrei und das Knattern des Gewehrfeuers so arg, daß Yvonné selbst neugierig wurde, was wohl vorgehe und auf den Boden des Hauses ging, wohin ihm das Mädchen folgte, halb aus Furcht, halb aus Liebe.

Von dem Dachfenster aus konnte er sehen, was vorging.

Die Flintenschüsse knallten noch immer, zugleich schlug aber Eisen auf Eisen, woraus hervorging, daß man Mann gegen Mann auf der Straße kämpfte.

Das war aber nicht Alles. Vier oder fünf Häuser brannten und in denselben sah man Menschen ängstlich hin und herlaufen, Spanier, welche von den Flammen überrascht worden waren und wegen der brennenden Treppen nicht herauskonnten.

In einem der Häuser schien das Entsetzen den höchsten Grad erreicht zu haben. Es war das, in welchem Malemort arbeitete, der sich um das Feuer nicht kümmerte und mitten unter Rauch und Flammen angriff.

Als Yvonne durch das Bodenfenster sah, ging die Szene im ersten Stock vor sich.

Die am besten beratenen Spanier, welche sowohl das Feuer als den Mann, der ein wahrer Teufel zu sein schien, gegen sich hatten, sprangen durch die Fenster. Andere stiegen instinktmäßig in den zweiten Stock hinauf.

Um die, welche durch die Fenster gesprungen waren, kümmerte sich Malemort nicht, dagegen verfolgte er die Fliehenden in den oberen Stock.

Das Feuer tat unterdes seine Arbeit als zerstörendes Element. Malemort verfolgte die Spanier, das Feuer Malemort.

Ohne Zweifel verdankte der Abenteurer diesmal eine bei ihm gar nicht gewöhnliche Unverwundbarkeit dem mächtigen Verbündeten der ihm folgte, auf den er aber gar nicht zu achten schien.

Bald verdunkelte der Rauch das zweite Stockwerk wie vorher das erste und das Feuer leckte mit den Flammenzungen durch die Decke.

Ein paar Spanier sprangen, unbekümmert um die Gefahr, aus den Fenstern des zweiten Stockes. Andere versuchten auf das Dach zu fliehen.

Zwei und die Hälfte eines Dritten sah man durch eine linke herauskommen; wir sagen die Hälfte eines Dritten, denn dieser schien plötzlich zurückgehalten zu werden.

Malemort bearbeitete die zurückgebliebene andere Hälfte.

Endlich sank dieser Spanier zurück und verschwand ganz.

Fünf Minuten später erschien das Gesicht Malemort's, das man an der Maske — dem Verbands — erkannte, an der Luke.

Er sah die beiden Feinde vor sich fliehen und fing an sie zu verfolgen.

Man hätte glauben können, Malemort sei Dachdecker oder Seiltänzer gewesen, so sichern Fußes lief er auf dem Dache hin.

Die beiden fliehenden Spanier erkannten bald von welcher Gefahr sie bedroht waren.

Einer entschloß sich schnell, ließ sich aus dem Dache hinuntergleiten bis an ein Fenster, durch das er wieder in das Haus hineinkroch, auf das sie bereits gelangt waren und das noch

nicht brannte.

Malemort achtete nicht auf ihn und verfolgte den Zweiten.

Yvonne und Gudula konnten von ihrem Bodenfenster aus alles genau sehen.

Malemort und der Spanier, den er verfolgte, gelangten so von Dach zu Dach bis auf das letzte, das am Flusse stand.

Es war von Holz und brannte bereits.

Am Ende des Daches erkannte der fliehende Spanier, daß er nicht weiter konnte, wenn sein Schutzpatron, der heilige Jakob, kein Wunder tat, drehte sich um und schien entschlossen zu sein, sein Leben teuer zu verkaufen.

Der Kampf begann, in dem Augenblicke aber, als er am heftigsten war, zerriß der Boden, auf dem er stand, und ließ Rauch und Flammen herausbringen. Das Dach wankte dann, sank ein und zog die beiden Kämpfer in den Glutkrater mit hinein.

Der Eine verschwand ganz und gar.

Der Andere klammerte sich an einen brennenden Balken, der noch fest war, ging auf demselben hin, mitten unter den Flammen, bis an das Ende und sprang von da, aus so bedeutender Höhe hinunter in die Sonne.

Gudula konnte einen Aufschrei nicht unterdrücken; Yvonne streckte sich so weit als möglich aus dem Dachfenster hinaus: war der kühne Taucher auf immer verschwunden oder kam er wieder zum Vorschein? War er der Spanier oder Malemort?

Bald schlug das Wasser im Flusse spritzend umher, man sah einen Kopf herausragen, dann Arme, dann einen Rumpf, die nach der alten Mauer zuschwammen.

Da der Schwimmer diese Richtung nahm, zweifelte Yvonne nicht, daß es Malemort sei.

Yvonne und Gudula eilten hinunter und nach der Stelle hin, wo der Schwimmer aller Wahrscheinlichkeit nach ans Land stieg. Und sie kamen in der Tat gerade zur rechten Zeit, um ihn halb verbrannt und halb ertrunken aus dem Wasser zu ziehen.

Es war Malemort, entsetzlich zugerichtet; aber dennoch waren nicht Alle so gut weggekommen wie er.

Nachdem die Soldaten und Bürger ein paar Häuser, wie gesagt, angezündet hatten, wurden sie durch die alten spanischen

Compagnien gedrängt; sie konnten sich nicht ganz in der wünschenswerten Ordnung halten und gaben damit den Spaniern Gelegenheit Revanche zu nehmen.

Dreißig Soldaten und zwanzig Bürger blieben auf dem Platze und es fehlte wenig, so wäre der Feind mit den Verfolgten in die Stadt eingedrungen. Zum Glück hörte Yvonne die Spanier bereits siegestrunken herandrängen, lief zu dem Zelte der Abenteurer, rief zu den Waffen und kam mit seiner Verstärkung von etwa hundert Mann zurück, die sich teils auf dem Walle verbreiteten, teils sich dem Feinde in dem Tore entgegenwarfen.

An der Spitze derer, welche der Vorstadt zu Hilfe eilten, befanden sich die beiden Scharfenstein, von denen der eine seine Keule, der andere sein zweihändiges Schwert führte. Die Hiebe fielen auf die Spanier wie Dreschfliegelschläge in der Scheune und sie mußten vor den beiden Riesen zurückweichen.

Sobald die Spanier aus der Torwölbung zurückgetrieben waren, galt es das Thor zu schließen, was keine leichte Aufgabe war, da sich die Belagernden dem mit aller Macht widersetzen. Die beiden Scharfenstein stemmten sich endlich selbst mit an die Torflügel und schoben sie endlich glücklich zu.

Kaum war das geschehen, so hörte man den Ruf: »Auf die Mauern! Auf die Mauern!«

Es waren in der Tat zwei Breschen in die Mauer gemacht, eine an jeder Seite des Tores, um Erde hereinzuschaffen und Plattformen für die Artillerie zu bauen. Man hatte sie mit Wollsäcken und Schanzkörben verstopft.

Die Belagernden erblickten die Breschen und versuchten mittelst derselben die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen.

Die beiden Scharfenstein erkannten die Gefahr, auf den ersten Blick und obwohl sie sonst immer bei einander kämpften, mußten sie doch diesmal ihre Kräfte teilen. Der eine wendete sich also zur linken, der andere zur rechten Bresche.

Der Feind stieg mit den langen Lanzen, welche damals die Waffen des spanischen Fußvolkes waren, auf beiden Seiten zum Sturm und trieb die Soldaten und Bürger vor sich her, welche vor diesem Lanzenwalde, der heranrückte, weichen mußten.

Heinrich Scharfenstein, der im Besitz der Keule war, erkannte,

daß er mit seiner kurzen Masse gegen die zehn Fuß langen spanischen Lanzen nicht viel ausrichten könne, hing sie also an den Gürtel, nahm ein Felsenstück, das aus der Mauer lag, lief damit nach der Bresche und rief: »Vorgesehen! vorgesehen!«

An der Bresche befand sich Yvonnet.

Dieser bemerkte ihn, erriet seine Absicht und machte eine Bewegung, um anzudeuten, daß man die Spanier etwas heranrücken lassen möge, aber in dem Augenblicke, als sie die Hälfte der Mauer erstiegen hatten, erschien der Riese eben auf der Bresche, hob das Felsenstück, das er bis dahin auf der Achsel getragen hatte, über den Kopf und schleuderte es mit größter Gewalt gegen die erste Reihe der Spanier.

Der Felsenblock zermalmt Alles und riß Alles nieder. In dem so geöffneten Wege stürzte Heinrich Scharfenstein sich dann vor und schlug mit seiner Keule rechts und links die nieder, welche der Felsenblock nicht erreicht hatte.

Binnen weniger als zehn Minuten hatte er die Bresche geräumt.

Franz seinerseits hatte ebenfalls Wunder getan.

Auch er hatte gerufen: »Vorgesehen!« und sich einen Weg durch die Reihen der Bürger und Soldaten gebahnt, dann aber mit seinem riesigen Schwerte Lanzen und Arme und Köpfe abgehauen, so daß die Spanier auch hier zurückwichen.

Durch einen unvorhergesehenen Vorfall hätte der tapfere Franz aber beinahe die Frucht der glorreichen Hilfe verloren, die er der Stadt Saint-Quentin gebracht.

Ein noch Kampflostigerer als er schlüpfte unter seinem Arme durch und verfolgte die Spanier.

Es war Malemort, der seine fünf Sinne wieder zusammengelesen, eine Flasche Wein getrunken hatte, die ihm Gudula gegeben, und zum Kampf zurückgekehrt war.

Leider bemerkten Einige, dass sie nur von einem Einzigen verfolgt wurden, kehrten um und drängten mit Übermacht auf ihn ein. Malemort stürzte betäubt nieder.

Bürger und Soldaten, die es sahen, gaben ihr Bedauern laut zu erkennen; sie hielten den Tapferen für tot. Franz wußte zum Glück einen wie dicken Schädel sein Freund hatte, lief ihm zu Hilfe schlug einige Spanier mit seinem furchtbaren Schwerte nieder

und schleppte Malemort zurück, bis ihn Lactantius empfing, der mit seinen Jakobinern herunterkam.

Hinter den Mönchen erschien der Admiral selbst mit einer kleinen Schar Schützen, welche ein so wohlgenährtes Feuer eröffneten, daß die Spanier sich gänzlich zurückzogen.

Der Admiral zog Erkundigungen ein: der Verlust war groß gewesen und es hatte wenig gefehlt, so wäre die Inselvorstadt mit Sturm genommen worden. Mehrere Hauptleute drangen in den Hauptmann, diesen Punkt aufzugeben, welcher bereits sechzig Mann gekostet hatte, aber Coligny war dazu nicht zu bewegen, denn er sah in der Behauptung dieser Vorstadt wenigstens das Hinausziehen der Belagerung, wenn nicht die Sicherheit der Stadt.

Er befahl deshalb die Breschen in der Nacht wieder auszubessern und alles in Stand zu setzen.

Die Mönche erhielten diesen Auftrag, den sie mit Eifer vollzogen.

Da man einen Angriff in der Nacht fürchtete, so wachten die Schützen auf dem Wall, und an der ganzen Linie der Sümpfe der Somme standen von zwanzig zu zwanzig Schritte Schildwachen, damit sie im Notfalle sogleich Lärm machten.

Die Nacht vom 3. zum 4. August war eine schreckliche für die Bewohner der Stadt, die da ihre ersten Toten zu beweinen hatte.

Die armen Bewohner der Vorstadt, die einsahen, daß da der Hauptpunkt des Angriffes und der Verteidigung sein werde, verließen ihre Häuser und nahmen auf Karren und in Körben ihre letzte Habe mit sich. Unter der Zahl dieser Auswanderer, welche die Vorstadt verließen, um eine Zuflucht in der Stadt selbst zu suchen, war auch Wilhelm Pauquet, dem sein Bruder sein Haus angeboten hatte.

An seinem Arme hing ihm die Tochter, die noch ganz betäubt von den letzten Vorfällen war und sich öfters umsah, entweder weil sie ungern aus dem Hause schied, in dem sie geboren und bisher glücklich gewesen war, oder weil sie sich überzeugen wollte, ob der schöne Yvonnet ihr auch nachsehe.

Yvonnet folgte wirklich in geziemender Entfernung dem Mädchen und den Webern, die Johann Pauquet dem Bruder

geliehen hatte, damit sie seine Habe aus dem Hause fortbrächten.

Es war gewiß ein großer Trost für das arme Mädchen, als sie sah, daß Yvonne ihr von weitem durch die ganze Stadt folgte, und sich endlich überzeugte, daß sie in ein Haus ging, das unter dem Namen des »gekrönten Weberschiffchens« bekannt war.

Unter dem Vorwande großer Müdigkeit, der nach einem solchen Tage wohl gelten konnte, bat Gudula um die Erlaubnis, sich sogleich in das Stübchen begeben zu dürfen, das ihr angewiesen wurde.

Gudula fing dann auch an zu glauben, daß es wirklich einen Gott für die Liebenden gebe, als sie sah, daß der Oheim ihr und dem Vater eine Art Gartenhaus angewiesen hatte, das auf den Wallweg ging.

Sobald sie allein in ihrer neuen Wohnung war, löschte sie auch die Lampe aus, als habe sie sich zu Bett begeben, und öffnete das Fenster, um die Umgebung zu mustern und zuzusehen, ob das Fenster leicht erstiegen werden könnte.

Es war sehr leicht. Dieser Teil des Walles war sicherlich der ödste in der ganzen Stadt und eine acht bis zehn Fuß hohe Leiter, die man an das Fenster Gudula's lehnte, verrichtete dieselben Dienste wie der Prellstein am vorigen Hause.

Allerdings war die Scheidewand, welche das Zimmer Gudula's von dem ihres Vaters trennte, sehr dünn und jedes Geräusch hier mußte dort gehört werden; aber konnte Gudula nicht eben so gut auf der Leiter hinunter zu Yvonne steigen als dieser zu ihr hinauf?

Gudula beschäftigte sich mit allerlei solchen strategischen Plänen, in denen sie so geschickt zu sein schien wie der Admiral selbst, als sie einen Schatten an der Gartenwand hinschleichen sah.

Yvonne wollte nämlich ebenfalls die Örtlichkeiten kennen lernen und unternahm eine Rekognoszierung des neuen Terrains, auf dem er nun zu manövrieren haben sollte.

Das Haus des Meisters Pauquet war nicht schwer zu belagern, namentlich für einen Mann, der, wie unser Abenteurer, Freunde in dem Orte selbst hatte.

Alles wurde demnach für die nächste Nacht verabredet und als man auf der Treppe den etwas schweren Tritt des Vaters hörte,

schloß Gudula das Fenster, während Yvonnet in der
Johannisstraße verschwand.

VI.

Herr von Théligny.

Der Tag fand den Admiral wieder auf dem Walle.

Caspar von Coligny war durch die Schlappe am vorigen Tage nicht nur nicht entmutigt, er hatte sogar beschlossen, einen neuen Versuch zu machen.

Seiner Meinung nach wußte der Feind, daß Verstärkung in die Stadt gelangt sei, kannte aber die Größe derselben nicht, und so war es von Wichtigkeit, ihn zu dem Glauben zu bringen, diese Verstärkung sei bedeutend.

Man veranlaßte dadurch den Herzog Emanuel Philibert eine regelmäßige Belagerung zu unternehmen und nahm ihm die Hoffnung, die Stadt durch einen Handstreich nehmen zu können. Eine regelmäßige Belagerung aber dauerte zehn, vierzehn Tage, vielleicht einen Monat, und in dieser Zeit konnte der Connétable seinerseits einen Versuch machen, aber auch der König Maßregeln ergreifen.

Er rief demnach den jungen Lieutenant von der Compagnie des Dauphin, Théligny, zu sich.

Dieser kam herbei. Er hatte am Tage vorher in der Insel-Vorstadt Wunder getan und war doch mit heiler Haut davongekommen, so daß ihn die Soldaten, die ihn mitten unter Kugeln, Lanzen und Schwertern gesehen hatten, ohne daß er irgend eine Verletzung erhalten, den *Unverwundlichen* genannt.

Er erschien heiter und lächelnd bei dem Admiral, wie ein Mann, der seine Pflicht getan hat und bereit ist, sie jederzeit wiederum zu tun. Der Admiral ging mit ihm hinter die Brustwehr eines Turmes.

»Herr von Théligny«, sagte er« »ich habe Folgendes beschlossen. Seht Ihr dort den spanischen Posten?«

Théligny bejahte es.

»Mit dreißig bis vierzig Reitern kann er leicht überrumpelt werden. Nehmt also dreißig bis vierzig Mann eurer Compagnie, stellt an ihre Spitze einen zuverlässigen Mann und laßt mir den

Posten aufheben.«

»Aber Herr Admiral«, bemerkte Théligny, »warum soll ich nicht selbst der zuverlässige Mann sein? Ich bin wohl meiner Leute sicher, stehe aber doch am sichersten für mich selbst.«

Der Admiral legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte:

»Mein lieber Théligny, Männer eurer Art sind selten und deshalb darf man sie nicht in Scharmützel auf's Spiel setzen. Gebt mir euer Ehrenwort, daß Ihr den Ausfall nicht selbst kommandieren wollt, oder ich bleibe, so ermüdet ich bin, auf dem Walle.«

»Wenn dem so ist, Herr Admiral«, antwortete Théligny sich verbeugend, »so geht in Gottes Namen und ruht aus; ich gebe mein Wort, daß ich nicht durch das Stadthor gehe.«

»Ich rechne auf euer Wort«, entgegnete der Admiral, ernst, der dann hinzusetzte, als wolle er damit andeuten, daß dieser Ernst sich aber nur auf die Empfehlung beziehe, Théligny möge die Stadt nicht verlassen:

»Ich kehre nicht in das Haus des Gouverneurs zurück; es ist zu weit entfernt; ich lege mich bei dem Herrn von Jarnac auf das Bett und schlafe da ein paar Stunden . . . Dort werdet Ihr mich finden.«

»Schlaft ruhig, Herr Admiral«, antwortete Théligny, »ich werde Wache halten.«

Der Admiral ging, Théligny sah ihm nach und sagte dann zu einem seiner Leute:

»Dreißig bis vierzig Freiwillige von der Compagnie des Dauphin!«

»Ihr sollt sie sogleich haben. Es ist schon ein Mann fort, welcher die Worte des Herrn Admirals gehört hat.«

»Wer führt so Befehle aus, ehe sie gegeben sind?«

»Er sah eher aus wie ein Teufel als wie ein ordentlicher Mensch. Die Hälfte seines Gesichtes bedeckt ein blutiger Verband; das Haar ist ihm glatt vom Kopfe weggebrannt, sein Harnisch hinten und vorn von Blute bedeckt und sein Anzug zerrissen.«

»Ah, den kenn ich«, sagte Théligny, »der ist allerdings kaum ein Mensch.

»Da kommt er!« - Ein Reiter kam im Galopp heran.

Es war Malemort, halb verbrannt, halb ertrunken, halb

erschlagen von dem Ausfalle am vorigen Tage, der sich aber ganz wohl befand und den neuen Ausfall mitmachen wollte.

Gleichzeitig kamen vierzig Reiter von der entgegengesetzten Seite her.

Mit der Rührigkeit, die ihm eigen war, sobald es sich um Kampf handelte, hatte Malemort Zeit gefunden, ins Quartier zu eilen, den Befehl des Admirals dahin zu bringen, sich an das Inselthor zu begeben, sein Pferd zu satteln und doch eben so schnell wieder an den Sammelplatz zu kommen, wie die Leute von der Compagnie des Dauphin.

Er verlangte keine andere Belohnung für seinen Diensteifer als die Erlaubnis, den Ausfall mitzumachen, die ihm gegeben wurde.

Übrigens erklärte er, daß er einen Ausfall für sich allein mache; wenn man ihn zu dem angeordneten nicht mitnehme, und daß er über die Mauer springe, wenn man ihm kein Thor aufmache.

Théligny kannte ihn übrigens und empfahl ihm deshalb, sich nicht von der Mannschaft zu trennen und in Reih' und Glied anzugreifen.

Malemort versprach alles, was man haben wollte.

Das Thor stand offen und die kleine Schar rückte hinaus.

Kaum aber war Malemort hinaus, so litt es ihn nicht auf dem Wege, welchem die kleine Schar folgte, die hinter Bäumen und in einer Vertiefung sich bis nahe an die spanischen Posten schleichen sollte . . . Er ritt querfeldein, setzte sein Pferd in Galopp und schrie: »Kampf! Kampf!«

Der Admiral hatte sich unterdes, wie er gesagt, zu Herrn von Jarnac begeben und sich da auf ein Bett gelegt; aber es schien ihn eine Art Ahnung zu beunruhigen, er konnte trotz der Müdigkeit nicht schlafen, erhob sich nach einer halben Stunde wieder und verließ das Haus mit raschen Schritten, da er Geschrei zu hören glaubte.

Er hatte kaum zwanzig Schritte in der Straße hingetan, als er Luzarche und Jarnac auf sich zukommen sah. Man konnte an ihrer verstörten Miene erraten, daß etwas Wichtiges vorgegangen.

»Wisst Ihr schon, Herr Admiral . . . ?« fragte Jarnac.

»Was?« fragte der-Admiral.

»Warum kommt Ihr, wenn Ihr es nicht wisst?«

»Ich konnte nicht schlafen; es drückte mich wie eine Ahnung; ich hörte Lärm und stand auf.«

»So kommt.«

Die Wälle waren voll von Neugierigen.

Der vorzeitige Angriff Malemort's hatte Lärm gemacht. Der spanische Posten war stärker als man vermutete, die Leute von der Compagnie des Dauphins, welche den Feind zu überrumpeln gedachten, fanden ihn zu Pferde und in doppelter Anzahl. Bei diesem Anblicke fiel der Angriff matt aus und manche Reiter blieben gar zurück. Die Angreifenden hatten mit zu überlegenen Gegnern zu tun und mußten unterliegen, wenn sie nicht bald Hilfe erhielten. Théligny vergaß das Wort, das er dem Admiral gegeben hatte, schwang sich ohne eine andere Waffe als sein Schwert auf das erste beste Pferd, jagte hinaus und sammelte die Mutlosen. Einige schlossen sich ihm wirklich an und so stürzte er mit acht bis zehn Mann mitten hinter die Spanier.

Bald darauf kamen die Übergebliebenen zurück. Sie hatten ein Drittel der Ihrigen verloren und Théligny war nicht bei ihnen.

Da hielten es Luzarche und Jarnac für nötig, dem Admiral Meldung von der neuen Schlappe zu geben und hatten ihn unterwegs begegnet.

Coligny fragte die Fliehenden, von denen er das eben Erzählte erfuhr.

In Bezug auf Théligny konnten sie nichts Bestimmtes sagen; sie hatten ihn wie einen Blitz unter die Spanier stürzen und dem spanischen Offizier einen Stich in das Gesicht geben sehen, er war alsbald umringt worden und bald darauf gefallen, da er keinen Harnisch getragen.

Ein einziger Soldat sagte. Théligny sei noch nicht tot, da er gesehen, wie er noch gewinkt habe.

So schwach die Hoffnung war, gab der Admiral doch den Offizieren der Compagnie des Dauphins Befehl aufzusitzen und um jeden Preis Théligny tot oder lebendig zurückzubringen.

Die Offiziere, die vor Begierde brannten ihren Kameraden zu rächen, liefen bereits nach der Caserne, als ein Riese aus der Menge trat, die Hand an seine Pickelhaube legte und sagte:

»Mit Verlaub, mein Herr Admiral, wir brauchen keine

Compagnie, um den armen Teufel von Lieutenant zu holen . . . Wenn's nötig ist, gehe ich mit meinem Neffen Franz und wir bringen ihn, tot oder lebendig.«

Der Admiral drehte sich nach dem Sprecher um; es war einer der Abenteurer, die er in seinen Sold genommen hatte, ohne gerade viel auf sie zu rechnen, die aber, wie man gesehen hat, sehr mutig darauf gingen.

Er erkannte Heinrich Scharfenstein, hinter dem gleich dem Schatten der Neffe Franz stand.

»Das nehme ich an«, sagte der Admiral. »Was verlangst Du dafür?«

»Ein Pferd für mich und eins für Franz.«

»Das meine ich nicht.«

»Wartet nur . . . Ich verlange auch zwei Mann, die hinter uns aufsitzen.«

»Gut, aber . . . «

»Aber? das ist alles. Aber zwei starke Pferde und zwei magere Leute.«

»Du sollst sie selbst aussuchen.«

»Sehr wohl.«

»Und welche Summe . . . ?«

»Das ist Procops Sache.«

»Dazu brauchen wir Procop nicht. Für den lebendigen Théligny verspreche ich fünfzig und für den toten fünfundzwanzig Taler Gratifikation.«

»Für diesen Preis hole ich Euch so viele Leute als Ihr haben wollt.«

Er suchte sich daraus ein Paar Pferde aus und dann zwei Männer. Mit großer Freude erblickte er den Lactantius und Fracasso . . . einen Büßenden und einen Dichter. Etwas Dürreres konnte sich Scharfenstein nicht denken.

Der Admiral konnte sich zwar diese Vorbereitungen nicht wohl erklären, aber er verließ sich auf die beiden Riesen.

Die vier Abenteurer auf den zwei Pferden ritten durch das Thor und wendeten alle Vorsicht an, welche Malemort versäumt hatte. Sie verschwanden sodann hinter einer kleinen Anhöhe.

Es läßt sich schwer beschreiben, welchen Anteil man an dem Unternehmen der vier Männer nahm, welche einer ganzen Armee einen Leichnam streitig machen wollten, denn alle fürchteten, daß Théligny tot sein werde.

Sehr bald hätte man acht oder zehn Schüsse, gleichzeitig erschien Franz Scharfenstein wieder, der nicht einen Mann, sondern zwei Männer trug.

Den Rückzug deckten seine Freunde man sah aber nur noch ein Pferd. Das andere war wahrscheinlich gestürzt.

Fracasso und Lactantius gingen zu Fuß, jeder mit einer Büchse.

Acht oder zehn spanische Reiter verfolgten sie; wenn aber das Fußvolk, nämlich Fracasso und Lactantius, zu sehr bedrängt wurde, sprengte Heinrich unter die Feinde und schlug nieder was er erreichen konnte; wurde er zu hart bedrängt, so schossen Lactantius und Fracasso und nie ohne zwei Spanier niederzustrecken.

Franz kam unterdes der Stadt näher und näher und war sehr bald vor jeder Verfolgung sicher.

Unter allgemeinem Jubel stieg er die Böschung heran, während er die beiden Männer — oder Leichen — auf den Armen trug wie eine Wärterin zwei Kinder.

Die Hälfte seiner Last legte er vor dem Admiral nieder.

»Da ist der eurige«, sagte er, »ganz tot ist er noch nicht.«

»Und da?« fragte Coligny, indem er auf den andern Verwundeten zeigte.

»Der? Nicht«, antwortete Franz. »Das ist nur Malemort . . . In der nächsten Minute wird der wieder munter sein. Er ist der Teufel und nicht tot zu machen.«

In diesem Augenblicke kamen die Andern, Kavallerie und Infanterie heran.

Théligny war in der Tat, wie es Franz Scharfenstein gesagt, noch nicht ganz tot, obgleich ihn sieben Degenstiche und drei Kugeln getroffen hatten.

Die Spanier hatten ihn, auch bereits bis aufs Hemd ausgezogen, und ihn dann liegen lassen, weil sie ihn für tot gehalten.

Man trug ihn zu Jarnac und legte ihn auf dasselbe Bett, auf

welchem der Admiral eine Stunde vorher wegen einer Ahnung nicht hatte schlafen können.

Da, als habe er nur darauf gewartet, schlug der Verwundete die Augen auf, sah sich um und erkannte den Admiral.

»Einen Arzt! einen Arzt!« rief Coligny, der wieder Hoffnung schöpfte; Théligny aber streckte die Hand aus und sagte:

»Ich danke, Herr Admiral; Gott erlaubt mir nur, die Augen noch einmal aufzuschlagen und eine kurze Zeit zu sprechen, damit ich Euch um Verzeihung bitten könne wegen meines Ungehorsam.«

»Mein lieber Théligny«, antwortete der Admiral, »Ihr habt mich nicht um Verzeihung zu bitten, Ihr wart nur im Eifer für den Dienst des Königs ungehorsam. Glaubt Ihr wirklich, daß es so schlimm mit Euch stehe, als Ihr sagt, so beschäftigt Euch nur mit Gott.«

»Ich danke Gott«, sagte Théligny, »daß ich ihn um nichts um Verzeihung zu bitten habe, als was ein guter Edelmann wohl bekennen kann, während ich durch meinen Ungehorsam gegen Euch mich schwer gegen die Disziplin verging. Vergebt mir, Herr Admiral, damit ich ruhig sterbe.«

Coligny, der jeden Mut zu würdigen wußte, fühlte Tränen in den Augen, als er den jungen Offizier so sprechen hörte, der am Ende eines so viel versprechenden Lebens nichts zu bedauern schien, als daß er einmal ungehorsam gewesen.

»Da Ihr es durchaus verlangt«, sagte Coligny, »so verzeihe ich Euch einen Fehler, auf den jeder brave Soldat stolz sein würde, und wenn dies das Einzige ist, das Euch in eurer letzten Stunde bekümmert, so sterbt in Frieden, wie der Ritter Bayard starb, unser Aller Vorbild.«

Er neigte sich und küßte den Sterbenden auf die bleiche Stirn.

Théligny suchte sich noch einmal aufzurichten und flüsterte:

»Ich danke.«

Mit einem Seufzer sank er zurück.

Es war der letzte.

»Meine Herren«, sagte Coligny, indem er eine Träne ans dem Auge wischte, zu den Umstehenden, »wir haben einen Braven weniger . . . Gott gebe uns allen einen gleichen Tod!«

VII.

Das Erwachen des Connétable.

So ruhmreich die beiden Schlappen waren, welche der Admiral erlitten hatte, waren es doch Schlappen, welche ihn zu der Erkenntnis brachten, daß er schleuniger Hilfe vor einem so zahlreichen Heere und bei so großer Wachsamkeit bedürfe.

Er entschloß sich deshalb, so lange die englische Armee noch abwesend sei und er eine ganze Seite der Stadt frei lasse, an seinen Oheim, den Connétable, Boten zu schicken, um von demselben die möglich größte Verstärkung zu erlangen.

Er berief zu diesem Zwecke Maldent und Yvonnnet, von denen der erstere sein eigener Führer, der letztere der des armen Théligny gewesen war.

Der Connétable mußte in Ham oder La Fère sein. Ein Bote sollte also nach Ham, der andere nach La Fère eilen, um Nachrichten zu überbringen und dem Connétable das Mittel anzugeben, Hilfe nach St.-Quentin zu schaffen.

Das Mittel, welches bei der Abwesenheit der englischen Armee leicht war, bestand einfach darin, eine starke Kolonne auf dem Wege von Savy vorzuschieben, welcher an die Vorstadt Ponthoille führt, während Coligny, sobald sie im Angesicht der Stadt erscheine, an der entgegengesetzten Seite scheinbar einen Ausfall mache, welcher die feindliche Armee auf dem fälschlich bedrohten Punkte beschäftige und der französischen Kolonne gestatte, wohlbehalten in die Stadt zu kommen.

Die beiden Boten brachen Abends auf und ein jeder nahm eine dringende Empfehlung mit sich, der eine von dem armen Malemort, der andere von der betrübten Gudula.

Malemort, der einen Degenhieb oder Stoß in die Seite erhalten hatte — zum Glück durch eine alte Narbe, was ihm übrigens gewöhnlich geschah, so sehr war er zusammengeflickt — empfahl Maldent ihm gewisse Kräuter mitzubringen, die er nötig brauche, um einen berühmten Balsam zu fabrizieren, ohne den er nicht sein konnte.

Gudula, die noch gefährlicher in der Brust verwundet war als Malemort, empfahl Yvonnet, ja recht bedacht und besorgt für ein Leben zu sein, an welchem das ihrige hänge. Sie würde, bis ihr Geliebter zurückkomme, jede Nacht an dem Fenster verbringen.

Unsere beiden Abenteurer verließen die Stadt, und nachdem sie eine halbe-Stunde weit auf der Straße von Ham gekommen waren, ging Yvonnet querfeldein, um den Weg nach La Fère zu erreichen, während Maldent auf der Straße nach Ham fortwanderte.

Wir folgen Yvonnet, weil der Connétable sich in La Fère befand.

Um drei Uhr Früh pochte Yvonnet an dem Tore der Stadt, das sich nicht öffnen wollte; erst als der Torwärter erfuhr, daß ein Bote aus Saint-Quentin da sei, machte er auf, denn der Connétable hatte befohlen, jeden Boten von seinem Neffen sofort einzulassen und zu ihm zu führen, in welcher Stunde der Nacht es auch sein möge.

Halb vier Uhr Früh weckte man den Connétable.

Der alte Soldat lag in einem Bett, — ein Luxus, den er sich im Felde selten gestattete, aber unter dem Pfuhl hatte er seinen Connétabledegen und auf einem Stuhle neben dem Bette lag sein Harnisch und sein Helm so daß er sofort zum Angriffe oder zur Verteidigung gerüstet sein konnte.

Die, welche unter ihm dienten, waren überdies daran gewöhnt, zu jeder Stunde am Tage oder in der Nacht gerufen zu werden, entweder um ihre Meinungen abzugeben oder um Befehle zu empfangen.

Yvonnet wurde in das Zimmer des unermüdlichen Alten geführt, der den Boten im Bett, auf den Ellenbogen gestützt, erwartete.

Kaum hörte er die Tritte Yvonnet's, so rief er mit seiner gewöhnlichen Grobheit:

»Nun komm, Kerl, komm! Hierher.«

Es war keine Zeit den Empfindlichen zu spielen, Yvonnet trat also näher.

»Noch näher!« sagte der Connétable, »noch näher, daß ich Dir in die Augen sehen kann, Kerl . . . Ich sehe die gern an, mit denen ich rede.«

Yvonnet trat bis an das Bett heran und sagte:

»Da bin ich, gnädiger Herr.«

»Es ist dein Glück.«

Er nahm die Lampe und betrachtete den Abenteurer mit einer Kopfbewegung, welche nicht verriet, ob die Prüfung günstig für den Boten ausfalle.

»Ich habe den Menschen schon irgendwo gesehen«, sprach der Connétable zu sich selbst; dann setzte er gegen Yvonne hinzu:

»Willst Du Dir nicht die Mühe geben, Kerl, und nachsinnen, wo ich Dich schon gesehen habe? Sage mir das geschwind: Du mußt es doch wissen.«

»Warum sollte ich es besser wissen, Ew. Gnaden?« entgegnete Yvonne, der der Lust nicht widerstehen konnte, an den Connétable ebenfalls eine Frage zu richten.

»Weil Du einmal zufällig einen Connétable von Frankreich siehst, ich aber Kerle wie Dich alle Tage haufenweise sehe.«

»Richtig«, antwortete Yvonne. »Nun, bei dem Könige habt Ihr mich gesehen.«

»Wie so bei dem Könige? Gehst Du zu dem Könige?«

»Ich hatte einmal die Ehre, Euch da zu sehen, Herr Connétable«, antwortete Yvonne mit der größten Artigkeit.

»Hm! hm!« machte der Connétable . . . »Ja, ja, ich erinnere mich, Du warst mit einem jungen Offizier da, den mein Neffe zu dem Könige geschickt hatte.«

»Mit Herrn von Théligny.«

»So ist's . . . Geht alles gut unten?«

»Im Gegenteil, es geht alles schlecht.«

»Wie so schlecht? Bedenke, was Du sagst, Kerl!«

»Die Wahrheit werde ich sagen, Ew. Gnaden. Vorgestern haben wir bei einem Ausfalle etwa sechzig Mann verloren, und gestern, als wir den Spaniern einen Posten nehmen wollten, fünfzehn Reiter von der Compagnie des Dauphin, so wie ihren Führer Théligny.«

»Théligny!« unterbrach ihn der Connétable, »der sich für unverwundbar hielt, da er aus so vielen Kämpfen, Scharmützeln und Schlachten wohlbehalten hervorgegangen war. Théligny hat

sich da den Tod geben lassen? Der Pinsel! Und dann?«

»Dann, Herr Connétable, ist hier ein Brief des Herrn Admiral, der um schnelle Hilfe bittet.«

»Das hättest Du zuerst sagen sollen!« brummte der Connétable, welcher hastig nach dem Briefe griff.

Er las ihn und unterbrach sich öfters nach seiner Gewohnheit, um Befehle zu geben.

»Ich werde so lange als möglich die Inselvorstadt halten . . . «

»Daran tut er wohl . . . Man rufe mir Herrn Dandelot!«

»Denn von den Höhen der Vorstadt kann eine Batterie den Wall von Rémicourt bestreichen . . . »

»Man rufe den Marschall Sainte-André!«

»Um aber die Inselvorstadt und die andern bedrohten Punkte zu verteidigen, brauche ich eine Verstärkung von wenigstens zweitausend Mann, da ich eigentlich nur fünf- bis sechshundert Mann bei mir habe . . . «

»Donnerwetter! Viertausend werde ich ihm schicken . . . Man rufe mir den Herzog von Enghien! . . . Warum schlafen die Herren, wenn ich auf bin? . . . Den Herzog von Enghien sogleich! Nun was schmiert der Herr Neffe weiter?«

»Ich habe nur sechzehn Geschütze und nur vierzig Kanoniere, nur fünfzig bis sechzig Büchsen und endlich Lebensmittel nur auf drei Wochen, Munition nur auf vierzehn Tage . . . «

»Ist das alles wahr?« fragte der Connétable.

»Die strengste Wahrheit, Ew. Gnaden«, antwortete Yvonne freundlich.

»Nun das fehlte mir noch, daß ein Kerl wie Du behaupten wollte, mein Neffe schreibe etwas Anderes als die Wahrheit«, schrie der Connétable, der Yvonne dabei mit wildem Blicke ansah.

Yvonne verbeugte sich und trat drei Schritte zurück.

»Warum bleibst Du nicht hier stehen?« fragte der Connétable.

»Weil ich glaube, Ew. Gnaden haben mir nichts weiter zu sagen.«

»Da irrst Du Dich . . . Hierher getreten!«

Yvonne nahm seinen früheren Platz wieder ein.

»Wie halten sich die Bürger?« fragte der Connétable.

»Vortrefflich, Ew. Gnaden.«

»Die Kerle! . . . Ich wollte es ihnen auch nicht raten, anders zu sein«

»Selbst die Mönche haben die Hellebarden genommen.«

»Die Kuttenmänner! . . . Schlagen sie sich auch?«

»Wie die Löwen. Und die Weiber, Ew. Gnaden . . . «

»Die greinen und heulen und jammern und winseln? Weiter kann das Volk nichts.«

»Im Gegenteil, Ew. Gnaden, sie sprechen den Kämpfenden Mut zu, verbinden die Verwundeten und begraben die Toten . . . «

In diesem Augenblicke ging die Tür auf und aus der Schwelle erschien ein Mann in voller Rüstung, aber mit einem Sammtbarret auf dem Kopfe.

»Komm, Herr Dandelot!« rief ihm der Connétable zu. »Euer Bruder unten in der Stadt Saint-Quentin schreit aus vollem Halse, als bringe man ihn um.«

»Ew. Gnaden«, antwortete Dandelot lachend, »Ihr kennt meinen Bruder und wisst, daß er gewiß nicht aus Furcht schreit.«

»Freilich . . . aus Schmerz, ich weiß, und das tut mir eben leid. Ich habe deshalb Euch rufen lassen und den Marschall von Saint-André . . . «

»Da bin ich«, fiel der Marschall ein, der seinerseits in der Tür erschien.

»Gut, gut, Marschall! Warum kommt aber der Enghien nicht?«

»Ich bitte um Vergebung, da bin ich«, sagte der Herzog im Eintreten.

»Fleck und Kaldaunen!« begann der Connétable, indem er seinen Lieblingsschwur um so heftiger hervorstieß, da Alle sich eingefunden hatten und er seine üble Laune, die er immer hatte, an Niemanden auslassen konnte. »Flecke und Kaldaunen, Ihr Herren, wir sind nicht in Capua, um zu schlafen, wie Ihr es tut.«

»Das kann mir nicht gelten«, sagte der Marschall, »da ich bereits auf war.«

»Mir auch nicht«, entgegnete der Herzog von Enghien, »denn ich hatte mich noch gar nicht gelegt.«

»Ich meine Dandelot.«

»Mich?« entgegnete dieser, »Ew. Gnaden werden mich entschuldigen, ich führte eben eine Patrouille und kam vor den anderen Herren an, weil ich zu Pferde war, als man mich holen wollte.«

»So muß ich natürlich mich selbst meinen«, sagte der Connétable. »Es scheint, daß ich alt bin und zu nichts mehr tauge, weil ich allein lag . . . Haupt und Blut!«

»Aber, Connétable!«, fiel Dandelot lächelnd ein, »wer sagte es denn?«

»Niemand, will ich hoffen, denn dem, der es zu sagen wagte, zerschlug ich das Maul wie dem schlechten Propheten, dem ich letzthin unterwegs begegnete . . . aber davon ist gar nicht die Rede; es handelt sich darum, dem armen Teufel von Coligny, der fünfzigtausend Mann auf dem Halse hat, zu Hilfe zu kommen. Ich glaube, mein Herr Neffe fürchtet sich und sieht doppelt.«

Die drei Offiziere lächelten mit gleichem Ausdrücke.

»Wenn mein Bruder von fünfzigtausend Mann spricht, « sagte Dandelot, »so sind es sicherlich so viele.«

»Eher sechzigtausend als weniger«, setzte der Marschall von Sainte-André hinzu.

»Was meint Ihr, Enghien?«

»Genau das, was die Herren da sagten.«

»So haben wieder Alle eine andere Meinung als ich, wie gewöhnlich?«

»Nie, Herr Connétable«, entgegnete Dandelot, »wir meinen nur, der Herr Admiral sage die Wahrheit.«

»Nun, seid Ihr bereit für ihn, den Admiral, etwas zu wagen?«

»Ich bin bereit mein Leben zu wagen«, antwortete Dandelot.

»Wir auch!« fielen die beiden anderen Herren ein, der Herzog von Enghien und der Marschall von Saint-André.

»So geht alles gut«, meinte der Connétable, der sich dann nach dem Vorzimmer wendete, in welchem großer Lärm entstand.

»Was soll der Lärm?« fragte er.

»Ew. Gnaden«, antwortete ein Unteroffizier, »man hat einen Mann am Tore von Ham verhaftet.«

»So stecke man ihn ein!«

»Man glaubt, es sei ein Soldat, der sich als Bauer verkleidet hat.«

»So hänge man ihn.«

»Er bezieht sich auf den Herrn Admiral und sagt er komme von ihm.«

»Hat er ein Schreiben, einen Paß?«

»Nein und eben deshalb halten wir ihn für einen Spion.«

»So rädere man ihn.«

»Halt!« rief eine Stimme in dem Vorzimmer.

»Man rädert die Leute nicht gleich so, selbst wenn man Connétable ist.«

Und nach großem Lärm, welcher einen Kampf anzudeuten schien, stürzte ein Mann in das Zimmer herein.

»Ah, gnädiger Herr«, sagte Yvonnet, »bedenkt was Ihr tut, es ist Maldent.«

»Wer ist Maldent?« fragte der Connétable.

»Der zweite Bote, den der Herr Admiral an Euch sendet, der gleichzeitig mit mir Saint-Quentin verließ und natürlich später kommt als ich, da er über Ham ging.«

Es war wirklich Maldent, der, weil er den Connétable in Ham nicht gefunden, da ein Pferd genommen hatte und eilig nach La Fère geritten war, um schnell zu erscheinen, für den Fall, daß Yvonnet unterwegs aufgehalten worden sei.

Warum kam aber Maldent, der doch in Uniform und mit einem Briefe des Admirals aufgebrochen war, im Bauernanzug und ohne Brief? Das werden die Leser in einem der folgenden Kapitel erfahren.

VIII.

Die Ersteigung.

Die Leser mögen sich nicht wundern, daß wir mit der Genauigkeit eines Geschichtsschreibers allen Einzelheiten des Angriffs und der Verteidigung der ruhmreichen Belagerung von Saint-Quentin folgen, ruhmreich für die Belagerten und die Belagerer.

Unserer Meinung nach gehören zur Größe eines Landes die Niederlagen so gut wie die Siege; der Glanz der Triumphe hebt sich neben den Unfällen um so heller heraus.

Welches Volk wäre nach Crécy, nach Poitiers, nach Azincourt, nach Pavia, nach Saint-Quentin, nach Waterloo nicht unterlegen? Über Frankreich schwebte die Hand Gottes und nach jedem Falle stand es größer wieder auf, als es bis dahin gewesen.

Hinter der Monarchie stand immer das Volk, und so werden wir auch diesmal das Volk aufrecht bleiben sehen.

In der Nacht nach dem Abgange Yvonnet's und Maldent's meldete man dem Admiral, daß die Wachen in der Inselvorstadt graben zu hören glaubten.

Coligny stand auf und begab sich an den bedrohten Ort.

Er war ein erfahrener Soldat der Admiral. Er stieg von seinem Pferde, legte sich mit dem Ohr an den Boden und horchte.

Dann stand er auf und sagte:

»Es ist kein Geräusch vom Graben man führt Kanonen. Der Feind führt seine Batterien auf.«

Die Offiziere sahen einander an, dann trat Jarnac vor und sagte:

»Herr Admiral, es ist Euch bekannt, daß nach Aller Meinung der Ort nicht haltbar ist?«

Der Admiral lächelte.

»Das ist auch meine Meinung«, sagte er, »und doch halten wir den Ort seit fünf Tagen. Wenn ich mich zurückgezogen hätte, als Ihr in mich drängtet, wäre die Inselvorstadt seit fünf Tagen in den Händen der Spanier und sie hätten die Arbeiten bereits getan, die sie nun noch zu tun haben. Vergessen wir Eins nicht, meine

Herren: jeder Tag, den wir gewinnen, ist uns so nützlich wie der letzte Rest des Athems dem verfolgten Hirsch.«

»So ist eure Meinung . . . «

»Meine Meinung ist, daß wir auf dieser Seite getan haben, was Menschen möglich ist, und daß wir unsere Kraft, unsere Hingebung und unsere Wachsamkeit nach einer andern Seite wenden müssen.«

Die Offiziere neigten sich zum Zeichen der Zustimmung.

»Mit Tagesanbruche«, fuhr Coligny fort, »werden die spanischen Geschütze aufgefahren sein und ihr Feuer beginnen, mit Tagesanbruch muß also alles, was wir an Geschütz, Munition, Wollsäcken, Karren, Tragen, Hacken u. dgl. hier haben, in die Stadt zurückgebracht sein. Ein Teil unserer Leute wird sich damit beschäftigen, der andere Faschinen und Holzbündel, die bereit gehalten werden, in den Häusern aufhäufen und Feuer daranlegen. Ich selbst werde den Rückzug leiten und die Brücken hinter unsern Soldaten abbrechen lassen.«

Als er arme Unglückliche um sich sah, denen diese Häuser gehörten und die bestürzt auf diese Reden hörten, sagte er:

»Liebe Leute, wenn wir eure Häuser verschonten, würden die Spanier sie zerstören und überdies Holz und Steine darin finden, um Belagerungswerke davon anzulegen. Opfert sie also selbst dem Könige, und dem Vaterlande, Euch übertrage ich es, sie anzuzünden.«

Die Bewohner der Vorstadt sahen einander an, wechselten leise einige Worte und Einer, der vortrat, sagte:

»Herr Admiral, ich heiße Wilhelm Pauquet; Ihr seht hier mein Haus, es ist eines der größten . . . Ich übernehme es, Feuer daran zu legen und meine Freunde und Nachbarn — da werden es mit den ihrigen auch tun.«

»Ist das wahr, Kinder?« fragte der Admiral mit Tränen in den Augen.

»Ihr verlangt es zum Nutzen des Königs und des Vaterlandes, Herr Admiral.«

»Haltet nur vierzehn Tage mit mir aus, Kinder, und wir retten Frankreich«, sagte Coligny.

»Und dazu ist nötig, daß wir unsere Häuser verbrennen?«

»Ich halte es für nötig.«

»Wenn sie niedergebrannt sind, so haltet Ihr die Stadt?«

»Ich verspreche alles zu tun, was ein Mann tun kann, der dem Könige und dem Vaterlande ergeben ist«, antwortete der Admiral. »Wer davon spricht, sich zu ergeben, wird von diesen Mauern hinuntergestürzt; spreche ich davon, so tue man eben so mit mir.«

»Es ist gut, Herr Admiral«, sagte einer der Hausbesitzer. »Die Häuser werden in Brand gesteckt werden, sobald Ihr es befiehlt.«

»Die Abtei wird man doch schonen«, warf eine Stimme ein.

Der Admiral drehte sich um und erkannte Lactantius.

»Die Abtei so wenig als das Übrige«, antwortete er. »Von ihr aus beherrscht man den Wall von Rémicourt und eine Batterie dort würde die Verteidigung dieses Walles unmöglich machen.«

Lactantius schlug die Augen zum Himmel auf und seufzte tief.

»Übrigens«, fuhr der Admiral lächelnd fort, »Saint- Quentin ist der Schutzheilige der Stadt und wird uns nicht zürnen, wenn wir die Feinde hindern, seine Abtei zum Verderben seiner Schutzempfohlenen zu benutzen.«

Dann benützte er den guten Willen, der sich unter den Leuten zeigte, und befahl die Kanonen und andern bereits bezeichneten Gegenstände nach der Stadt zu bringen, alles natürlich so still als möglich.

Man ging ans Werk und man muß sagen mit großem Eifer.

Um zwei Uhr Früh war alles fortgebracht und hinter der alten Mauer befanden sich nur so viel Büchenschützen, um den Feind glauben zu lassen, man gedenke noch immer sie zu verteidigen. Die Hausbesitzer hielten bereits die Fackeln in der Hand, ihre Gebäude anzuzünden.

Mit Tagesanbruch begannen die Spanier zu schießen, wie es der Admiral vorhergesehen hatte. Es war in der Nacht eine Breschebatterie aufgeführt worden und diese Arbeit hatte der Admiral vernommen.

Diese ersten Schüsse waren das Signal die Vorstadt in Brand zu stecken. Keiner der Hausbesitzer zögerte, jeder hielt mutig die Fackeln in die Faschinen und im nächsten Augenblicke stieg eine Rauchsäule empor, welcher bald die Feuersäule folgte.

In dem ungeheuren Feuermeere blieb die Abtei unberührt

stehen.

Dreimal machte man einen erneuten Versuch sie in Brand zu bringen, jedes mal vergebens.

Der Admiral beobachtete vom Inseltore aus das Fortschreiten der Zerstörung, als Johann Pauquet zu ihm trat, seine Mütze in die Hand nahm und sagte:

»Herr Admiral, ein alter Mann will von seinem Vater gehört haben, in einem oder dem andern der beiden Türme neben dem Inseltore, vielleicht in beiden, liege Pulver.«

»So muß man nachsehen. Wo sind die Schlüssel?«

»Ja, die Schlüssel! wer weiß das? Vielleicht seit hundert Jahren sind die Türen nicht aufgemacht worden.«

»So breche man sie auf; man hole Werkzeuge herbei.«

»Das ist nicht nötig; wenn ich mich an die Tür stemme, fällt sie um«, sagte Heinrich Scharfenstein, der mit seinem Neffen vortrat.

»Ah, Du bist es, tapferer Riese?« sagte der Admiral.

»Ja, ich bin's mit Franz.«

»So lehne Dich an die Tür.«

Ein jede Tür ging ein Scharfenstein, lehnte sich daran und zählte: einst zweit drei! Bei *drei* krachte die Tür und jeder Scharfenstein fiel mit um.

»So!« sagten sie ganz gemächlich.

Man ging in die Türme hinein. Der eine enthielt wirklich einen ziemlichen Vorrat von Pulver, aber als man die Fässer wegschaffen wollte, zerfielen sie, da sie über hundert Jahre dagelegen hatten.

Der Admiral befahl Tücher zu bringen und in denselben das Pulver in das Arsenal zu schaffen.

Als er sah, daß auch dieser Befehl ausgeführt wurde, ging er fort, um etwas zu essen und ein wenig auszuruhen, da er seit dem vorigen Abende nichts genossen hatte und seit Mitternacht auf den Beinen gewesen war.

Eben hatte er sich an den Tisch gesetzt, als man ihm meldete, daß einer der Boten, die er an den Connétable gesandt, zurück sei und sogleich mit ihm zu sprechen wünsche.

Es war Yvonnet.

Yvonnet meldete dem Admiral, daß die verlangte Hilfe, ihm am nächsten Tage durch seinen Bruder Dandelot, den Marschall Saint-André und den Herzog von Enghien werde zugeführt werden. Sie werde aus viertausend Mann zu Fuß bestehen. Maldent sei in La Fère geblieben, um als Führer zu dienen.

So weit war Yvonnet mit seinem Bericht und erhob eben ein Glas Wein, das man ihm eingeschenkt hatte, empor um auf das Wohl des Admirals zu trinken, als die Erde erbebte, die Wände wankten, die Fenster in Stücke flogen und ein Donner wie von hundert Geschützen erfolgte.

Der Admiral sprang auf und Yvonnet setzte zitternd das Glas Wein auf den Tisch.

Zugleich zog eine schwere Wolke vor dem Westwinde über die Stadt und ein starker Schwefelgeruch verbreitete sich.

»Die Unseligen!« sagte der Admiral. »Sie werden unvorsichtig gewesen sein und die Pulverniederlage in die Luft gesprengt haben.«

Ohne auf weitere Nachrichten zu warten, verließ er das Haus und eilte nach dem Inseltore.

Die Einwohner der Stadt liefen eben alle dahin.

Coligny hatte sich nicht geirrt. Als er an Ort und Stelle kam, sah er den zerrissenen Turm rauchend wie den Krater eines Vulkans vor sich stehen. Ein Brand von der ungeheuren Feuersbrunst war durch eine der Schießscharten in den Turm geflogen und hatte das Pulver entzündet.

Vierzig bis fünfzig Personen waren umgekommen; fünf Offiziere, welche das Fortschaffen leiteten, fehlten.

Der zersprungene Turm bot dem Feinde eine Bresche, durch die fünfundzwanzig Mann neben einander eindringen konnten.

Zum Glück verbarg das ungeheure Rauch- und Flammenmeer zwischen der Vorstadt und der Stadt den Spaniern die Bresche.

Coligny übersah sofort die Gefahr und forderte zu Hilfe auf.

Die Soldaten hatten sich bereits entfernt, um *einmal* zu trinken. Unter ihnen waren auch die beiden Scharfenstein, da aber ihr Zelt sich kaum fünfzig Schritte von dem Schauplatz befand, waren sie doch unter den Ersten, welche der Aufforderung des Admirals nachkamen.

Ihre herkulische Kraft und ihre Riesengröße eignete sie zu solcher Hilfe ganz besonders. Sie legten dann ihre Wämmser ab, streiften ihre Ärmel auf und machten sich zu Maurern.

Drei Stunden später waren die Ausbesserungen vollendet, ohne daß der Feind eine Störung dabei nur versucht hatte; der Turm stand wieder so fest da wie vorher.

Der ganze Tag — der 7. August — verging, ohne daß der Feind irgend eine Demonstration machte; er schien sich auf die Einschließung zu beschränken. Er wartete wahrscheinlich auf die Ankunft der englischen Armee.

Abends bemerkten die Wachen einige Bewegung nach der Inselvorstadt zu.

Die Spanier Carondelet's und Romeron's benutzten das allmähliche Aufhören der Feuersbrunst, zeigten sich in der Vorstadt und näherten sich der Stadt.

Die ganze Aufmerksamkeit richtete sich also nach dieser Seite.

Abends um zehn Uhr rief der Admiral die ersten Offiziere der Besatzung zu sich und meldete ihnen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nacht die erwartete Verstärkung ankommen werde. Man solle also insgeheim und still die Mauer von Tournival bis zum Thor von Ponthoille besehen, um zum Beistande der Ankommenden, wenn nötig, bereit zu sein.

Yvonnet, der als Bote in diese Anordnungen eingeweiht worden war, sah sie mit Freuden ergreifen und wirkte, seiner Ortskenntnis wegen, nach Kräften dazu mit.

Nach diesen Anordnungen blieb — bis auf einige Schildwachen — der Wall des Altmarktes fast ganz frei, an dem das Haus Johann Pauquets und namentlich das Gartenhäuschen stand, in welchem Gudula wohnte.

Gegen elf Uhr in einer der finstren Nächte, welche den Liebhabern, die zu den Liebchen schleichen, und den Soldaten so wohl gefallen, welche eine Überrumpelung vorbereiten, ging unser Abenteurer mit seinen beiden Freunden, Heinrich und Franz Scharfenstein, die gleich ihm bis an die Zähne bewaffnet waren, durch die Gassen und Gäßchen, die sie zu dem Wall am Altmarkte führten.

Sie folgten diesem Wege, weil sie wußten, daß der ganze

Raum von dem Turm Dameuse bis zum Altmarktthor nicht besetzt war, weil der Feind an dieser Stelle noch gar keine Demonstration gemacht hatte.

Es war öde und finster.

Yvonnet sah neben den beiden Riesen wie ein Kind aus guter Familie zwischen zwei Bullenbeißern aus.

Er hatte die beiden starken Freunde, denen er sich immer gern anschloß, gefragt, ob sie mit ihm gehen wollten, und sie hatten ihm wie gewöhnlich geantwortet:

»Recht gern, Herr Yvonnet.«

Sie nannten ihn Herr Yvonnet, eine Auszeichnung, die sie keinem andern ihrer Gefährten gewährten, denn in ihre Freundschaft für ihn mischte sich eine gewisse Achtung und Ehrfurcht.

Wohin sie an diesem Abende gehen sollten, als er sie aufforderte ihn zu begleiten, war ihnen sehr gleichgültig. Es genügte ihnen, daß er gesagt hatte: »kommt« und — sie folgten ihm, wie die Planeten ihrer Sonne.

Yvonnet ging zum Liebchen. Warum hatte er sich auf *diesem* Wege von den beiden Riesen begleiten lassen?

Vor allen Dingen, die tapferen Deutschen waren keine lästigen Zeugen; sie drückten ein Auge, beide Augen zu, sie würden drei geschlossen haben, wenn sie so viele gehabt hätten, und ließen sie so lange zu, bis er ihnen erlaubte sie wieder aufzumachen.

Yvonnet nun hatte sie mit sich genommen, weil er — wie man sich erinnert — um an das Fenster des Gartenhäuschens zu kommen, eine Leiter brauchte. Statt nun eine wirkliche hölzerne Leiter zu nehmen, nahm er lieber die beiden Scharfenstein mit sich.

Natürlich hatte er mit dem Liebchen mehre Signale verabredet, durch die er ihr seine Anwesenheit meldete; oder an diesem Abende bedurfte er keinen einzigen, denn Gudula war bereits am Fenster und wartete.

Sie zog sich nun zurück, als sie drei Männer statt des seinen kommen sah.

Da trat Yvonnet aus der Gruppe heraus und gab sich zu erkennen. Sogleich erschien das Mädchen wieder am Fenster.

Mit zwei Worten setzte er ihr die Gefahren auseinander, welchen sich ein Soldat in einer belagerten Stadt aussetze, wenn er mit der Leiter auf dem Rücken umhergehe: eine Patrouille könne glauben, er trage die Leiter, um sie den Belagernden zu reichen; er müsse ihr dann zu dem Offizier folgen, zu dem Kapitän, zu dem Gouverneur vielleicht und da erklären was er mit der Leiter habe machen wollen, eine solche Erklärung aber, wie zart sie auch gehalten sei, kompromittiere doch die Ehre Gudula's. Besser sei es also, sich auf die beiden Freunde zu verlassen, deren Verschwiegenheit er gewiß sei.

Wie aber sollten die Freunde als Leiter dienen? Das konnte Gudula nicht begreifen.

Yvonnnet seinerseits wollte keine Zeit mit der Entwicklung seiner Theorie verlieren und ging sofort zur Anwendung.

Er winkte den beiden Scharfenstein, die ihre langen Beine in Bewegung setzten und mit ein paar Schritten bei ihm waren.

Den Onkel lehnte er an die Wand, dem Neffen winkte er.

In weniger Zeit als wir zum Erzählen brauchen, hatte Franz einen Fuß in die zusammengefalteten Hände des Oheims und den andern auf dessen Schulter gesetzt. So reichte er bis an das Fenster, umfaßte Gudula, die neugierig zusah und ehe sie sich bewegen, ehe sie sich sträuben konnte, aus dem Stübchen gehoben und hinunter neben Yvonnnet gesetzt war.

»Da!« sagte Franz, »da ist die Jungfer.«

»Schönen Dank!« sagte Yvonnnet, der den Arm Gudula's nahm und mit ihr nach dem dunkelsten Plätzchen hinging.

Dieses Plätzchen war oben auf dem Wall die kreisrunde Spitze eines der Türme, die durch eine Brustlehne von drei Fuß Höhe geschützt wurde.

Die beiden Scharfenstein setzten sich auf eine Art Steinbank an der Courtine.

Wir wollen hier das Gespräch Gudula's und Yvonnnet's nicht berichten. Sie waren jung und verliebt; drei Tage und drei Nächte hatten sie einander nicht gesehen und so hatten sie einander so viel zu sagen, daß wir gewiß in dies Kapitel nicht hinein brächten, was sie in einer Viertelstunde sprachen.

Eine *Viertelstunde* sagen wir, denn so lebhaft auch das

Gespräch war, unterbrach sich doch Yvonne nach einer Viertelstunde, legte die Hand auf den schönen Mund der Geliebten, neigte den Kopf vor und horchte.

Es war ihm als hörte er viele Tritte im Grase.

Als er hinblickte, schien sich eine ungeheure schwarze Schlange am Fuße der Mauer hinzuringeln.

Aber es war so dunkel und das Geräusch so wenig bemerklich, daß es eben sowohl eine Täuschung als Wirklichkeit sein konnte, um so mehr da plötzlich Geräusch und Bewegung aufhörte.

Yvonne sah und hörte nichts mehr, er lauschte aber trotzdem und obwohl er das Mädchen noch immer in seinen Armen hielt, noch immer.

Nach einiger Zeit war es ihm, als richte die riesige Schlange den Kopf an die graue Mauer und hebe sich an derselben empor, um auf die Spitze derselben zu gelangen.

Wie eine Hydra mit mehreren Köpfen streckte die Schlange neben dem ersten einen zweiten Kopf, dann einen dritten empor.

Da war unserem Yvonne alles erklärt: ohne eine Minute Zeit zu verlieren, nahm er Gudula auf seinen Arm, empfahl ihr die tiefste Stille und übergab sie Franz, der mit Hilfe des Oheims sie in das Stübchen hinaufbrachte, wie er sie erst heruntergeholt hatte.

Dann lief er nach der nächsten Leiter und kam eben in dem Augenblicke an, als der erste Spanier heraufstieg.

So groß das Dunkel war, sah man doch einen Blitz, dann hörte man einen Schrei und der Spanier, den der schmale feine Degen Yvonne's durchbohrt hatte, stürzte rücklings wieder hinunter.

Sein Fall verlor sich in einem ungeheuren Knacken und Krachen, — es war die zweite Leiter, die, vollbeladen mit aufsteigenden Feinden, durch den kräftigen Arm Heinrich Scharfensteins weggestoßen worden und knirschend an der Mauer hinabfiel.

Franz seinerseits hatte auf dem Wege einen Balken gesunden, den er hoch emporhob und dann quer auf die dritte Leiter warf.

Die Leiter zerbrach etwa in der Mitte und Balken, Leiter und Menschen stürzten untereinander in den Graben hinab. So blieb also noch Yvonne, der aus Leibeskräften stach und aus vollem Halse schrie:

»Hilfe! Hilfe!«

Die beiden Scharfenstein eilten zu ihm, als eben bereits zwei oder drei Spanier heraufgestiegen waren und Yvonne lebhaft bedrängten.

Einen der Angreifenden hieb Heinrich mit seinem ungeheuren Schwerte mitten durch; der andere fiel unter der Keule des andern Scharfenstein; der dritte, der eben nach Yvonne stechen wollte, wurde von einem der Riesen am Gürtel gefaßt und über den Wall hinuntergeschleudert.

In diesem Augenblicke erschienen am Ende der Altmarktstraße Johann und Wilhelm Pauquet, welche der Hilferuf herbeigezogen hatte, mit Fackeln und Beilen.

Die Überempelung war sonach mißlungen und unterdes rückte unter dem Jubel der Bürger von dem Johannsturm und dem dicken Turme her die doppelte Hilfe, die man erwartete.

Gleichzeitig, als wenn alle Angriffe hätten zusammen losbrechen sollen, härte man eine halbe Stunde weit im Freien, nach Savy hin, hinter der Capelle von Epargumailles, den Knall von etwa tausend Büchsen und sah den rötlichen Rauch aufsteigen, der über lebhaftem Flintenfeuer schwebt.

Die beiden Unternehmungen — die der Spanier zur Überempelung der Stadt und die Dandelot's, ihr Hilfe zu bringen — waren entdeckt.

Wir haben gesehen, wie der Zufall die der Spanier zum Scheitern brachte; sehen wir nun, wie der Zufall auch die der Franzosen scheitern ließ.



Maria Stuart

IX.

Der doppelte Vorteil, den es haben kann die Bauernsprache zu reden.

Bis jetzt haben wir alle Ehre den Belagerten widerfahren lassen, es ist Zeit, daß wir uns auch einmal unter die Zelte der Belagerer begeben.

In dem Augenblicke als Coligny mit den Offizieren, welche man jetzt den Stab nennt, um die Mauern herumging, um die Mittel der Verteidigung der Stadt zu mustern, zog eine andere nicht minder wichtige Gruppe außen herum, um die Mittel des Angriffes zu überschauen.

Diese Gruppe bestand aus Emanuel Philibert, dem Grafen Egmont, dem Grafen Horn, dem Grafen Schwarzenberg, dem

Grafen Mansfeld und den Herzogen Erich und Ernst von Braunschweig.

Unter den andern Offizieren, welche den Genannten folgten, ritt unser alter Freund Scianca-Ferro, wie immer unbesorgt um Alles, außer um das Leben und die Ehre seines geliebten Emanuel.

Auf den ausdrücklichen Befehl Emanuels war Leone mit den Übrigen in Cambray zurückgeblieben.

Das Resultat der Musterung war, daß die Stadt, die nur schlechte Mauern, keine hinreichende Besatzung und ungenügende Artillerie habe, sich nicht länger als fünf bis sechs Tage halten könne . . . Das hatte denn auch Emanuel an Philipp II. gemeldet, der ebenfalls, aber aus kluger Vorsicht, in Cambray geblieben war.

Die beiden Städte lagen übrigens nur sechs bis sieben Stunden auseinander und Emanuel hatte Leone in der königlichen Wohnung gelassen, weil er als Oberbefehlshaber der spanischen Armee bisweilen mit dem Könige sich besprechen mußte und dann jedes mal Leone sehen konnte.

Leone ihrerseits hatte in diese Trennung gewilligt zuerst und vor allem, weil ein Wunsch Emanuels für sie Befehl war, dann weil die Entfernung von sechs bis sieben Stunden zwar eine wirkliche Trennung herbeiführte, die jeden Augenblick aber leicht beseitigt werden konnte.

Übrigens schien Emanuel seit dem Beginn des Feldzuges — wie groß auch seine Freude über den Wiederbeginn der Feindseligkeiten war, zu dem er durch seine Versuche gegen Metz und Bordeaux wenigstens eben so viel beigetragen hatte wie der Admiral durch seine Unternehmung gegen Blois — um zehn Jahre — geistig wenigstens — älter geworden zu sein. Obgleich kaum einunddreißig Jahre alt, stand er an der Spitze eines Heeres, das in Frankreich einfallen sollte, über allen Feldherren Carls V., und suchte hinter dem Vorteile Spaniens seinen eigenen.

Von dem Ausgange des unternommenen Feldzuges sollte in der Tat seine Zukunft abhängen, nicht bloß als großer Feldherr, sondern auch als Fürst, denn mit Frankreich eroberte er sich Piemont zurück. Emanuel Philibert war, wenn auch

Oberbefehlshaber der spanischen Heere, immer nur eine Art fürstlicher Condottiere, und in der Waage des Geschickes ist man doch eigentlich nichts, als wenn man das Recht hat, für eigene Rechnung Menschen töten zu lassen.

Er hatte sich indes nicht zu beklagen. Philipp II., der wenigstens darin dem guten Rate seines Vaters folgte, hatte über Krieg und Frieden dem Herzog von Savoyen unbeschränkte Vollmacht gegeben und die lange Reihe von Fürsten und Feldherren, die wir nannten, unter seine Befehle gestellt.

Alle diese Gedanken, unter welchen jener der Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, nicht der geringste war, machten Emanuel Philibert ernst und sorgenvoll wie einen Greis.

Er hatte vollkommen eingesehen, daß vom Erfolge der Belagerung von St.-Quentin der Erfolg des ganzen Feldzuges abhängt. War St.-Quentin genommen, so blieb zwischen dieser Stadt und Paris nur noch eine Strecke von dreißig Stunden und Ham, La Fère und Soissons zu nehmen; dagegen mußte St.-Quentin genommen werden, bevor Frankreich Zeit gewinne, eines jener Heere aufzustellen, die bei ihm fast immer wie aus der Erde wachsen, Gott weiß es durch welchen Zauber, und dann statt der steinernen Mauern ihre Brust als Mauer bieten.

Man hat auch gesehen, mit welchem Eifer Emanuel Philibert die Arbeiten der Belagerung beschleunigte und wie wachsam er die Stadt beobachtete.

Sein erster Gedanke war gewesen, der schwache Punkt von St.-Quentin sei das Inselthor und von dieser Seite aus werde er die Stadt nehmen, wenn die Belagerten sich nur irgend einer Unvorsichtigkeit schuldig machten.

Er ließ darum alle andern Führer ihre Zelte vor der Mauer von Rémicourt aufschlagen, welches im Falle einer Belagerung wirklich der angreifbare Punkt des Ortes war und nahm selbst, wie wir gesehen haben, seine Stellungen, an der entgegengesetzten Seite, zwischen der Mühle auf einem kleinen Hügel und der Somme.

Von da aus beobachtete er den Fluß, über den er eine Brücke hatte spannen lassen, wie den ganzen weiten Raum von der Somme bis zur alten Straße von Bermand, welchen Raum das

englische Heer einnehmen sollte, sobald es eingetroffen sein würde.

Man hat gesehen wie der Versuch, die Vorstadt mit einem Handstreich zu nehmen, zurückgewiesen worden war.

Da hatte sich Emanuel Philibert entschlossen, die Mauern ersteigen zu lassen und dies sollte in der Nacht vom 7. zum 8. August geschehen.

Welchen Grund hatte Emanuel Philibert gehabt, die Ausführung seines Planes gerade in dieser Nacht anzuordnen? Wir werden es sogleich sagen.

Am Morgen des 6., als er eben den Bericht der verschiedenen Patrouillenführer anhörte, hatte man einen Bauer aus Savy zu ihm gebracht, der mit ihm zu sprechen verlangte.

Emanuel wußte, daß ein Feldherr keine Nachricht, die ihm geboten wird, verschmähen darf, hatte befohlen, jeden zu ihm zu lassen, der mit ihm zu sprechen wünsche.

Der Bauer wurde also eingelassen.

Er brachte dem General des spanischen Heeres einen Brief, den er in einem Soldatenrocke gefunden.

Den Rock selbst hatte er unter dem Bett seiner Frau gefunden.

Es war der Brief, welchen der Admiral Coligny an den Connétable geschrieben hatte.

Der Rock hatte Maldent gehört.

Wie aber kam der Rock Maldent's unter das Bett einer Bauersfrau in Savy? Das müssen wir natürlich erzählen, denn das Schicksal der Staaten hängt bisweilen an solchen Fäden, die leichter noch sind als die, welche im Herbst in der Luft fliegen.

Maldent war seines Weges weiter gegangen, nachdem er sich von Yvonne getrennt.

In Savy hatte er sich, als er um eine Ecke getreten, vor einer Nachtpatrouille befunden.

Fliehen konnte er nicht, man hatte ihn gesehen; durch Flucht hätte er Verdacht erregt, und von ein paar Reitern würde er sehr leicht eingeholt worden sein.

Er trat in eine Tür.

»Wer da?« rief eine Stimme.

Maldent kannte die Lebensweise in jener Gegend; er wußte, daß die Bauern selten ihr Thor verriegeln; er drückte also auf die Klinke, die Klinke gab nach und die Tür ging auf.

»Bist Du's, Mann?« fragte eine weibliche Stimme.

»Freilich bin ich's«, antwortete Maldent, welcher die Bauernsprache der Gegend ganz geläufig sprach, da er aus Royon stammte.

»Ich dachte wahrlich, Du wärest tot«, fuhr die Frau fort.

»Du siehst also, daß es nicht wahr ist«, antwortete Maldent, der die Tür verriegelte und nach dem Bett hin tappte.

So schnell Maldent auch in das Haus geschlüpft war, ein Reiter hatte ihn verschwinden sehen, nur konnte er nicht genau angeben, in welche Tür.

Da nun der Mann ein Spion sein konnte, welcher der Patrouille folgte, so klopfte der Reiter mit einigen Andern bereits an die Nachbartür, was unserm Maldent bewies, er habe gar keine Zeit zu verlieren. Nun kannte er die Örtlichkeiten nicht, und stieß an einen Tisch voll Töpfe und Gläser.

»Was tust Du denn?« fragte die Frau erschrocken.

»Ich stieß mich.«

»Wie kann man so alt und so dumm sein!« murmelte die Frau.

Trotz der nicht eben galanten Worte murmelte Maldent einige liebkosende Redensarten und suchte dabei im Auskleiden das Bett zu erreichen.

Er zweifelte gar nicht, daß man bald an die Tür klopfen werde, die sich für ihn zu so gelegener Zeit geöffnet hatte, wie man an die Nachbartür geklopft hatte, und es lag ihm sehr viel daran nicht als Fremder erkannt zu werden.

Wenn das nicht geschehen sollte, mußte er den Platz des Hausherrn einnehmen.

Maldent hatte so viele andere ausgekleidet, daß er auch sich selbst sehr geschwind auszukleiden gelernt; schnell wie man die Hand umwendet, waren seine Kleider abgestreift, dann schob er sie mit dem Fuß unter das Bett, hob das Deckbett auf und kroch darunter.

Aber es reichte nicht hin, daß Maldent von Fremden für den Hausherrn gehalten werde, auch die Frau, die ihn nicht eben artig

angeredet wegen seiner Ungeschicklichkeit, mußte sagen können, er sei nicht fremd.

So empfahl er seine Seele Gott und beeiferte sich, ohne zu wissen mit wem er es zu tun hatte, seiner Wirtin, sie mochte jung oder alt sein, zu beweisen, daß er keineswegs tot sei, wie sie geglaubt oder zu glauben sich gestellt hatte.

Er bewies es ihr in einer Weise, die der Frau außerordentlich gefiel, weshalb sie denn auch zuerst und am ärgerlichsten sich über die Störung beklagte, als die Soldaten, nachdem sie das Nachbarhaus durchsucht hatten, in welchem nur eine Frau von sechzig Jahren mit einem Mädchen von etwa neun Jahren wohnte, durchaus wissen wollten, wo der Mann sei, den sie hätten hineingehen sehen, und deshalb an die Tür des Hauses klopfen, in dem Maldent wirklich war.

»Mein Gott, Gosseu, wer ist denn da?« sagte die Frau.

»Aha«, dachte Maldent, »ich heiße Gosseu. Gut, daß ich das weiß. Sieh doch zu«, setzte er gegen die Frau hinzu, »wer da ist?«

»Mein Gott, sie schlagen die Tür ein!«

»Mögen sie schlagen!«

Die Tür gab nach und die Frau hatte weniger als sonst Jemand das Recht, ihm den Namen und Titel des Hausherrn zu versagen.

Die Soldaten drangen fluchend herein, da sie aber spanisch fluchten und Maldent picardisch antwortete, wurde das Gespräch bald so confus, daß die Soldaten es für nötig hielten, Licht anzuzünden, damit man wenigstens sehe, wenn man einander nicht verstehe.

Das war der kritische Augenblick und Maldent hielt es für das Beste, während ein Soldat Feuer schlug, der Frau heimlich die Sache zu gestehen wie sie war.

Zu ihrer Ehre muß man gestehen, daß sie anfangs in das Komplott sich nicht einlassen wollte.

»Was?« sagte sie. »Nicht mein armer Gosseu? Geschwind hinaus!«

»Ich muß aber doch Gosseu sein«, flüsterte Maldent, »da ich in seinem Bette liege.«

Gegen diesen Grund schien die Frau nichts vorbringen zu

können, denn sie bestand nicht weiter auf Maldent's Fortgehen und nachdem sie im Scheine des Lichtes einen Blick auf den neuen Mann geworfen hatte, dachte sie:

»Nun, jedem Sünder sei vergeben! Man soll nicht den Tod des Sünders wollen, wie die Bibel sagt.«

Sie drehte sich mit dem Gesicht nach der Wand.

Maldent sah sich im Lichte ebenfalls um.

Er befand sich in dem Hause eines wohlhabenden Bauers und sah einen eichenen Tisch, einen Nußbaumschrank; auf einem Stuhle lag ein vollständiger Sonntagsanzug, den der wirkliche Gosseu bei seiner Rückkunft sogleich finden sollte.

Die Soldaten ebenfalls sahen sich musternd um, und da in Bezug auf Maldent nichts ihren Verdacht erregen konnte, so sprachen sie unter einander spanisch, aber ohne Drohung, was Maldent recht leicht erkennen konnte, wenn er auch nicht so gut spanisch verstanden hätte, wie er die Bauernsprache der Umgegend verstand.

Die Soldaten wollten ihn bloß als Führer mitnehmen, da sie sich zu verirren fürchteten.

Maldent, der darin keine Gefahr sah, ja dabei entkommen zu können hoffte, begann ernstlicher zu reden und fragte was man noch wolle.

Der Eine der Soldaten, der etwas französisch verstand, trat an das Bett und deutete an, man wünsche vor allem daß er aufstehe.

Maldent schüttelte den Kopf.

»Ich kann nicht«, sagte er.

»Warum kannst Du nicht?« fragte man ihn.

»Ich habe mir das Bein vertreten«, antwortete Maldent und machte mit dem Oberkörper und den Ellenbogen die Bewegungen eines Hinkenden nach.

»So gibt man Dir ein Pferd.«

»Ich kann nicht reiten.«

»Du lernst es.«

»Nein, nein!«, sagte Maldent kopfschüttelnd, »ich reite nicht.«

»Du reitest nicht?« fragte der Spanier, der den Degen zog.

»Das werden wir sehen.«

»Ja, ich reite, ich reite!« schrie Maldent, indem er aus dem Bette sprang und auf einem Beine hüpfte, als könne er mit dem andern wirklich nicht auftreten.

»So ist's recht!« sagte der Spanier. »Geschwind angezogen!«

»Schreit nur nicht so! Ihr weckt mir meine arme Catharina . . . schlaf mein Kathrinchen!«

Maldent zog, immer auf einem Beine hüpfend, das Bett über die Frau, die sich recht gern stellte, als schlafe sie. Maldent wußte wohl was er tat, als er sie zudeckte; er hatte den neuen Anzug Gosseu's auf dem Stuhle liegen sehen und wünschte sehr sich denselben anzueignen statt seiner Soldatentracht, die er unter das Bett geschoben hatte.

Er fand bei diesem Tausch einen doppelten Vorteil, denn erstens bekam er Neues für Altes und dann einen Bauernanzug für einen Soldatenanzug, so daß er in viel größerer Sicherheit seine Wanderung ausführen konnte.

Er zog also die Kleidungsstücke des Bauers an, als wären sie für ihn gemacht worden und als hätte er sie aus seinem Beutel bezahlt.

Daß Catharina nicht zusah, bei dem was geschah, kann man sich recht wohl denken; sie wünschte nichts so sehr, als daß ihr falscher Ehemann so schnell als möglich fortkomme.

Die Soldaten, die gern sobald es möglich nach Dallon zu gelangen wünschten, halfen ihm sogar beim Ankleiden.

Nach zehn Minuten war die Sache geschehen, und der Anzug Gosseu's paßte vortrefflich.

Als Maldent fertig war, nahm er das Licht unter dem Vorwande, den Hut zu suchen, aber er stieß sich absichtlich an dem Schranke, ließ das Licht fallen und löschte es aus.

»Auf Wiedersehen, meine gute Catharina!« sagte er in weinerlichem Tone und ging mit den Soldaten fort.

An der Tür fand er ein gesatteltes Pferd, aber es kostete Mühe ihn darauf zu bringen. Drei Mann mußten ihn heben und halten, bis er in den Sattel kam. Sobald dann das Pferd zu traben drohte, schrie er jämmerlich, hielt sich an dem Sattelbogen fest und zog den Zügel so straff zurück, daß das arme Pferd seinerseits alles tat, um sich des ungeschickten Reiters zu entledigen.

An der Ecke einer Straße, wo dem Pferde einer der Soldaten einen kräftigen Peitschenhieb versetzte und Maldent gleichzeitig ihm den Zügel schießen ließ und ihm die Fersen in die Weichen pochte, jagte es im gestreckten Galopp davon.

Maldent schrie jämmerlich um Hilfe, aber ehe man Zeit hatte zu ihm zu gelangen, war er mit dem Pferde verschwunden.

Die Komödie war so gut gespielt worden, daß die Spanier erst, als sie nicht einmal den Hufschlag mehr hörten, auf den Gedanken kamen, daß ihr Führer sie wohl angeführt habe.

So erklärte es sich wie Maldent mit einem Soldatenpferde und im Bauernanzuge in La Fère erschien und beinahe ins Gefängnis gesteckt, gehängt oder gerädert worden wäre, weil sein Aussehen mit dem, was er vorstellen wollte, nicht zusammenpaßte.

Jetzt haben wir nur noch zu erklären, wie der Brief Coligny's in die Hände Emanuel Philiberts gekommen war. Das wird sehr bald geschehen sein.

Zwei Stunden nach der Entfernung des falschen Gosseu war der echte nach Hause gekommen; er hatte das Haus in Aufruhr und seine Frau in Tränen gefunden. Die arme Catharina erzählte, es sei ein Spitzbube ins Haus gekommen, weil sie dasselbe nicht verschlossen, da sie auf ihren Mann gewartet; er habe sie gezwungen ihm den Anzug Gosseus zu geben, den er wahrscheinlich gebraucht, um sich den Nachforschungen der Gerechtigkeit zu entziehen. So groß nun auch der Zorn des wahren Gosseu gewesen, daß man ihm einen neuen Anzug gestohlen, so hatte er doch seine Frau zu trösten suchen müssen, da sie ganz außer sich war, dann war er auf den glücklichen Gedanken gekommen, die Lumpen zu durchsuchen, welche der Dieb zurückgelassen hatte, ob er darin vielleicht etwas finde, was zu seiner Entdeckung führe. Er hatte denn in der Tat den Brief des Admirals an seinen Oheim von Montmorency gefunden, den der Abenteurer in seinem Wamms vergessen, ohne sich wegen dieses Vergessens Sorge zu machen, da er den Inhalt auswendig wußte und bereit war denselben mündlich zu berichten.

Gleichwohl hat man gesehen, daß der Mangel dieses Briefes ihm beinahe verderblich geworden wäre.

Der echte Gosseu nun, der im Grunde ein ehrlicher Mann war,

hatte zuerst den Gedanken gehabt, den Brief an seine Adresse abzugeben, bald aber bedacht, daß er dadurch den Dieb nicht strafe, sondern ihm einen Gefallen erzeige, weil er den Dienst verrichte, den jener versäumt, und der Haß, der üble Ratgeber, flüsterte ihm zu, er solle mit dem Brief zu Emanuel Philibert, das heißt zu dem Gegner des Connétable, gehen, weil dann der Bote nicht die Freude habe, seinen Auftrag ausgerichtet zu sehen, sondern im Gegenteil wahrscheinlich gestäubt und eingesperrt werde.

Gestehen müssen wir indes, daß Gosseu eine Zeit lang zwischen dem ersten und zweiten Vorsatz schwankte; als habe er das Axiom gekannt, welches Talleyrand drei Jahrhunderte später aussprechen sollte, kämpfte er siegreich gegen sein erstes Vorhaben, welches das gute war, und gab dem zweiten, dem schlechten, nach.

Dem zufolge machte er mit Tagesanbruch trotz der Bitten seiner Frau, die für den Schändlichen noch bat, sich auf den Weg und sagte:

»Laß gut sein, Catharina, und rede nicht mehr für den Spitzbuben. Abgemacht! Ich meinte, er werde gehenkt, und er soll gehenkt werden«

Der Eigensinnige hatte dann in der Tat den Brief zu Emanuel Philibert getragen, dieser, wie sich von selbst versteht, sich kein Gewissen daraus gemacht ihn zu erbrechen und darin den Weg angegeben gefunden, auf welchem der Connétable Herrn von Coligny die erbetene Verstärkung senden sollte.

Emanuel Philibert belohnte Gosseu und entließ ihn mit dem Versprechen, daß er gerächt werden würde.

So lange es Tag war, machte indes der Herzog von Savoyen keine Anstalten, welche darauf hindeuteten, daß er von dem Plane des Connétable viel wisse; da er aber meinte, der Admiral werde sich nicht begnügt haben einen einzigen Boten an seinen Oheim zu senden, dieser vielmehr wohl zwei oder drei empfangen haben, so schickte er Abends fünfzig Pioniere ab, welche auf den Wegen von Savy und Ham breite Gräben mit Barrikaden anlegen sollten.

Dann legte er die besten spanischen Büchenschützen dahin in

Hinterhalt.

Die Nacht verging, ohne daß man von etwas hörte.

Emanuel Philibert erwartete das, denn er sagte sich, daß der Connétable Zeit brauche seine Anstalten zu treffen, und daß die Komödie den andern Tag erst zur Ausführung kommen könne.

Den zweiten Abend waren die spanischen Schützen wiederum auf ihrem Posten.

Aber es reichte nicht hin, die Verstärkung zu hindern in die Stadt zu gelangen. Emanuel Philibert hatte geglaubt, die ganze Besatzung von St.-Quentin werde sich, um das Einziehen der Franzosen zu begünstigen, in die Vorstadt Ponthoille begeben und die andern Punkte entblößen und namentlich der Wall vom Altmarkte, der seit zwei Tagen von den Batterien der Flamänder nicht mehr bedroht worden, werde noch weniger bewacht sein. Darum ordnete er eine Überrumpelung für diese Nacht an.

Wir haben gesehen, wie der Zufall, welcher zuerst Yvonnet mit den beiden Scharfenstein in Privatangelegenheiten dahin geführt hatte, diesen Überrumpelungsversuch vereitelte.

Zur Ausgleichung, während die Überrumpelung fehlschlug, gelang der Hinterhalt, zum Nachtheile für die armen Belagerten, denen dieser Sieg des Feindes die letzte Hoffnung nahm. Dreimal versuchte Dandelot die Feuermauer zu durchbrechen, die ihn von der Stadt trennte, und dreimal wurde er zurückgeworfen, ohne daß die Belagerten in der Nacht und ohne zu wissen, welche Anordnungen der Herzog von Savoyen getroffen habe, einen Ausfall zu machen und Hilfe zu bringen wagten. Endlich zerstreuten sich die drei- oder viertausend Mann, nachdem viele von ihnen gefallen waren, in der Gegend, und Dandelot kam nur mit fünf- oder sechshundert, am andern Tage, 8. August, zu dem Connétable zurück, dem er seine Niederlage berichtete und der, nachdem er brummend gehört hatte, schwur, da die Spanier ihn zwängen, gleichfalls Teil zu nehmen, ihnen zu zeigen was alter Krieg sei.

Von diesem Augenblicke also an nahm der Connétable sich vor, persönlich und mit seinem ganzen Heere — das übrigens nicht zum fünften Teile so stark war als das spanische — der Stadt St.-Quentin Verstärkung und Lebensmittel zu bringen.

Für die Belagerten war am andern Morgen die doppelte Nachricht von der Übereinnahme, der sie entgangen, und von der Niederlage, welche die Verstärkung erlitten, die ihnen der Bruder des Admirals zugeführt, ein entsetzlicher Schlag.

Sie waren demnach auf ihre eigenen Kräfte angewiesen und diese Kräfte kennen wir.

Maldent rettete sich querfeldein, nachdem er seinen Auftrag vollständig ausgeführt hatte, und er war es, der Früh um drei Uhr an das Thor von Ponthoille pochte. Die letzten Worte Dandelot's an ihn, die er seinem Bruder hatte überbringen sollen, waren gewesen: er möge nicht verzweifeln und durch Maldent ihm Nachricht geben, wenn er ein anderes Mittel finde, die Stadt zu verproviantieren.

Es war dies allerdings ein Versprechen, aber ein so unsicheres, daß sich keine Hoffnung darauf bauen ließ, und Coligny hielt es deshalb auch für einfacher, als er am andern Tage dem Bürgermeister und den Schöffen die Lage, in der man sich befinde, als sehr schwierig schilderte, von jenem Versprechen gar nichts zu erwähnen.

Die Bürger fingen an, wie Coligny in seinen Memoiren sagt, »sich etwas zu verwundern«, aber bald kamen sie zusammen und der Admiral konnte, von ihnen unterstützt, neue Maßregeln ergreifen.

Aus der Umgegend hatten sich, wie gesagt, viele Leute aus Furcht vor der Plünderung — in welcher die Spanier für äußerst geschickt galten — in die Stadt geflüchtet und ihre besten Habseligkeiten mit dahin gebracht. Unter diesen Geflüchteten waren auch zwei adelige Herren, die den Krieg kannten, die Herren von Caulaincourt und von Amerval.

Coligny berief sie zu sich und forderte sie auf, jeder möchte ein Fähnchen auf dem Rathausplatz aufpflanzen und Leute werben, auch versprach er, jedem, der sich anwerben lasse, einen Taler Gratifikation und von dem Solde etwas voranzahlen zu lassen.

Die beiden Herren taten also, pflanzten eine Fahne auf und nach vier oder fünf Stunden hatten sie zweihundertundzwanzig Mann geworben, die, wie der Connétable selbst gesteht, den Umständen gemäß gut bewaffnet und equipirt waren.

Der Admiral hielt noch denselben Abend Musterung über sie und ließ ihnen das versprochene Geld auszahlen.

Da er nun meinte, es sei Zeit zu strengen Maßregeln zu greifen, und der geringe Vorrat von Lebensmitteln in der Stadt ihn nötigte, alle nutzlosen Mäuler zu entfernen, ließ er unter Trompetenschall bekannt machen, alle nicht nach St.-Quentin gehörigen Männer und Frauen, die sich aus den umliegenden Ortschaften dahin geflüchtet hätten, sich einzufinden, um an den Ausbesserungen zu arbeiten, bei Strafe das erste Mal, das sie ungehorsam wären, öffentlich gestäupt, das zweite Mal aber gehangen zu werden, »wenn sie nicht vorzögen«, hieß es weiter, »eine Stunde vor Eintritt der Nacht an dem Hamer-Thor sich einzufinden, das man ihnen öffnen werde, damit sie die Stadt verlassen könnten.«

Zum Unglück für die Armen, die meist sich entfernen als arbeiten wollten, hatte man den Tag über die Trommeln und Trompeten gehört und von Cambray her eine neue Schar Blauer anrücken sehen.

Das war das zwölftausend Mann starke englische Heer, welches sich mit dem des Herzogs von Savoyen vereinigte und das bestimmte Lager bezog. Zwei Stunden später vervollständigte er die Einschließung der Stadt und zog sich von der Inselvorstadt bis Florimon.

Die drei Generale, welche es befehligten, waren Pembroke, Clinson und Grav.

Es hatte fünfundzwanzig Geschütze bei sich und besaß sonach allein doppelt so viele als der Admiral, welcher die seinigen um die ganze Stadt her hatte verteilen müssen.

Von den Mauern herab betrachteten die Stadtbewohner mit Bestürzung dies dritte Heer, welches sich den beiden andern anschloß, aber der Admiral ging durch die Menge und sagte:

»Mut, Ihr Leute von St.-Quentin! Ihr könnt nicht wohl glauben, daß ich mit so vielen Leuten zu Euch gekommen bin, um mich und sie mit mir ins Verderben zu stürzen. Wenn wir auch auf uns selbst angewiesen sind, ich halte, auf mein Wort! die Besatzung für hinreichend, mit Hilfe eurer Ausdauer uns gegen unsere Feinde zu verteidigen.«

Und hinter ihm glänzten die Augen von neuem Mute und die,

welche am niedergeschlagensten gewesen waren, sagten untereinander:

»Also Mut! Es kann uns ja auch nicht schlechter ergehen als dem Herrn Admiral, und da der Herr Admiral für alles steht, so wollen wir uns auf sein Wort verlassen.«

Nicht so war es mit den armen Landbewohnern, die nicht in die Stadt gehörten, unter dem Feuer der Feinde nicht arbeiten wollten und sich angeschickt hatten, die Stadt zu verlassen. Die Ankunft des englischen Heeres hatte ihnen die Tore verschlossen, und da jetzt nur die Wahl zwischen zwei Gefahren blieb, so zogen viele die vor, welche die Ausbesserungsarbeit an den Mauern bot. Die andern blieben dabei, die Stadt zu verlassen, und man ließ sie hinaus, es waren über siebenhundert.

Vierundzwanzig Stunden lang lagen diese Unglücklichen in den Gräben, da sie sich nicht durch das englische oder spanische Heer hindurch wagten, aber der Hunger zwang sie endlich doch und am Abende des zweiten Tages gingen sie paarweise und mit gefalteten Händen nach den feindlichen Linien zu.

Es war ein schrecklicher Anblick für die in der Stadt, als die Unglücklichen wie eine Herde von den spanischen oder englischen Soldaten umringt und unter Lanzengriffstößen nach dem Lager getrieben wurden, obwohl sie laut um Gnade baten.

Alle weinten um den Admiral her, »aber«, sagt dieser, »es war doch eine Erleichterung, denn ich hätte sie ernähren oder verhungern lassen müssen.«

Abends hielt Coligny Rat mit den Leuten in Saint-Quentin. Es handelte sich jetzt, da die Stadt vollständig eingeschlossen war, darum, einen Weg zu finden, auf welchem der Connétable noch einmal versuchen konnte Hilfe zu bringen. Man entschied sich für den über die Sümpfe von Grosnard. Diese Sümpfe waren sehr gefährlich, Jäger aber, die sie genau konnten, erklärten, wenn man ihnen fünfzig Mann mit Faschinen geben wolle, würden sie noch diese Nacht einen zehn Fuß breiten Weg durch die Sümpfe anlegen und sich bis an die Somme wagen.

Das linke Ufer des Flusses war vollkommen gangbar.

Der Admiral teilte den Arbeitern Maldent zu und gab ihm einen Brief an seinen Oheim, in welchem er diesem einen Plan der

Örtlichkeiten entwarf und genau die Stelle anzeigte, wo der Fluß zu überschreiten sei. Nur empfahl er ihm sich mit flachen Boten zu versehen, weil er selbst nur vier brauchbare Kähne besitze, von denen der größte kaum vier Mann zu tragen vermöge.

Wenn der Weg in der Nacht fertig würde, sollte Maldent über die Somme schwimmen und sich zu dem Connétable begeben, auch die Antwort, wenn sie dringend sei, auf demselben Wege zurückbringen.

Um zwei Uhr in der Nacht kamen die Jäger und Arbeiter zurück und meldeten, der Weg sei fertig, auf dem recht wohl sechs Mann neben einander marschieren könnten.

Die Arbeit war ohne alle Störung getan worden, weil die Ingenieure, welche die Sümpfe vorher im Auftrag des Herzogs von Savoyen untersucht, diesem erklärt hatten, es sei Wahnsinn, ein Truppcorps dahin zu schicken.

Maldent war durch den Fluß geschwommen und hatte sich dann nach La Fère hin begeben.

Alles ging also auf dieser Seite so gut als möglich vor; es war zwar eine nur schwache Hoffnung, aber man mußte sie im Glauben an den Herrn größer werden lassen.

Mit Tagesanbruch war der Admiral eben auf einem Turme. Es war Früh am 9. Von seinem hohen Standpunkte aus konnte er das dreifache feindliche Lager überblicken und sah alle Arbeiten der Belagernden.

Seit vierundzwanzig Stunden war Coligny nicht auf diesem seinem Observatorium gewesen. Die Spanier waren mit ihren Arbeiten sehr bedeutend vorgerückt, wie man an den großen Haufen frischer Erde sah.

Der Admiral ließ sofort einen ausgezeichneten englischen Mineur, Lauxfort rufen, und fragte ihn, was er von den Arbeiten der Feinde denke. Er meinte, es sei der Anfang einer Mine, beruhigte aber den Admiral durch die Versicherung, daß er zum Glück schon seit einigen Tagen seine Gegenmine so gut getrieben habe, um die Vernichtung der feindlichen Arbeit versprechen zu können.

Gleichzeitig mit den Minen führten aber die Spanier eine andere Arbeit aus, die nicht minder beunruhigend war, sie gruben ihre

Laufgräben und rückten mit denselben langsam, aber sicher der Stadt näher.

Es waren drei Laufgräben, und alle drei bedrohten den Wall von Rémicourt, nach dem sie im Zickzack sich zogen.

Der Admiral konnte sich diesen Laufgräben wirksam nicht widersetzen; er hätte Leute genug haben müssen, um Ausfälle zu machen und sie zu zerstören, genug Schützen, um die Ausfälle zu decken und den Rückzug zu sichern; dagegen hatte er, wie wir wissen, mit den neuen Rekruten nur sechs- bis siebenhundert Mann und mehr als vierzig Büchsen brachte er keinesfalls zusammen, so daß er also, wie er selbst sagt, kein Mittel besaß diese Arbeiten zu verhindern, was ihm sehr leid tat.

Der Admiral konnte weiter nichts tun als das, was die Spanier zerstörten, immer schnell so gut als möglich wieder auszubessern.

Bald aber wurde selbst dieses Ausbessern unmöglich. Am 9. hätte man eine neue Batterie donnern, namentlich gegen den Wall von Rémicourt, so daß kein Arbeiter sich dahin wagen konnte. Da indes diese Ausbesserungen um so dringender wurden, je bedeutender die Zerstörungen des feindlichen Geschützes waren, so begann der Admiral den Stock zu handhaben und als auch dieses sonst so wirksame Mittel hier unzureichend blieb, so versprach man den Arbeitern täglich einen Taler und gutes Essen. Diese doppelte Lockung, wie sich der Admiral ausdrückt, bewog etwa hundert Mann sich bereit zu erklären.

Maldent seinerseits war wohlbehalten nach La Fère gelangt, und sobald der Connétable erfuhr, in welcher Not sein Neffe sich befinde, auch von den Arbeiten durch die Sümpfe hörte, welche es ihm erleichterten den Gedrängten Hilfe zu bringen, so nahm er sich vor ohne Verzug sich selbst an Ort und Stelle zu begeben.

Eine Stunde nach der Ankunft Maldent's in La Fère bereits brach er an der Spitze von zweitausend Reiterei und viertausend Mann Fußvolk auf, und marschierte bis Essigny-le-Grand, wo er Halt machte.

Nachdem er sein Heer in Schlachtordnung aufgestellt hatte, schickte er drei Offiziere voraus, welche sich von der Aufstellung der Spanier und der Entfernung überzeugen sollten, die ihre

Vorposten von der Stadt und dem Flusse trennten; er selbst rückte hinter ihnen mit seinen erfahrensten Führern so nahe als möglich an die Sümpfe der Somme, d. h. bis in das Dorf Gruois.

Die drei auf Rekognoszierung ausgesandten Offiziere konnten l'Abbiette erreichen, indem sie sogar über den Posten spanischer Schützen hinausgingen, und nachdem sie die Zugänge der Somme untersucht hatten, kamen sie zu dem Connétable zurück und bestätigten Alles, was Maldent gesagt hatte.

Sofort erhielt dieser ein Schreiben von dem Connétable, welches Coligny meldete, er brauche sich um nichts mehr zu kümmern, als sich einen oder zwei Tage zu halten, denn die verlangte Verstärkung könne jeden Augenblick ankommen. Er möge nur gute Wache halten, damit man die Verstärkung, zu welcher Stunde sie auch anlange, vor den Mauern nicht warten lasse.

Dem zu Folge und weil die Verstärkung jedenfalls von Tournival herkommen mußte, verdoppelte der Admiral die Posten auf dieser Seite und ließ viele Leitern unter die Schuppen des Pulvermagazins tragen, damit die Ankommenden gleichzeitig durch das kleine Catharinenthor hereinmarschieren und über die Mauer steigen könnten.

Der Connétable erschien in Essigny-le-Grand ungefähr um dieselbe Zeit, als Maldent wieder in die Stadt gelangte.

Der Connétable wollte Saint-Quentin offen und am hellen Tage unterstützen. Die Finsternis und die List hatten das Unternehmen das erste Mal so wenig begünstigt, daß er die beiden Gehilfen des Mutes, List und offene Kraft, in Anspruch nahm.

Er kehrte nach La Fère zurück, zog seine Infanterie, Kavallerie und Artillerie, fünfzehn Geschütze, zusammen, und sandte dem Marschall von St. André, der in Ham stand, den Befehl, am 10. August bei guter Zeit sich ihm auf dem Wege von La Fère nach Saint-Quentin anzuschließen.

Maldent begab sich sogar in das Zelt seiner Freunde, als er Coligny das Schreiben des Connétable überreicht hatte.

Er fand jeden auf seinem Posten und alle mit lachendem Gesichte. Die Liebesangelegenheiten Yvonne's standen vortrefflich; Fracasso hatte einen lange gesuchten Reim

gefunden; die beiden Scharfenstein hatten sich eine kleine Industrie geschaffen, welche einen hübschen Gewinn abwarf; sie machten nämlich für sich allein nächtliche Ausfälle, legten sich in den Hinterhalt an den Wegen aus einem Lager in das andere und mit einem großen flegelartigen Instrumente, das sie sich erfunden hatten und mit dem sie zwölf Fuß weit reichen konnten, warteten sie auf die Vorübergehenden, die einen tüchtigen Schlag in den Nacken erhielten und niederstürzten, ohne einen Laut von sich zu geben. Da nun die Spanier und Flamänder ihren rückständigen Sold und auch eine Gratifikation für den Anfang des Feldzuges erhalten hatten, zogen die beiden Riesen den Erschlagenen oder ohnmächtig Geschlagenen und plünderten ihn aus. War er tot, so wachte er natürlich nicht wieder auf, war er nur ohnmächtig gewesen, so erwachte er geschnürt wie eine Wurst mit einem Knebel im Munde und drei oder vier eben so zusammengeschnürten und geknebelten Kameraden an seiner Seite. Wurde es Zeit an das Zurückgehen zu denken, so luden die beiden Scharfenstein drei oder vier Gefangene auf, und wie gering auch die Lösegelder ausfielen, die Deutschen brachten der Kasse der Gesellschaft doch immer etwas zu. Procop übte noch immer sein Gewerbe als Winkelnotar und konnte kaum Testamente genug machen, weshalb er auch den Preis für dieselben auf das Doppelte gesteigert hatte. Lactantius räumte allmählich den Keller der Jakobiner aus, der für einen der besten in der Umgegend galt und brachte den Vorrat daraus in das Zelt der Abenteurer. Pille-Trousse kam mit Börsen zurück, die er gefunden zu haben vorgab, und mit Mänteln, die die Inhaber irgendwo vergessen haben sollten. Es ging also mit dem Gelde wie mit den Liebesangelegenheiten vortrefflich; das Geld strömte von allen Seiten herbei, und wenn auch nur in kleinen Bächlein, so ließ sich doch endlich durch die Vereinigung derselben ein so großer Strom erwarten, daß jeder unserer Abenteurer, wenn der Krieg noch ein Jahr oder gar zwei Jahre dauerte, sich mit einem anständigen Vermögen zurückziehen und in Frieden der natürlichen Neigung folgen konnte, die in ihm wohnte, der Liebe oder der Poesie.

Alle Gesichter sahen also lächelnd aus, ausgenommen jedoch das des armen Malemort.

Er jammerte kläglich; niemals hatte er dermaßen gewehklagt und nicht weil es schlechter mit ihm ging, im Gegenteile. Malemort hatte nach dem Ausspruche des Socrates »erkenne Dich selbst« seinen Körper zum anatomischen Studium gemacht; er kannte sich vollständig. Er ahnte, daß es zu etwas Entscheidendem kommen werde und so schnell auch sein Fleisch wieder wuchs, so erkannte er doch für gewiß, daß er unmöglich eine Rolle werde dabei spielen und eine neue Wunde erhalten können.

Als Maldent im Vertrauen die nahe Ankunft des Connétable meldete, brachte er den Freund vollends zur Verzweiflung.

Es war die Zeit des Abendessens, und die Abenteurer setzten sich zu Tisch, der gewiß besser besetzt war als der des Admirals. Der Wein namentlich, den Lactantius geliefert hatte, war reichlich vorhanden und vortrefflich.

Man trank deshalb auch alle möglichen Gesundheiten, zuerst auf die glückliche Rückkehr Maldent's, dann auf das Sonett Fracasso's, auf die Gesundheit Malemort's, auf die des Königs, auf die des Admirals und die der Jungfer Gudula und endlich auch — Maldent brachte sie in dankbarer Erinnerung aus — auf die der armen Catharina Gosseu.

Nur die beiden Scharfenstein, die im Reden nicht sehr geschickt waren, hatten getrunken und zwar allein mehr als die übrigen Sieben, ohne eine Gesundheit auszubringen.

Endlich erhob sich indes auch Heinrich mit dem vollen Glase, lächelnd unter dem dicken Schnurrbart, und sagte:

»Kameraden, eine Gesundheit!«

»Still«, riefen die Abenteurer, »Scharfenstein will reden!«

»Ich auch«, fiel Franz ein.

»So rede Du, Franz. Der Jüngste hat immer zuerst das Wort.«

»Ich bringe dieselbe Gesundheit aus wie mein Oheim!«

»Bravo!« jubelten die Abenteurer. »So laß sie hören, Oheim!«

»Ich bringe die Gesundheit des braven jungen Mannes aus, der uns fünfhundert Goldtaler für ein Geschäftchen bot, wie Ihr wisst.«

Und er machte da eine Bewegung mit der Hand, als wolle er einem Kaninchen das Genick zerschlagen.

»Ja«, sagte Yvonne, »der Bastard von Waldeck! Wir haben ihn nicht wieder gesehen; er hat uns kein Draufgeld gegeben und

auch nicht gesagt, an welchem Tage das Geschäft gemacht werden soll.«

»Schadet nichts«, entgegnete Heinrich Scharfenstein. »Er hat sein Wort gegeben und bei uns heißt's: Ein Wort, ein Mann. Er wird schon kommen, wird das Draufgeld bringen und uns den Tag bestimmen.«

»'s freut mich, daß ein Landsmann für mich bürgt«, sagte eine Stimme am Eingange des Zeltens.

Die Abenteurer drehten sich um.

»Meine Herren«, sagte der Bastard von Waldeck, der näher trat, »da sind die hundert Goldtaler, die ich als Draufgeld versprochen. Morgen den ganzen Tag gehört Ihr mir an oder vielmehr heute, denn es ist ein Uhr nach Mitternacht.«

Er warf hundert Taler aus den Tisch, nahm das Glas, welches Malemort zu seinem Bedauern nicht ausgetrunken hatte, und sagte: »Wie Scharfenstein da vorgeschlagen hat: Auf das Gelingen unseres kleinen Geschäftes!«

Die Abenteurer tranken lustig aus das Gelingen des kleinen Geschäftes, das nichts anderes war als — die Ermordung Emanuel Philiberts.

X.

Die Schlacht von Saint-Quentin.

Kehren wir zu dem Connétable zurück.

An demselben Tage, am 10. August des Jahres 1557, gegen sieben Uhr Früh, bewerkstelligten die Truppen des Marschalls von Saint-André, die unter der Führung des Grafen von Larochefoucauld von Ham herkamen, ihre Vereinigung mit denen des Connétable.

Die beiden Armeen oder vielmehr die beiden Teile der Armee betragen nach ihrer Vereinigung 900 Gendarmen, 1000 leichte Reiter und reitende Schützen und fünfzehn Compagnien französischer, zweiundzwanzig Compagnien deutscher Infanterie, im Ganzen 9 bis 10.000 Mann.

An der Spitze dieser schwachen Schar wollte der Connétable ein Heer angreifen, welches durch die Vereinigung mit den Engländern fast 60.000 Mann stark geworden war.

Im Kriegsrate am Abend vorher, als er seinen Willen bekannt gemacht, mit 10.000 Mann einer von 60.000 Mann belagerten Stadt zu Hilfe zu ziehen, hatte der Marschall von Saint-André mit Recht auf das Gefährliche eines solchen Unternehmens aufmerksam gemacht, wie auf das, was von einem so tätigen Gegner wie von dem Herzoge von Savoyen zu fürchten sei, wenn man sich in einer sechs Stunden weiten Ebene zurückziehen müsse, die gar keinen Schutz gewähre.

Der Connétable aber hatte in seiner gewöhnlichen Weise geantwortet :

»Herr, Ihr könnt Euch in dem, was zum Wohle des Staates zu tun ist, auf mich verlassen . . . Ich habe lange schon gelernt, wann und wie man eine Schlacht schlagen oder ihr ausweichen muß. Seid also über den Ausgang unbesorgt.«

Der Connétable war in der Nacht aufgebrochen. Er hoffte um fünf Uhr Früh bei der Mühle von Gauchy zu sein, kam aber erst um sechs Uhr an, da der Marsch durch das Gepäck und Geschütz aufgehalten worden war.

Der Herzog von Savoyen war übrigens von seinen Spionen so schlecht bedient, daß er durch die plötzlich auf den Höhen von Gauchy erscheinende französische Armee überrumpelt wurde.

Der Connétable hatte Zeit, ihm zwei Compagnien, zusammen 600 Mann, wegzunehmen, die auf Außenposten standen.

Hier nun sahen die Franzosen die spanische Armee vor sich, aber die Somme und die Sümpfe von l'Abbiette lagen zwischen den beiden Heeren, die auf keinem andern Wege zusammenkommen konnten als auf einem unterhalb des spanischen Lagers, auf welchem kaum vier Mann neben einander gehen konnten.

Nach dem, was wir über die Belagerung schon gesagt haben, werden zwei Worte hinreichen, die Lage des Connétable begreiflich und die Fehler sichtbar zu machen, die er an diesem Tage beging.

Die ganze spanische, englische und holländische Armee befand sich am rechten Ufer der Somme.

Die vierzehn Fähnchen Julian Romeron's und Carondelet's, so wie die zwei Compagnien, welche der Connétable im Anfange aufhob, standen auf dem linken Ufer, die vierzehn in der Inselvorstadt, die zwei in der Mühle von Gauchy.

War man zur Mühle gelangt und hatte man die zwei Compagnien gefangen genommen, so konnte nur ein sehr einfaches Manöver ausgeführt werden: man schloß nämlich die vierzehn Fähnchen der beiden spanischen Kapitäne in der Vorstadt ein, führte sechs Geschütze der Straße gegenüber auf, auf welcher allein die feindliche Armee marschieren konnte, ließ ruhig so viele Leute als nötig nach Saint-Quentin hineingehen, zog sich dann zurück und opferte die sechs Kanonen und etwa hundert Mann, welche hinreichend gewesen wären, die Straße zu bewachen.

Der Connétable hob die beiden Compagnien auf, schloß die vierzehn Fähnchen in der Inselstadt ein, vernachlässigte aber die Straße vollständig und befahl die vierzehn Boote, die er mitgebracht hatte, in die Somme zu lassen.

Die Wagen mit den Booten waren indes nicht an der Spitze der Kolonne, sondern folgten dem Zuge. Es vergingen zwei Stunden

ehe, man sie heran brachte; es verging noch eine Stunde, bis sie auf dem Flusse waren und als dies geschehen, sprangen die Soldaten so eifrig hinein, daß sie zu schwer wurden und in dem Schlamm stecken blieben.

Unterdes machte einer der Schützen, welche Früh in der Mühle gefangengenommen worden waren, den Connétable auf das Zeit des Herzogs von Savoyen aufmerksam.

Der Connétable ließ sogleich eine Batterie auffahren, um nach jenem Zelte zu schießen.

Nach zehn Minuten geschah es und an der Bewegung, welche um das Zelt herum entstand, konnte man erkennen, daß die Kugeln nicht vergebens verschossen worden waren. Gleichzeitig hatte man die Boote wieder flott gemacht, sie bewegten sich auf dem Flusse hin und ließen von harzigen Stoffen gewaltigen Rauch aufsteigen, welches das zwischen dem Connétable und Coligny verabredete Signal war.

Bei der ersten Meldung von dem Erscheinen des Connétable war Coligny an einen Punkt geeilt, von dem aus er die ganze Gegend bis zur Mühle von Gauchy übersehen konnte. Er sah also auch die Boote, die mit Soldaten herkamen, ordnete darum einen Ausfall an, welcher die Landung decken sollte und ließ Leitern an die Mauer lehnen, damit die Leute, wie zahlreich sie auch sein möchten, schnell in die Stadt gelangen könnten.

Er hatte diese Anordnungen getroffen und sah den Booten zu, die immer näher kamen, als Procop zu ihm trat und in Folge des Vertrages zwischen dem Admiral und den Abenteurern um Urlaub auf einen Tag bat, weil sie ein Privatunternehmen vorhätten.

Der Admiral hatte kein Recht und keinen Grund etwas dagegen zu sagen, er gab also Procop und dessen Genossen den verlangten Urlaub.

Sie folgten demnach der Mannschaft, welche den Ausfall machen sollte, und gelangten vor die Stadt.

Der Bastard von Waldeck befand sich an ihrer Spitze in vollständiger Rüstung mit niedergelassenem Visir.

Das Pferd Yvonnet's, die beiden Pferde Maldent's und ein viertes, das der Bastard von Waldeck geliefert hatte, bildeten die Kavallerie, die aus Yvonnet, Maldent, Procop und Lactantius

bestand.

Pille-Trousse, Fracasso und die beiden Scharfenstein waren das Fußvolk.

Pille-Trousse und Fracasso sollten indes, wenn der Weg weit wäre, hinter Yvonne und Lactantius aufsteigen. Um die beiden Scharfenstein brauchte man sich nicht zu kümmern, denn sie wurden nie müde und liefen so schnell wie die Pferde.

Nur der arme Malemort fehlte, wie man sieht, bei der Unternehmung, aber er konnte wirklich weder gehen noch reiten und so ließ man ihn zur Bewachung des Zeltens zurück.

Die Abenteurer wendeten sich nach der Brücke hin, an welcher die Bote anlegen sollten.

Die Boote langten wirklich bald an, aber bei der Ankunft herrschte dieselbe Übereilung und Unordnung wie früher; die Soldaten sprangen an das Land, ohne auf die Worte und Winke derer zu achten, welche ihnen der Admiral entgegengeschickt hatte, um ihnen den Weg durch die Sümpfe zu zeigen, und das Erste war, daß sie bis an den Gürtel in Schlamm einsanken; in der Angst und Unordnung drängten sie einander dabei nach rechts und nach links und so war es denn kein Wunder, daß Einige versanken, Andere nach dem feindlichen Lager hin sich verirrt.

Nur Dandelot mit etwa vierhundert Mann folgte dem durch Faschinen gebahnten Wege und erreichten festes Land.

Coligny sah, von seinem Standpunkte aus in Verzweiflung die so lange erwartete Hilfe sich verlieren und kleiner werden und rief vergebens die Mannschaft, die zu Hunderten in den Sümpfen sich abmühten, in denen sie allmählich verschwanden, ohne daß man ihnen Hilfe bringen konnte.

Dandelot gelangte indes, nachdem er noch einige der Verirrten zusammengebracht hatte, mit einer Schar von fünfhundert Mann, fünfzehn oder sechzehn Hauptleuten, so wie einigen Herren, die sich *des Vergnügens wegen* angeschlossen hatten, an das Ausfallsthor.

Diese Herren waren der Vicomte du Mont-Notre-Dame, der Herr von La Curée, der Herr von Matas und der Herr von Saint-Rémy. Ein Artilleriecommissar und drei Kanoniere folgten ihnen.

Nächst dem Anblicke seines Bruders, der ganz durchnäßt

erschien, gewährten Coligny, wie er selbst gesteht, die drei Kanoniere die größte Freude, weil er nur Bürgerartilleristen hatte, welche, wenn auch den nötigen Mut, so doch nicht die Übung und Gewandtheit besaßen, um den Anforderungen einer belagerten, einer so furchtbar belagerten Stadt zu entsprechen.

Der Bastard von Waldeck wartete mit den Abenteurern ruhig, bis die Soldaten ans Land gestiegen oder versunken waren, dann nahm er eines der Boote, fuhr mit seinen sechs Mann den Fluß hinunter und stieg bei einem Erlenwäldchen wieder aus, das sich an dem einen Ende des Teiches von l'Abbiette befand.

Hier gab er einem Jeden eine spanische Schärpe und verlangte nichts weiter, als daß sie sich still, versteckt und bereit hielten, auf den ersten Wink zu gehorchen.

Sein Plan war leicht zu erraten.

Er hatte am Tage vorher von dem Plane des Connétable gehört, in Person und mit seiner Armee zu erscheinen, um Saint-Quentin zu verstärken. Da er nun den Herzog von Savoyen recht wohl kannte, so hatte er sich gesagt, Philibert Emanuel werde bei dem Anblicke der französischen Armee nicht hinter seinen Linien bleiben, sondern im Gegenteil hervorbrechen und am linken Ufer der Somme eine Schlacht schlagen. Darum legte er sich in den Sümpfen von l'Abbiette in Hinterhalt, weil in der Nähe derselben seiner Meinung nach die Schlacht erfolgen mußte, und er vertheilte unter die Abenteurer rot-gelbe Schärpen, damit sie in jener Zeit, wo es noch keine Uniformen gab, für Spanier gehalten würden und ohne Argwohn zu erregen, Emanuel Philibert sich nähern und ihn umringen könnten. War er erst umringt, so wußte man schon, was der Bastard von Waldeck mit ihm vornehmen wollte.

Wir werden sehen, ob er sich in seinen Voraussetzungen getäuscht hatte.

Emanuel Philibert war eben vom Tisch aufgestanden, als man ihm die Ankunft der französischen Armee am andern Ufer der Somme meldete; sein Zelt stand auf einer Anhöhe, so daß er nur aus demselben zu treten brauchte, um die ganze französische Armee in Schlachtordnung auf den Höhen von l'Abbiette aufgestellt zu sehen, weiter heran aber die Landung Dandelot's mit den Seinigen, während sich gleichzeitig über ihm ein Pfeifen

hören ließ, das die Soldaten so gut kennen, und eine Kugel, die vor ihm niederfiel, ihn mit Sand und Staub überschüttete.

Emanuel Philibert trat einen Schritt vor, um einen Punkt zu gewinnen, von dem aus er den ganzen Lauf der Somme übersehen könne, aber in demselben Augenblicke, als er so gewissermaßen den Kugeln entgegenging, faßte ihn eine kräftige Hand am Arme und zog ihn zurück.

Es war Scianca-Ferro.

Gleichzeitig schlug eine Kugel durch das Zelt.

Länger an diesem Punkte zu bleiben, nach dem man offenbar absichtlich schoß, hieß sich einem gewissen Tode aussetzen. Emanuel Philibert befahl deshalb, ihm seine Waffen zu bringen und sein Pferd zu satteln, begab sich zu einer kleinen Capelle, stieg auf den Turm derselben und konnte von da aus sehen, daß die französische Armee sich nur bis Saint-Lazare erstreckte und dieses Dorf sogar nur von einer nicht bedeutenden Reiterschaar besetzt sei.

Schnell stieg er herunter, legte in der Halle der Capelle seine Rüstung an, rief die Grafen Horn und Egmont, sandte einen Boten an den Herzog Erich von Braunschweig und an den Grafen von Mansfeld mit dem Befehle, Rekognoszierungen nach den Franzosen hin vorzunehmen und vorzugsweise sich zu überzeugen, ob die Straße von Rouvroy nicht mit Geschütz besetzt sei, und beschied sie in das Hauptquartier des Feldmarschalls Binincourt.

Nach einer Viertelstunde war er selbst dort. Er war dabei halb um die Stadt herumgeritten. Die auf Rekognoszierung ausgesandten Leute des Herzogs von Braunschweig und des Grafen von Mansfeld waren bereits zurückgekommen und hatten gemeldet, daß die Straße von Rouvroy vollkommen frei sei und die äußerste Spitze der französischen Armee nicht bis Neuville reiche.

Emanuel Philibert ließ sogleich zweitausend Reiter aufsitzen, setzte sich an die Spitze dieses Corps, ritt mit demselben über die Straße von Rouvroy und stellte es in Schlachtordnung so auf, daß es die herbeikommende Infanterie decke.

In dem Maße, wie seine Truppen erschienen, ließ er sie über

Harly nach Mesnil ziehen, damit sie von der französischen Armee nicht gesehen würden.

Mehr als fünfzehntausend Mann waren bereits vorübergezogen, als der Connétable noch immer auf das leere Zelt Emanuel Philiberts schießen ließ.

Mit einem Male entdeckte der Herzog von Nevers, den der Connétable mit der Gendarmencompagnie ausgeschickt hatte, die Ebene von Neuville zu rekognoszieren, als er auf eine Anhöhe gelangte, die von der spanischen Armee getroffenen Anordnungen.

Eine unermeßliche feindliche Kolonne rückte, unter dem Schutze von zweitausend Pferden des Herzogs von Savoyen, von Harly her und entwickelte sich hinter Mesnil-Saint-Laurent, so daß sie die Armee des Connétable in einem Halbkreis einschloß.

So schwach auch die Schar war, welche der Herzog von Nevers bei sich hatte, wollte er doch anfangs dem Connétable sagen lassen, er werde sich mit seinen Leuten opfern, um der französischen Armee Zeit zu verschaffen sich zurückzuziehen, aber der Connétable hatte ihm bei seinem Kopfe verboten, sich in ein Gefecht einzulassen; er wäre also ungehorsam gewesen und wußte recht wohl, daß der Connétable in der Disziplin mit äußerster Strenge verfuhr. Er wagte es demnach nicht die Verantwortung einer solchen Handlung auf sich zu nehmen, zog sich auf ein Corps leichter Kavallerie unter dem Prinzen von Condé zurück, das in Schlachtordnung auf dem Wege von Mesnil bei der Mühle von Gratte-Panse stand, und galoppierte fort, um selbst dem Connétable Nachricht von dem zu bringen, was geschah.

Der Connétable berief sogleich Herrn von Saint-André, den Grafen von La Rochefoucauld, den Herzog von Enghien und Andere zu sich und sagte ihnen, er begnüge sich damit seinem Neffen in Saint-Quentin die verlangte Hilfe gebracht zu haben und halte es für das Beste, so würdevoll, aber auch so schnell als möglich sich zurückzuziehen. Er forderte demnach jeden Korpskommandanten auf, sich auf seinen Posten zu begeben, um gleichen Schritt mit ihm den Rückmarsch anzutreten und jedes Gefecht zu vermeiden, zu dem man nicht gezwungen werde.

Während indes der Connétable Andern strategische Vorsicht

empfahl, versäumte er selbst, diejenige, etwa hundert Mann Schützen in jede der Windmühlen in der Gegend zu legen, um die Front des Feindes zu brechen und denselben durch ihr Feuer zu beschäftigen.

Die Infanterie trat zuerst den Rückmarsch an, zwar in schnellem Schritte, aber in guter Ordnung, nach dem Walde Jussy zu, der allein Schutz gegen Reiterangriffe gewähren konnte.

Aber es war bereits zu spät; noch hatte man drei Viertelstunden zu marschieren, als fünfhundert Schritte von der französischen Armee die Schwadronen und Bataillone der spanischen Armee erschienen und einen weiten Kreis um sie schlossen.

Der Connétable ließ Halt machen, seine Kanonen auffahren und wartete.

Bei der Stärke der feindlichen Reiterei konnte er nicht hoffen, den Wald zu erreichen.

Da teilte Philibert Emanuel seine Armee in drei große Corps, übergab dem Grafen Egmont das Kommando über den rechten Flügel, den Herzogen Ernst und Erich das über den linken, setzte ihnen seinen Plan auseinander, reichte ihnen die Hand, empfing ihr Versprechen, ohne seinen Befehl nichts zu unternehmen und stellte sich an die Spitze des Zentrums.

Zwischen der französischen und spanischen Armee befand sich jene Menge von Marketendern und herrenlosen Dienern, kurz jene Menge, die wie Ungeziefer jenen Heeren sich anhing. Emanuel Philibert ließ einige Kugeln unter sie werfen und der Erfolg war der erwartete; es entstand Entsetzen und tausend Männer und Weiber stürzten sich unter Geschrei in die Reihen der Soldaten des Connétable.

Man versuchte sie zurückzudrängen, aber der Schrecken ist oft mächtiger als der Mut.

Emanuel Philibert, der sich in den Steigbügeln aufrichtete, sah, welche Verwirrung durch dieses Andrängen in den französischen Reihen hervorgebracht wurde, wendete sich zu Scianca-Ferro und sagte:

»Graf Egmont soll mit seiner ganzen vlämischen Reiterei über den französischen Nachtrab herfallen.«

Scianca-Ferro jagte blitzschnell davon.

Zu dem Herzoge Ernst, der bei ihm geblieben war, sagte Emanuel:

»Herzog, während Graf Egmont den Nachtrab mit seiner Reiterei angreift, nehmt Ihr mit eurem Bruder jeder zweitausend Schützen zu Pferd und greift den Vordertrab an, das Zentrum ist meine Sache.«

Der Herzog Ernst ritt im Galopp davon.

Emanuel Philibert sah seinen beiden Boten nach und als sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangt waren, als seine Befehle ausgeführt zu werden begannen, zog er selbst sein Schwert, schwang es und rief:

»Blast, Trompeter! Es ist Zeit.«

Der Herzog von Nevers, welcher auf dem äußersten linken Flügel der französischen Armee kommandierte, hatte den Angriff des Grafen Egmont auszuhalten. Er wurde von der vlämischen Reiterei in der Flanke gefaßt, als er eben durch das Tal von Grugies zog, und wendete sich mit seinen Gendarmen-Compagnien gegen den Feind, aber zweierlei hinderte ihn bei der Verteidigung: eine Masse des Gesindels, das an dem ganzen Zentrum zurück gedrängt worden war, erschien auf den Hügeln und stürzte sich wie eine Lawine herunter zwischen die Pferde, während gleichzeitig eine Compagnie leichter Reiter, Engländer im französischen Solde, untreu wurde, sich der vlämischen Reiterei anschloß und mit derselben gleich darauf die Gendarmen des Herzogs von Nevers angriff, in so ungestümer Weise, daß sie einen Haufen der französischen Kavallerie bis in das Tal der Oise verfolgte.

Unterdessen und als trotz der außerordentlichsten Anstrengungen des Herzogs von Nevers, welcher an diesem Tage sich ungemein auszeichnete, der linke Flügel in Unordnung zu geraten begann, griffen die Herzoge von Braunschweig der empfangenen Weisung gemäß die Spitze der französischen Kolonne bei Essigny-le-Grand, auf dem Wege von Gibercourt an.

Diese Kolonnenspitze, welche von Marketendern und dergleichen Volk nicht gehemmt war und keinen Verrat von Engländern zu fürchten hatte, hielt fest, setzte ihren Marsch fort, schlug die Angriffe der reitenden Schützen ab und schaffte dem

Connétable und dem Gros der Armee Zeit, sich in der großen Ebene, die sich zwischen Essigny, Montescourt-Lizeroles und Gibercourt erstreckt, in Schlachtordnung aufzustellen.

Der Connétable fühlte, daß er nicht weiter komme, machte zum zweiten Male Halt, betete sein Paternoster, stellte seine Armee im Carré auf und ließ seine Kanonen nochmals auffahren.

Er war vollständig umringt, man mußte siegen oder sterben.

Ein alter Soldat fürchtet nicht zu sterben, er hofft also zu siegen.

Die alte französische Infanterie, auf welche der Connétable gerechnet hatte, zeigte sich allerdings ihres Rufes würdig, denn sie hielt den Anprall der ganzen feindlichen Armee aus, während die Deutschen im französischen Solde schon bei der Annäherung der Feinde die Piken wegwarfen.

Der junge feurige Herzog von Enghien eilte mit seinen leichten Reitern dem Herzoge von Nevers zu Hilfe. Er traf ihn, als er eben zum zweiten Male gestürzt war und sich wieder in den Sattel schwang trotz einem Pistolenschusse, der ihm den Schenkel gestreift hatte.

Der Connétable hielt stand. Seine Infanterie wies mit außerordentlicher Unerschrockenheit die Angriffe der vlämischen Reiter zurück und Emanuel Philibert ließ darum Kanonen herbei kommen, um diese lebendigen Mauern nieder zu werfen.

Zwei Geschütze donnerten gleichzeitig und begannen Bresche in die Armee zu schießen.

Da stellte sich der Herzog von Savoyen selbst an die Spitze einer Schwadron und führte sie zum Angriffe.

Der Anprall war gewaltig und entscheidend. Der Connétable, der von allen Seiten umringt war, verteidigte sich mit dem Mute der Verzweiflung, betete nach seiner Gewohnheit sein Paternoster und gab bei jedem Satze einen Hieb, der einen Feind niederstreckte.

Emanuel Philibert sah ihn von weitem, erkannte ihn, ritt aus ihm zu und rief:

»Fangt ihn lebendig! Er ist der Connétable!«

Es war Zeit. Montmorency hatte bereits einen Lanzenstich erhalten, eine tiefe Wunde unter dem Arme, aus der ihm mit dem Blute die Kraft entwich. Der Baron von Brakenburg und Scianca-

Ferro, welche den Ruf Emanuels gehört hatten, jagten vor, deckten den Connétable mit ihren Leibern, zogen ihn aus dem Gedränge und forderten ihn auf sich zu ergeben, da jeder Widerstand vergeblich sei.

Der Connétable aber wollte zum Zeichen, daß er sich ergebe, nur seinen Dolch überreichen. Nur dem Herzoge von Savoyen selbst, sagte er, werde er seinen Degen übergeben.

Der Degen mit den Lilien war ja der Degen des Connétable von Frankreich!

Emanuel Philibert kam rasch herbei, gab sich zu erkennen und nahm den Degen aus der Hand Montmorency's in Empfang.

Die Schlacht war für den Herzog von Savoyen gewonnen, aber noch nicht beendet: man schlug sich bis in die Nacht; Viele wollten sich nicht ergeben und ließen sich lieber töten.

Unter den Letzteren war Johann von Bourbon Herzog von Enghien — dem, nachdem zwei Pferde unter ihm gefallen waren, eine Kugel durch den Leib ging, als er eben versuchte den Connétable zu befreien, — Franz von Latour, Vicomte von Turenne und achthundert Edelleute, die ihren Tod auf dem Schlachtfelde fanden.

Die vornehmsten Gefangenen außer dem Connétable waren der Herzog von Montpensier, der Herzog von Longueville, der Marschall von Saint-André, der Rheingraf, der Baron von Curton, der Graf von Villiers, Bastard von Savoyen, der Bruder des Herzogs von Mantua, der Herr von Montbron, Sohn des Connétable, der Graf von La Rochefoucauld, der Herzog von Bouillon, der Graf von Rocheguyon, der Herr von Lansac, der Herr von Estreées, der Herr von La Roche du Maine und endlich die Herren von Chaudenier, von Poudormy, von Vassé, von Aubigné, von Rochefort, von Brian und von La Chapelle.

Der Herzog von Nevers, der Prinz von Condé, der Graf von Sancerre und der ältere Sohn des Connétable gelangten nach La Fère.

Herr von Bordillon gelangte zu ihnen dahin mit den zwei Kanonen, welche allein aus der großen Niederlage gerettet worden waren, in der von einer Armee von 11.000 Mann 6000 getötet und 3000 gefangengenommen wurden. Man verlor

überdies 300 Kriegswagen, 60 Fahnen, das ganze Gepäck, die Zelte und die Lebensmittel.

Es blieben nur 10.000 Mann übrig, der feindlichen Armee den Weg nach der Hauptstadt zu versperren.

Emanuel Philibert befahl nach dem Lager zurückzukehren.

Es war Abend geworden und Emanuel Philibert ritt in Begleitung nur einiger Offiziere und in Gedanken nicht an das, was er getan hatte, sondern was ihm zu tun übrig blieb, auf dem Wege von Essigny nach Saint-Lazare hin, als acht bis zehn Mann teils zu Pferd, teils zu Fuß aus der Mühle von Gauchy kamen und sich den Herren des Gefolges anschlossen. Eine Zeit lang ritt man so schweigend weiter, mit einem Male aber, als man an ein Wäldchen gelangte, sprang das Pferd des Herzogs mit einem Schmerzensschrei bei Seite und brach zusammen.

Da hörte man Eisen gegen Eisen klappen und im Schatten rief eine Stimme halblaut:

»Drauf! Drauf! Auf den Herzog!«

Kaum aber waren die Worte gesprochen, kaum hatte man erraten können, daß der Sturz des Pferdes nicht natürlich und der Herzog einer Gefahr ausgesetzt sei, als ein Mann, der alles vor sich niederwarf, mit seiner Streitaxt auf Freunde und Feinde hieb, sich in das Dunkel, in die fast unsichtbare Tragödie mit dem Rufe stürzte:

»Halt fest, Bruder Emanuel! Ich bin da.«

Emanuel hatte dieses Zurufs Scianca-Ferro's nicht bedurft, sondern entschlossen einen der Angreifenden gefaßt, mit den Armen fest umschlungen und ihn so zu seinem Schilde gemacht.

Dem Pferd des Herzogs war die Fessel des einen Hinterbeines zerschnitten; es schlug aber gewaltig um sich und warf so einen der Nachtgesellen nieder, die sich so unerwartet auf den Helden des Tages geworfen.

Es war ein fürchterliches Gemetzel in dem Dunkel, denn Jeder hieb um sich, ohne zu wissen, wer Freund und Feind sei.

Endlich hörte man etwa zwanzig Reiter im Galopp herbeikommen, die Fackeln bei sich hatten.

Da schlichen zwei der Reiter sich aus dem Kampfe und flohen querfeldein, ohne daß man daran dachte, sie zu verfolgen.

Zwei zu Fuß drängten sich in den Wald, in welchem sie verschwanden, ohne daß man sie suchte. Jeder Widerstand hatte aufgehört.

Nach einigen Augenblicken beleuchteten zwanzig Fackeln dieses neue Schlachtfeld.

Scianca-Ferro dachte zuerst an den Herzog.

Wenn dieser verwundet war, konnte es nicht bedeutend sein, denn der Mann, den er als Schild vor sich gehalten, hatte einen Teil der Hiebe empfangen. Auch schien derselbe ohnmächtig zu sein. Freilich hatte ihm Scianca-Ferro noch einen Schlag auf den Kopf gegeben.

Die drei Andern, die tot oder schwer verwundet am Boden lagen, kannte Niemand.

Der, welchen der Herzog gefaßt und als Schild über sich gelegt hatte, trug einen Helm mit niedergelassenem Visir. Man riß den Helm herunter und erblickte das blasse Gesicht eines Mannes von etwa vierundzwanzig Jahren. Sein rotes Haar war von Blut bedeckt, das ihm aus Mund und Nase floß. Trotz der Blässe und trotz dem Blute mochten der Herzog und Scianca-Ferro ihn erkennen, denn sie sahen einander an und Scianca-Ferro murmelte: »Ah, Du bist es, Schlange? Er ist wohl nur ohnmächtig; wenn ich ihm den Gnadenstoß gäbe?«

Emanuel aber winkte, zog eigenhändig den jungen Mann an die andere Seite des Grabens, lehnte ihn an einen Baum und legte den Helm neben ihn. Dann stieg er wieder zu Pferd und sagte:

»Meine Herren, Gott allein steht es zu, zu richten über das, was zwischen mir und dem jungen Manne geschehen ist, und Ihr seht, daß Gott für mich ist.«

Scianca-Ferro brummte.

»Laß es gut sein, Bruder«, setzte Emanuel hinzu. »Es ist genug mit dem Vater.«

Dann fuhr er zu den Andern gewendet fort:

»Ich wünsche, daß die Schlacht, die wir heute am 10. August geschlagen haben und die so ruhmvoll für die spanischen und niederländischen Waffen ist, die Schlacht von Sanct-Lorenz heiße, zum Gedächtnis des Tages, an dem sie erfolgte.«

Unter mancherlei Gesprächen über den Kampf und Sieg kam

man in das Lager zurück.



XI.

Wie der Admiral Nachricht von der Schlacht erhielt.

Gott hatte sich noch einmal gegen Frankreich erklärt oder vielmehr — wenn wir in die Geheimnisse der Vorsehung tiefer eingehen, als es die gewöhnlichen Geschichtsschreiber tun — Gott bereitete durch Pavia und Saint-Quentin die Arbeit Richelieu's vor, wie er durch Poitiers, Crécy und Azincourt die Ludwigs XI. vorbereitet hatte.

Vielleicht wollte er aber auch sein großes Beispiel eines Reiches geben, welches der Adel ins Unglück stürzt und das das Volk rettet.

Wie dem auch sei, der Schlag war entsetzlich und drang schmerzlich in das Herz Frankreichs ein, während er den großen Feind desselben, Philipp II., gar sehr erfreute.

Die Schlacht hatte am 10. stattgefunden und erst am 12. war der König von Spanien in so weit beruhigt, daß der ganze Adel, der auf den Feldern von Gibercourt gefallen war, nicht aufstehe; um sich in das Lager zu Emanuel Philibert zu begeben.

Der Herzog von Savoyen, welcher der englischen Armee das ganze wellenförmige Terrain zwischen der Somme und Chapelle d'Épargnemaille überlassen, hatte sein Zelt vor dem Walle von Rémicourt aufgeschlagen; an dem Punkte, gegen welchen er seine Belagerungsarbeiten fortsetzen wollte, wenn gegen Erwarten nach der Nachricht von der verlorenen — unter so schrecklichen Umständen verlorenen — Schlacht Saint-Quentin sich nicht ergebe.

Dieser Punkt seines Zeltes war kaum einen Kanonenschuß weit von der Stadt entfernt.

Nachdem Philipp II. in Cambray eine Bedeckung von tausend Mann genommen und dem Herzog von Savoyen seine Ankunft gemeldet hatte, damit ihm derselbe die Bedeckung verdoppele oder verdreifache, wenn er es für nötig halte, kam er am 12., um elf Uhr Vormittags, vor Saint-Quentin an.

An der Grenze des Lagers erwartete ihn Emanuel Philibert. Hier

war er ihm behilflich von dem Pferde zu steigen und als Emanuel nach der Etikette ihm die Hand küssen wollte, sagte Philipp:

»Nein, Vetter, nein; ich habe Euch die Hand zu küssen, die mir einen so großen, so ruhmreichen Sieg gewonnen hat, welcher überdies so wenig Blut kostet.«

Nach den Aussagen der Chronisten, welche diese merkwürdige Schlacht beschrieben haben, hatten die Spanier nur fünfundsechzig Mann, die Niederländer gar nur fünfzehn verloren.

Die englische Armee hatte nicht nötig gehabt, Teil zu nehmen und von ihrem Lager aus der Niederlage der Franzosen zuzusehen.

Diese Niederlage war, wie gesagt, eine entsetzliche; die Leichen bedeckten die ganze Fläche zwischen Essigny, Montescourt-Lizeroles und Gibercourt.

Es war ein so jammervoller Anblick, daß eine würdige Christin tief ergriffen werden mußte. Catharina von Laillier, Mutter des Herrn Ludwig Varlet, Herrn von Gibercourt,¹⁴ ließ ein großes Feldstück weihen, daselbst ungeheure Gräber graben und die Leichen hineinlegen.

Während die würdige Frau mit diesem frommen Werke beschäftigt war, zählte Emanuel Philibert seine Gefangenen, die, wie schon gesagt, zahlreich waren.

Der König Philipp II. hielt Musterung über sie, worauf er sich in das Zelt des Herzogs Emanuel begab, während man längs der Laufgräben die französischen Fahnen aufpflanzte, die man in der Schlacht erobert hatte, und zum Zeichen der Freude in beiden Lagern, dem spanischen und englischen, die Kanonen auslöste.

Philipp II. sah alles dies von dem Zelte des Herzogs von Savoyen mit an. Er rief Emanuel, der mit dem Connétable und La Rochefoucauld sprach.

»Vetter«, sagte er, »Ihr habt ohne Zweifel bei allem dem Lärm noch eine andere Absicht als eure Freude zu erkennen zu geben.«

Da man in diesem Augenblicke die königliche Fahne Spaniens auf dem Zelle aufpflanzte, in welchem sich Philipp befand, so antwortete Emanuel:

»Allerdings, ich rechne darauf, daß der Feind, wenn er sieht,

daß er auf keine Hilfe mehr hoffen kann, sich ergeben werde, ohne uns zu nötigen, einen Sturm zu unternehmen, was uns gestatten würde, sofort auf Paris zu marschieren und gleichzeitig mit der Nachricht von der Niederlage da anzukommen . . . Diese Fahne hier pflanzen wir auf, um Herrn von Coligny und dessen Bruder Dandelot anzuzeigen, daß Ew. Majestät im Lager ist, und es ihm wünschenswerter zu machen sich zu ergeben, weil er hoffen kann, von eurer Gnade mehr zu erlangen als von irgend einem Andern.«

Während aber der Herzog von Savoyen so sprach, leuchtete als Antwort auf all das Freudenschießen, welches die Stadt in eine Rauchwolke hüllte, auf den Wällen ein einziger Blitz, ließ sich ein einziger Knall hören und eine Kugel pfiff drei Fuß über dem Kopfe Philipps II. hin.

Der König erblaßte.

»Was ist dies?« fragte er.

»Sire«, antwortete der Connétable, »ein Parlamentär, den Euch mein Neffe sendet.«

Philipp hatte daran genug und befahl sofort ein Zelt ihm außerhalb des Bereiches der französischen Kugeln aufzurichten und als er dort angekommen war und sich in Sicherheit sah, gelobte er, zu Ehren des heiligen Laurentius und um ihm für den sichtbaren Schutz zu danken, den er den Spaniern gewährt, das schönste Kloster zu erbauen, das jemals gebaut worden.

Die Folge dieses Gelübdes war die Erbauung des Escurials, jenes düsteren, prächtigen Gebäudes, das ganz dem Geiste seines Gründers entspricht und im Ganzen die Form eines Rostes hat, des Marterwerkzeuges des heiligen Laurentius, jenes Baues, an welchem dreihundert Arbeiter zweiundzwanzig Jahre beschäftigt waren und für den man zweiunddreißig Millionen Livres ausgab, eine Summe, die hundert Millionen in unsern Tagen entspricht; jenes Baues, in welchen das Licht durch elftausend Fenster dringt und der vierzehntausend Türen hat, deren Schlüssel allein fünfhundert Centner wiegen.¹⁵

Während nun Philipp II. sein Zelt außerhalb des Bereiches der Kugeln aufschlagen läßt, wollen wir zusehen was in der Stadt vorging, die noch nicht geneigt war, sich zu ergeben.

Der Admiral hatte den ganzen Tag über die Kanonen in der Richtung nach Gibercourt hin donnern hören, kannte aber den Ausgang der Schlacht nicht. Darum hatte er angeordnet, als er sich zur Ruhe begab, man möge einen Jeden zu ihm bringen, der von draußen komme und ihm Nachricht geben könne.

Gegen ein Uhr nach Mitternacht weckte man ihn, die drei Personen waren an dem Ausfallsthore Saint-Catharina erschienen und sagten, sie könnten Auskunft über die Schlacht geben.

Der Admiral ließ sie sogleich vor.

Es waren Yvonnet und die beiden Scharfenstein.

Die Letzteren konnten nicht viel sagen, dagegen berichtete Yvonnet alles was er wußte, daß nämlich die Schlacht verloren und eine große Anzahl geblieben und in Gefangenschaft geraten sei. Die Namen kannte er nicht, aber von den Spaniern wollte er gehört haben, auch der Connétable sei verwundet und gefangen. Übrigens werde man wahrscheinlich von Procop und Maldent, die auch entkommen sein mußten, ausführlichere Nachricht erhalten.

Der Admiral fragte dann Yvonnet, in welcher Weise er mit den Seinen, da sie doch zu der Besatzung der Stadt gehörten, sich in die Schlacht habe mischen können, worauf Yvonnet antwortete, er glaube, sie hätten nach ihrem Vertrage mit dem Herrn Admiral ein Recht dazu gehabt. Dieses Recht habe man sich gewahrt, zugleich aber auch dem Herrn Admiral von dem Unternehmen Anzeige gemacht. Daß sie wirklich an dem Kampfe Teil genommen, sei zu sehen. Yvonnet trug nämlich seinen linken Arm im Bande, denn er hatte einen Stich in denselben bekommen; Heinrich Scharfenstein hatte einen Schwerthieb über das Gesicht, und Franz, der hinkte, hatte ein Pferd auf den Fuß getreten.

Der Admiral empfahl den drei Abenteurern zu schweigen, denn die Stadt sollte die Niederlage des Connétable erst so spät als möglich erfahren.

Sie kehrten in ihr Zelt zurück, in dem Malemort eben träumte, man schlage sich, er sehe die Schlacht, sei aber bis an den Gürtel in Schlamm versunken und könne sich nicht herausarbeiten.

Ganz war dies kein Traum, wie man weiß, und als die drei Freunde ihn weckten, minderte sich sein Wehklagen nicht, sondern verdoppelte sich. Er ließ sich den Hinterhalt genau

beschreiben, der einen so schlechten Ausgang genommen und oftmals wiederholte er dabei:

»Ach, wenn ich daheigewesen wäre!«

Abends um fünf Uhr erschien auch Maldent. Er war ohnmächtig auf dem Kampfplatze liegen geblieben; man hatte ihn für tot gehalten; er war wieder zu sich gekommen und hatte sich fortschleichen können.

Dem Admiral konnte er indes nicht mehr sagen, als Yvonne bereits gesagt hatte.

In der Nacht darauf erschien Pille-Trousse. Er verstand ganz gut spanisch und da er auf eine Abteilung Spanier gestoßen war, welche unter den Toten den Herzog von Nevers aufsuchen sollten, der schwerlich entkommen sein konnte, hatte er sich angeschlossen. Er trug ja die spanische Schärpe. Mit den Spaniern war er den ganzen Tag auf dem Schlachtfelde umhergegangen und hatte jeden Toten mit umwendete helfen. Natürlich hatte man dabei auch jedem die Taschen untersucht und so kam Pille-Trousse mit ziemlicher Beute zurück.

Auch ihn führte man zu dem Admiral, der von ihm den Tod des Herzogs von Enghien und des Vicomte von Turenne, so wie die Gefangennehmung des Connétable, des Grafen von Larochefoucauld und aller bereits Genannten erfuhr.

Gegen Tagesanbruch meldete man den Brüdern Jakobinern, daß zwei Bauern einen ihrer Brüder tot brächten. Der Tote lag in einem Sarge und die Spanier hatten die Träger wohl sechsmal angehalten, doch sie stets sich bekreuzigend weiter ziehen lassen. Man brachte den Sarg in die Capelle des Klosters, aber als die würdigen Väter um denselben herumstanden und sich unter einander fragten, wer wohl der Tote sei, hörte man eine Stimme in dem Sarge, die sagte:

»Ich bin es, geliebte Brüder, euer unwürdiger Kapitän, der Bruder Lactantius. Macht auf und laßt mich heraus.«

Die Brüder beeilten sich, der Aufforderung nachzukommen, denn sie errieten, daß der Tapfere eine Kriegslist gebraucht habe, um wieder in die Stadt zu gelangen.

Sie hatten sich nicht getäuscht; Bruder Lactantius erhob sich aus dem Sarge, kniete an dem Altare nieder, verrichtete sein

Dankgebet und erzählt dann, er habe nach einer unglücklichen Unternehmung eine Zuflucht bei braven Bauern gefunden und von diesen in dem Sarge sich hertragen lassen, um den Spaniern zu entgehen.

Die guten Mönche, die sich gar sehr freuten, ihren würdigen Kapitän wieder zu haben, handelten nicht lange über den Preis des Sarges und den Trägerlohn und bezahlten gut.

Durch den Bruder Lactantius, dem der Admiral kein Schweigen auferlegt hatte, verbreitete sich allmählich das Gerücht von der Niederlage des Connétable in dem Kloster und von da aus in der Stadt.

Gegen elf Uhr früh meldete man dem Admiral, der sich auf dem Walle befand, den eben auch zurückgekommenen Procop, der zuletzt erschien, wenn auch nicht durch seine Schuld. Er hatte sein Mögliches getan und brachte einen Brief von dem Connétable mit.

Wie hatte er diesen erlangt?

Procop war in dem spanischen Lager als armer Teufel von Reiter erschienen, welcher bei dem Connétable in Dienst als Waffenputzer stehe, und hatte gebeten bei seinem Herrn bleiben zu dürfen. Dies wurde genehmigt und er begab sich zu dem Connétable, dem er durch einen Blick andeutete, daß er ihm etwas mitzuteilen habe.

Der Connétable verstand den Blick und schickte fluchend alle fort, die bei ihm waren; dann sagte er zu Procop:

»Nun, Kerl, sage an dein Kompliment, drücke Dich aber deutlich und vernehmlich aus, sonst überliefere ich Dich als Spion dem Herzog von Savoyen, der Dich dann aufknüpfen läßt.«

Procop erzählte da eine ganze Geschichte: er sei von dem Herrn Admiral, der ihn mit seinem Vertrauen beehre, zu dem Herrn Connétable geschickt worden, um Nachrichten von ihm zu erhalten; der Herr Connétable möge ihm eine schriftliche oder mündliche Antwort geben, denn er, Procop, gedenke wieder in die Stadt zu kommen.

Der Connétable von Montmorency hatte keine andere Antwort an seinen Neffen zu geben, als: er möge sich so lange als möglich halten.

»Gebt mir das schriftlich«, sagte Procop.

»Weißt Du was geschieht, Kerl, wenn man ein solches Papier bei Dir findet?«

»Ich werde gehangen«, antwortete Procop ruhig, »aber seid unbesorgt, man hängt die Leute nicht eher, als bis man sie hat.«

Der Connétable bedachte, es sei die Sache Procops sich hängen zu lassen oder nicht, ein besseres Mittel aber, dem Neffen Nachricht zu geben, finde er schwerlich und er schrieb also den Brief, den Procop im Futter seines Wammes versteckte.

Dann putzte er eifrig Helm und Rüstung des Connétable und wartete dabei auf eine günstige Gelegenheit in die Stadt zu kommen.

Am 12. früh bot sich eine Gelegenheit dar. Philipp II. erschien, wie gesagt, in dem Lager, was so großes Aufsehen machte, daß Niemand auf einen so unbedeutenden Menschen achtete, wie der Waffenputzer des Connétable war.

Procop entwich demnach und wurde dabei durch den Rauch von den Kanonenschüssen begünstigt, die man zum Zeichen der Freude abschoss, und gelangte glücklich an das Thor der Stadt, das man ihm öffnete. Dann begab er sich zu dem Admiral, erzählte ihm Alles, gab ihm das Schreiben des Connétable und bezeichnete ihm das Zelt Emanuel Philiberts. Auch setzte er hinzu, dies Zelt sei für den Empfang des Königs Philipp eingerichtet worden, eine Anzeige, an welcher der Admiral nicht zweifeln konnte, als er die königliche Fahne auf demselben aufziehen sah. Mehr noch: Procop hatte sehr gute Augen, wahrhafte Advokatenaugen, und versicherte der schwarz gekleidete Mann, der am Zelte stehe, sei der König Philipp II.

Da kam Coligny auf den Gedanken, die vielen Kanonenschüsse in dem Lager mit einem einzigen zu beantworten.

Procop bat ihn das Geschütz richten zu lassen, und er tat es so gut, daß die Kugel wenigstens nahe über dem Kopfe Philipps II. hinging.

Der Connétable erkannte überdies in diesem Schusse die Antwort Coligny's, der seinerseits Procop zehn Taler für seine Mühe auszahlen ließ.

Den Dichter Fracasso erwartete man vergebens, er erschien

nicht. Bauern, die von Procop gefragt worden waren, wollten einen Toten an einem Baume aufgehängt gesehen haben, gerade an der Stelle, wo der Hinterhalt und der Kampf am Walde stattgefunden. Procop schloß ganz richtig, der Tote könne kein Anderer sein als Fracasso.

Der Arme! Der Reim hatte ihm Unglück gebracht.

Vierter Teil

I.

Der Sturm.

Da der Sieg am Sankt-Laurentiustage und die Ankunft des Königs Philipp II. vor Saint-Quentin die Übergabe dieser Stadt nicht herbeiführte, so mußte man annehmen, sie wollte sich aufs Äußerste verteidigen.

So nahm man sich denn vor, sie ohne Unterlaß zu bedrängen.

Die Belagerung dauerte bereits zehn Tage und man hatte, also vor solchen Mauern schon zu viel Zeit verloren. Die Hartnäckigkeit der unverschämten Bürger mußte demnach gebrochen werden, welche sich noch zu halten wagten, als sie die Hoffnung auf Ersatz verloren und keine andere Aussicht hatten, als die Stadt mit Sturm genommen zu sehen.

Welche Vorsicht Coligny auch brauchte, den Belagerten die Nachricht von der Niederlage des Connétable verschwiegen zu halten, verbreitete sie sich doch mehr und mehr, der Admiral selbst aber gesteht, daß sie seltsamerweise mehr auf die Soldaten als auf die Bürger wirkte.

Seine größte Schwierigkeit war es jetzt, wie schon im Anfange, Leute zum Ausbessern der Mauern zu finden. Die Kugeln beschädigten besonders den Teil von Rémicourt, und seit der Ankunft des englischen Heeres konnte derselbe gar nicht mehr gehalten werden. Der Wall wurde von zwei starken Batterien bestrichen, so daß kein Arbeiter sich mehr dahin traute und der Einsturz der Mauer zu fürchten war.

Dandelot half diesem Übelstande ab; er ließ alle alten Boote, die man auf der Somme finden konnte, herbeibringen, und dieselben an die Mauer stellen. Sobald dies geschehen war, wurden sie mit Erde gefüllt. In der ersten Nacht stellte man so fünf auf, welche den Arbeitern Schutz gewährten.

Unterdes hatten die Belagerten zwei neue bedeckte Wege unternommen.

Um die Kanoniere zu ermutigen, besichtigte König Philipp oftmals ihre Arbeiten; eines Tages aber, als er der Aufstellung einer Batterie beiwohnte, erkannte ihn der Admiral, rief seine besten Schützen und zeigte ihnen denselben. Augenblicklich fiel denn auch ein Hagel Kugeln um den König her nieder, der für jeden Fall seinen Beichtvater bei sich hatte, um ja, wenn ihm ein Unglück begegne, im Sterben noch die Absolution erhalten zu können.

Als Philipp II. die Kugeln pfeifen hörte, wendete er sich an den Mönch und fragte:

»Was sagt Ihr zu dieser Musik, Herr Vater?«

»Ich finde sie höchst unangenehm«, antwortete derselbe kopfschüttelnd.

»Ich auch«, entgegnete Philipp, »und ich begreife wahrhaftig nicht, wie mein Vater, der Kaiser Carl V., daran so großes Vergnügen finden konnte. Wir wollen gehen.«

Sie gingen in der Tat Beide hinweg, ohne wiederzukehren.

Die Vollendung dieser neuen Arbeiten erforderte nicht weniger als neun Tage; der König von Frankreich gewann also doch noch neun Tage, und er versäumte hoffentlich die Zeit nicht, hoffte der Admiral.

Am 21. endlich wurden die Batterien demaskiert und am 22. begannen sie zu donnern. Erst da erkannten die Leute in Saint-Quentin, welche Gefahr sie bedrohte.

In diesen neun Tagen hatte Philipp sämtliches Geschütz von Cambrai herbeibringen lassen, so daß endlich fünfzig Kanonen vor der Stadt aufgefahren waren.

Saint-Quentin war durch einen Feuerkreis eingeschlossen.

Die alten Mauern bei Rémicourt zitterten bei jedem Schusse und man fürchtete bald sie einstürzen zu sehen. Das Insel- und Rémicourtviertel der Stadt war bald ein großer Trümmerhaufe, und die Bewohner derselben mußten nach dem Thomasviertel flüchten, welches dem Feuer weniger ausgesetzt war.

Trotz dieser Verwüstung sprach Niemand vom Ergeben. Jedermann schien sich zu sagen: »Wir werden Alle zu Grunde gehen, Wälle, Häuser, Bürger und Soldaten, aber dabei retten wir Frankreich.«

Die furchtbare Beschießung der Stadt währte vom 22. bis 26. August. Am 26. August waren elf Breschen geschaffen.

Gegen zwei Uhr Nachmittags schwiegen plötzlich, wie auf Verabredung, die sämtlichen feindlichen Batterien; Todesstille folgte dem entsetzlichen Donner, und man sah die Belagernden in Menge auf den bedeckten Wegen herankommen.

Man glaubte der Augenblick des Sturmes sei da.

Eben hatte eine Kugel ein Strohdach bei dem Jakobinerkloster in Brand gefleckt und man begann es zu löschen, als der Ruf durch die Stadt scholl: »Auf die Wälle!«

Coligny eilte herbei, empfahl den Einwohnern die Häuser brennen zu lassen und die Wälle zu verteidigen.

Man verließ denn auch ohne Murren die Spritzen und Eimer, nahm die Lanzen und Büchsen und eilte an die gefährdeten Punkte. Die Frauen und Kinder blieben zurück, um ihre Wohnungen niederbrennen zu sehen.

Es war ein blinder Lärm, der Sturm sollte an diesem Tage noch nicht unternommen werden; die Belagernden kamen nur, um Minen unter den Scarpen aufliegen zu lassen. Sie flogen auf und fügten den ersteren neue Breschen, den alten Trümmern neue hinzu.

Die Feuersbrunst, die man sich selbst hatte überlassen müssen, hatte unterdes dreißig Häuser verzehrt.

In der Nacht besserte man die Breschen an der Angriffsfront so gut als möglich aus und setzte neue Stützen an die Mauern.

Die Anordnungen unserer Abenteurer waren getroffen.

Der gemeinsame Geldvorrat bestand in vierhundert Goldtalern, so daß auf Jeden fünfzig kamen.

Ein jeder nahm fünfundzwanzig davon und ließ die andern fünfundzwanzig zurück; diesen Rest vergrub man im Keller des Jakobinerklosters, nachdem alle geschworen hatten, diesen Vorrat oder Notpfennig erst nach einem Jahre und zwar in Beisein aller noch lebenden Beteiligten anzurühren.

Malemort, der weniger Hoffnung hatte als die Andern zu entfliehen, versteckte seine fünfundzwanzig Goldtaler, denn er sagte sich, sie wären verloren, wenn er sie bei sich behielte.

Am 27. mit Tagesanbruche begannen die Kanonen von neuem

zu donnern und die Breschen, die man in der Nacht einigermaßen geschlossen, wurden von neuem zugänglich.

Die fünfte, dem Regierungsgebäude gegenüber, wurde von Coligny selbst verteidigt, der Yvonne, Procop und Maldent bei sich hatte.

An der elften, unter dem Kapitän Sallavert und der Compagnie La Fayette, befanden sich die beiden Scharfenstein und Malemort, die nur etwa dreißig Schritte von ihrem Zelte dahin hatten.

Die Zahl der Verteidiger, welche an die verschiedenen Breschen verteilt waren, betrug achthundert Mann. Die Bürger, welche sich ihnen anschlossen, zählten etwa noch einmal so viel.

Am 27. August, wie gesagt, begannen die Kanonen von neuem zu donnern und sie schwiegen keinen Augenblick bis zwei Uhr Nachmittags. In der Stadt begnügte man sich zu warten, damit aber kein Waffenfähiger über die Notwendigkeit seiner Mitwirkung im Zweifel bleibe, hörte der Wächter auf dem Turme nicht auf Sturm zu läuten und nur bisweilen unterbrach er sich, um durch ein Sprachrohr zu rufen:

»Zu den Waffen, Bürger! zu den Waffen!«

Selbst die Furchtsamsten wurden da stark und mutig.

Um zwei Uhr wurde das Schießen eingestellt und von Emanuel Philibert auf dem bedeckten Wege eine Fahne aufgesteckt.

Das war das Signal zum Sturm.

Drei Kolonnen rückten gegen drei verschiedene Punkte: eine gegen das Jakobinerkloster, die zweite gegen den Wasserturm, die dritte gegen das Inselthor.

Die erste bestand aus den alten spanischen Scharen unter Alonso de Cazières und fünfzehnhundert Deutschen unter ihrem Obersten Lazarus Schwendy; die zweite aus sechs Bataillonen Spaniern unter dem Obersten Navarez und sechshundert Wallonen unter dem Grafen von Mégué; die dritte endlich aus drei Fähnchen Burgundern und zweitausend Engländern unter Carondelet und Julian Romeron.

Der Angriff erfolgte an den drei bedrohten Punkten und man sah an allen dreien eine Viertelstunde lang nichts als ein furchtbares Gemenge: man hörte nichts als schreien und fluchen,

dann wich die Flut zurück und ließ viele Tote liegen.

Alle hatten Wunder getan; die drei mit Erbitterung angegriffenen Punkte waren mit Verzweiflung verteidigt worden. Lactantius und seine Jakobiner hatten sich kräftig geschlagen; freilich waren auch zwanzig Mönche unter den Toten geblieben.

Die Wallonen und die Spanier unter Navarez hatten sich ebenfalls zurückziehen müssen, sammelten sich aber zu einem zweiten Sturme.

Am Inselthor hatte man die Anwesenheit Malemort's und der beiden Scharfenstein bemerkt; Carondelet war von Malemort die rechte Hand zerschossen worden und Heinrich Scharfenstein hatte Julian Romeron mit einem Schlage umgehauen und von der Mauer hinabgestürzt, so daß er im Falle beide Beine gebrochen.

Man atmete wieder auf, aber noch immer läutete der Wächter auf dem Turme Sturm und rief von Zeit zu Zeit herunter:

»Zu den Waffen, Bürger! Zu den Waffen!«

Der Ruf war auch nicht unnötig, denn die Sturmcolonnen bildeten sich von neuem, und nachdem sie Verstärkung erhalten hatten, rückten sie wiederum zum Angriffe.

Großartig wurde die Verteidigung der Stadt, weil Führer, Soldaten und Bürger wußten, sie sei vergeblich und könne zu keinem glücklichen Resultate führen; aber es war eine große Pflicht zu erfüllen und Jeder beeiferte sich, sie in ganzer Ausdehnung zu erfüllen.

Nichts konnte schrecklicher und schauerlicher sein — Coligny sagt es selbst — als dieser zweite Angriff unter Trompetengeschmetter und Trommelwirbeln. Belagerer und Belagerte trafen diesmal schweigend auf einander, und man hörte nichts als Eisen, das auf Eisen schlug.

Da die Bresche, welche Coligny verteidigte, nicht angegriffen wurde, so konnte er die Kämpfe übersehen und sich dahin begeben, wo seine Gegenwart notwendig war. So sah er Spanier, welche die Schützen aus dem roten Turme vertrieben hatten, heran- und in den Turm selbst schleichen. Auch meldete man ihm bald, daß die Bresche am roten Turm erstürmt sei.

Coligny konnte nicht sehen, was da geschah, dagegen erkannte er, daß er dahin eilen müsse, wo der Feind gesiegt

habe, und er rief :

»Kommt, Freunde, hier müssen wir sterben!«

Er eilte nach dem roten Turme hin, war aber noch nicht weit gekommen, als er Leute von der Compagnie des Dauphin fliehen sah, während die Mönche und Bürger sich lieber töten ließen, als daß sie einen Schritt zurückwichen.

Coligny eilte demnach um so schneller, kam aber bald an eine Stelle, wo er bemerkte, daß der Wall bereits genommen sei und er gerade auf eine feindliche Kolonne zugehe.

Er sah sich, um nur ein Page, fast ein Kind noch, mit einem Herrn und einem Diener war ihm gefolgt.

In diesem Augenblicke griffen ihn zwei Mann an, der eine mit dem Degen, der andere zielte mit der Büchse nach ihm.

Der Admiral parierte die Streiche mit seinem eisenbeschlagenen Arme und schlug mit der Lanze, die er in der Hand hielt, das Gewehr bei Seite, so daß der Schuß in die Luft ging.

Da rief der kleine Page erschrocken:

»Tötet den Herrn Admiral nicht! Tötet den Herrn Admiral nicht!«

»Seid Ihr wirklich der Admiral?« fragte der Soldat, der ihn mit dem Degen angegriffen hatte.

»Ist er der Admiral, so gehört er mir!« sagte der mit der Büchse und er wollte Coligny fassen.

Dieser aber schlug ihn mit der Lanze auf die Hand und sagte: »Du brauchst mich nicht anzurühren, ich ergebe mich und werde mit Gottes Hilfe eine solche Summe als Lösegeld finden, daß Ihr Beide zufrieden sein könnt.

Da wechselten die beiden Soldaten einige Worte mit einander, welche der Admiral nicht verstehen konnte und die wahrscheinlich zu einem Übereinkommen führten, denn sie stritten nicht mehr und fragten, ob die Leute, die ihn begleiteten, zu ihm gehörten und wer sie wären.

»Der Eine ist mein Page, der Andere mein Diener, der Dritte ein Herr aus meinem Hause«, antwortete der Admiral; »ihr Lösegeld wird mit dem meinigen bezahlt werden, bringt mich nur von den Deutschen hinweg.«

»Folgt uns«, sagten die beiden Soldaten, »wir werden Euch in

Sicherheit bringen.«

Sie forderten dem Admiral den Degen ab, stiegen mit ihm die Bresche hinunter in den Graben an den Eingang zu einer Mine.

Da trafen sie Don Alonso de Cazières, mit dem die Soldaten einige Worte sprachen.

Da trat Don Alonso zu Coligny, begrüßte ihn, zeigte, auf eine Anzahl Herren, die aus den Laufgräben kamen und im Gefolge des Oberbefehlshabers nach der Mauer zu gingen.

»Hier ist der Prinz Emanuel Philibert«, sagte er; »wollt Ihr mit ihm sprechen?«

»Ich habe ihm nichts zu sagen als etwa, daß ich der Gefangene der Leute da bin und daß ich wünsche, sie mögen mein Lösegeld erhalten.«

Emanuel hörte was Coligny sagte und entgegnete in französischer Sprache lächelnd:

»Herr Admiral, wenn unser Gefangener nach seinem Werte bezahlt wird, werden die Soldaten reicher werden als gewisse Prinzen, die ich genau kenne.«

Darauf übergab er den Admiral an Don Alonso und stieg durch dieselbe Bresche hinauf, durch welche der Admiral herunter gekommen war.

II.

Ein Flüchtling.

Die Einwohner von Saint-Quentin wußten recht wohl, welch schreckliches Spiel sie spielten, als sie der dreifachen Armee, die ihre Stadt einschloß, einen so hartnäckigen Widerstand leisteten, der eben nun gebrochen worden war.

Sie dachten also gar nicht daran, um Gnade zu bitten, wie der Sieger aller Wahrscheinlichkeit nach nicht daran dachte, sie zu gewähren.

Es lag in der Beschaffenheit der Kriege in jener Zeit, daß sie schreckliche Repressalien nach sich zogen. Bei den Armeen, die aus Leuten aus allen Ländern bestanden, wo Abenteurer von einem und demselben Volke nicht selten gegen einander kämpften, und die Geldversprechungen meist schlecht gehalten wurden, war auf die Plünderung stets mitgerechnet, als auf eine Vervollständigung des Soldes, ja, sie war oftmals der einzige.

Die Verteidigung war, wie gesagt, eine verzweifelte auf allen Punkten gewesen, ausgenommen da, wo die Compagnie des Dauphin gewichen. Der Feind hatte bereits den roten Turm inne, der Admiral war bereits gefangen und Philibert auf dem Walle, als man sich noch immer schlug, nicht um die Stadt zu retten, sondern um zu töten und getötet zu werden. Namentlich geschah es in drei Breschen, doch auch auf andern Punkten der Stadt.

Bei dem stärker werdenden Rufe: »die Stadt ist genommen!« bei dem Leuchten des Feuers, bei dem aufwirbelnden Rauche hörte der einzelne Widerstand allmählich auf.

Wenn die Breschen genommen, die Verteidiger derselben niedergestoßen oder gefangen genommen waren — wenn sie aussahen, als könnten sie Lösegeld zahlen — stürzten die Sieger sich in die nächsten Häuser und die Plünderung begann.

Sie dauerte fünf Tage.

Fünf Tage lang wüteten Brand, Mord und Schändung, die Verwüster gestürmter Städte.

Niemand wurde verschont, nicht Weiber, nicht Kinder, nicht

Greise, nicht Mönche und Nonnen. Doch hatte Philipp II. ein Erbarmen mit Steinen, während er keines für die Menschen hatte — die gottgeweihten Gebäude zu schonen geboten, ohne Zweifel weil er fürchtete, die Strafe für eine Kirchenschändung werde ihn selbst treffen. Sein Befehl hielt die Sieger aber von keiner Schandtat ab. Die Sanct-Peterskirche wurde völlig niedergerissen, andere wenigstens verwüstet und ihrer Schätze beraubt. Eben so geschah es mit den Klöstern.

Als die Feinde in die Stadt gedrungen waren, blieb den Bewohnern nichts übrig als dem Schicksale, das sie erwartete, sich zu fügen oder ihm, wenn möglich, zu entfliehen. Einige boten ihre Brust freiwillig den Schwertern und Lanzen dar; andere versteckten sich in Kellern, wo sie sich den Blicken ihrer Feinde zu entziehen hofften, und noch andere endlich suchten aus der Stadt hinwegzukommen.

Fast alle aber, welche sich für das Letztere entschieden hatten, waren von den spanischen oder englischen Schützen niedergeschossen worden, so daß sehr wenige entkamen.

Man mordete also nicht bloß in der Stadt, sondern auch vor der Stadt, nicht bloß aus den Wällen, sondern auch in in den Gräben, auf den Wiesen, selbe in dem Flusse, über den einige der Unglücklichen zu schwimmen versuchten.

Unterdessen brach die Nacht ein und das Schießen hörte auf.

Seitdem war vielleicht eine halbe Stunde vergangen, als sich ein leises Rascheln in dem Rohr an dem Flußufer hören ließ. Es war so leise, daß das geübteste Ohr in einer Entfernung von zehn Schritten nicht im Stande gewesen sein würde zu unterscheiden, ob es von dem Abendwinde herrühre, oder von einer Otter, die auf Raub ausgehe.

Man konnte weiter nichts sehen, als daß es sich dem Wasser mehr und mehr näherte, das an dieser Stelle ziemlich tief war. Auch hörte es bald ganz auf und man hörte ein Geräusch, als stürze ein Körper in das Wasser.

Einige Sekunden nachher zeigte sich ein schwarzer Punkt mitten in dem Flusse, aber nur so lange als ein in unserer Atmosphäre lebendes Wesen braucht, um Athem zu schöpfen, dann verschwand er wieder.

Noch dreimal kam derselbe Gegenstand an die Oberfläche des Wassers empor, aber jedes mal in größerer Nähe an dem entgegengesetzten Ufer, und jedes mal wurde es deutlicher, daß es wohl ein Schwimmer sei, der der blutbefleckten Stadt entfliehe. Mit einigen kräftigen Armbewegungen, wobei der Kopf aus dem Wasser emporkam, brachte er sich dann an das Ufer selbst und zwar gerade an einer Stelle, wo eine Gruppe Weiden dicht zusammen stand.

Einen Augenblick hielt er selbst den Athem an und sich selbst so unbeweglich wie der alte Weidenstamm, an den er sich lehnte, während er zugleich nach allen Seiten hin sah und horchte.

Alles schien still und ruhig zu sein und vielleicht gerade deshalb und weil er so ziemlich in Sicherheit zu sein glaubte, verließ der Flihende wohl mit innigem Bedauern eine Stadt, in welcher er ohne Zweifel Erinnerungen an Freundschaft und Liebe zurückließ, die seinem Herzen teuer waren. Trotz diesem Bedauern schien sich indes keine Sekunde lang der Wunsch in ihm zu regen umzukehren, er seufzte nur, flüsterte einen Namen, überzeugte sich, daß sein Dolch, die einzige Waffe, die er behalten und die er am Halse trug an einer Kette, leicht aus der Scheide gehe und ein Gürtel von Leder, der ihm von Wichtigkeit zu sein schien, noch sein Wamms zusammenhalte, und ging dann raschen Schrittes weiter.

Für den, welcher die Umgegend der Stadt nicht genau kannte, wäre der Weg, welchen der Flihende einschlug, vielleicht nicht ohne Gefahr gewesen. In der Zeit, in welcher die erzählten Ereignisse geschehen, war der ganze Teil des linken Ufers der Somme, auf welchen sich der Flüchtige wagte, von Sümpfen und Teichen bedeckt, zwischen denen sich nur schmale einzelne Dämme hinzogen; aber was eine Gefahr für einen Mann ohne Erfahrung gewesen wäre, wurde eine Rettung für den, welcher das Sumpflabyrinth kannte, und ein unsichtbarer Freund, der unserm Flüchtling nachgesehen, würde sich bald über denselben beruhigt haben.

In gleichem Schritte und ohne ein einziges Mal von der Linie abzuweichen, welcher er folgen mußte, um nicht in den Schlamm zu sinken, wie so viele Soldaten des Connétable, gelangte er durch den Sumpf hindurch und bald darauf zu dem ersten

Hügelchen in der Ebene, der von dem Dorfe l'Abbiette bis zur Mühle von Gauchy reicht.

Da es indes schwer war in gleichem Schritte über die Felder hinzugehen, auf denen die Soldaten das Getreide halb abgeschnitten hatten, um es als Futter für ihre Pferde oder als Stroh in den Bivouaks zu gebrauchen, so wendete sich der, welchem wir in seinem flüchtigen Laufe folgen, nach links, so daß er bald auf einen vielbetretenen Weg kam, welcher das nächste Ziel gewesen zu sein schien, das er zu erreichen gewünscht.

Wie es stets geschieht, wenn das Ziel erreicht ist, so blieb auch unser nächtlicher Wanderer, sobald er den Sand des Weges unter seinen Füßen fühlte, einige Augenblicke stehen, sowohl um etwas zu Athem zu kommen, als auch um sich umzusehen; dann erst wanderte er weiter, in gerader Richtung von der Stadt hinweg, die er verlassen hatte.

So lief er etwa eine Viertelstunde, dann blieb er von neuem stehen, diesmal mit halboffenem Munde, mit stierem Blick, mit gespannt aufhorchendem Ohr.

Rechts, etwa hundert Schritte hin, stand die Mühle von Gauchy, die in ihrer Unbeweglichkeit noch einmal so groß aussah wie gewöhnlich.

Was den Flüchtigen zum Stehen brachte, war indes nicht diese Windmühle, die ihm nicht unbekannt zu sein schien und die er offenbar auch keineswegs für einen Riesen hielt wie Don Quichote, war ein Lichtstrahl, der plötzlich aus der Tür der Mühle herausfiel, und das Geräusch einer kleinen Reiterschaar, die ihm näher kam.

Ohne allen Zweifel war es eine spanische Patrouille.

Der Flüchtige besann sich. Er befand sich genau an der Stelle, wo der Anfall des Bastards von Waldeck gegen Emanuel Philibert stattgefunden hatte, bei dem einige Abenteurer, die wir kennen, ziemlich schlecht weggekommen waren und der namentlich für den armen Fracasso so üble Folgen gehabt hatte. Links lag der kleine Wald, in den sich zwei der Angreifenden geflüchtet hatten, dieser Wald schien unserem Unbekannten auch nicht fremd zu sein, denn er schlüpfte rasch wie ein gescheuchtes Reh hinein und befand sich da in einem zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre

alten Buschholze, über dem hier und da große Bäume hervorragten.

Es war die höchste Zeit, denn die Reiterschaar erschien fünfzehn Schritte vor ihm auf dem Wege in dem Augenblicke, als er in dem Wäldchen verschwand.

Der Flüchtige warf sich an den Boden, entweder weil er meinte, er werde besser hören, wenn er den Boden berühre, oder weil er sich für sicherer hielt, wenn er platt auf der Erde liege; auch verhielt er sich in dieser Lage so still und unbeweglich wie der Eichenstamm, an dessen Fuße er sich ausgestreckt hatte.

Er hatte sich nicht geirrt; es waren feindliche Reiter, die umherpatrouillirten und vielleicht auch ihren Anteil an der Beute haben wollten, nachdem sie durch einen Boten oder durch den Anblick der Flammen und des Rauches von der Einnahme der Stadt benachrichtigt worden waren.

Einige Worte in spanischer Sprache, die der Versteckte von ihnen vernahm, als sie an ihm vorüber kamen, ließen ihm keinen Zweifel.

Er hielt sich auch um so unbeweglicher und stiller.

Erst als die Reiter soweit sich entfernt hatten, daß er selbst von den Hufschlägen ihrer Pferde fast nichts mehr hörte, richtete er sich vorsichtig wieder auf, erst auf die Knie, dann auf die Hände; so kroch er einige Ellen weit hin und endlich setzte er sich mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, das Gesicht nach dem Wege gewendet, nieder.

Jetzt erst gestatten er sich frei aufzuatmen und obgleich sein Anzug von dem Wasser des Flusses noch ganz durchnäßt war, wischte er sich doch den Schweiß von der Stirn und strich mit der zierlichen feinen Hand durch seine langen Locken.

Kaum war dies geschehen — wobei ihm ein Seufzer des Behagens entschlüpfte — als es ihm vorkam, als streiche ein beweglicher Gegenstand, der über seinem Kopfe schwebte, ebenfalls das schöne Haar, das er im gewöhnlichen Leben ganz besonders zu pflegen schien.

Um zu erfahren, welcher belebte oder leblose Gegenstand diese Vertraulichkeit sich erlaube, bog sich der junge Mann — seinen Bewegungen nach mußte der Flüchtige ein junger Mann

sein — zurück, stützte sich auf die Ellenbogen und versuchte in dem Dunkel die Form des Gegenstandes zu erkennen, der ihn für den Augenblick beschäftigte.

Alles aber war so finster um ihn her, daß er nichts zu erkennen vermochte, als einen geraden Streif, der sich eben vertikal über seinem Kopfe, dann über seiner Brust befand und steif im Winde sich bewegte, welcher den Bäumen umher jenes nächtliche unbestimmte Flüstern und Rauschen entlockte, das der Wanderer nicht hören kann, ohne einen Schauer zu empfinden.

Unsere Sinne genügen bekanntlich selten einzeln, um eine bestimmte Vorstellung von den Gegenständen zu geben, mit denen sie in Berührung kommen; sie vervollständigen sich nur durch einander. Unser Flüchtling nahm sich darum vor, dem Sehen durch das Gefühl zu Hilfe zu kommen, dem Auge durch die Hand; er streckte die Hand aus und blieb unbeweglich fast versteinert dann plötzlich stieß er einen Laut aus, als habe er die gefährliche Lage vergessen, in welcher er sich befinde, und die ihm Schweigen zur ersten Pflicht mache, und eilte im höchsten Entsetzen aus dem Walde hinaus.

Sein schwarzes Haar war keineswegs von einer Hand gestreichelt worden, sondern von einem Fuße und dieser Fuß gehörte einem Gehenkten an.

Wir brauchen wohl kaum es zu sagen, daß dieser Gehenkte unser alter Bekannter, der Dichter Fracasso, war, der hier sein Ende gefunden hatte.

III.

Zwei Flüchtlinge.

Der Hirsch welchen die Hunde auftrieben jagt nicht rascher aus dem Walde hinaus und über dem Felde hin, als es unser junger Mann mit dem schwarzen Haare tat, welcher eine unbegreifliche Angst oder Abneigung vor dem Gehenkten zu haben schien — vor Leuten also, welche nach der Operation viel weniger zu fürchten sind als vorher.

Er brauchte auch keine andere Vorsicht, als er aus dem kleinen Wald herausgekommen war, als daß er der Stadt Saint-Quentin den Rücken zuwendete und in der ihr entgegengesetzten Richtung fortlief, denn er schien keinen andern Wunsch zu kennen, als sich so schnell als möglich zu entfernen.

Über drei Viertelstunden lang hielt er einen so schnellen Lauf aus, wie ihn vielleicht ein Läufer von Profession nicht ausgehalten hätte. Dann nötigte ihn Zweierlei für einige Zeit Halt zu machen: erstens hatte er keinen Athem mehr und zweitens wurde die Gegend so hügelig, daß man nicht mehr laufen konnte, sondern vorsichtig gehen mußte, wenn man nicht bei jedem Schritte stolpern wollte.

Da er also nicht weiter gehen konnte, legte er sich auf einen der kleinen Hügel, keuchend wie ein gehetzter Hirsch.

Übrigens hatte er sich ohne Zweifel bereits gesagt, daß er über die Vorpostenlinie der Spanier längst hinaus sei und daß der Gehenkte, wenn er ihn habe ergreifen wollen, nicht so lange gewartet haben würde.

Während der Flüchtling so wieder zu Athem zu kommen suchte, schlug es auf dem Kirchthurme zu Gibercourt drei Viertel auf zwölf Uhr und hinter dem Walde von Rémigny ging der Mond auf. Er konnte also die Landschaft ziemlich übersehen, in welcher er das einzige lebendige Wesen zu sein schien.

Er war mitten auf dem Schlachtfelde, mitten auf dem großen Friedhofe, in welchem so Viele schlummerten, und der Hügel, auf dem er auszuruhen versucht hatte, war eben weiter nichts als ein

großes Grab, in welchem etwa zwanzig französische Soldaten den ewigen Schlaf schliefen. Er schien also aus dem schauerlichen Totenkreise nicht herauskommen zu können.

Für Manche sind indes die Toten, welche drei Fuß in der Erde liegen, weit minder grausig als die, welche drei Fuß über der Erde hängen; zu diesen gehörte offenbar unser Flüchtling und er begnügte sich also mit einer Gänsehaut, die ihm über den Körper lief.

Dann horchte er auf den Ruf eines Käuzleins, der regelmäßig und melancholisch von einer Gruppe Bäume herklang, welche gleichsam die Mitte der großen Schlummerstätte bezeichneten.

Bald aber, so sehr auch der schauerliche Eulenruf sein Ohr zu beschäftigen schien, runzelten sich seine Augenbrauen und sein Kopf wendete sich leicht zur Rechten und Linken, als vernehme er ein anderes Geräusch.

Es ließ sich in der Tat ein solches nicht verkennen, sogar ein materielleres, denn es war der ferne Galopp eines Pferdes, welcher in der lateinischen Sprache von Virgil so bewundernswürdig nachgeahmt worden ist:

Quadrupedant putrem sonitu quatit ungula campum.

Ich will nicht behaupten, daß unser Flüchtling diesen Vers kannte, sicherlich aber war ihm der Galopp eines Pferdes sehr wohl bekannt, denn kaum vernahm er das Geräusch in der Ferne, als er aufsprang und sich umsah.

Da indes das Pferd auf einem sehr staubigen Wege galoppierte oder auf Feldern hin, so hallte es nicht stark und der Reiter mit dem Pferde war dem Flüchtigen bereits näher, als dieser vermutet hatte.

Der erste Gedanke unseres Fliehenden war, der Gehenkte, vor dem er entflohen, habe seinen steifen Füßen nicht getraut und aus dem Stalle des Todes irgend ein gespenstiges Pferd entnommen, auf dem er ihm nun nachsetze. Der schnelle Lauf und das geringe Geräusch des Pferdes machten eine solche Annahme auch ziemlich wahrscheinlich, besonders für einen Mann, der sich in Folge von allerlei Ereignissen in großer Aufregung befand.

Das Gewisse bei der Sache war, daß Roß und Reiter kaum

noch fünfhundert Schritte von dem jungen Manne fern waren und dieser beide zu erkennen begann, in so weit sich ein Reiter in dem etwas matten Lichte des letzten Mondesviertels erkennen läßt.

Wenn der gespenstige Reiter, der herankam zwanzig Schritte rechts oder links von unserem Flüchtlinge sich gehalten hätte, wäre dieser vielleicht ganz still liegen geblieben, um ihn vorüber zu lassen, aber nein; der Reiter kam in gerader Linie auf ihn zu, so daß er schnell fliehen mußte, wenn er nicht unter die Hufe des Pferdes getreten sein wollte.

Er sah deshalb nach der entgegengesetzten Seite und erblickte kaum dreihundert Schritte vor sich den Wald von Remigny.

Einen Augenblick war er der Meinung, sich entweder in das Dorf Gibercourt oder in das Dorf Ly-Fontaines zu schlagen, aber wenn er die Entfernung der beiden Örter genau überrechnete, ergab es sich, daß er sich wenigstens fünfhundert Schritte von dem einen wie von dem andern befinde, dagegen kaum dreihundert von dem Walde.

Nach dem Walde also wendete er seinen schnellen Lauf; in dem Augenblicke aber, als er von der Unbeweglichkeit wieder in Beweglichkeit überging, war es ihm als stoße der Reiter einen Freudenruf aus, der nichts Menschliches habe.

Dieser Laut gab denn auch unserm Fliehenden erhöhte Schnelligkeit, so daß er fast mit dem Käuzlein wetteiferte, das von den Bäumen ins Freien aufgeschreckt worden war und Jedenfalls nach dem Walde hinflieg.

Wenn aber der Flüchtige die Flügel der Eule nicht hatte, so schien das Pferd des Reiters sie zu haben, der ihn verfolgte, denn es kam näher, und näher.

Um die Sache noch schauerlicher zu machen, wieherte das Pferd und der Reiter schrie.

Wenn die Adern an den Schläfen des Fliehenden nicht zu stark geklopft hätten, würde er gehört haben, daß das Wiehern des Pferdes gar nichts Übernatürliches hatte und der Ruf des Reiters weiter nichts war als eine Wiederholung des Wortes: *Halt!* in allen möglichen Tönen, von dem der Bitte bis zu jenem der Drohung.

Da unser Flüchtling sein Bemühen nun verdoppelte, den Wald

zu erreichen, so strengte der Reiter sein Pferd immer mehr an, den Fliehenden einzuholen.

Jetzt war er kaum noch fünfzig Schritte von dem Walde entfernt, der Reiter indes etwa noch hundert von ihm.

Diese letzten fünfzig Schritte waren für den Fliehenden, was für den Schiffbrüchigen in dem Meere die letzten fünfzig Armbewegungen sind, die er braucht, um schwimmend das Ufer zu erreichen. Der Schiffbrüchige ist sogar noch im Vorteil, denn wenn ihn die Kräfte verlassen sollten, trägt ihn vielleicht die Flut lebend an den Strand, während unser Flüchtling eine solche Hoffnung nicht hegen konnte, wenn — was mehr als wahrscheinlich war — die Füße ihm den Dienst versagten, ehe er den Wald erreichte, wohin die Eule bereits gekommen war, die ihn nun zu verhöhnen schien.

Unser Flüchtling, der kaum noch Athem zu holen vermochte, hatte nur noch zwanzig Schritte zu tun, um den Waldsaum zu erreichen, als er bei scheuem Blick hinter sich erkannte, daß der noch immer rufende Reiter auf dem wiehernden Pferde nur noch zehn Schritte von ihm entfernt war.

Er wollte noch einmal die Schnelligkeit seines Laufes erhöhen, aber die Beine wurden ihm starr und steif, er hörte ein Donnern hinter sich, er fühlte einen Flammenathem auf seinem Rücken, einen Schlag, als treffe ihn ein Felsenstück und er stürzte halb ohnmächtig in den Graben vor dem Walde.

Wie durch Flammendunst sah er dann den Reiter von dem Pferde steigen oder vielmehr stürzen, auf ihn zukommen, ihn fassen und aufrichten, und endlich hörte er ihn ausrufen:

»Bei dem Geiste Luthers, es ist der liebe Yvonne!«

Bei diesen Worten bemühte sich der Abenteurer, der zu erkennen begann, daß der Reiter ein menschliches Wesen sei, seine fünf Sinne zusammenzusuchen, sah verstört den an, welcher nach so entsetzlicher Verfolgung so beruhigend ihn anredete, und flüsterte in einem Tone, der wegen der Trockenheit in seiner Kehle dem Röcheln eines Sterbenden glich:

»Bei dem Geiste des Papstes, es ist Herr Dandelot.«

Wir wissen warum Yvonne vor Dandelot floh und haben also nur noch zu erklären, warum Dandelot Yvonne verfolgte.

Wir werden nichts nötig haben als einen Blick zurück zu tun und die Ereignisse da wieder aufzunehmen, wo wir sie ließen, d. h. in dem Augenblicke, als Emanuel Philibert die Bresche von Saint-Quentin betrat.



IV.

Abenteurer und General.

Yvonnet, Maldent und Procop befanden sich, wie wir erwähnt haben, bei derselben Bresche, an der Coligny selbst war.

Sie war nicht schwer zu verteidigen, da sie nicht angegriffen wurde.

Die nächste Bresche dagegen wurde überrumpelt und die Compagnie des Dauphin floh, wie wir auch sagten.

Als Coligny dies bemerkte, eilte er dahin, rief seine Umgebung nah, trat den Spaniern entgegen und sagte: »Hier müssen wir sterben.«

Ohne Zweifel war der Admiral wirklich dazu bereit und entschlossen und er tat auch alles, damit es geschähe, aber er starb nicht — nach der göttlichen Gnade oder nach dem göttlichen Zorn, je nachdem man seine Ermordung in der Bartholomäusnacht vom protestantischen oder katholischen Gesichtspunkt aus betrachten will.

Der Ansicht des Admirals aber, daß man sterben müsse, wenn man besiegt sei, waren ohne Zweifel die drei Abenteurer nicht, die ihm ihre Arme zur Verteidigung der Stadt vermietet hatten.

Als sie sahen, daß die Stadt genommen und sie nicht weiter zu verteidigen sei, hielten sie ihren Contract für gelöst und ein Jeder floh nach der Seite hin, wo er Rettung finden zu können glaubte.

Maldent und Procop verschwanden an der Ecke des Jakobinerklosters und da wir uns mit ihnen jetzt nicht zu beschäftigen haben, überlassen wir sie ihrem Schicksale und folgen ihrem Gefährten Yvonnet.

Anfangs wollte er — diese Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen — nach dem Altmarkt hin gehen, um seinen Degen und seinen Dolch seiner geliebten Gudula Pauquet anzubieten; ohne Zweifel aber bedachte er, diese Waffen, so furchtbar sie auch in seiner geübten Hand wären, würden unter solchen Umständen einem Mädchen wenig nützen, das in der Schönheit und Anmuth weit wirksameren Schutz gegen den Zorn

der Sieger finden dürfte als in allen Degen und Dolchen der Welt.

Überdies wußte er, daß der Vater und Oheim Gudula's in den Kellern ihres Hauses für ihre kostbarsten Besitztümer — zu denen doch vor allen die Tochter und Nichte gehörte — ein Versteck bereit hielten, das ihrer Meinung nach nicht zu finden sei und in dem sie auch für jeden Fall Lebensmittel auf zehn Tage geborgen hatten.

So eifrig die Plauderer nun auch sein mochten, blieb es doch wahrscheinlich, daß auf die Stimme der Befehlshaber die Ordnung in der unglücklichen Stadt vor dem zehnten Tage wieder hergestellt werden würde und daß demnach nach Wiederherstellung der Ordnung auch Gudula wieder zum Vorschein kommen dürfe.

Die Plünderung der Stadt werde also, aller Wahrscheinlichkeit nach, wegen der im Voraus genommenen Vorsichtsmaßregeln, für Gudula ziemlich ruhig abgehen.

Sobald Yvonnet in solcher Weise sich beredet hatte, daß seine Anwesenheit der Geliebten nicht nützlich, im Gegenteil nachteilig sein werde — und da er überdies nicht die mindeste Lust hatte, acht oder zehn Tage sich in die Erde zu verkriechen wie ein Dachs oder ein Murmeltier — beeilte er sich, nun in der Nacht die möglich größte Entfernung zwischen sich und die genommene Stadt zu bringen.

Er verließ demnach, wie schon erwähnt, Maldent und Procop, schlich durch verschiedene Gassen und Gäßchen und gelangte auf den Wall bei der St. Catharinenkirche.

In Laufe, aber ohne dabei irgend anzuhalten, hatte er den Degengurt und die Riemen seines Harnisches abgeschnallt und da ihm Degen und Harnisch auf der Flucht nichts nützen konnte, die er versuchen wollte, Degen und Harnisch bei Seite geworfen, dagegen den Dolch an der kupfernen Kette, auf die er so stolz war, dreimal um den Hals geschlungen und den Gürtel fester gebunden, welcher die Hälfte eines Vermögens, nämlich die fünfundzwanzig Goldtaler enthielt.

Von der Mauer sprang er steif, die Arme an den Leib gedrückt, entschlossen in den Graben und das Wasser, das darin floß. Das geschah so schnell, daß die Schildwachen kaum auf ihn achteten.

Er schwamm unter dem Wasser bis an das andere Ufer und barg sich dort, so daß nur der Kopf aus dem Wasser ragte, an einer Stelle, wo allerlei Wasserpflanzen wuchsen.

Hier hatte er einen Anblick, der wohl im Stande war seine Nerven zu dem Zustande der Reizbarkeit zu bringen, in welchem wir sie sahen.

Viele Verteidiger der Stadt folgten, als dieselbe genommen war, denselben Weg wie er, indem sie entweder gleich ihm von der Mauer in den Wassergraben sprangen oder einfacher durch das Ausfalltor hinwegliefen; alle aber hatten den unglücklichen Gedanken sofort zu fliehen, und nicht erst die Nacht abzuwarten. Unmittelbar zu entfliehen war aber unmöglich, da die Engländer die Stadt da dicht eingeschlossen hielten.

Alle Fliehenden wurden deshalb mit Büchenschüssen empfangen oder in die Sümpfe zurückgetrieben, wo die Engländer, gute Schützen, nach ihnen zielten, um sie niederzustrecken.

Zwei oder Drei stürzten rücklings tot, gar nicht weit von Yvonne, in das Wasser und schwammen so der Somme zu.

Dies brachte unsern jungen Abenteurer auf den Gedanken auch den Leichnam zu spielen, sich starr und steif zu halten und so, aber lebendig, den Fluß zu erreichen.

Alles ging gut bis an die Stelle, wo das Wasser aus dem Graben in die Somme einfloß; hier sah Yvonne, als er die Augen aufschlug, um sich etwas umzuschauen, eine doppelte Reihe Engländer an jedem Ufer der Somme stehen, die weil sie nicht nach Lebenden zu schießen hatten, sich damit unterhielten auf die Leichen zu schießen, die herbeischwammen.

Statt also leichenhaft starr zu bleiben und sich so an der Oberfläche des Wassers zu halten, ließ Yvonne sich unter sinken und kroch am Boden des Flusses nach einer Art Rohrwald hin, in dem er sich sicher versteckt halten konnte, und aus dem wir ihn sich hervorarbeiten sahen.

Da wir ihm von da an bis zu dem Augenblicke gefolgt sind, als er am Saume des Waldes von Rémigny zusammensank, so brauchen wir uns nicht weiter mit ihm zu beschäftigen.

Wir verlassen ihn also, um seinerseits Dandelot, den Bruder

des Admirals, der eben Yvonne eingeholt hatte, durch die Ereignisse zu folgen, die ihn betrafen.

Dandelot war nicht bloß General, sondern auch Soldat; er hatte darum in der Bresche, die er verteidigte, mit Hellebarde und Degen gekämpft, wie es irgend ein Söldner hatte tun können. Da nun nichts als sein Mut ihn vor den Andern auszeichnete, so hatte man ihn seines Mutes wegen geschaut, welcher der Übermacht nachgab; vielleicht zwölf Feinde hatten sich auf ihn gestürzt, ihn entwaffnet, niedergeworfen und gefangen in das Lager gebracht, ohne zu wissen — wen sie in ihm gefangen hatten.

Im Lager war er von dem Connétable und dem Admiral erkannt worden, die zwar seinen Namen verschwiegen, sich aber bei denen, die ihn ergriffen hatten, für tausend Taler verbürgten, die gleichzeitig mit ihrem eigenen Lösegelde gezahlt werden sollten.

Vor Emanuel Philibert dagegen war der Rang des Gefangenen nicht zu verheimlichen; er lud deshalb Dandelot wie den Connétable und den Admiral zum Abendessen ein und empfahl ihnen, den dritten Gefangenen, so genau zu beaufsichtigen wie die beiden Andern.

Das Abendessen hatte bis elf Uhr Abends gedauert, denn Emanuel Philibert versuchte in seinem ritterlichen Sinne, dem ganzen französischen Adel, der gefangen war wie nach Poitiers, Crécy und Azincourt, vergessen zu machen, daß er an der Tafel des Siegers sitze, und es war weit mehr von der Belagerung von Metz und der Schlacht von Renty die Rede gewesen als von der Schlacht von St.-Quentin und von der Einnahme dieser Stadt.

Halb elf Uhr stand man von der Tafel auf. Für die adeligen Gefangenen waren Zelte in der Mitte des Lagers bereitet, an einer von Palissaden umgebenen Stelle, in die man nur durch eine schmale Öffnung gelangte, an welcher zwei Wachen standen.

Außerdem standen um den Palissadenkreis herum noch andere Wachen.

Dandelot hatte oftmals, in den langen Nächten der Belagerung von der Mauer aus das riesige Lager vor der Stadt betrachtet.

Er kannte das Quartier jedes Befehlshabers, die Stellung der Zelte, den Raum zwischen den verschiedenen Nationen und selbst die Beschaffenheit des Bodens.

Seit er gefangen war — seit kurzer Zeit also — hatte ihn ununterbrochen ein und derselbe Gedanke beschäftigt — der Gedanke zu entfliehen.

Er hatte kein Wort gegeben zu bleiben; er hatte sich nicht ergeben, sondern war ergriffen worden.

Je früher er seinen Fluchtplan ausführe, sagte er sich, um so wahrscheinlicher sei die Möglichkeit des Gelingens.

Man wird sich deshalb nicht wundern, wenn wir sagen, daß er kaum das Zelt Emanuel Philiberts verlassen hatte und zu denen der Gefangenen gekommen war, als er alle Gegenstände genau betrachtete mit dem Wunsche, in dem einen oder dem andern zur rechten Zeit das Werkzeug der Rettung zu finden.

Ein Offizier sollte von Emanuel Philibert nach Cambray gesandt werden, um da die Einnahme der Stadt Saint-Quentin zu melden und das Verzeichnis der hervorragenden Gefangenen zu übergeben.

Dieses Verzeichnis hatte sich noch während des Abendessens vermehrt und der Offizier hatte sich, als Emanuel Philibert von seinen Gästen sich beurlaubt, in das Zelt des Oberbefehlshabers begeben, damit die noch fehlenden Namen dem Verzeichnisse beigefügt würden.

Ein Pferd aus dem Stalle Emanuel Philiberts, einer der besten Häuser, stand etwa zehn Schritte von dem Zelte des Prinzen und wurde von einem Stalldiener gehalten.

Dandelot trat an das Pferd als Kenner, den der Anblick eines vorzüglichen Tieres anzieht; wie er für einen der besten Reiter in der französischen Armee galt, so bewies er es jetzt, denn mit einem Schwunge war er im Sattel, augenblicklich gab er dem Pferde die Sporen, ritt den Stalldiener nieder und jagte im Galopp davon.

Der Stallknecht schrie zwar und machte Lärm, aber Dandelot war mindestens zwanzig Schritte weit weg. Wie eine Vision jagte er an den Zelten hin; eine Schildwache legte zwar das Gewehr auf ihn an, aber die Lunte brannte nicht mehr. Ein Anderer schoß wirklich, traf ihn aber nicht; fünf oder sechs Soldaten versuchten ihn aufzuhalten, indem sie ihm die Hellebarden vorhielten, aber einige ritt er nieder, über andere setzte er hinweg, dann ließ er

sein Pferd in die Somme springen und er gelangte an das andere Ufer, ohne daß ihn eine Kugel anderswohin als in den Hut getroffen hätte.

An diesem Ufer war er bereits ziemlich in Sicherheit.

Als vollendeter Reiter hatte er sehr bald die Vortrefflichkeit des Pferdes erkannt, auf dem er saß, und er fürchtete also eine Verfolgung durch andere Reiter nicht, sobald er nur fünf Minuten Vorsprung hatte; es war demnach weiter nichts zu fürchten, als daß ihn eine Kugel von dem Pferde herunterwerfe, oder das Pferd selbst schwer verwunde.

Dandelot kannte die Gegend zwar nicht, aber doch die Lage der vorzüglichen Örter um Saint-Quentin her, Laon, La Fère, Ham, und ahnte instinktmäßig den Punkt wo fünfundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden jenseits dieser Städte Paris lag. Vor allem mußte er sich der Gefahr entziehen; er ritt also geradeaus.

Als er das Dorf Essigny-le-Grand erreichte und der Mond aufging, konnte er wenigstens einigermaßen sehen wo er sich befand. Vorzugsweise wünschte er einen einzelnen Menschen zu finden, einen Bauer aus der Umgegend, der ihm als Führer diene, oder ihn doch wenigstens auf den rechten Weg bringen könne.

Darum erhob er sich öfter in den Steigbügeln und sah sich rings um.

Mit einem Male sah er einen menschlichen Schatten sich erheben; auf diesen Schatten ritt er zu, aber der Schatten schien eben so sehr zu wünschen zu fliehen, als der Reiter ihn einzuholen. Der Schatten war also war angelaufen, so schnell als ihn die Beine tragen wollten, und Dandelot hatte ihn gejagt; der Schatten hatte seine Richtung nach dem Walde von Rémigny zu genommen, Dandelot dies erraten und sein Pferd durch alle Mittel zu einem schnelleren Laufe angetrieben; der Schatten hatte nur noch etwa zwanzig Schritte bis in den Wald und Dandelot war etwa dreißig von dem Schatten; da machte er eine letzte Anstrengung, deren Erfolg wir gesehen haben. Das Pferd rannte endlich den Fliehenden nieder, Dandelot sprang von dem Pferde herunter, um dem Gefallenen beizustehen, von dem er Nachweisungen über den Weg zu haben wünschte, und erkannte zu seinem Erstaunen und zugleich zu seiner Freude in dem Gejagten und Erjagten den Abenteurer Yvonnet.

Yvonnet seinerseits erkannte mit gleichem Erstaunen, aber mit noch weit größerer Freude, den Bruder des Admirals, den Herrn Dandelot von Coligny.

V.

Die Erwartung.

Die Nachricht von dem Verluste der Schlacht von Saint-Quentin hatte wie ein unerwarteter Donnerschlag ganz Frankreich durchzuckt und besonders ein Echo in dem Schlosse zu Saint-Germain gefunden.

Der Connétable von Montmorency, der alte grillige und unwissende Haudegen, bedurfte der unerklärlichen Unterstützung, die ihm die Treue und unerschütterliche Gunst Dianas von Poitiers gewährte, niemals mehr, um nicht ganz in Ungnade zu fallen.

Der Schlag war in der Tat furchtbar, denn die Hälfte des Adels war mit dem Herzog von Guise bei der Eroberung von Neapel beschäftigt und die andere Hälfte vernichtet.

Einige adelige Herren, die verwundet und atemlos, um den Herzog von Nevers her, der in dem Schenkel verwundet war, der großen Schlächtereien entgingen, bildeten allein die active Streitkraft, welche Frankreich geblieben.

Vier oder fünf ärmliche Städte mit Mauern in schlechtem Zustande, ohne entsprechende Lebensmittel und Munition, mit geringer Besatzung, Ham, La Fère, Laon, Le Catelet und, gleichsam ein verlorener Posten mitten im Feuer, Saint-Quentin, die am mindesten starke, am mindesten verteidigte, am wenigsten haltbare dieser Städte.

Drei feindliche Armeen, eine spanische, eine niederländische, eine englische, die beiden ersteren durch langen Wechsel zwischen Sieg und Niederlage erbittert, die dritte neu, frisch, durch die Erinnerung an Poitiers, Crécy und Azincourt gereizt,

Ein einzeln stehender König ohne persönliches Genie, mutig, aber mutig wie es die Franzosen sind, fähig ein trefflicher Soldat, unfähig selbst nur ein mittelmäßiger Feldherr zu sein.

Als Ratgeber nur der Kardinal von Guise und Catharina von Medici, das heißt die vorsichtige italienische Politik in Verbindung mit der französischen List und dem lothringischen Stolze.

Daneben ein frivoler Hof von Königinnen und Prinzessinnen, leichtfertigen und galanten Damen: die kleine Königin Marie, die kleine Prinzessin Elisabeth, Margarethe von Frankreich, Diana von Poitiers, ihre Tochter so ziemlich mit einem der Söhne des Connétable von Montmorency verlobt, und die kleine Prinzessin Margarethe.

Darum schien denn auch die Nachricht von dem Verluste bei der Stadt von Saint-Quentin nur die Vorläuferin von zwei nicht minder schrecklichen sein zu müssen, nämlich von der Einnahme der Stadt Saint-Quentin und von dem Marsche der dreifachen feindlichen Armee gegen Paris.

Der König ordnete deshalb insgeheim Vorbereitung einer Reise nach Orléans an, jener alten Feste von Frankreich, die vor hundert Jahren etwa, von einer Jungfrau wieder erobert, das Tabernakel der heiligen Kirche der Monarchie gewesen war.

Die Königin, die drei Prinzen, die kleine Prinzessin und der ganze weibliche Hof sollten sich bereit halten, auf den ersten Wink, bei Tag oder in der Nacht, abzureisen.

Der König selbst sollte sich zu den Trümmern der Armee begeben, wo sie sich auch befinden möge, und mit ihnen kämpfen, bis er den letzten Tropfen seines Blutes vergossen. Alle Maßregeln waren getroffen, daß im Falle seines Todes der Dauphin Franz ihm auf dem Throne folge, mit Catharina von Medici als Regentin und dem Kardinal von Lothringen als Rat.

Außerdem waren, wie wir angeführt zu haben glauben, Boten an den Herzog Franz von Guise abgeschickt worden, damit derselbe seine Rückkehr beschleunige und so viel als möglich von der italienischen Armee mit sich bringe.

Nachdem diese Anstalten getroffen worden, hatte Heinrich II. mit ängstlicher Spannung nach weiteren Nachrichten aus der Picardie gewartet.

Er hatte erfahren, daß Saint-Quentin gegen alle Wahrscheinlichkeit und selbst gegen alle Hoffnung sich noch halte.

Fünfzehntausend Mann waren unter ihren Mauern vernichtet worden und die heldenmütige Stadt kämpfte gegen die siegreiche dreifache Armee mit höchstens vierhundert oder fünfhundert

Soldaten.

Allerdings hatte Saint-Quentin außer seiner Besatzung seine Bürgerschaft, die wir handelnd gesehen haben.

Man wartete mit gleicher Spannung einen Tag, zwei Tage, drei Tage auf die Nachricht von der Einnahme der Stadt.

Nichts der Art kam, im Gegenteil man erfuhr, daß Dandelot mit einigen hundert Mann in die Stadt gelangt sei und daß er und der Admiral geschworen hätten, sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben.

Man wußte, daß Coligny und Dandelot hielten, was sie schwuren: der König war also einigermaßen beruhigt, denn wenn auch die Gefahr noch immer bestand, drohte sie doch weniger.

Die ganze Hoffnung Frankreichs beruhte, wie man steht, auf Saint-Quentin.

Heinrich II. betete zu Gott, daß die Stadt sich noch acht Tage möchte halten können; bis dahin, und um schneller Nachrichten erhalten zu können, reiste er nach Compiègne, wo er sich nur einige Stunden von dem Kriegsschauplatze befand.

Catharina von Medici begleitete ihn.

Wenn Heinrich II. einen guten Rat brauchte, wendete er sich an Catharina von Medici. Wenn er sich einen süßen Augenblick wünschte, suchte er ihn bei Diana von Poitiers.

Der Kardinal von Guise blieb in Paris, um dasselbe zu beaufsichtigen und zu ermutigen.

Im Notfalle trennten sich der König und die Königin, der König begab sich zur Armee, wenn es noch eine Armee gab, um ihr durch seine Anwesenheit neuen Mut zu machen, Catharina dagegen kehrte nach Saint-Germain zurück, um die Reise des Hofes nach Orléans zu leiten.

Heinrich fand die Bewohner weniger erschrocken und besorgt, als er gefürchtet hatte. Die Gewohnheit der Armeen im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte, auf ihren Eroberungen keinen Schritt sich vorzuwagen, bis sie sich des Besitzes der Städte auf ihrem Wege versichert, gab Compiègne noch Ruhe, da es durch Ham, Le Catelet und La Fère noch gedeckt war.

Heinrich bezog das Schloß, und alsbald wurden Spione in der

Richtung nach Saint-Quentin ausgeschildert, um zu ermitteln, wie es mit der Stadt stehe, so wie Boten nach Laon und Soissons, um zu erkunden, was aus der Armee geworden.

Die Spione kamen zurück und meldeten, Saint-Quentin halte sich noch immer und mache auch keine Miene, sich ergeben zu wollen.

Die Boten kamen zurück und sagten, zwei- bis dreitausend Mann, — der Rest der Armee — hätten sich in Laon um den Herzog von Nevers gesammelt.

Der Herzog hatte überdies den möglichen Nutzen von diesen Heertrümmern gezogen.

Er kannte die Langsamkeit dieses Belagerungskrieges, welchen nach dem Falle Saint-Quentins die spanische Armee vielleicht unternahm, und tat also zunächst nichts, als daß er die Besatzungen der Städte verstärkte, welche den Marsch des Feindes aufhalten konnten. Er schickte den Grafen von Sancerre mit seinen Reitern und einigen Andern nach Guise, den Kapitän Bourdillon mit Reitern und Fußvolk nach La Fère und endlich den Baron von Polignac nach Le Catelet, Humieres nach Péronne, Chausnes nach Corbie, Sésois nach Ham, Montigny nach Chauny &c. Er selbst blieb in Laon mit etwa tausend Mann, wohin ihm der König neue Truppen senden sollte.

So legte man einen ersten Verband auf die Wunde, aber nichts deutete noch an, daß die Wunde nicht tödlich sei.

Man kann sich nicht leicht etwas Traurigeres denken als das alte Schloß von Compiègne, das an sich so düster war, durch die Anwesenheit der königlichen Gäste aber noch mehr verdüstert wurde. Wenn Heinrich II. in dieses Schloß kam, was meist drei- bis viermal des Jahres geschah, brachte er in das Schloß und die Stadt den herrlichen, reizenden Hof von jungen Damen und Herren mit, der ihm stets folgte, füllte die Korridore und gotischen Säle mit Musik und Festklängen und ließ im Walde Hörner wiederklingen.

Diesmal war es nicht so. Gegen Ende des Tages war ein schwerer Wagen am Schloßthor angekommen, ohne irgendwie die Neugierde der Stadtbewohner angeregt zu haben. Kaum hatte der Pförtner darauf geachtet. Ein Mann von etwa vierzig Jahren

mit fast afrikanischer Gesichtsfarbe, schwarzem Bart und hohlen Augen und eine Frau von sechsunddreißig Jahren mit weißer feiner Haut, lebhaften Augen, mächtigen Zähnen und schwarzem Haar stiegen aus dem Wagen und ihnen folgten drei oder vier Personen. Der Pförtner sah sie erstaunt an und rief dann rasch hinter einander: »Der König! Die Königin!« Aber auf einen Wink Heinrichs schwieg er, geleitete sie in den inneren Hof und machte das Thor hinter ihnen zu.

Am nächsten Tage erfuhr man in Compiègne, König Heinrich II. und Catharina von Medici, die Königin, wären in der Nacht traurig und betrübt angekommen und bewohnten das Schloß.

Alsbald war die Bevölkerung in Bewegung gekommen, hatte sich versammelt und unter dem Rufe: »Es lebe der König! Es lebe die Königin!« vor die Wohnung des Königspaares sich begeben.

Heinrich wurde immer sehr geliebt, Catharina von Medici war wenigstens noch nicht, verhaßt.

Beide zeigten sich auf dem alten eisernen Balcon.

»Freunde«, sagte der König, »ich bin in eure Mauern gekommen, um die Marken Frankreichs selbst zu verteidigen. Von hier aus wird mein Auge und Ohr fortwährend nach Saint-Quentin gerichtet sein. Hoffentlich kommt der Feind nicht bis hierher, für jeden Fall aber möge sich ein Jeder nach dem Beispiele der mutigen Bewohner von Saint-Quentin zur Verteidigung rüsten. Wer Nachrichten erhält, gute oder schlechte, von der belagerten Stadt und sie mir mitteilen will, wird im Schlosse willkommen sein.«

Von neuem hatte das Volk gerufen: »Es lebe der König!« Heinrich und Catharina hatten darauf jene königliche Gebärde gemacht, welche seit so langer Zeit die Völker täuschte, nämlich die Hand auf das Herz gelegt, und sich wieder zurückgezogen.

Hinter ihnen hatten sich die Fenster geschlossen: jedermann bereitete sich zur Verteidigung vor und der König zeigte sich nicht wieder.

Die Gärtner, die man fragte, hatten erzählt, er gehe nachdenklich in den dunkelsten Gängen des Parkes umher, bisweilen bis um ein oder zwei Uhr Früh, bleibe plötzlich stehen, horche so und lege sogar das Ohr an den Erdboden, als wolle er

die fernen Kanonenschüsse hören.

Dann gehe der König unruhig in das Schloß zurück und steige auf eine Art Turm hinauf, von wo man die Straße von Saint-Quentin weithin übersehen, an die sich jene von Ham und Laon anschließe. Sein Auge scheine jeden Reisenden zu fragen, der sich auf dieser Straße zeige, und er erwarte freudig und doch ängstlich in jedem den Boten zu erblicken, der an ihn gesandt worden.

Der König war am 15. August angekommen; die Tage vergingen, ohne daß er Lärm hörte oder einen Boten kommen sah. Er wußte nichts, als daß Saint-Quentin sich noch immer hielt.

Am 24. ging Heinrich II. wie gewöhnlich in dem Parke umher, als plötzlich ein fernes Rollen sich hören ließ. Er blieb stehen und horchte, aber er brauchte das Ohr gar nicht an den Erdboden zu legen, um zu erkennen, daß gewaltige Kanonenschüsse ohne Unterbrechung auf einander folgten.

Drei Tage lang, weit in die Nacht hinein und lange vor Sonnenaufgang ließ sich dieser Donner vernehmen und Heinrich meinte, es könne kein einziges Haus in Saint-Quentin stehen bleiben.

Am 27. um zwei Uhr Nachmittags hatte der Donner aufgehört.

Was war geschehen? Was bedeutete die Stille, die noch schrecklicher war als das entsetzliche Donnern vorher?

Saint-Quentin war ohne Zweifel unterlegen.

Heinrich wartete bis sieben oder acht Uhr Abends, ob der Donner nicht etwa von neuem beginne. Er hoffte noch, daß die Belagerer aus Ermattung der Stadt würden einen Waffenstillstand haben bewilligen müssen.

Um neun Uhr Abends konnte er indes seine Besorgnis nicht länger bergen und schickte zwei oder drei Boten auf verschiedenen Wegen ab, damit, wenn der eine dem Feinde in die Hände falle, doch die andern wenigstens entkommen.

Bis Mitternacht ging er in dem Park umher, dann kehrte er in das Schloß zurück, legte sich nieder und suchte vergebens den Schlaf. Da er keine Ruhe fand, stand er mit Tagesanbruch auf, um auf den Turm zu steigen.

Kaum war er daselbst angekommen, als er am Ende der

Straße, auf die er so oft geblickt hatte, in einer Rauchwolke welche die ersten Strahlen der Sonne zu bescheinen begannen, ein Pferd mit zwei Reitern in Galopp nach der Stadt zu kommen sah.

Heinrich zweifelte keinen Augenblicke die beiden Reiter konnten nur Boten sein, welche ihm Nachricht von Saint-Quentin bringen wollten. Er sandte ihnen entgegen, damit sie an dem Tore keinen Aufenthalt erfuhren. Eine Viertelstunde später hielt das Pferd vor dem Fallthore des Schlosses und Heinrich gab seine Verwunderung, ja fast seine Freude laut zu erkennen, als er Dandelot erblickte und hinter demselben auf der Schwelle des Tores ehrerbietig einen Zweiten stehen sah, dessen Gesicht ihm auch nicht fremd war, wenn er sich auch nichts sofort zu erinnern vermochte, wo er dieses Gesicht gesehen.

Unsere Leser, die wahrscheinlich ein besseres Gedächtnis haben, als König Heinrich II. und denen wir übrigens auch zu Hilfe kommen, werden es noch wissen, daß es im Schlosse Saint-Germain gewesen, als unser Abenteurer als Knappe dem unglücklichen Théligny diente, der in den ersten Tagen der Belagerung gefallen war.

Wenn man Dandelot und Yvonnet auf *einem* Pferde ankommen sieht, verlangt man ohne Zweifel nicht, daß wir erzählen, wie nach der Erkennungsszene am Walde von Rémigny sofort das beste Vernehmen zwischen dem Fliehenden und dem verfolgenden Flüchtlinge eingetreten war; wie Yvonnet, welcher die Gegend ganz genau kannte, da er sie bei Tag und Nacht nach allen Richtungen hin durchstreift hatte, sich als Führer Dandelot anbot und wie dieser Bruder des Admirals dafür den Liebhaber Gudula's aufforderte, hinter ihm auf das Pferd zu steigen, was den doppelten Vorteil hatte, daß der Führer nicht müde und der Reiter nicht aufgehalten wurde.

Das Pferd freilich hätte vielleicht eine andere Anordnung vorgezogen, aber es war ein edles mutiges Tier; man sieht, daß es sein Bestes getan hatte.

IV.

Die Pariser.

Die Nachrichten, welche die beiden Boten brachten, gehörten zu denen, die bald gesagt sind, auf die man aber oft zurückkommt.

Nach dem Hauptbericht, den Dandelot von der Einnahme der Stadt gab, ging der König auf Einzelheiten ein, die ihm zum Teil von dem General, zum Teil von dem Abenteurer erzählt wurden, so daß er so ziemlich alles erfuhr, was unsere Leser wissen.

Die Hauptsache war: die Stadt war genommen und der Connétable und Coligny waren gefangen, d.h. in Abwesenheit des Herzogs von Guise die beiden besten Feldherren, und man wußte noch nicht, ob die siegreiche feindliche Armee vor den anderen Städten sich aufhalten oder geraden Weges auf Paris marschieren werde.

Der Kampf vor allen Städten war ein Krieg, welcher dem furchtsamen scheuen Temperamente Philipps II. entsprach.

Gerade auf Paris zu marschieren, war dagegen ein Entschluß, welcher dem Unternehmungsgeiste Emanuel Philiberts zusagte.

Wozu es kommen würde, wußte weder Dandelot noch Yvonnet.

Dandelot meinte, der Prinz von Savoyen und der König von Spanien würden unmittelbar gegen Paris marschieren.

Diese Frage überstieg die Höhe der strategischen Ansichten Yvonnet's zwar vollständig, da er aber durchaus eine Meinung aussprechen sollte, so schloß er sich der Dandelot's an.

So gab es eine Majorität dafür, daß die Sieger keine Zeit verlieren, die Besiegten dagegen keine Zeit zu verlieren haben würden.

Es wurde denn auch beschlossen, daß die beiden Boten, nachdem sie sich etwas erholt hätten, mit einem Auftrage weiter gehen sollten, jeder in einer seiner Stellung entsprechenden Weise.

Dandelot sollte Catharina von Medici nach Paris begleiten, denn Heinrich, welcher aus der Nähe des Feindes nicht weichen wollte, schickte die Königin fort, damit sie einen Aufruf an den

Patriotismus der Pariser erlasse.

Yvonnnet dagegen sollte nach Laon sich begeben, Briefe des Königs an den Herzog von Nevers bringen und unter irgend einer Verkleidung um die spanische Armee herumzuschleichen suchen; um womöglich die Absichten des Königs von Spanien zu erfahren.

Derjenige, welcher diesen gefährlichen Auftrag übernahm, hatte eine ziemlich sichere Aussicht ergriffen und gehangen zu werden; in der Nacht würde Yvonnnet auch gezittert haben, bei Tage aber hatte die Aufgabe gar nichts Widerwärtiges für ihn.

Er nahm also den Antrag an.

Dandelot wurde von dem König ermächtigt, sich mit dem Kardinal von Lothringen zu verständigen, der die Verwaltung der Finanzen hatte, welche Gelder er und sein Bruder in der schlimmen Lage wohl brauchten; Yvonnnet seinerseits erhielt zwanzig Goldtaler für die Nachricht, die er brachte und für den Auftrag, den er ausführen sollte. Außerdem ermächtigte ihn der König, wie er bekanntlich schon früher einmal getan hatte, das beste Pferd im Stalle für sich auszusuchen.

Um zehn Uhr Früh, also etwa nach sechsstündiger Ruhe, brachen die beiden Boten wiederum auf, nur daß sie einander am Tore den Rücken zuekehrten, da der eine sich nach Osten, der andere nach Westen wendete.

Wir werden Yvonnnet, den minder wichtigen von den beiden Personen, später wieder finden, oder, wenn, wir ihn nicht wieder finden sollten, doch wenigstens hören, was aus ihm geworden ist, wir folgen deshalb Dandelot und der Königin Catharina von Medici, die in seiner Gesellschaft und unter seiner Obhut so schnell nach Paris hinreist, als es die Schwere des mit vier Pferden bespannten Wagens gestattet.

Nach dem Spruche, daß die Gefahr von weitem oft viel furchtbarer aussieht als in der-Nähe, war auch in Paris die Angst anfangs vielleicht größer gewesen als in Compiègne. Niemals seit der Zeit, als die Engländer von den Feldern von Saint-Denis auf die Türme der Notre-Dame hatten sehen können, hatten die Pariser in solcher Aufregung gelebt. Wenn man am Tage nach dem Eintreffen der Nachricht von der Schlacht bei Saint-Quentin die mit Möbeln beladenen Wagen, die Reiter und Reiterinnen

gesehen hätte, würde man geglaubt haben, wenigstens der dritte Teil der Bewohner von Paris ziehe aus. Und es war allerdings mehr als ein Ausziehen, es war eine Flucht; die Hauptstadt flüchtete in die Provinz.

Allmählich freilich, als man sah, daß die Nachrichten nicht noch schlimmer kamen, begannen die, welche in Paris geblieben waren, in Folge der namentlich die Franzosen auszeichnenden Eigentümlichkeit, über Alles zu lachen, die Geflüchteten zu verspotten, so daß diese denn auch wirklich allmählich zurückkamen und endlich die Mutigsten wurden.

In dieser Stimmung fanden Catharina und Dandelot, als sie am Nachmittage des 28. Augusts 1557 anlangten, die Pariser, denen sie die Nachricht brachten, daß auch die Stadt Saint-Quentin sich ergeben habe.

Von der Art wie solche Nachrichten verbreitet werden, hängt nicht selten der Eindruck ab, welchen sie machen.

»Gute Leute«, sagte Dandelot zu der ersten Gruppe Bürger, die er traf, »Ruhm und Ehre den Bewohnern der Stadt Saint-Quentin! Fast einen Monat lang haben sie in einem Platz ausgehalten, welchen die Tapfersten acht Tage zu halten nicht versprochen haben würden. Durch diesen Widerstand haben sie dem Herrn von Nevers Zeit gegeben eine Armee zu sammeln, welcher Se. Majestät der König Heinrich II. jeden Augenblick neue Verstärkungen sendet, und Ihre Majestät die Königin kommt zu Euch, um euren Patriotismus und eure Liebe zu eurem König anzurufen.«

Bei diesen Worten bog sich die Königin zum Wagen heraus und rief:

»Ja, gute Leute, ich komme im Namen des Königs Heinrich II. um Euch zu melden, daß alle Städte bereit sind, ihr Bestes zu tun, wie es Saint-Quentin getan hat. Illuminiert also zum Zeichen des Vertrauens, das der König zu Euch hat, und der Liebe, die Ihr für ihn habt. Heute Abend werde ich mich in dem Rathhause mit eurem Magistrate, dem Kardinal von Lothringen und Herrn Dandelot über die Maßregeln besprechen, welche zu ergreifen sind, um den Feind zurückzutreiben, welcher durch die lange Dauer der Belagerung unserer ersten Stadt entmutigt ist.«

Diese Art, dem Volke eine der schrecklichsten Nachrichten mitzuteilen, welche jemals die Einwohner einer Hauptstadt erhalten haben, zeugte von großer Kenntnis des Volkes. Diese besaß Dandelot, denn er hatte auch die Rede der Königin vorbereitet.

Die Folge davon war, daß das Volk, das entsetzt durch die Straßen gelaufen wäre, wenn man ihm nur gesagt hätte: »Saint-Quentin ist genommen und die Spanier marschieren gegen Paris«, aus Leibeskräften rief: »Es lebe König Heinrich II. Es lebe die Königin Catharina! Es lebe der Kardinal von Lothringen! Es lebe Herr Dandelot!« sich um den Wagen der Königin und das Pferd des Generals drängte und sie fast jubelnd bis zum Louvre begleitete.

Am Tore des Louvre erhob sich Dandelot noch einmal in den Steigbügeln, um über die zahllose Volksmenge hinauszuragen, welche den Platz und die Straßen erfüllte, und mit starker Stimme rief er:

»Liebe Freunde, Ihre Majestät die Königin trägt mir, auf Euch daran zu erinnern, daß sie sich nach einer Stunde in das Rathaus begeben wird, wohin der Magistrat berufen werden soll; sie wird zu Pferde mitten unter Euch erscheinen und an der großen Anzahl, in welcher Ihr Euch einfindet, wird sie die Liebe erkennen, die Ihr zu ihr habt. Vergesst die Fackeln und das Illuminieren nicht.«

Ein unermeßliches Lebehoch erschallte und die Königin konnte überzeugt sein, daß das Volk, das sie durch wenige Worte gewonnen, bereit sei, wie die Bewohner von Saint-Quentin alle Opfer zu bringen, selbst das Leben hinzugeben.

Catharina von Medici begab sich mit Dandelot in den Louvre hinein; sofort wurde der Kardinal von Lothringen gerufen und ihm aufgetragen die Beamten der Stadt, die Maires und Schöffen und Innungsvorsteher um neun Uhr Abends in das Rathaus bestellen zu lassen.

Man hat schon gesehen, daß Dandelot etwas gut einzurichten wußte; die Abendstunde wählte er auch des Effectes wegen.

Die Meisten von denen, welche am Louvre waren, nahmen sich vor, nicht von der Stelle zu gehen, um sich sicher dem königlichen

Zuge anschließen zu können und die besten Plätze zu bekommen.

Einige nur entfernten sich im Auftrage, um Fackeln herbeizuholen.

Auf der andern Seite liefen die Volksherolde, die bei allen großen Begebenheiten als öffentliche Ausrufer dienen, durch die Straßen, die von dem Louvre nach dem Rathhause führten:

»Bürger von Paris, illuminiert eure Fenster, die Königin Catharina wird sich in das Rathaus begeben!«

Auf diese Aufforderung, die nichts Gebietendes, nichts Zwingendes hatte, im Gegenteile den Bürgern es überließ, was sie tun wollten, begann man in allen Häusern an dem Wege, welchen die Königin nehmen mußte, geschäftig nach Lampen, Lichtern und Laternen zu laufen und durch jedes erleuchtete Fenster seinen Enthusiasmus auszusprechen, den man nach der Zahl der brennenden Lichter schätzen konnte.

Zur bestimmten Zeit erschien die Königin zu Pferde zwischen Dandelot und dem Kardinal von Lothringen, in Begleitung eines geringen Gefolges, wie es einer Königin ziemt, welche von dem Unglück des Königshauses an ihr Volk appelliert, in der Straße Saint-Honoré und zog weiter.

Dieser Zug, den die Ereignisse zu einem Trauerzuge hätten machen sollen, wurde ein wahrer Triumph, welcher die berühmten Proklamationen: »Das Vaterland ist in Gefahr«, in späterer Zeit hinter sich zurückließ, denn bei diesen war alles vorbereitet, bei Catharina alles improvisiert.

Von vier bis neun Uhr hatte sie Zeit gehabt, den jungen Dauphin Franz aus Saint-Germain holen zu lassen. Das bleiche, kränkliche Kind paßte recht wohl für das Drama: es war das Gespenst der Dynastie Valois, die in der reichsten Nachkommenschaft, die jemals ein König hatte, den alten Priamus ausgenommen, erlöschen sollte.

Vier Brüder! Freilich drei dieser Brüder wurden — wahrscheinlich — vergiftet und der vierte ermordet.

An dem Abende aber, den wir zu beschreiben versuchen, lag die geheimnisvolle Zukunft noch in dem wohlthätigen Dunkel verhüllt, welches sie den Blicken der Menschen verbirgt. Jeder

beschäftigte sich nur mit der Gegenwart, und die Gegenwart gewährte allerdings selbst denen Beschäftigung genug, die sonst ewig ruhelos sind.

Zehntausend Personen begleiteten die Königin; hunderttausend standen in den Straßen, um sie vorüberkommen zu sehen; zweimal hunderttausend vielleicht sahen von den Fenstern aus nach ihr.

Die, welche sie begleiteten, und die, welche in den Straßen standen, trugen Fackeln, die eine phantastische Helle verbreiteten, zumal in Verbindung mit der Illumination.

Die Leute an den Fenstern schwenkten Tücher oder warfen Blumen herab.

Alle riefen: »Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe der Dauphin!«

Bisweilen wiederum zog gleichsam ein Hauch der Drohung und des Todes über die Menge hin und man hörte sie dumpf grollen, während man mit den Schwertern an einander schlug und Büchsen abschoß.

Es war der Ruf, der man weiß nicht wo entstand und sich ins Unendliche fortpflanzte:

»Tod den Engländern! Tod den Spaniern!«

Bei diesem Rufe überlief den Mutigsten ein Schauer, denn alle fühlten, daß es der Ruf des eingewurzelten Hasses eines ganzen Volkes sei.

Die Königin, der Dauphin und ihr Gefolge, die um neun Uhr den Louvre verließen, kamen erst um halb elf Uhr in dem Rathhause an, denn überall mußte der Zug sich im buchstäblichen Sinne Bahn brechen, denn kein Soldat zog voraus und machte Platz. Im Gegenteil Jedermann wollte das Pferd, das Kleid oder gar die Hände der Königin und des Thronerben berühren.

Unter Freudengeschrei und Beteuerungen der Hingebung, womit das Volk sie begleitete, langte die Königin am Ziele an.

Der Magistrat und alle Berufenen warteten auf der Vortreppe.

Die Königin, der Dauphin, der Kardinal und Dandelot brauchten noch eine Viertelstunde.

Niemals war der Circus Nero's glänzender erleuchtet, auch nicht in den Nächten, in denen man Christen verbrannte, die man

in Schwefel und Harz gewälzt hatte.

Lichter blitzten an allen Fenstern, Fackeln flammten auf dem ganzen Platze vor dem Rathhause, zogen sich auf den Quais hin und selbst bis aus die Spitze der Notre-Dame hinauf.

Der Fluß schien flüssiges Feuer zu treiben.

Die Königin und der Dauphin verschwanden in dem Portale des Rathhauses, um sich gleich darauf auf dem Balcon zu zeigen.

Man wiederholte in Begeisterung die Worte, welche Catharina gesagt haben sollte:

»Gute Leute, wenn der Vater bei eurer Verteidigung stirbt, so bringe ich Euch hier seinen Sohn.«

Und bei dem Anblicke dieses Sohnes, welcher der arme kleine Franz II., bedauerlichen Andenkens, sein sollte, klatschte man in die Hände und jubelte.

Die Königin blieb auf dem Balcon, um den Enthusiasmus zu erhalten, und ließ den Kardinal von Lothringen und Dandelot die Geschäfte abmachen.

Sie tat wohl daran, denn sie besorgten die Geschäfte und besorgten sie gut.

»Sie beruhigten«, sagt die Geschichte Heinrichs II. von Lambert, »den Magistrat und die vornehmsten Bürger der Stadt Paris über die Liebe des Königs, der bereit sei sein Leben zu opfern, um die Gefahren abzuwenden, die sie zu bedrohen schienen; sie versicherten, daß der Verlust, den Frankreich erlitten, wie schmerzlich er auch sei, wohl ausgeglichen werden könne, wenn nur Se. Majestät in den getreuen Untertanen den Eifer finde, den sie bisher immer für den Ruhm und das Wohl des Staates gezeigt; sie setzten hinzu, daß der König nicht gezögert habe, sein eigenes Besitztum zu verpfänden, um seine Untertanen nicht zu schwer zu belasten, daß er aber nun, da er dieses Auskunftsmittel nicht mehr habe, auf freiwillige Gaben rechnen müsse, die er um so mehr erwarte, da das französische Volk, je dringender das Bedürfnis sei, um so größere Anstrengungen machen müsse, den König in den Stand zu setzen, dem Feinde gleiche Streitkräfte entgegen zuführen.«

Diese Rede tat ihre Wirkung. Die Stadt Paris bewilligte sofort dreimal hunderttausend Livres als erste Kriegskosten und forderte

die ersten Städte im Lande auf ein Gleiches zu tun.

Was die Verteidigungsmittel betraf — und man weiß, daß keine Zeit zu verlieren war — so schlug Dandelot vor:

Zuerst den Herrn von Guise mit seiner Armee aus Italien zurückzurufen, was übrigens bereits beschlossen war, so daß man die daraus bezüglichen Befehle schon längst abgesandt hatte;

zweitens dreißigtausend Mann französische und zwanzigtausend ausländische Truppen zu sammeln ;

endlich die Zahl der Reiterei zu verdoppeln.

Um die Riesenkosten in einem Augenblicke zu bestreiten, als die königlichen Güter verpfändet und die Staatstaschen leer waren, machte Dandelot folgenden Antrag:

»Die Geistlichkeit, ohne irgend eine Ausnahme, werde aufgefordert, dem Könige als Geschenk ein jährliches Einkommen anzubieten;

»der Adel, obgleich durch seine Vorrechte von jeder Steuer frei, soll sich selbst nach seinem Vermögen besteuern.«

Um sofort mit einem Beispiele voranzugehen, erklärte Dandelot, daß er zu seiner und seines Bruders Unterhaltung nur zweitausend Taler behalte und seine und des Admirals übrigen Einkünfte dem Könige überlasse.

»Endlich würde eine Arbeit von dem Herrn Kardinal von Lothringen gemacht werden, welche den dritten Stand nach seinen Kräften besteuere.«

Der arme dritte Stand! Man hütete sich wohl ein Jahr von seinem Einkommen zu verlangen oder ihn aufzufordern, sich selbst zu besteuern.

Ein Teil dieser Maßregeln wurde mit Begeisterung sofort angenommen, andere verschob man.

Zu den verschobenen gehörten natürlich die, welche die Geistlichkeit und den Adel zur Besteuerung heranziehen wollten.

Unmittelbar aber wurde beschlossen, daß vierzehntausend Schweizer und achttausend Deutsche angeworben werden sollten, d. h. man wollte in jeder Provinz des Landes Compagnien aus den jungen waffenfähigen Leuten bilden.

Man sieht, es geschah viel an einem Abende. Um Mitternacht

war alles dies getan.

Einige Minuten nach Mitternacht ging die Königin, den Dauphin an der Hand führend, der im Gehen schlief, die Treppe hinab.

Halb zwei Uhr gelangte die Königin in den Louvre zurück und sie konnte gerade hundert Jahre vor ihrem Landsmann Mazarin sagen:

»Sie haben geschrien, sie werden zahlen.«

Volk! Volk! Und doch hob gerade diese Schwäche deine Kraft, wie diese Verschwendung von Gold und Blut von deinem Reichtum zeugte.

VII.

Im spanischen Lager.

Wir haben gesehen was der Herzog von Nevers in Laon, was der König in Compiègne, was die Königin in Paris tat; sehen wir nun zu was Philipp II. und Emanuel Philibert in dem spanischen Lager taten und wie man hier die Zeit versäumte, die man dort sowohl nützte.

Zuerst war die Stadt Saint-Quentin, wie gesagt in Folge ihrer heldenmütigen Verteidigung, fünf Tage der Plünderung überlassen worden. Die Stadt, die lebend Frankreich gerettet hatte, arbeitete auch noch im Sterben an dieser Rettung. Die feindliche Armee vergaß in ihr, daß das übrige Frankreich noch lebe und durch das Beispiel einer Stadt begeistert, sich zu einer verzweifelten Verteidigung anschicke.

Wir übergehen also diese fünf Tage des Sengens, Brennens und Mordens, um zum ersten September zu kommen.

Im Lager war seit dem Morgen dieses Tages so ziemlich alles zur Ordnung zurückgekehrt. Jeder zählte seine Gefangenen, besichtigte seine Leute, machte Inventar, lachte über das Gewonnene und weinte über das Verlorene.

Um elf Uhr sollte in dem Zelte des Königs von Spanien Rat gehalten werden.

Dieses Zelt stand am Ende des Lagers; warum, haben wir schon gesagt: weil die Musik der französischen Kugeln den Ohren Philipps II. ganz besonders unangenehm war.

Der König hielt einen entsiegelten Brief in der Hand, den ihm ein staubbedeckter Bote gebracht hatte, welcher nun auf der Steinbank vor dem Zelte saß. Ein Diener des Königs schenkte ihm in ein Glas goldenen Wein, der durch seine Farbe seine südliche Abstammung verriet.

Der Brief, an welchem sich ein großes rotes Wachssiegel befand, ein Wappen mit einer Mitra darüber und mit zwei Krummstäben an der Seite, schien Philipp II. sehr zu beschäftigen.

In dem Augenblicke als er das wichtige Schreiben zum dritten oder vierten Male gelesen hatte, hielt ein in Galopp herankommendes Pferd gerade an dem Eingange des Zeltes an; der König richtete den Kopf empor und sein glanzloses Auge mit den blinzelnden Lidern schien ermitteln zu wollen, wer in so großer Eile zu ihm komme.

Noch waren nicht zehn Sekunden vergangen, als die Tapetentür, welche den Eingang verschloß, sich hob und einer seiner Diener, welche die Etiketle von Burgos und Valladolid selbst in das Feldlager brachten, meldete:

»Se. Exzellenz Don Luis de Vargas, Sekretär des Herrn Herzogs von Alba.

Philipp konnte einen Freudenlaut nicht unterdrücken, als schäme er sich aber vor sich selbst, dem ersten Eindrucke nachgegeben zu haben, legte er sich einen Augenblick Schweigen auf und sprach dann in einem Tone, in welchem man nicht die geringste angenehme oder unangenehme Regung zu erkennen vermochte :

»Man lasse Don Luis de Vargas eintreten.«

Don Luis trat ein.

Der Bote war mit Schweiß und Staub bedeckt; die Blässe seiner Stirn verkündigte die Anstrengung von langer Reise; der Schaum von dem Pferde, der sich an der innern Seite seiner Stiefel zeigte, verriet die Eile, in der er gekommen war. Und doch blieb er nach der geschehenen Meldung unbeweglich, mit dem Hute in der Hand, zehn Schritte vor dem Könige Philipp II. stehen und wartete, daß dieser ihn anrede und auffordere zu sagen was er zu sagen habe.

Diese Unterwerfung unter die Etiquette, das erste aller Gesetze in Spanien, schien den König zu befriedigen und mit einem schwachen Lächeln, gleich einem Sonnenblicke, der durch eine graue Herbstwolke fällt, sagte er:

»Gott sei mit Euch, Don Luis de Vargas! Welche Nachrichten aus Italien?«

»Gute und schlechte zu gleicher Zeit, Sire«, antwortete Don Luis. »Wir sind Herren der Stellung in Italien, aber Herr von Guise kommt in großer Eile mit einem Teil der französischen Armee

nach Frankreich zurück.«

»Der Herzog von Alba läßt mir dies melden?«

»Ja, Sire, und er hat mir befohlen, den kürzesten Weg zu nehmen und nirgends zu säumen, damit ich wenigstens zwölf Tage vor dem Herrn von Guise in Frankreich ankäme . . . Ich schätze mich glücklich die große Reise in vierzehn Tagen gemacht zu haben, weil der Herr von Guise die doppelte Zeit braucht, um nach Paris zu kommen.«

»Ihr habt Euch in der Tat sehr beeilt, Don Luis, und ich erkenne an, daß Ihr in kürzerer Zeit nicht ankommen konntet; aber habt Ihr keinen besonderen Brief des Herzogs von Alba an mich?«

»Weil Se. Gnaden fürchtete, ich könne in Gefangenschaft geraten, wagte er es nicht mir etwas Schriftliches anzuvertrauen; er befahl mir nur, Euch die Worte zu wiederholen: »Se. Majestät der König von Spanien gedenke des Königs Tarquinius, welcher die höchsten Spitzen des Mohns abschlug, die in seinem Garten wuchsen; in dem Garten der Könige darf nichts zu hoch wachsen, nicht einmal Prinzen.« Ew. Majestät wird wissen was diese Worte bedeuten und auf wen sie zielen.«

»Ja«, flüsterte der König von Spanien, »ja, ich erkenne darin die Klugheit meines getreuen Alvarez . . . Ich verstehe in der Tat, Don Luis, und danke ihm. Ihr selbst ruht aus und lasset Euch von meinen Leuten, geben was Ihr braucht.«

Don Luis verbeugte sich, ging hinaus und die Tür fiel hinter ihm nieder.

Lassen wir den König Philipp II. über den Brief mit dem Bischofssiegel und die mündliche Botschaft des Herzogs von Alba ungestört nachdenken und begeben wir uns in ein anderes Zelt, das nur einen Flintenschuß weit von dem seinigen entfernt ist.

Es ist das Zelt Emanuel Philiberts.

Emanuel Philibert beugt sich über ein Feldbett, auf dem ein Verwundeter liegt; ein Arzt nimmt den Verband von einer Wunde, die nur eine Contusion an der linken Seite der Brust zu sein scheint, die aber doch nach der Blässe und Schwäche des Verwundeten schlimmer sein muß.

Das Gesicht des Arztes scheint sich jedoch bei dem Anblicke der Wunde aufzuklären.

Der Verwundete ist unser aller Freund Scianca-Ferro, dem wir bei dem Sturm nicht folgen konnten. Kurz wir finden ihn unter dem Zelte des Herzogs von Savoyen auf dem Schmerzenslager, das man dem Soldaten immer als ein Ruhmeslager schildert.

»Nun?« fragte Emanuel Philibert besorgt.

»Besser, um Vieles besser!« antwortete der Arzt. »Der Verwundete ist außer Gefahr.«

»Ich sagte Dir es ja, Emanuel«, fiel Scianca-Ferro ein. »Du erniedrigst mich wahrhaftig, wenn Du mich behandelst wie ein altes Weib und alles dies einer miserablen Contusion wegen.«

»Eine miserable Contusion, die Dir eine Rippe zerschlagen und zwei andere eingedrückt hat, so daß Du seit zehn Tagen mit jedem Athemzuge Blut spuckst.«

»Wahr ist's, es saß ziemlich fest«, entgegnete der Verwundete, der zu lächeln versuchte. »Gib mir doch einmal die fragliche Maschine her.«

Emanuel sah sich nach dem um, was Scianca-Ferro die *fragliche Maschine* nannte, und hatte in einer Ecke des Zeltes einen Gegenstand, der wirklich eine Maschine, eine Kriegsmaschine war.

So kräftig der Prinz war, hob er den Gegenstand doch nur mit Anstrengung auf das Bett.

Es war eine zwölfpfündige Kugel an einem Eisenstabe das Ganze fünfundzwanzig bis dreißig Pfund schwer.

»**Corpo di Bacco!**« sagte der Verwundete heiter, »ich gestehe, Emanuel, es ist ein niedliches Spielzeug. Und was ist aus dem geworden, der damit spielte?«

»Deinem Wunsche gemäß ist ihm nichts zu Leid getan worden. Man hat ihm sein Wort abgenommen nicht zu fliehen; er hat es gegeben und wird wie gewöhnlich einige Schritte von hier seufzend und wehklagend da sitzen, die Stirn auf die Hand gestützt.«

»Der arme Teufel! Ich habe, wie Du mir sagtest, seinem Neffen, einem Deutschen, der gut fluchte, aber noch besser zuschlug, den Kopf bis an die Ohren gespalten. Wahrhaftig, wenn nur zehn Mann wie diese Beiden in jeder Bresche gewesen wären, hätte es eine Wiederholung des Titanenkampfes gegeben, von dem Du mir

erzähltest, als Du mir das unglückselige Griechische beibringen wolltest.«

Dann horchte er und setzte hinzu: »Wahrhaftig«, Emanuel, es sucht Jemand Streit mit meinem würdigen Deutschen. Ich höre seine Stimme . . . Es muß sehr ernst sein, denn seit fünf Tagen, wie man mir gesagt, hat er den Mund nicht aufgetan.«

Man hörte in der Tat einen Streit und dabei spanisch, französisch und deutsch fluchen.

Emanuel überließ den Verwundeten dem Arzte, trat, um dem Kranken gefällig zu sein, vor das Zelt hinaus, erkundigte sich nach der Veranlassung zu dem Streite, der in wenigen Sekunden in einen völligen Kampf ausgeartet war.

Sehen wir uns das Bild an:

Ein prächtiger Esel, der mit Kohl, Möhren und Salat beladen ist, ausschlägt und schreit und aus Kräften seine Küchenladung umherschüttelt.

Nach dem Esel war ohne Widerrede die Hauptperson unser Freund Heinrich Scharfenstein, der rechts und links mit einer Zeltstange, die er ausgerissen hatte, um sich schlug und bereits sieben oder acht niederländische Soldaten niedergeworfen hatte. Sein Gesicht drückte die tiefste Trauer aus, aber sie nahm seinem Arme keine Kraft, wie man sieht.

Neben Heinrich stand ein schönes, frisches, kräftiges Bauernmädchen, welche nach Möglichkeit auf einen spanischen Soldaten schlug, der aller Wahrscheinlichkeit nach gegen sie sich Dinge hatte erlauben wollen, die ihrer Züchtigkeit nicht gefallen konnten.

Der Eigentümer des Esels endlich, ein Bauer, las brummend seinen Salat, seinen Kohl und seine Rüben wieder auf, nach denen die Soldaten sehr begierig zu sein schienen.

Die Anwesenheit Emanuel Philiberts machte dem Streite sofort ein Ende.

Die Soldaten ließen das Gemüse los, dessen sie sich bemächtigt hatten.

Das schöne Mädchen ließ den Spanier los, der mit blutender Nase und halb abgerissenem Schnurrbart fortlief.

Der Esel hörte auf, auszuschlagen und zu schreien.

Heinrich Scharfenstein allein schlug noch immer um sich her, wie eine Maschine, die einmal losgelassen, fort arbeitet.

»Was gibt es?« fragte Emanuel Philibert. »Warum mißhandelt man die Leute?«

»Ah, Ihr seid's, Ew. Gnaden? Das will ich sagen«, antwortete der Bauer, der näher trat, die Arme voll Kohl, Salat und Möhren, den Hut zwischen den Fingerspitzen. »Sie haben mir, meinem Esel und meinem Mädchen arg mitgespielt.«

Emanuel verstand den Bauer nicht und das Mädchen trat errötend ein paar Schritte vor, um die Sache vorzutragen.

»Gnädiger Herr«, sagte sie, »zürnen Sie meinem Vater nichts er ist aus dem Dorfe Savay, wo man nicht anders spricht. Hören Sie was geschehen ist. Gestern hörten wir in unserem Dorfe, daß wegen den großen Verwüstungen auf den Feldern hierherum und weil Le Catelet sich noch immer halte, also keine Zufuhren von Cambray kommen könnten, Mangel an frischen Lebensmitteln im Lager sei, besonders an Gemüse, selbst auf der Tafel des Königs von Spanien und auf der eurigen, gnädiger Herr . . . «

»Das nenne ich sprechen!« fiel Emanuel Philibert ein. »Und Du sprichst auch die Wahrheit, mein schönes Kind; wenn es uns auch gerade nicht an Lebensmitteln fehlt, so haben wir doch nicht was wir wünschen; das Gemüse besonders ist selten.«

»Da sagte gestern mein Vater«, fuhr das Mädchen fort, »wenn ich den Esel nähme, belüde ihn mit Kohl, Salat und Möhren und zöge in das Lager, so geschähe vielleicht dem Könige von Spanien und dem Herzog von Savoyen ein Gefallen. Heute Früh also, mit Tagesanbruch, gingen wir in den Garten, der Vater und ich, nahmen das Beste und Schönste, luden es auf den Esel und kamen dann hierher . . . Haben wir damit etwas Unrechtes getan?«

»Im Gegenteil, mein Kind, Ihr hattet da einen sehr guten Gedanken.«

»Wir glaubten es wenigstens, kaum aber waren wir in dem Lager, als eure Soldaten über unseren Esel herfielen. Wie auch mein Vater rief: »Es ist für Se. Majestät den König von Spanien, es ist für den gnädigen Herrn Prinzen von Savoyen!« sie hörten nicht darauf. Da fingen wir an zu schreien und unser Esel half

tüchtig mit, aber trotz unserem Geschrei wären wir ausgeplündert worden — ungerechnet was mir vielleicht geschehen wäre — wenn nicht der brave Mann, der sich wieder dort hingewetzt hat, uns zu Hilfe gekommen wäre und so wirksam, wie Ihr seht.«

»Ja, *sehr* wirksam«, sagte Emanuel Philibert indem er den Kopf schüttelte. »Zwei Tote und vier bis fünf verwundet, einiger Hände voll Gemüse wegen! Indes, er hat's in guter Absicht getan und übrigens steht er unter dem Schutze meines besten Freundes. So mag's denn hingehen.«

»So geschieht uns nichts zu leid, gnädiger Herr, weil wir in das Lager gekommen sind?« fragte das Mädchen schüchtern.

»Nein, mein schönes Kind, im Gegenteil.«

»Wir sind müde, gnädiger Herr, da wir fünf Stunden weit hergekommen sind, und wir möchten gern erst aufbrechen, wenn die größte Hitze vorüber ist.«

»Brecht Ihr auf, wann Ihr wollt«, antwortete der Prinz, »und da die gute Absicht ihren Lohn verdient wie die Tat, ja besser noch als die Tat, so sind hier drei Goldstücke für die Ladung deines Esels.«

Er wendete sich nach einigen seiner Leute um, welche die Neugierde herbeigelockt hatte, und sagte:

»Gaetano, Du wirst das Gemüse in die Küche des Königs bringen lassen, dann den braven Leuten vom Besten zu trinken und zu essen geben und vor allem dafür sorgen, daß sie in keiner Weise belästigt werden.«

Da die Zeit nahte, in welcher die Ratsversammlung in dem Zelte des Königs gehalten werden sollte und bereits von allen Seiten her die Kommandanten herbeikamen, so kehrte Emanuel Philibert in sein Zelt zurück, um sich zu überzeugen, ob der Verband seines Freundes erfolgt sei und zwar ohne das Lächeln zu bemerken, welches der Bauer und dessen hübsche Tochter mit einem Manne wechselten der schnell genug aufsaß und die Beinschienen der Rüstung des Connétable von Montmorency putzte.

VIII.

Yvonne sammelt alle wünschenswerten Nachrichten.

Der Vorwand, welchen der Bauer mit seiner Tochter gebraucht hatte, um in das spanische Lager zu gelangen, wenn es ein Vorwand war, war vortrefflich gewählt und so hat man denn auch gesehen, daß Emanuel Philibert die Aufmerksamkeit des Gemüsezüchters gewürdigt hatte.

Wenn man Mergey, der mit La Rochefoucauld in der Schlacht gefangen und denselben Abend in das spanische Lager gebracht wurde, glauben darf, gab es am Tische des Herzogs von Savoyen allerdings keinen Überfluß; er erhielt Wasser und keinen Wein, was ihm so unangenehm war, obgleich es La Rochefoucauld nicht besser erging. »Sie hatten«, erzählt Mergey, »je sieben an dem Tische nichts als ein Stück Kuhfleisch so groß als eine Faust, das sie in einen Topf mit Wasser taten ohne Salz, ohne Speck, ohne Gemüse, und bei Tisch hatte Jeder eine kleine Tasse von Blech, in welche sie die Brühe gossen; dann wurde das Fleischstück in so viele Teile geschnitten, als Personen am Tische waren, mit sehr wenig Brot.« Wenn die Anführer auf so schmale Kost gesetzt waren, wird man sich nicht wundern, daß die Soldaten, bei denen es noch knapper ging, über den mit Gemüse beladenen Esel herfielen, den sie wahrscheinlich trotz der Bemühungen Scharfenstein's, des Bauers und der Dirne geplündert hätten, wenn nicht Emanuel Philibert dazwischen getreten wäre.

Obgleich die Leute nun unter dem besonderen Schutze Gaetano's standen, schien doch der Bauer und mehr noch seine hübsche Tochter von der ausgestandenen Angst sich kaum erholen zu können; der Esel jedoch war von gelassenerem Temperamente, denn sobald man ihn nicht weiter beachtete, fing er an das umhergestreute Gemüse aufzuzehren.

Erst als der Bauer und dessen Tochter Emanuel Philibert noch einmal hatten aus dem Zelte kommen und wieder verschwinden sehen, diesmal nach dem Zelte des Königs von Spanien hin,

schiene sie sich ein wenig zu fassen, obgleich sie in seiner Gegenwart hätten ruhiger sein sollen, da er sie ja beschützte; Niemandem aber fiel dies Widersprechende auf, als dem Harnischputzer des Connétable, welcher den Prinzen eben so gespannt fortgehen sah als der Bauer. Heinrich Scharfenstein seinerseits hatte sich wieder auf seine Bank gesetzt, die er nur verlassen, um den beiden Opfern der Rohheit der spanischen Soldaten beizustehen, und war von neuem in die tiefe Betrübniß versunken, die ihn zu verzehren schien.

Noch standen einige Neugierige um den Bauer und dessen Tochter her und schienen dieselben sehr zu belästigen, als Gaetano sie aus der Verlegenheit zog, indem er sie aufforderte mit ihrem Esel in einen von Palissaden eingeschlossenen Raum in der Nähe des Bettes des Herzogs sich zu begeben.

Der Esel sollte da abgeladen werden und der Bauer mit seiner Tochter das Essen und Trinken in Empfang nehmen, das der Prinz ihnen bewilligt.

Nachdem der Esel abgeladen war, erhielt der Bauer von Gaetano ein Brot, ein Stück Fleisch und einen Krug Wein; mehr, wie man sieht, als Graf Rochefoucauld und die sechs andern Herren erhielten, die mit ihm gefangen waren.

Aus dem Kampfplatze, von welchem die Toten und Verwundeten in Beisein des Herzogs von Savoyen selbst weggebracht worden waren, befand sich nun Niemand mehr als der Harnischputzer des Connétable, der eifriger als je rieb, und Heinrich Scharfenstein, welcher in Abwesenheit des Bauers und des Mädchens sich nicht geregt hatte.

Yvonne, so hieß das hübsche Mädchen, ging zu einem kleinen einzeln stehenden Schuppen, während ihr Vater aus Dankbarkeit für die erwiesenen Dienste Heinrich Scharfenstein einlud das Frühstück zu teilen, das ihm der Herzog gewährt, aber Heinrich schüttelte den Kopf und murmelte seufzend:

»Seit mein Franz tot ist, schmeckt mir kein Bissen mehr.«

Der Bauer sah Scharfenstein betrübt an, dann wechselte er einen Blick mit dem Harnischputzer und ging zu seiner Tochter, die sich einen Haferkasten als Tisch zurechtgemacht und auf eine Schütte Stroh sich daneben gesetzt hatte.

Kaum hatten sie ihr Frühstück begonnen, als ein Schatten auf den improvisierten Tisch fiel, der Schatten des unermüdlichen Putzers.

»Da gibt's Wohlleben!« sagte er. »Ich werde den Herrn Connétable zu Euch zu Gaste bitten.«

»Nein, nein«, antwortete der Bauer jetzt in ganz gutem Französisch; »er äße alles ganz allein auf.«

»Ungerechnet«, setzte das Mädchen hinzu, »daß ein Mädchen bei dem alten Soldaten keinen Augenblick sicher sein soll.«

»Und Du fürchtest die Soldaten? Habe ich doch gesehen welchen Schlag Du dem Spanier versetzttest, der Dich küssen wollte! Ich fing an zu ahnen, wer Du seist, aber erst an diesem prächtigen Schläge erkannte ich Dich. Was treibt Euch denn Beide, Euch der Gefahr auszusetzen als Spione gefangen zu werden, daß Ihr so in das Lager der Spanier kommt?«

»Zuerst wollten wir erfahren, wie es Dir ergeht, mein guter Pille-Trousse, und unsern andern Freunden«, antwortete das Mädchen.

»Sehr gütig, Jungfer Yvonne, und wenn Ihr das dritte Glas auch voll schenken wollt, das wohl für mich da steht, wollen wir zuerst aus das Wohl eures Dieners trinken, der sich nicht übel befindet, wie Ihr seht, dann auf das unserer Freunde, denen es leider nicht allen so wohl ergeht als uns.«

»Und ich«, antwortete Yvonne, denn man hat gewiß trotz der weiblichen Kleidung, in der er sich befand, unseren Abenteurer erkannt, »will Dir nun auch sagen was ich hier suche; Du kannst mir sogar dabei behilflich sein.«

Yvonne schenkte dem Freunde ein und forderte ihn auf, ihm die gewünschten Nachrichten zu geben.

»Ach«, sagte Pille-Trousse mit dem Zungenschmalzen, mit welchem die echten Weintrinker genießen, »es ist doch eine Freude einen alten Freund wieder zu finden!«

»Meinst Du den Wein oder mich?« fragte Yvonne.

»Beide. Doch um auf unsere Freunde zu kommen. Da ist Maldent, welcher Dir von Procop, Lactantius und sich selbst erzählt haben wird. Ich hörte, Ihr seid alle begraben.«

»Ja«, antwortete Maldent, denn der Bauer war Maldent, »ich

muß sagen, daß wir zwei Tage länger als unser Heiland im Grabe geblieben sind.«

»Ihr seid aber doch herausgekommen; das ist die Hauptsache. Die würdigen Jakobiner! Und wie fütterten sie Euch während eures Todes?«

»So gut sie konnten, diese Gerechtigkeit muß ich ihnen widerfahren lassen . . . Gewiß sind Tote niemals so gut gepflegt worden.«

»Und die Spanier machten Euch keinen Besuch in dem Begräbnisse?«

»Zwei- oder dreimal hörten wir ihre Tritte auf den Treppenstufen; als sie aber die lange Reihe von Särgen sahen, die nur eine einzige Lampe beschien, kehrten sie wieder um; ja ich glaube, wenn sie gekommen wären und wir hätten uns erheben wollen, sie würden sich mehr gefürchtet haben als wir.«

»So sind Drei und selbst Vier gerettet, da ich Dich ja wohl auch die Rüstung des Connétable putzen sehe.«

»Und Du errätst nichts? Weil ich spanisch verstehe, gelte ich für einen Freund der Sieger.«

»Aber Franz? Malemort?«

»Da sitzt der arme Heinrich und weint; von ihm kannst Du erfahren, was aus Franz geworden ist.«

»Wie kann ein solcher Riese von einem gewöhnlichen Menschen sich um das Leben bringen lassen?« fragte Yvonne mit einem tiefen Seufzen denn man hat nicht vergessen, welche innige Freundschaft zwischen den beiden Deutschen und dem Jüngsten der Abenteurer bestand.

»Auch hat ihn kein gewöhnlicher Mensch umgebracht«, antwortete Pille-Trousse, »sondern ein, wahrer Teufel, den sie *Eisenbrecher* nennen, ein Knappe, ein Milchbruder, ein Freund des Herzogs von Savoyen, Onkel und Neffe befanden sich zwanzig Schritte von einander und verteidigten die achte Bresche, glaube ich. Dieser Eisenbrecher oder Scianca-Ferro griff den Neffen an; der arme Franz hatte wenigstens zwanzig Feinde bereits in den Himmel befördert; er war ein wenig müde und parierte etwas zu spät; das Schwert zerschlug ihm den Helm und spaltete ihm den Schädel bis zu den Augen. Zu seinem Lobe ist

es noch zu sagen, daß sein Schädel so hart war, daß der verfluchte Eisenbrecher sein Schwert trotz aller Anstrengung nicht wieder aus der Wunde herausbrachte. Während er sich darum bemühte, bemerkte der Onkel, was geschehen war, und da er sah, daß es nicht mehr Zeit sei, dem Neffen zu Hilfe zu kommen, warf er seine ungeheure Keule nach dem Gegner. Sie traf, schlug den Harnisch ein und scheint auch noch Rippen zerbrochen zu haben . . . Franz fiel auf die eine Seite, Eisenbrecher auf die andere, Franz aber sagte kein Wort mehr, während Eisenbrecher noch sagen konnte: »Man tue dem nichts zu Leide, der mir die Rippen zerschlagen hat. Wenn ich davon komme, möchte ich seine nähere Bekanntschaft machen.« Er wurde ohnmächtig, aber man handelte nach seinem Wunsche. Heinrich Scharfenstein wurde lebendig gefangen, was nicht schwer war, denn als er seinen Neffen fallen sah, ging er zu ihm, setzte sich in die Bresche, zog das Schwert aus dem gespaltenen Schädel, nahm ihm den Helm ab, legte sich den Kopf auf seine Knie und kümmerte sich um nichts, was um ihn her geschah. Da nun die beiden Scharfenstein die letzten Kämpfer gewesen waren, so hörte der Kampf auf, als der Neffe tot war und der Oheim sich gesetzt hatte. Man umringte also den Armen, forderte ihn auf sich zu ergeben und sagte, es werde ihm kein Leid geschehen. »Wird man mich von der Leiche meines Kindes trennen?« fragte er. »Nein«, gab man ihm zur Antwort. »In diesem Falle ergebe ich mich; macht mit mir was Ihr wollt.« Er ergab sich wirklich, nahm seinen toten Franz in die Arme, folgte denen, die ihn bis an das Zelt des Herzogs von Savoyen führten, behielt den Toten einen Tag und eine Nacht bei sich, grub ein Grab an dem Flusse, begrub ihn und kehrte dann, seinem gegebenen Worte treu, auf die Bank zurück, wo Ihr ihn gesehen habt. Man sagt aber, er habe seit dem Tode seines Franz weder gegessen noch getrunken.«

»Der arme Heinrich!« flüsterte Yvonne, während Maldent, weil er entweder ein minder weiches Herz hatte oder weil er das Gespräch auf etwas Anderes bringen wollte, fragte:

»Malemort hat aber doch diesmal ein sehr würdiges Ende gefunden?«

»Da irrst Du Dich«, antwortete Pille-Trousse. »Malemort hat zwei neue Wunden erhalten, so daß er nun sechsundzwanzig

zählt. Da man ihn für tot hielt, warf man ihn in den Fluß, aber in der Kühle des Wassers scheint er wieder zu sich gekommen zu sein, denn als ich das Pferd des Connétable zur Tränke an die Somme führte, hörte ich einen armen Teufel winseln; ich trat hinzu und erkannte Malemort.«

»Der nur auf einen Freund wartete, um in dessen Armen zu sterben?«

»Keineswegs, der nur auf eine kleine Beihilfe wartete, um in das Leben zurückzukehren. Nur von unserem Dichter Fracasso weiß ich nichts.«

»Er hat die Gefälligkeit gehabt mir persönlich Nachricht zu geben«, antwortete Yvonnet nicht ohne Schauer und er erzählte, was ihm in der Nacht vorn 27. zum 28. August begegnet war.

Er hatte seine Erzählung eben beendet, als eine große Bewegung verriet, daß der Kriegsrat im Zelte des Königs zu Ende sei.

Alle Kommandanten des spanischen, des niederländischen und englischen Heeres kehrten zu ihren Quartieren zurück und riefen, als hätten sie große Eile, ihre Leute an, die sie kannten. Sie schienen auch alle in übler Laune zu sein.

Nach kurzer Zeit kam auch Emanuel Philibert, der in der allerübelsten Laune zu sein schien.

»Gaetano!« rief er sobald er denselben vom weitem sah. »Laß die Zelte abbrechen, das Gepäck aufladen und die Pferde satteln.«

Nach diesem Befehle konnte und mußte man einen Aufbruch erwarten, nur wußten unsere Abenteurer nicht, welchen Weg man einschlagen werde. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Paris bedroht, aber auf welchem Wege rückte die feindliche Armee gegen Paris? Sie hatte unter drei zu wählen, die keine oder unbedeutende Hindernisse gewährten.

Yvonnet kam alles darauf an zu erfahren, welchen Weg die spanische Armee wählen werde.

Pille-Trousse erkannte das Dringende der Lage, ergriff den Weinkrug, der zu zwei Drittheilen ausgeleert war, trank ihn geschwind leer und lief dann nach dem Zelte des Connétable, weil er da etwas zu erfahren hoffte.

Der angebliche Bauer und dessen angebliche Tochter verließen den ihnen angewiesenen Platz unter dem Vorwande, ihren Esel in Sicherheit zu bringen, und warteten dann. Maldent hielt den Esel am Zügel und Yvonnet saß auf dem Tiere.

Als Gaetano kam, um die erhaltenen Befehle weiter zu geben, fragte er den Bauer:

»Nun, Ihr seid noch immer da?«

»Ja«, antwortete das Mädchen, »wir möchten gerne wissen, wohin wir nun unsere Ware bringen sollen.«

»Kommt nach Le Catelet, das wir belagern werden.«

»Nach Le Catelet?« murmelte Yvonnet. »Da wenden sie ja Paris den Rücken zu! Das gibt eine gute Nachricht für den König Heinrich II.«

Fünf Minuten später gelangten die verkleideten Abenteurer an das linke Ufer der Somme und nach einer Stunde galoppierte Yvonnet, welcher die Frauenkleidung abgelegt hatte, in seinem gewöhnlichen Anzuge auf der Straße von La Fère hin.

Um drei Uhr Nachmittags gelangte er in das Schloß Compiègne, wo er seine Mütze schwenkend rief:

»Gute Nachricht! Gute Nachricht! Paris ist gerettet.«

IX.

Gott schützt Frankreich.

Paris war allerdings gerettet von dem Augenblicke an als Philipp II. und Emanuel Philibert nicht unmittelbar gegen dasselbe zogen.

Wie konnte man einen solchen Fehler begehen?

Wegen des unentschlossen und mißtrauischen Charakters des Königs von Spanien oder vielmehr wegen der besonderen Gunst, welche der liebe Gott in der äußersten Not Frankreich stets gewährt.

Man erinnert sich des Briefes, welchen König Philipp II. in der Hand hielt, als Don Luis de Vargas aus Rom ankam.

Dieser Brief war von dem Bischof von Arras, einem der Rätthe Philipps II., auf den der sonst so wenig vertrauende König das größte Vertrauen setzte.

Philipp II. hatte einen Boten an ihn abgesandt, um ihn zu fragen, was er nach der Schlacht bei Saint-Quentin und nach der wahrscheinlichen Einnahme der Stadt tun solle.

Der Bischof hatte, wie man es sich denken kann, als Geistlicher, nicht als Soldat geantwortet.

Der Kardinal Granvella hat uns in der Sammlung seiner Staatsdokumente jenen Brief aufbewahrt, welcher von so großen Folgen für das Geschick Frankreichs war.

Wir begnügen uns, nur folgende Stelle daraus mitzuteilen, welche Philipp II. so aufmerksam las, als der Sekretär des Herzogs von Alba bei ihm erschien.

»Es würde nicht klug sein, in diesem Jahre gegen die Franzosen etwas zu unternehmen, da die Jahreszeit wie die Beschaffenheit des Landes dagegen ist, man würde bereits errungene Vorteile, so wie den Ruf der spanischen Waffen auf das Spiel setzen. Am besten dürfte es sein, wenn man sich damit begnügt, den Feind zu beunruhigen, indem man in seinem Gebiete jenseits der Somme sengt und raubt.«

Der Bischof von Arras meinte also, der König von Spanien

dürfte trotz dem doppelten Siege nicht weiter in das Herz Frankreichs hineindringen.

Die Andeutung des Herzogs von Alba, die für Andere unklar war, war dagegen dem Könige Philipp sehr verständlich.

Der Herzog meinte keinen Andern als Emanuel Philibert, der so schnell sich hoch emporgehoben.

Je größer der Ruf des Herzogs wurde, um so mehr war er zu fürchten.

Wenn man nach der Schlacht und nach der Erstürmung von Saint-Quentin gegen Paris marschierte und Paris Emanuel in die Hände fiel — mit welchem Danke sollte ein solcher Dienst belohnt werden? Würde es genügen dem Sohne des Herzogs Carl die ihm entzogenen Staaten zurückzugeben?

Lag es überhaupt im Interesse Philipps, die Staaten, von denen er einen Teil besaß, zurückzustellen?

Wer bürgte dafür, daß Emanuel Philibert, sobald er Piemont zurückerhalten, das Mailändische und nach diesem wohl gar Neapel *nicht* nahm, jene beiden Besitzungen der Krone Spaniens in Italien, welche bereits so viel Blut gekostet hatten?

Ludwig XII. und Franz I. hatten Neapel und Mailand nicht für Frankreich zu erhalten vermocht, weil sie keine Wurzeln in Italien hatten und alle ihre Streitkräfte über die Berge kommen lassen mußten. Würde es eben so sein bei einem Fürsten, der sich sogar auf den östlichen Abhang der Alpen stützte und dieselbe Sprache redete wie die Mailänder und Neapolitaner?

Konnte nicht dieser Mann ein Befreier für Italien werden?

Dieses riesige Gespenst erhob sich vor den Augen Philipps zwischen Saint-Quentin und Paris.

Deshalb erklärte denn auch Philipp gegen die allgemeine Ansicht und namentlich gegen den Rat Emanuel Philiberts, welcher unmittelbar auf Paris marschieren wollte, ohne Heinrich II. zu Athem kommen zu lassen, die siegreiche Armee werde nicht weiter vorgehen und in diesem Feldzuge sich begnügen Catelet, Ham und Chauny zu belagern, während man die Mauern von Saint-Quentin wieder ausbessere und diese Stadt zum Bollwerke der Eroberungen der spanischen Armee mache.

Diese Nachricht — nicht in allen ihren Einzelheiten, aber nach

allen ihren Wahrscheinlichkeiten — brachte Yvonnet dem Könige Heinrich II. und sie war es, die ihn zu dem freudigen Rufe trieb: »Paris ist gerettet!«

In Folge dieser Nachricht die Heinrich II. nicht glauben konnte, kreuzten sich neue Befehle nach allen Richtungen hin, von Compiègne nach Laon, von Laon nach Paris, von Paris nach den Alpen.

Es erging eine Verordnung, daß alle Soldaten, Adelige und Nichtadelige, welche die Waffen getragen hätten oder sie tragen könnten, sich nach Laon zu dem Herrn von Nevers begäben, bei Androhung der körperlichen Züchtigung oder Entziehung des Adels.

Dandelot erhielt die Weisung sich nach der Schweiz zu begeben und die Anwerbung von viertausend Schweizern zu betreiben.

Zwei deutsche Oberste, Rotrock und Reiffenberg, brachten durch das Elsaß und Lothringen viertausend Mann, die sie am Rheine gesammelt hatten.

Man wußte, daß achttausend Mann von der italienischen Armee über die Alpen gegangen waren und in Eilmärschen herbeikamen.

Gleichzeitig — um Heinrich II. noch mehr zu beruhigen, der Compiègne nicht verlassen hatte, erfuhr man, daß bei der Belagerung von Le Catelet ernste Zwistigkeiten zwischen den Engländern und Spaniern ausgebrochen waren.

Die Engländer wollten sich zurückziehen, da sie sich durch den Hochmut der Spanier verletzt fühlten, die sich allein alle Ehre von der Schlacht und von der Eroberung von Saint-Quentin zuschrieben.

Statt nun die beiden Völker womöglich wieder auszusöhnen, gab Philipp II. in seiner Vorliebe für die Spanier diesen Recht und erlaubte den Engländern, sich zurückzuziehen, was sie sofort taten.

Acht Tage darauf entstand eine Meuterei unter den Deutschen, welche sich dadurch verletzt fühlten, daß Philipp II. und Emanuel Philibert allein von dem Lösegelde der Gefangenen Vorteil gezogen.

Dreitausend Deutsche verließen nach diesem Streite die

spanische Armee, wurden sofort von dem Herzoge Nevers angeworben und traten aus dem Dienste des Königs von Spanien in den Dienst des Königs von Frankreich.

Der Sammelplatz aller dieser Truppen war die Stadt Compiègne, welche Herr von Nevers mit außerordentlicher Sorgfalt befestigen ließ und unter deren Kanonen er ein befestigtes Lager errichtete, das hunderttausend Mann aufzunehmen vermochte.

In den letzten Tagen des Monats September verbreitete sich in Paris plötzlich das Gerücht, der Herzog von Guise sei aus Italien angekommen.

Am Tage darauf verließ ein glänzender Reiterzug, den der Herzog selbst führte, der zu seiner Rechten den Kardinal von Lothringen, zu seiner Linken den Herrn von Nemours, hinter sich aber die zweihundert Herren in seinen Farben hatte, den Palast Guise, zog in der Stadt umher und erregte die Begeisterung der Pariser, welche nun nichts mehr zu fürchten zu haben glaubten, da ihr geliebter Herzog zurückgekommen.

Denselben Abend wurde auf allen Plätzen unter Trommelschall bekannt gemacht, daß der Herzog von Guise zum Reichsverweser ernannt worden sei.

Vielleicht vergaß darin Heinrich II. in ernster Weise die Empfehlung, die ihm sein Vater auf dem Sterbebette ans Herz gelegt hatte — nämlich vor allem den Grundsatz festzuhalten, das Haus Guise nicht zu hoch zu erheben. Die Lage war freilich sehr ernst und so wurde jene weise Lehre vernachlässigt.

Am nächsten Tage — 29. September — reiste der Herzog nach Compiègne ab und an demselben Tage begann er die Ausübung seines Amtes, indem er die Truppen musterte, die wie durch ein Wunder in das verschanzte Lager gebracht worden waren.

Am 10. August Abends hatte es vielleicht in ganz Frankreich nicht zehntausend Mann Soldaten gegeben — die Garnisonen mit eingerechnet — und diese zehntausend Mann waren überdies so entmutigt, daß sie auf den ersten Schuß im Felde geflohen wären oder die Tore der Stadt, in der sie sich befanden, geöffnet hätten.

Am 30. September dagegen musterte der Herzog von Guise bereits eine Armee von etwa fünfzigtausend Mann, die demnach

um ein Viertel stärker war als die des Königs von Spanien, nachdem die Engländer und die Deutschen sich von demselben getrennt hatten.

Die Armee war schön, voll Begeisterung und verlangte laut gegen den Feind geführt zu werden.

Am 20. Oktober endlich erfuhr man, daß der König Philipp mit dem Herzoge von Savoyen und seinem ganzen Hofe Cambray verlassen habe, um nach Brüssel zurückzukehren, da er den Feldzug für beendet ansehe.

Da konnte Jedermann nicht bloß sagen, wie Yvonnet gesagt hatte, als er in den Schloßhof von Compiègne ritt: »Gute Nachricht! Paris ist gerettet!« sondern auch: »Gute Nachricht! Frankreich ist gerettet!«

X.

1558 — 1559.

Ein Jahr war vergangen seit der König Philipp II. von Cambray sich nach Brüssel begeben und jede Brust in Frankreich gefühlt hatte, daß das Vaterland gerettet sei.

Wir haben mitgeteilt, welche kleinliche Bedenken aller Wahrscheinlichkeit nach den König von Spanien abgehalten hatten, seine Eroberungen zu verfolgen; nun werden wir am Hofe Heinrichs II. ein verderbliches Gegenstück zu diesem egoistischen Entschlusse finden, der, wie wir sahen, Emanuel Philibert so tief betrübt hatte.

Der Gram, den der Herzog von Savoyen fühlte, als er sich am rechten Ufer der Somme festgehalten sah, war um so tiefer, als es ihm nicht schwer wurde, die Ursache dieser seltsamen Entscheidung zu erraten, die für einige neuere Geschichtsschreiber unerklärlich geblieben ist, wie es für die alten Geschichtsschreiber der berühmte Aufenthalt Hannibals in Capua war.

Es waren übrigens in diesem Jahre große Ereignisse geschehen, von denen wir mit unsern Lesern sprechen müssen.

Das Wichtigste dieser Ereignisse war ohne Zweifel, die Wiedereroberung von Calais durch den Herzog Franz von Guise gewesen. Nach jener verderblichen Schlacht von Crécy, welche Frankreich fast so nahe an den Rand des Verderbens gebracht hatte, wie die von Saint-Quentin, hatte Eduard III. Calais zu Lande und zu Wasser mit einem Heere von dreißigtausend Mann angegriffen. Obgleich die Stadt durch eine nicht sehr zahlreiche Garnison verteidigt wurde, ergab sie sich doch erst nach einjähriger Belagerung und nachdem die Einwohner auch das letzte Stückchen Leder aufgezehrt hatten, das in der Stadt zu finden gewesen war.

Seit dieser Zeit, also nach zweihundertzehn Jahren hatten die Engländer, wie sie es jetzt mit Gibraltar tun, Calais uneinnehmbar zu machen versucht, und sie glaubten dies so wohl erreicht zu

haben, daß sie zu Ende des letzten Jahrhunderts über dem Haupttore der Stadt eine Inschrift anbringen ließen, die etwa lautete:

»Calais wurde nach einer Belagerung von dreihundertachtzig Tagen
Den besiegten Valois durch die Engländer abgenommen.
Die Valois werden den Engländern Calais wieder abnehmen,
Wenn Blei wie Kork auf dem Wasser schwimmt.«

Die Stadt nun, welche die Engländer erst nach einer Belagerung von dreihundertundachtzig Tagen hatten nehmen können und die nur sollte wieder genommen werden können, wenn Blei wie Kork auf dem Wasser schwimme, nahm der Herzog von Guise, nicht durch eine regelmäßige Belagerung, sondern gewissermaßen durch Überrumpfung, binnen acht Tagen.

Nach Calais nahm der Herzog von Guise Guines und Ham, Nevers dagegen eroberte Herbemont wieder und in diesen vier Plätzen, Calais mitgerechnet, ließen die Engländer dreihundert gegossene und zweihundertundneunzig eiserne Kanonen zurück.

Vielleicht wundern sich unsere Leser nicht, daß sie unter den Helden, die das Unglück Frankreichs wieder ausglich, nicht den Connétable und Coligny, denn diese waren gefangen, aber auch Dandelot nicht nennen hören.

Der Name Dandelot war allerdings der einzige, welcher mit dem des Herzogs von Guise sich messen konnte.

Das erkannte denn auch der Kardinal von Lothringen, der sich mit dem Geschicke und Glücke seiner Familie so sehr beschäftigte und sich in diesem Augenblicke so ganz auf den Kopf seines Bruders verließ, daß er zu Allem fähig war, selbst zu einem Verbrechen, um einen Mann fern zu halten, welcher ein Hindernis gegen dieses Glück sein konnte.

Nun war nach der Meinung des Kardinals von Lothringen die Teilung der Freundschaft des Königs und des Dankes Frankreichs mit dem Herzoge von Guise allerdings eine Verhinderung im Wege des Glückes dieser stolzen Familie, deren Vertreter bald sich anmaßen sollten, den Königen von Frankreich sich gleichzustellen, und die sich vielleicht mit dieser Gleichheit nicht einmal begnügt hätten, wenn nicht dreißig Jahre später Heinrich III. dies durch Heinrich II. so unklugerweise erhobene Glück unter dem Dolche der Fünfundvierzig gestürzt hätte.

Dandelot mußte demnach verschwinden.

Er gehörte der reformierten Kirche an, und da er auch seinen noch wankenden Bruder für dieselbe gewinnen wollte, hatte er ihm nach Antwerpen, wo ihn der König von Spanien gefangen hielt, *einige Bücher von Genf* mit einem Briefe gesandt, in welchem er ihn dringend aufforderte, sich Calvins Lichte und Lehre zuzuwenden.

Dieser Brief Dandelots kam zu seinem Verderben in die Hände des Kardinals von Lothringen.

Es war gerade die Zeit, in welcher Heinrich II. am heftigsten gegen die Protestanten aufgebracht war. Mehrmals schon hatte man ihm mitgeteilt, auch Dandelot sei von der Ketzerei angesteckt, er hatte es immer nicht geglaubt, oder sich doch gestellt, als glaube er es nicht, so schwer wurde es ihm einen Mann von sich zu entfernen, der seit seinem siebenten Jahre in seinem Hause war und die Freundschaft des Königs für ihn durch so große und wichtige Dienste vergolten hatte.

Bei diesem Beweise von Ketzerei war freilich nicht mehr zu zweifeln.

Trotzdem erklärte Heinrich, in diesem Punkte würde kein Beweis, nicht einmal die Handschrift Dandelot's für ihn genügend sein, und er gedenke sich auf das Geständnis des Angeklagten selbst zu beziehen.

Er nahm sich deshalb vor Dandelot im Beisein seines ganzen Hofes über seinen neuen Glauben zu befragen.

Um ihn indes nicht unvermutet zu überraschen, forderte er den Kardinal von Chatillon, dessen Bruder, und Franz von Montmorency, den Vetter auf, Dandelot in das Lusthaus der Königin kommen zu lassen, das er damals in Meaux bewohnte, und ihn zu bestimmen so zu antworten, daß er öffentlich von der Anklage sich reinigen könne.

Dandelot wurde demnach von Franz von Montmorency und dem Kardinal von Chatillon aufgefordert sich nach Monceaux zu begeben, so hieß das Landhaus der Königin, und sich auf seine Verteidigung vorzubereiten, wenn er es nicht unter seiner Würde halte sich zu verteidigen.

Der König befand sich beim Mahle, als man ihm die Ankunft

Dandelot's meldete.

Heinrich II. empfing ihn sehr freundlich und versicherte zunächst, daß er nie die großen Dienste vergessen werde, die er ihm geleistet, dann sprach er von den Gerüchten, die über ihn umliefen, und sagte endlich, er werde beschuldigt, von den heiligen Mysterien des Glaubens nicht bloß übel zu denken, sondern sogar so zu sprechen.

»Dandelot«, schloß er, »ich befehle Euch hier eure Meinung über das heilige Meßopfer zu sagen.«

Dandelot, wußte in Voraus, welchen Schmerz er dem Könige bereiten werde, und da er Heinrich II. nicht bloß hochachtete, sondern auch innige Freundschaft für ihn empfand, so antwortete er demütig:

»Sire, könntet Ihr einem Untertanen, der seinem Könige so ganz ergeben ist, als ich es bin, nicht erlassen, auf eine Frage zu antworten, die bloß den Glauben betrifft und vor welchem Ihr trotz eurer Größe und Macht doch auch nur ein Mensch wie andere Menschen seid?«

Heinrich II. aber war nicht so weit gegangen, um wieder umzukehren, er befahl demnach Dandelot ganz bestimmt zu antworten.

Da Dandelot sah, daß er der Frage durchaus nicht ausweichen konnte, antwortete er:

»Sire, ich empfinde die tiefste Dankbarkeit für alle Wohltaten, mit denen Ew. Majestät mich überschüttet hat, und ich bin bereit, mein Leben und meine Habe in eurem Dienst zu wagen und zu opfern, aber Sire — da Ihr mich zwingt das Geständnis zu tun — in Glaubenssachen erkenne ich keinen andern Herrn an als Gott, und mein Gewissen gestattet mir nicht, Euch meine Gesinnung zu verheimlichen. »Ich scheue mich also nicht, Sire, hier zu erklären, daß meiner Ansicht nach die Messe etwas ist, was von unserm Herrn, Jesus oder dessen Aposteln nicht empfohlen, sondern von Menschen erfunden wurde.«

Bei dieser Lästerung, welche die starren Hugenotten für eine Wahrheit hielten, die man nie zu laut bekennen könne, erbebt der König vor Erstaunen, vom Staunen ging er zum Zorne über und sagte:

»Dandelot, bisher habe ich Euch verteidigt gegen die, welche Euch anklagten, nach der Äußerung solcher entsetzlichen Ketzerei aber befehle ich Euch, mich zu verlassen und erkläre, daß ich Euch meinen Degen durch den Leib stoßen würde, wenn Ihr nicht gewissermaßen mein Zögling wäret.«

Dandelot blieb vollkommen ruhig, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Könige, ohne auf diese schrecklichen Worte etwas zu entgegnen, und entfernte sich.

Heinrich II. war nicht eben so ruhig geblieben. Kaum war der Türvorhang hinter Dandelot niedergefallen, als er seinem Gardeobersten befahl, ihn zu verhaften und gefangen nach Meaux zu bringen.

Der Befehl wurde vollzogen, aber dies genügte dem Kardinal von Lothringen nicht er verlangte von dem Könige, daß die Stelle eines Generalobersten des französischen Fußvolkes Dandelot entnommen und an Montluc gegeben werde, welcher dem Hause Guise ganz ergeben war, da er Page René's II., Herzogs von Lothringen, gewesen.

Das war der Lohn Dandelot's für die unermesslichen Dienste, die er dem Könige so kurz vorher geleistet hatte und die der König nie vergessen wollte!

Man weiß was später den Bruder, den Admiral von Coligny erwartete.

Darum also wurde der Name Dandelot's unter denen nicht genannt, die sich durch immer neue Siege auszeichneten.

Emanuel Philibert seinerseits war nicht untätig geblieben, sondern hatte kräftig gegen diese äußerste Anstrengung Frankreichs gekämpft.

Die Schlacht von Gravelingen,¹⁶ welche Graf Lamorat von Egmont gegen den Marschall von Tesmes gewann, war einer von den Tagen, welche Frankreich zu seinen unglücklichsten zählen mußte.

Der König Philipp II. kommandierte persönlich die Armee in den Niederlanden, die 35.000 Mann Fußvolk und 14.000 Reiter zählte . . . In dieser Zeit erhielt er die Nachricht von dem Tode der Königin von England, seiner Gemahlin, die an einer Wassersucht starb, welche sie durchaus für Schwangerschaft halten wollte.

Die Hauptarmee Frankreichs ihrerseits stand wohlverschanzt hinter der Somme und hielt sich für den Augenblick untätig. Sie bestand aus mehr ausländischen Söldnern als Franzosen.

Carl V. endlich war, wie wir in der ersten Abteilung gesagt haben, am 21. September 1558 in dem Kloster St. Just in den Armen des Erzbischofs von Toledo gestorben.

Und, wie denn die Ereignisse auf Erden nur eine Verkettung von Gegensätzen sind, die junge Königin Marie Stuart hatte sich in ihrem fünfzehnten Jahre mit dem siebzehnjährigen Dauphin Franz vermählt.

So standen die Angelegenheiten in Spanien, Frankreich und England, als an einem Morgen des Oktobers 1558 Emanuel — der in jener Trauer, von welcher Hamlet spricht und die von dem Anzug bis in das Herz geht, dem völlig hergestellten Scianca-Ferro einige Befehle gab — Leona in sein Kabinett treten sah, die schön und heiter war wie immer in ihrem gewöhnlichen Anzuge, aber doch selbst im Lächeln etwas Schwermütiges nicht ganz bergen konnte.

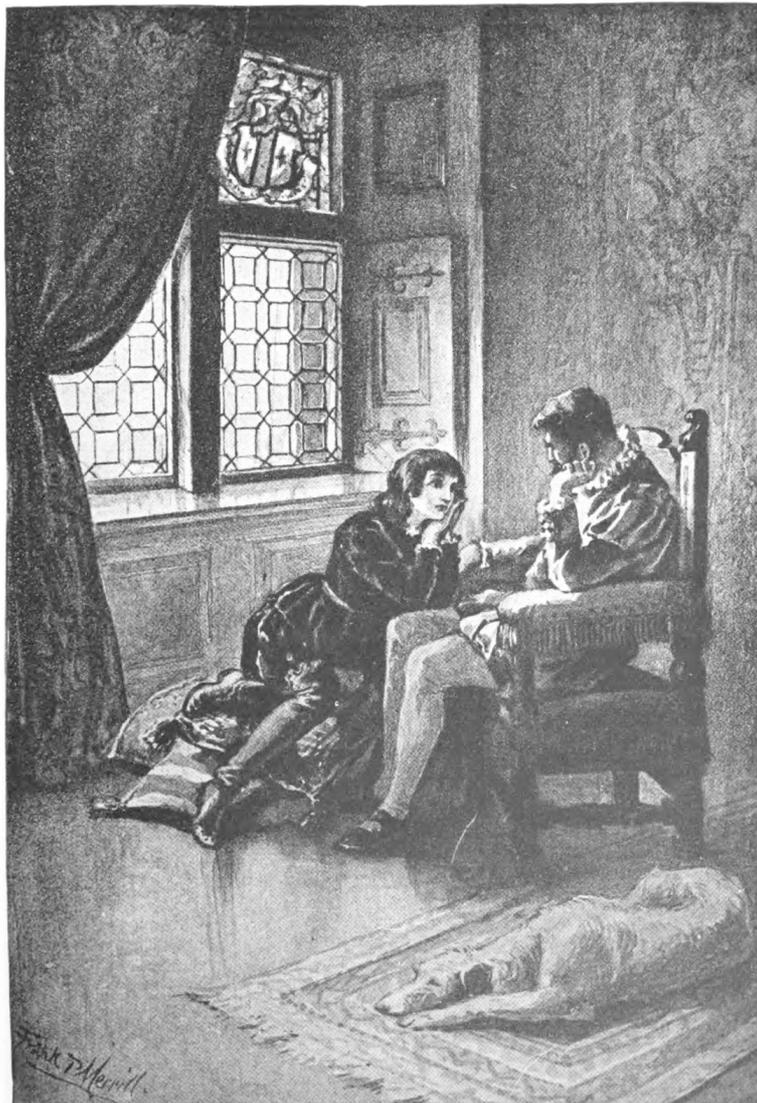
In dem schrecklichen Feldzuge im vorigen Jahre sahen wir das schöne Mädchen verschwinden. Emanuel Philibert hatte verlangt, daß sie in Cambray bleibe, um sie den Strapazen des Lagerlebens oder Schlachten und Belagerungen nicht auszusetzen; nach dem Feldzuge hatten die Liebenden mit größerer Liebe als je einander wiedergefunden und sich kaum von einander getrennt, da Emanuel aus Ermattung oder aus Widerwillen an dem Feldzuge von 1558 geringen Anteil nahm und die Operationen von Brüssel aus leitete.

Da Emanuel die geheimsten Gedanken des Herzens Leona's in dem Gesicht derselben zu lesen verstand, so fiel ihm diese Schwermut auf, die das erzwungene Lächeln des Mädchens verdeckte.

Scianca-Ferro, welcher nicht so gut in den Gedanken zu lesen verstand, sah in dem Eintritte nur ihr tägliches Erscheinen in dem Kabinett des Fürsten, tauschte mit dem schönen Pagen, dessen Geschlecht auch für ihn kein Geheimnis mehr war, einen halb achtungsvollen, halb freundschaftlichen Händedruck, nahm die bereitgehaltene Depesche aus der Hand Emanuels in Empfang und entfernte sich wohlgemut, um sich zu Philipp II. zu begeben.

Emanuel Philibert sah ihm bis zur Tür nach und als der junge Mann hinaus war, wendete er seine Blicke wieder auf Leona.

Leona lächelte noch immer. Sie stand, stützte sich aber auf einen Sessel, als ob die Füße ohne Stütze sie nicht zu tragen vermocht hätten. Ihre Wangen waren bleich und ihr Auge glänzte von einer nicht ganz entfernten Träne.



Leona nahm ihren üblichen Platz ein und blickte in die Augen des Herzogs

»Was ist heute meinem lieben Kinde?« fragte Emanuel Philibert in dem Tone zärtlichen Vatersinnes, welchen bei dem Manne der Übergang aus dem Jünglings- in das Mannesalter der Liebe gibt.

Emanuel Philibert hatte in der Tat am 8. Juli 1558 sein dreißigstes Jahr angetreten.

Emanuel Philibert hatte in dem noch so jugendlichen Alter von dreißig Jahren, unter dem Schutze des Unglücks, welches ihn

genötigt, ein großer Mann zu werden, was er vielleicht nicht geworden wäre, wenn er ruhig das Erbe seiner Staaten angetreten und ungestört regiert hätte, einen Kriege ruhm erlangt, welcher mit dem der Ersten seiner Zeit gleich stand, das heißt mit dem des Connétable, des Herzogs von Guise, des Admirals und des alten Marschalls Strozzi.

»Ich habe Dich«, antwortete Leona mit ihrer lieblichen Stimme, »an etwas zu erinnern und etwas zu fragen.«

»Leona weiß, daß mein Herz treu ist, wenn auch mein Gedächtnis undankbar sein sollte. Also zuerst die Erinnerung, dann die Frage.«

Während er klingelte, um dem Diener zu befehlen Niemanden eintreten zu lassen, winkte er Leona auf einem Haufen Kissen neben ihm, dem gewöhnlichen Sitze des Mädchen, Platz zu nehmen.

Leona nahm den gewohnten Platz ein, stützte ihre beiden Ellbogen auf den Schenkel Emanuels, ihren Kopf aber auf ihre beiden Hände und sah ihm mit einem Blicke unendlicher Liebe und grenzenloser Hingebung in die Augen.

»Nun?« fragte der Herzog mit einem Lächeln, das bei ihm einige Besorgnis verriet, wie das Lächeln Leona's etwas Schwermütiges hatte.

»Welchen Tag im Monate haben wir heute, Emmanuel?« fragte Leona.

»Den 17. November, wenn ich nicht irre«, antwortete der Herzog.

»Erinnert dieser Tag meinen geliebten Prinzen nicht an einen, der wohl bedacht zu werden verdient?«

Emanuel lächelte offener als das erste Mal, denn sein Gedächtnis, das weit besser war, als er es genannt hatte, versetzte ihn in vergangene Zeiten zurück und hielt ihm das Ereignis, das Leona meinte, klar und deutlich vor.

»Es sind heute, und fast auf die Stunde, genau vierundzwanzig Jahre, daß ich einige hundert Schritte von dem Dorfe Oleggio und am Ufer eines Flusses eine Tote mit einem fast toten Kinde fand. Das Kind, das ich wieder ins Leben zurückzuführen das Glück hatte, war meine geliebte Leona.«

»Emanuel, hast Du seit jenem Tage einen Augenblick Ursache gehabt dieses Zusammentreffen zu beklagen?«

»Im Gegenteil, ich dankte dem Himmel jedes Mal, wenn ich an den Vorfall dachte«, antwortete der Prinz, »denn das Kind ist der Schutzengel meines Glückes geworden.«

»Und würdest Du mir die Bitte abschlagen, wenn ich zum ersten Male an diesem Tage Dich aufforderte, mir etwas zu versprechen?«

»Du machst mich besorgt, Leona; was könntest Du von mir verlangen, ohne vorher zu wissen, daß Du es sofort erieltest?«

Leona erbleichte und mit bebender Stimme sprach sie, während sie zugleich auf ein fernes Geräusch zu achten schien:

»Bei dem Ruhme deines Namens, Emanuel, bei der Devise deiner Familie: »Gott bleibt dem, dem Alles fehlt«, bei den feierlichen Versprechungen, die Du deinem sterbenden Vater gabst, schwöre mir zu gewähren, was ich von Dir erbitte.«

Der Herzog von Savoyen schüttelte den Kopf wie Jemand, der fühlt, daß er sich verpflichten soll, ein großes noch unbekanntes Opfer zu bringen, zu gleicher Zeit aber auch überzeugt ist, daß dies Opfer zu Gunsten seiner Ehre und seines Glückes ist.

Er erhob demnach die Hand und sagte:

»Leona, alles werde ich Dir gewähren was Du verlangen magst, nur nicht — Dich nicht mehr zu sehen.«

»Ah!« flüsterte Leona, »ich ahnte, daß Du nicht ohne Vorbehalt schwören würdest . . . Ich danke Dir, Emanuel . . . Ich bitte Dich, ich verlange nun kraft des Schwures, den Du eben getan hast, daß Du Dich persönlich dem Frieden zwischen Frankreich und Spanien nicht widersetzt, den Dir mein Bruder im Namen des Königs Philipp und des Königs Heinrich vorlegen wird.«

»Den Frieden? Dein Bruder! Woher weißt Du was ich nicht weiß, Leona?«

»Ein mächtiger Fürst glaubte, er bedürfe bei Dir seiner Dienerin, Emanuel, und darum weiß ich, was Du noch nicht weißt, was Du aber bald erfahren wirst.«

Da eben gewaltiger Lärm von Pferden auf dem Platze vor dem Rathaus und unter den Fenstern des Kabinetts des Herzogs entstand, so stand Leona auf, um dem Diener im Namen des

Herzogs zu sagen, er möge den Ankommenden nur eintreten lassen.

Wenige Augenblicke darauf, während Emanuel Philibert Leona zurückhielt, die sich entfernen wollte, meldete der Diener:

»Se. Exzellenz der Herr Graf Odoardo von Maraviglia, Abgesandter Ihrer Majestäten der Könige von Spanien und Frankreich.«

»Er trete ein!« antwortete Emanuel Philibert und seine Stimme klang fast so unsicher wie kurz vorher die Leona's.

XI.

Der Abgesandte der Könige von Spanien und Frankreich.

An dem Namen, den die Leser eben vernommen haben, werden sie den Bruder Leona's, jenen jungen Mann, der zum Tode verurteilt gewesen, weil er den Mörder seines Vaters zu ermorden versucht hatte, jenen adeligen Herrn wieder erkannt haben, welchen Carl V. am Tage seiner Abdankung seinem Sohne Philipp II. empfahl.

Die Leser erinnern sich auch, daß Leona zwar in Odoardo von Maraviglia ihren Bruder erkannt hatte, dieser aber weit entfernt war, daß Leona, die er nur flüchtig in dem Zelte Emanuels gesehen, seine Schwester sei.

Der Herzog von Savoyen wußte also allein nebst seinem Pagen, wer Odoardo das Leben gerettet.

Wie war aber Odoardo zu gleicher Zeit der Bevollmächtigte Philipps und Heinrichs geworden? Das haben wir mit wenigen Worten zu erläutern.

Odoardo genoß als Sohn eines Gesandten des Königs Franz I., der unter den Pagen, als Freund des Dauphin Heinrichs II. erzogen, dann von dem Kaiser Carl V. am Tage seiner Abdankung öffentlich adoptiert worden war, gleiche Gunst am Hofe des Königs von Frankreich und am Hofe des Königs von Spanien.

Man wußte überdies, wenn auch das Einzelne bei dem Vorgange unbekannt geblieben war, daß er Emanuel Philibert das Leben verdanke.

Es war demnach natürlich, daß eine Person, die sich für den Frieden interessierte, auf den Gedanken kam, die doppelte Eröffnung durch den Mann machen zu lassen, welcher sowohl das Ohr des Königs von Frankreich als das des Königs von Spanien besaß, so wie daß derselbe Mann nachdem die Hauptartikel dieses Friedens zwischen den beiden Königen festgestellt waren, derselbe Mann an Emanuel Philibert geschickt würde, damit er dessen Zustimmung erlange, besonders da eben

das Gerücht verbreitet war, Odoardo Maraviglia verdanke es dem Herzoge von Savoyen, daß er noch am Leben sei und daß er durch den Kaiser Carl V. mit Ehren überhäuft und dem Könige Philipp II. empfohlen worden.

Der Mann, welcher den Gedanken gehabt hatte Odoardo Maraviglia zu verwenden, hatte sich in keinem Punkte getäuscht. Die Präliminarien des Friedens, den Philipp II. wie Heinrich II. gleich sehr wünschten, waren schneller vereinbart worden, als man bei einer so wichtigen Sache hätte erwarten sollen.

Emanuel Philibert ging Odoardo entgegen und reichte ihm die Hand, die dieser ehrerbietig küßte.

»Ew. Gnaden«, sagte er, »sieht in mir einen sehr glücklichen Mann, denn vielleicht habe ich schon bewiesen und ich werde es in Zukunft zu beweisen suchen, daß Ihr einem Dankbaren das Leben gerettet habt.«

»Nein, werter Odoardo, Euch hat das Leben vor Allem der Edelmut des Kaisers gerettet, den wir alle betrauern. Ich war nur der Vermittler seiner Gnade.

»Es mag dies sein; Ihr wart für mich, der sichtbare Bote der Gunst des Himmels. Euch verehere ich deshalb, wie die alten Patriarchen die Engel verehrten, welche ihnen den Willen des Herrn verkündigten. Dagegen seht Ihr nun in mir einen Boten des Friedens.«

»Als solcher seid Ihr mir gemeldet, Odoardo, als solchen erwartete ich Euch, als solchen empfangen ich Euch.«

»Ich war Euch gemeldet? Ihr erwartetet mich? Verzeiht, ich glaubte der Erste zu sein, der Euch durch meine Gegenwart meine Ankunft melde, und die Anträge und Vorschläge, die ich Euch machen sollte, waren so geheim . . . «

»Seid unbesorgt, Herr Gesandter«, entgegnete lächelnd der Herzog von Savoyen. »Habt Ihr nicht gehört, daß manche Menschen ihren Hausgeist haben, der ihnen in voraus das Geheimste meldet? Ich bin ein solcher Mensch.«

»Dann kennt Ihr den Zweck meines Besuchs?«

»Den Zweck allerdings, aber noch nicht die Einzelheiten.«

Odoardo deutete mit einer Verbeugung an, daß sie nicht allein wären. Leona sah den Wink und wollte sich entfernen, der Prinz

hielt sie aber zurück.

»Ich bin immer allein, wenn ich bei diesem jungen Manne bin, Odoardo«, sagte er, »denn eben dieser junge Mann ist der Hausgeist, von dem ich eben sprach. Bleibe, Leona, bleibe! Wir müssen wissen, was man uns vorschlägt . . . Sprecht, Herr Gesandter.«

»Was würdet Ihr sagen«, fragte Odoardo lächelnd, »wenn ich Ew. Hoheit für Ham, Catelet und Saint-Quentin im Auftrage Frankreichs hundertundachtundneunzig Städte anböte?«

»Ich würde sagen«, antwortete Emanuel, »das ist unmöglich.«

»Es ist doch so, Hoheit.«

»Gibt Frankreich unter diesen Städten auch Calais zurück?«

»Nein. Die neue Königin von England Elisabeth, welche sich unter Glaubensvorwänden geweigert hat, mit Philipp II., dem Witwer ihrer Schwester, sich zu vermählen, ist bei der Sache etwas benachteiligt . . . Alles geschieht sogar unter Bedingungen, daß Frankreich Calais und die andern Städte der Picardie behält, welche Herr von Guise den Engländern abgenommen hat.«

»Unter welchen Bedingungen?«

»Nach acht Jahren wird der König von Frankreich sie zurückgeben, wenn er nicht vorzieht, an England fünfzigtausend Taler zu zahlen.«

»Die wird er zahlen, er müßte denn sehr arm sein.«

»Man wollte auch nur der Königin Elisabeth eine Genugtuung geben. Sie hat sich zum Glück damit begnügt, weil sie in diesem Augenblicke mit dem Papste viel zu schaffen hat.«

»Hat er sie nicht für unehelich erklärt?« fragte Emanuel.

»Allerdings, aber dadurch wird er die Oberherrlichkeit über England verlieren. Elisabeth hat ihrerseits erklärt, alle Verordnungen, welche die verstorbene Königin Marie zu Gunsten der katholischen Kirche erlassen, wären ungültig, sie stelle dagegen das wieder her, was unter Eduard und Heinrich VIII. gegen den Papst geschehen und füge, wie diese beiden Könige, ihren königlichen Prärogativen den Titel des Oberhauptes der anglikanischen Kirche bei.«

»Und was tut Frankreich mit seiner kleinen Königin von Schottland?«

»Heinrich II. hat Maria Stuart als Königin von Schottland und England, als Erbin der verstorbenen Königin Marie Tudor, als einzige Nachkommnin Jacobs V. erklärt, wegen der unehelichen Geburt Elisabeths.«

»Es ist aber«, fiel Emanuel Philibert ein, »ein Testament Heinrichs VIII. vorhanden, welches Elisabeth zur Erbin der Krone erklärt, und darauf stützte sich das Parlament, als es Elisabeth als Königin ausrief; doch kommen wir auf unsere Angelegenheiten, Herr Gesandter.«

»Die Hauptbedingungen des Vertrages sind folgende: »Die beiden Könige, der König von Spanien und der König von Frankreich — werden im Verein sich bemühen, den Frieden der Kirche wieder herzustellen, indem sie ein großes Concil berufen.

»Es wird Amnestie allen denen gegeben, welche der Partei des einen oder andern Königs folgten, mit Ausnahme indes der Verbannten von Neapel, Sizilien und Mailand, welche unter der allgemeinen Amnestie nicht begriffen sind.

»Es wird dann festgesetzt, daß alle Städte und Burgen, welche durch Frankreich dem Könige von Spanien abgenommen worden sind, namentlich Thionville, Marienburg, Ivoy, Montmedy, Damvilliers, Hesdin, dem Könige von Spanien zurückgegeben werden; daß Ivoy geschleift wird wegen Théroouanne; daß der König Philipp sich mit der Prinzessin Isabella von Frankreich vermählt, um die er anfangs für seinen Sohn Don Carlos geworden, und daß diese Prinzessin eine Mitgift von viermal hunderttausend Goldtaler erhält; daß die Veste Bouillon an den Bischof von Lüttich zurückgegeben wird; daß die Infantin von Portugal in Besitz der Güter gelangt, die ihr von Seiten ihrer Mutter, der Königin Eleonore, Witwe Franz I., zugehören; daß endlich die beiden Könige dem Herzoge von Mantua zurückgeben, was sie ihm in Montferrat abgenommen haben.«

»Und alle diese Bedingungen hat der König von Frankreich zugestanden?« fragte Emanuel.

»Alle . . . Was meint Ihr dazu?«

»Es ist wunderbar, Herr Gesandter, und wenn Ihr ihn dazu vermocht habt, hatte Kaiser Carl V. wohl Recht, Euch seinem Sohn zu empfehlen.«

»Ach nein«, antwortete Odoardo, »die Hauptvermittler in diesem seltsamen Frieden sind Frau von Valentinois, welche mit Besorgnis das Glück der Guisen und das Ansehen der Königin Catharina wachsen sieht, und der Connétable, welcher merkt, daß die Lothringer während seiner Gefangenschaft den Fuß auf sein Haus setzen.«

»Ah«, sagte Emanuel, »nun erklärt sich der öftere Urlaub, den der Connétable sich bei dem Könige Philipp erbat, um nach Frankreich zu reisen und sein Gesuch an mich, seine und des Admirals Freiheit mit zweimal hunderttausend Talern zu erkaufen . . . Ich habe eben dieses Gesuch durch meinen Knappen Scianca-Ferro dem Könige vorlegen lassen.«

»Der König wird es genehmigen, wenn er nicht undankbar ist.«

Nach einer Pause sah er den Prinzen an und setzte hinzu:

»Aber Ihr fragt mich nicht, Hoheit, was für Euch geschehen soll?«

Emanuel fühlte, daß Leona's Hand bebte, die er noch immer in der seinigen hielt.

»Für mich?« antwortete der Prinz. »Ich hoffte vergessen zu sein.«

»Da hätten die Könige Philipp und Heinrich einen andern Unterhändler wählen müssen als den, welcher Euch das Leben verdankt. Nein, nein, der Himmel ist diesmal gerecht und der Sieger von Saint-Quentin wird hoffentlich reich belohnt.«

Emanuel wechselte einen schmerzlichen Blick mit dem Pagen und wartete.

»Hoheit«, fuhr Odoardo fort, »alle Plätze, die dem Herzoge eurem Vater und Euch selbst jenseits der Alpen weggenommen worden sind, sollen Euch zurückgegeben werden mit Ausnahme von Turin, Pignerol, Quiers, Chivas und Villeneuve, welche Frankreich im Besitz behält, bis Gott Euch einen männlichen Erben gegeben hat. Bis zum Tage der Geburt dieses Erben, welche den großen Prozeß Louisens von Savoyen und Piemonts erledigt, soll es ferner Spanien erlaubt sein, Garnison in den Städten Asti und Vercelli zu haben.«

»Wenn ich mich aber nicht verheirate«, fiel Emanuel lebhaft ein.

»Verliert Ihr fünf Städte, die allein für die Krone eines Fürsten

genügten.«

»Der Herr Herzog von Savoyen wird sich vermählen«, sagte Leona . . . »Exzellenz, sagt nur welche hohe Verbindung man ihm bestimmt hat.«

Odoardo sah den jungen Mann mit Staunen an und dann wendeten sich seine Augen auf den Prinzen, in dessen Zügen sich die schmerzlichste Unruhe verriet. So gewandt der Unterhändler auch war, täuschte er sich doch in diesem Ausdrucke.

»Die Dame, die Euch bestimmt ist, ist wohl eines Königs würdig«, sagte er.

Und da die erbleichenden Lippen Emanuels geschlossen blieben, statt sich zu der Frage zu öffnen, welche Odoardo erwartete, setzte dieser hinzu:

»Es ist Margarethe von Frankreich, die Schwester des Königs Heinrich II., die ihrem glücklichen Gemahl nicht nur das ganze Herzogtum Savoyen als Mitgift zubringt, sondern überdies dreimal hunderttausend Taler.«

»Margarethe von Frankreich«, sprach Emanuel fast leise, »ist eine hohe Prinzessin, ich weiß es, aber ich hatte mir immer gesagt, daß ich mein Herzogtum durch die Waffen, aber nicht durch eine Heirat wiedergewinnen wolle.«

»Aber«, entgegnete Odoardo, »Margarethe von Frankreich ist würdig, der Lohn eurer Siege zu sein; wenige Fürsten haben eine gewonnene Schlacht und eine eroberte Stadt mit der Hand der Schwester eines Königs, der Tochter eines Königs bezahlt.«

»Ach«, seufzte Emanuel, »warum habe ich meinen Degen bei dem Beginne dieses Feldzuges nicht zerbrochen!«

Da Odoardo ihn erstaunt ansah, sagte Leona zu ihm:

»Exzellenz, wollt Ihr mich einen Augenblick mit dem Prinzen allein lassen?«

Odoardo schwieg und sah Emanuel Philibert fragend an.

»Eine Viertelstunde«, fuhr Leona fort. »Nach dieser Viertelstunde werdet Ihr, Exzellenz, von dem Prinzen die gewünschte Antwort erhalten.«

Der Herzog machte eine verneinende Bewegung, die aber sofort durch einen stummen bittenden Blick Leona's

zurückgehalten wurde.

Odoardo verbeugte sich und ging hinaus. Er hatte wohl erkannt, daß der geheimnisvolle Page den unbegreiflichen Widerstand zu brechen vermöchte, welchen der Herzog von Savoyen den Wünschen der Könige von Spanien und Frankreich entgegenzusetzen schien.

Nach einer Viertelstunde wurde Odoardo wieder in das Kabinett des Herzogs von Savoyen gerufen.

Emanuel Philibert war allein.

Traurig, aber gefaßt, reichte er dem Unterhändler die Hand.

»Odoardo«, sagte er, »Ihr könnt zu denen zurückkehren, die Euch sandten, und ihnen sagen, Emanuel Philibert nehme dankbar an, was die Könige von Frankreich und Spanien ihm geboten.«

XII.

Bei der Königin.

Wegen der Gewandtheit des Unterhändlers, der jene diplomatische Feinheit besaß, welche eine Eigentümlichkeit der Florentiner und Mailänder sein soll, besonders aber wegen des Interesses, welches die beiden Könige daran hatten, daß die ganze Sache geheim bleibe, war außer den unbestimmten Gerüchten, welche alle großen Ereignisse begleiten, auch selbst an dem Hofe von den großen Plänen noch nichts verlautet, die Odoardo Maraviglia dem Herzoge von Savoyen vorgelegt hatte und deren Ausführung Frankreich so viel kostete.

Mit großer Verwunderung also begegneten einander zwei Reiter, ein jeder in Begleitung eines Knappen, vier Tage nach der Unterredung, die wir eben mitgeteilt haben, nämlich der Connétable von Montmorency, der in Antwerpen gefangen sein sollte, und der Herzog von Guise, den man im Lager von Compiègne suchte.

Die Komplimente zwischen den beiden Todfeinden nahmen nicht viel Zeit in Anspruch. Der Herzog von Guise hatte als kaiserlicher Prinz den Vorrang vor dem ganzen Adel Frankreichs, Montmorency ließ also sein Pferd einen Schritt zurückgehen, Guise das seinige eben so weit vor, so daß man hätte glauben können, der Connétable sei der Knappe irgend eines Herrn aus dem Gefolge des Prinzen, wenn sich nicht der Eine rechts, der Andere links gehalten hätte, als sie in den Hof des Louvre einritten, welcher die Winterresidenz des Königs war.

Der Eine, der Herzog von Guise, begab sich nämlich zu der Königin Catharina von Medici, der Andere, der Connétable, zu der Favoritin Diana von Poitiers.

Beide wurden mit gleicher Ungeduld erwartet.

Man erlaube, daß wir den bedeutendsten der beiden Männer zu der, wenigstens scheinbar, bedeutendsten der Frauen, die wir nannten, begleiten, nämlich den Herzog von Guise zu der Königin.

Catharina von Medici war Florentinerin, die Guisen waren Lothringer; es lag also eigentlich gar nichts Verwunderliches darin, daß in dem Augenblicke als die Nachricht von der Schlacht von Saint-Quentin in Frankreich sich verbreitete, Catharina und der Kardinal von Lothringen, die ihr Ansehen durch den Einfluß verdunkelt sahen, welchen der Connétable als Oberbefehlshaber erlangte, einen und denselben Gedanken hatten — nicht, daß der Verlust dieser Schlacht Frankreich an den Rand des Verderbens bringe — sondern daß sie das Ansehen der Montmorency breche, da in Folge derselben der Connétable und einer seiner Söhne in die Gefangenschaft der Spanier geraten.

Das Ansehen der Montmorency konnte nun aber nicht sinken, ohne daß in Folge des natürlichen Spiels der politischen und militärischen Schaukel der Einfluß der Guise wieder stieg.

So war denn auch, wie wir gesagt haben, die ganze Zivilverwaltung des Reiches den Händen des Kardinals von Lothringen übergeben worden, während der Herzog von Guise, den man als Retter aus Italien erwartete, gleich nach seiner Ankunft die ganze Militärgewalt als Reichsoberfeldherr in seine Hände nahm,

Wir haben auch gesehen wie der Herzog von Guise diese Allmacht benutzt hatte; denn das Resultat eines einzigen Feldzuges war die Wiedereroberung von Calais, die Erstürmung von Guines, Ham und Thionville, so wie die Überrumpelung von Arlon.

Der Herzog von Guise wiegte sich also in einem großen, der Erfüllung nahenden Traume des Ehrgeizes, in einem der süßesten Träume, die ein Guise haben konnte, als ein unbestimmtes Gerücht ihn erweckte.

Es war die Rede von der Rückkunft des Connétable nach Paris, welche, wenn sie wirklich erfolgte, sicherlich der Vorläufer eines Friedensvertrages war.

In Folge dieses Gerüchtes hatte der Herzog von Guise sofort das Lager von Compiègne verlassen und auf der Hälfte des Weges, nämlich in Louvres, mit einem Eilboten zusammengetroffen, den ihm der Kardinal von Lothringen mit der Aufforderung zusandte, so schnell als möglich nach Paris zu kommen.

Eine andere Instruktion hatte der Bote nicht, der Herzog aber zweifelte nicht, zu welchem Zwecke er beschieden werde.

Als er Herrn von Montmorency begegnete, verwandelte sich seine Vermutung in Gewißheit Montmorency war frei und der Friede folgte aller Wahrscheinlichkeit dieser unerwarteten Freilassung bald nach.

Montmorency hatte nun zwar Alles verloren und Guise Alles gerettet, aber aller Wahrscheinlichkeit nach erschien der Besiegte mit dem Sieger auf gleichem Fuße am Hofe.

Und wer wußte, ob nicht der Besiegte wegen der Gunst der Frau von Valeninois den besten Teil erhielt? Diese Gedanken beschäftigten Guise und verdüsterten sein Gesicht, als er die Treppe hinaufging, die zu der Königin Catharina führte, während im Gegenteil der Connétable heiter und wohlgenut am andern Teile des Hofes die Treppe zu Diana hinaufstieg.

Der Herzog war offenbar erwartet, denn sobald sein Name genannt wurde, hob sich der Vorhang an der Tür der Königin und er hörte die Königin in ihrem gewöhnlichen rauhen florentinischen Tone rufen:

»Tretet ein, Herr Herzog, tretet ein!«

Die Königin war allein, der Herzog Franz sah sich aber um, als habe er erwartet Jemanden bei ihr zu finden.

»Ihr sucht euren Bruder?« fragte sie.

»Weiß Ew. Majestät«, antwortete der Herzog, der die gewöhnlichen Komplimente sehr abkürzte, »daß mein Bruder mir einen Eilboten mit der Aufforderung sandte, sofort nach Paris zu kommen?«

»Ja«, sagte Catharina, »da aber der Eilbote erst um ein Uhr Nachmittags aufgebrochen ist, so erwarteten wir Euch erst Abends, ja selbst erst spät in der Nacht.«

»Allerdings; ich begegnete dem Boten in der Mitte des Weges.«

»Und was führte Euch nach Paris zurück?«

»Meine Besorgnis.«

»Herzog«, sagte Catharina, die diesmal ihre ganze List bei Seite ließ, »Ihr wart nicht mit Unrecht besorgt, denn nie gab es mehr Ursache zur Besorgnis.«

In diesem Augenblicke hörte man einen Schlüssel in einem

ersten, dann in einem zweiten Schlosse sich drehen, dann öffnete sich eine geheime Tür von dem Korridor der Königin her und der Kardinal erschien.

Ohne sich die Zeit zu nehmen, seinen Bruder zu begrüßen und als trete er bei einer Prinzessin seines Ranges oder sogar eines noch niederen Ranges ein, trat er geradenwegs zu Catharina und Franz und sagte in einem Tone, welcher die Wichtigkeit andeutete, die er der Nachricht beilegte:

»Wisst Ihr, daß er angekommen ist?«

»Ja«, antwortete der Herzog Franz, der wohl erriet wen der Kardinal meinte; »ich begegnete ihm am Tore des Louvre.«

»Wer?« fragte Catharina.

»Der Connétable«, antworteten gleichzeitig der Herzog und der Kardinal von Guise.

»Ah!« entgegnete die Königin, als habe sie einen Dolchstoß in die Brust erhalten. »Indes«, setzte sie gleich darauf hinzu, »er kommt vielleicht auch diesmal bloß, wie früher, mit einem Urlaub von einigen Tagen.«

»Nein«, antwortete der Kardinal. »Er kehrt zurück. Durch Vermittlung des Herzogs von Savoyen ist ihm gestattet worden, sich und den Admiral für zweimalhunderttausend Taler loszukaufen, die gewiß der König zahlt, ich sage es vorher. Bei dem lothringischen Kreuze«, fuhr der Kardinal fort, indem er unwirsch auf seinen Schnurrbart biß, »die Dummheit war auch zu groß, als daß ein Privatmann dafür zahlen sollte, und wenn man den rechten Preis dafür verlangt hätte, würden die Montmorency, die Damville, die Coligny und Dandelot an den Bettelstab gekommen sein.«

»Was habt Ihr sonst erfahren?« fragte Catharina.

»Nicht viel, aber ich erwarte jeden Augenblick euren ehemaligen Boten, den Herzog von Nemours«, sagte Carl von Lothringen indem er sich zu seinem Bruder wandte. »Herr von Nemours gehört zu der Familie Savoyen; man ahnt nicht, daß er uns angehört, und da der Wind in diesem Augenblicke von Piemont her weht, bringt er uns vielleicht etwas Neues mit.«

In diesem Augenblicke kratzte Jemand ehrerbietig an der Tür, durch welche eben der Kardinal eingetreten war und die er hinter

sich wieder zugeschlossen hatte.

»Ah«, sagte Carl von Lothringen, »er ist es wahrscheinlich.«

»So laßt ihn vor«, entgegnete Catharina.

Es war in der Tat derselbe Herzog von Nemours, welchen wir vor anderthalb Jahren an einem Vormittage, an welchem der König und Hof im Walde von Saint-Germain jagten, durch den Kardinal einführen sahen.

Er war weder so besorgt wie der Herzog von Guise, noch so vertraut wie der Kardinal, wollte deshalb die Königin Catharina nach allen Regeln der strengsten Etikette begrüßen; sie aber ließ ihm nicht Zeit dazu.

»Herr Herzog«, sagte sie, »unser werter Kardinal hier meldet uns eben, daß Ihr uns vielleicht Neues mitzuteilen hättet. Sprecht. Was wisst Ihr von dem erbärmlichen Frieden?«

»Ich kann Euch alles aus der ersten Hand mitteilen«, antwortete der Herzog von Nemours. »Ich komme eben von dem Unterhändler Odoardo Maraviglia, der gerade von dem Herzog Emanuel von Savoyen kommt.«

»In diesem Falle müßt Ihr die besten Nachrichten haben«, bemerkte der Kardinal von Lothringen, »denn der Herzog Emanuel von Savoyen ist der am meisten Beteiligte bei der Sache, da das Fürstentum der Einsatz ist.«

»Nun«, sagte der Herr von Nemours, »der Herzog Emanuel hat seltsamer Weise, aus Gleichgültigkeit gegen die Größe oder — was wahrscheinlicher ist — aus einer geheimen Ursache, vielleicht wegen einer geheimen Liebe oder wegen eines Versprechens, das er einer Andern gegeben, die Eröffnungen, die ihm gemacht wurden, mehr mit Trauer als mit Freude aufgenommen.«

»Vielleicht«, bemerkte der Herzog von Guise bitter, »ist er auch durch den königlichen Dank schlecht belohnt. Das wäre nicht wunderbar. Er gehört ja auch zu den Siegern.«

»Dann machte er in der Tat sehr große Ansprüche«, entgegnete der Herzog von Nemours, »denn man gibt ihm seine ganzen Staaten zurück, mit Ausnahme von fünf Städten, und auch diese erhält er, sobald er einen männlichen Erben hat.«

»Und wer soll seine Frau sein?« fragte der Kardinal von

Lothringen hastig.

»Ja, ja«, antwortete Nemours, »das weiß man noch nicht. Seine Frau wird — Margarethe von Frankreich sein.«

»Die Schwester des Königs!« rief Catharina aus.

»So hat sie doch ihr Ziel erreicht«, sagte der Herzog Franz; »sie wollte ihre Hand nur einem Souverän geben.«

»Nur«, setzte Catharina mir der eigentümlichen Bitterkeit hinzu, mit der Frauen von einander sprechen, »hat sie mit ihrer werten Person lange gewartet, denn wenn ich mich nicht irre, zählt sie fast sechsunddreißig Jahre . . . Verloren freilich wird sie durch das Warten nichts haben.«

»Und wie nahm Emanuel Philibert diesen Antrag auf?«

»Anfangs sehr kalt. Der Graf Maraviglia will glauben, er sei nahe daran gewesen, ihn abzulehnen; nach einer viertelstündigen Überlegung nahm er ihn an. Abends, als er den Gesandten entließ, setzte er hinzu, er wünsche nicht zu fest wegen der Heirat gebunden zu werden, so lange er die Prinzessin Margarethe nicht gesehen habe. Natürlich hat der Gesandte von dieser Unschlüssigkeit nichts gesagt und im Gegenteil dem Könige Heinrich II. den Prinzen Emanuel Philibert als äußerst freudig, glücklich und dankbar geschildert.«

»Und welche Städte gibt man ihm zurück?« fragte der Herzog von Guise.

»Alle, antwortete der junge Nemours, »mit Ausnahme von Turin, Pignerol, Quiers, Chivas und Villeneuve. Übrigens wäre es unrecht, wenn der König von Frankreich die Rückgabe verweigern wollte, da er ja der Königin von England und dem Könige von Spanien etwa hundertundachtundneunzig zurückgibt.«

Der Herzog von Guise erbleichte vor Zorn und fragte:

»Habt Ihr vielleicht gehört, ob der König auch Calais zurückgibt?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Nemours.

»Bei Gott«, fuhr Guise fort, »es ist so gut, als sage er mir, mein Degen nütze ihm nichts. Ich werde ihn einem Fürsten anbieten, der ihn besser zu gebrauchen weiß, wenn ich ihn«, setzte er zwischen den Zähnen brummend hinzu, »nicht für mich selbst behalte.«

In diesem Augenblicke hob ein Diener, welchen der Kardinal zur Beobachtung aufgestellt hatte, den Türvorhang rasch auf und sagte:

»Der König!«

»Wo?« fragte Catharina.

»Am Ende der großen Gallerie«, antwortete der Diener.

Catharina sah den Herzog Franz an, als wolle sie ihn fragen was wohl zu tun sei.

»Ich werde ihn erwarten«, sagte der Herzog.

»Erwartet ihn«, sagte der Herzog von Nemours; »Ihr seid ein Städteeroberer und Schlachtengewinner, Ihr könnt alle Könige keck erwarten. Wenn Se. Majestät aber den Herzog von Guise und den Kardinal von Lothringen hier trifft, so ist es genug; ich gehe.«

»Es ist allerdings nicht nötig, daß er Euch hier sehe«, meinte Catharina, »den Schlüssel, lieber Kardinal.«

Der Kardinal, welcher den Schlüssel für jeden Fall bereit hielt, übergab ihn rasch der Königin. Die Tür öffnete sich vor dem Herzoge von Nemours und sie hatte sie eben hinter demselben wieder geschlossen, als Heinrich von Valois mit finsterem Gesicht und gerunzelter Stirn in der entgegengesetzten Tür erschien.

XIII.

Bei der Favoritin.

Sehen wir nun was bei der schönen Diana von Pottiers geschah und erfahren wir, warum der König so finster bei seiner Gemahlin erschien.

Die Ankunft des Connétable war für die Herzogin von Valentinois so wenig ein Geheimnis wie die Rückkehr des Herzogs von Guise für die Königin Catharina von Medici.

Wie man kecke Reden über den Kardinal und die Königin führte, so sprachen böse Zungen über die Favoritin und den Connétable. Wie konnte aber ein mürrischer, roher alter Mann von achtundsechzig Jahren der Nebenbuhler eines eleganten und galanten Königs von vierzig Jahren sein? Das ist eines der Geheimnisse, deren Erklärung wir denen überlassen müssen, die mehr wissen als wir.

Wirklich, unbestreitbar und Allen sichtbar war der fast unbedingte Gehorsam der schönen Diana, jener Favoritin, die mehr Königin war als der König, nicht bloß gegen die Wünsche, sondern selbst gegen die Launen des Connétable.

Das geschah allerdings bereits seit zwanzig Jahren, d.h. seit der Zeit als Diana dreißig und der Connétable achtundvierzig zählte.

Mit Jubel also vernahm sie die Anmeldung :

»Der Herr Connétable von Montmorency.«

Sie war indes nicht allein. In einer Ecke des Zimmers erprobten, halb liegend auf einer Schicht Kissen, zwei schöne Kinder das Leben, in das sie durch die Pforte der Liebe eingetreten waren: die junge Königin Marie Stuart und der kleine Dauphin Franz, die seit sechs Monaten verheiratet und vielleicht verliebter waren als am Abend vor ihrer Trauung.

Die junge Königin setzte ihrem Gemahle eine Sammttoque, die ihr etwas zu groß war und die ihm zu klein sein sollte, kokett auf den Kopf.

Sie waren damit so ernstlich beschäftigt, daß sie die Meldung

nicht hörten, der erlauchte Gefangene sei nach Paris zurückgekommen, oder, wenn sie dieselbe hörten, nicht darauf achteten.

Ja wohl, die Liebe ist im fünfzehnten, im siebzehnten Jahre etwas so Schönes, daß ein Jahr voll Liebe zwanzig Jahre Leben aufwiegt. Da Franz II. in seinem neunzehnten Jahre, nach einem zweijährigen Glücke mit seiner schönen jungen Marie, starb, ist er nicht zehnmal glücklicher als sie, die dreißig Jahre länger lebte als er, von diesen dreißig Jahren aber drei in der Verbannung und achtzehn im Gefängnis verbrachte?

Diana achtete auch auf die reizende Gruppe nicht, sondern ging dem Connétable mit offenen Armen entgegen und bot ihm die schöne Stirn zum Kusse.

Er aber war klüger als sie, hielt in dem Augenblicke zurück, als er seine Lippen darauf drücken wollte, und sagte:

»Ihr scheint mir nicht allein zu sein, schöne Herzogin.«

»Doch, doch, mein lieber Connétable«, antwortete sie.

»Gebt! So alt ich bin, sind meine Augen doch noch so gut, daß ich dort unten etwas krabbeln sehe.«

Diana lachte.

»Das was dort krabbelt«, sagte sie, »ist die Königin von Schottland und England und der Kronerbe Frankreichs; aber seid unbesorgt, sie sind mit ihren Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, als daß sie sich um die unsrigen kümmern.«

»Geht es da drüben über dem Meere so schlecht«, fragte der Connétable, »daß sogar die jungen Köpfe an sonst nichts denken?«

»Mein lieber Connétable, wenn die Schatten in diesem Augenblicke in London wären oder die Engländer in Edinburgh — gewiß Beides etwas sehr Wichtiges — könnte man die Neuigkeit so laut ausrufen, als man eben eure Ankunft meldete, und keines der beiden Kinder würde sich auch nur umdrehen. Ach nein, sie beschäftigen sich, Gott sei Dank! mit weit wichtigeren Dingen: sie lieben einander, mein werter Connétable. Was ist Schottland, was ist England neben Liebe, die ja denen das Himmelreich gibt, welche das Wort zwischen zwei Küssen aussprechen!«

»Ihr Syrene!« flüsterte der alte Connétable. »Aber wie steht es

mit unsern Angelegenheiten?»

»Sie scheinen vortrefflich zu stehen, da Ihr da seid«, antwortete Diana.

»Der Friede ist geschlossen oder doch beinahe, und Franz von Guise wird sein gewaltiges Schwert in die Scheide stecken müssen. Da man in Friedenszeiten keinen Reichsoberfeldherrn braucht, so wird diese Stelle eingezogen werden; da man aber einen Connétable immer braucht, so wird mein lieber Connétable wieder emporkommen und nach dem Könige der Erste im Lande sein, statt jetzt der Zweite.«

»Nicht übel gespielt, bei Gott's Haupt!« sagte der Connétable, »bleibt die Geschichte wegen des Lösegeldes. Ihr wisst, meine schöne Diana, daß ich auf mein Wort entlassen bin, aber zweimal hunderttausend Goldtaler schulde.«

»Nun?« fragte die Herzogin lächelnd.

»Tausend Teufel! Ein solches Lösegeld gedenke ich nicht zu bezahlen.«

»Für wen schlugt Ihr Euch, mein lieber Connétable, als Ihr in Gefangenschaft gerietet?«

»Welche Frage? Für den König, denke ich, obgleich die Wunde, die ich erhalten habe, gewiß ganz und gar für mich war.«

»So wird auch der König das Lösegeld für Euch bezahlen. Aber ich glaubte von Euch gehört zu haben, lieber Connétable, daß der Herzog Emanuel Philibert, der ein edelmütiger Prinz ist, Euch wahrscheinlich das Geld erlassen würde, wenn ich die Friedensunterhandlungen zu einem günstigen Ende führe?«

»Habe ich das gesagt?« fragte der Connétable.

»Gesagt habt Ihr es nicht, aber geschrieben.«

»Teufel! Teufel! Teufel! Ihr seid also auch bei der Spekulation beteiligt?« sagte der Connétable lachend. »Nun, offenes Spiel also! Die Karten aufgedeckt! Ja, der Herzog von Savoyen erläßt mir die zweimal hunderttausend Taler, aber meinem Neffen, dem Admiral, sage ich kein Wort davon, weil der zu stolz ist, als daß er es annehmen würde.«

»So soll er Euch die hunderttausend Taler zahlen, als wenn Ihr sie an Emanuel Philibert zu zahlen hättet?«

»Sehr richtig.«

»Wie der König Euch die zweimal hunderttausend Taler zahlen soll, als müßtet Ihr sie an Emanuel Philibert geben?«

»Ebenfalls richtig.«

»So brächtet Ihr für Euch dreimal hunderttausend Taler zusammen?«

»Ja wohl, und ich werde es der schönen Herzogin von Valentinois verdanken, daß ich sie besitze, und da eine Hand die andere wäscht, so hört, was wir mit den dreimal hunderttausend Talern anfangen.«

»Vor allen Dingen, fiel die Herzogin ein, »nehmen wir davon zweimal hunderttausend Taler, um den lieben Connétable für seinen Kriegsaufwand und für seine Verluste während seiner anderthalbjährigen Gefangenschaft zu entschädigen.«

»Findet Ihr das zu viel?«

»Unser lieber Connétable ist ein Löwe und kein Wunder also, daß er sich den Löwenanteil nimmt. Und die letzten hunderttausend?«

»Die teilen wir in folgender Art. Für die Hälfte, nämlich für fünfzigtausend Taler, kaufen wir Bänder und Nadeln für meine schöne Herzogin und fünfzigtausend Taler wenden wir unsern armen Kindern zu, die sich recht schlecht befinden werden, wenn der König nicht etwas zu dem hergibt, was sich ein armer alter Soldat für seinen Sohn abdarbt.«

»Unsere Tochter Diana hat zwar das Ihrige schon als Herzogin von Castro . . . beträgt hunderttausend Taler, aber mein lieber Connétable sieht gewiß ein, daß ich den Beutel nicht zuhalten werde, wenn ihn der König zieht, weil er meint, jene Summe sei nicht zu gering für die Frau eines Montmorency und die Tochter eines Königs.«

Der Connétable sah die Favoritin mit einer gewissen Bewunderung an.

»Trägt denn der König den Zauberring noch immer«, fragte er, »den Ihr ihm an den Finger gesteckt habt?«

»Noch immer«, antwortete die Herzogin lächelnd, »und da ich die Tritte Sr. Majestät zu hören glaube, werdet Ihr alsbald einen Beweis davon sehen.«

»Aha!« sagte der Connétable. »Er kommt also noch immer über

diesen Korridor und hat noch immer den Schlüssel zu der Tür?«

Der König hatte in der Tat den Schlüssel zu der geheimen Tür Dianas, wie der Kardinal den Schlüssel zu der geheimen Tür der Königin hatte.

Es gab sehr viele geheime Türen in dem Louvre und alle hatten einen Schlüssel, wenn nicht zwei.

»Ihr werdet doch wohl nicht gar eifersüchtig auf den König?« sagte die Favoritin, welche den alten Liebhaber mit einem unbeschreiblichen Spottblicke ansah.

»Ich sollte es vielleicht werden«, brummte der alte Haudegen.

»Nehmt Euch in Acht!« entgegnete die Herzogin, die unwillkürlich auf den sprichwörtlichen Geiz Montmorency's anspielte: »das wäre jedenfalls das schlechteste Geschäft, das Ihr in eurem Leben gemacht.«

In diesem Augenblicke trat der König ein.

»Sire«, sagte Diana, die ihm entgegeneilte, »kommt, denn eben wollte ich nach Euch senden. Da ist unser lieber Connétable, immer jung und stolz wie der Kriegsgott.«

»Ja«, sagte der König in der damals üblichen mythologischen Redeweise, »und sein erster Besuch galt der Göttin Venus. Mit Recht; denn der Schönheit gebührt der Preis . . . Eure Hand, lieber Connétable!«

»Bei Gott, Sire«, antwortete Montmorency mit seiner mürrischen Miene, »ich weiß nicht ob ich Euch meine Hand geben darf«,

»Warum nicht?« fragte der König lachend.

»Weil«, antwortete der Connétable noch mürrischer, »weil Ihr mich da unten so ziemlich vergessen zu haben scheint.«

»Ich Euch vergessen, mein lieber Connétable?« entgegnete der König, der sich zu verteidigen anfang, da er doch hätte angreifen sollen.

»Nun freilich«, fuhr der Connétable fort, »Herr von Guise schmetterte Euch so viele Fanfaren vor.«

»Nun«, entgegnete Heinrich, der sich nicht enthalten konnte auf die Finte Montmorency, mit einem direkten Stoße zu antworten, »man kann den Sieger nicht hindern, Victoria zu blasen.«

»Sire«, sagte Montmorency, indem er sich wie ein Hahn auf

seine Sporen stellte, »manche Niederlage ist so ruhmreich als ein Sieg.«

»Ja«, entgegnete der König, »nur nützt sie weniger, das werdet Ihr mir zugeben.«

»Nützt weniger . . . nützt weniger«, brummte der Connétable, »freilich, aber der Krieg ist ein Spiel, in dem der Geschickteste manchmal die Partie verliert. Der König, euer Vater, wußte das . . . «

Heinrich errötete leicht.

»Und die Stadt Saint-Quentin«, fuhr der Connétable fort, »wenn sie sich auch ergab . . . «

»Vor allen Dingen«, entgegnete Heinrich rasch, »hat sich Saint-Quentin nicht ergeben, sie wurde genommen und wie Ihr wisst, nach einer heldenmütigen Verteidigung genommen. Die Stadt Saint-Quentin hat Frankreich gerettet, das . . . «

Heinrich zögerte.

»Sprecht es nur aus . . . das durch die Schlacht bei Saint-Quentin ins Verderben gebracht war, nicht wahr, das wolltet Ihr sagen. Man mag sich zerschlagen, zerhauen, gefangennehmen lassen für einen König, der König dankt durch solch liebliches Kompliment.«

»Nein, mein lieber Connétable«, sagte Heinrich, den ein Blick Dianens zur Reue geführt hatte, »nein, das sage ich nicht, im Gegenteil . . . Ich sagte nur, Saint-Quentin habe sich bewunderungswürdig verteidigt.«

»Und den Verteidiger habt Ihr gut behandelt?«

»Coligny? Was konnte ich mehr tun, lieber Connétable, als sein Lösegeld nebst dem eurigen zu bezahlen?«

»Sprechen wir davon nicht, Sire . . . Von der Gefangenschaft Dandelots ist die Rede.«

»Ah!« entgegnete der König. »Verzeiht, lieber Connétable, aber Dandelot ist ein Ketzer.«

»Als ob wir nicht alle mehr oder weniger einigermaßen Ketzer wären! Glaubt Ihr etwa in den Himmel zu kommen, Sire?«

»Warum nicht?«

»Ah geht! Wie euer alter Marschall Strozzi, der als Renegat starb. Fragt einmal euren Freund Herrn von Vieilleville, was er

sagte, als er auf dem letzten Loche pfiiff.«

»Was sagte er?«

»Er sagte: »Ich verleugne Gott; meine Lust ist aus«, und als Herr von Guise ihm antwortete: »Herr Marschall, seht Euch vor, denn morgen werdet Ihr vor dem Gott stehen, den Ihr verleugnet«, sagte der Sterbende, indem er mit den Fingern schnippte: »Ich werde heute noch da sein, wo alle Andern sind, die seit sechstausend Jahren starben.«

»Nun«, Sire, warum lasset Ihr ihn nicht ausgraben und seine Leiche auf dem Grèveplatze verbrennen? Es läge ein Grund mehr dazu vor, denn er ist doch für Euch gestorben, während die Andern nur verwundet worden.«

»Connétable«, sagte der König, »Ihr seid ungerecht.«

»Ungerecht? Bah! Wo ist Dandelot? Inspicirt er euer Fußvolk, wie es sein Amt verlangt, oder ruht er in seinem Schlosse von der berühmten Verteidigung von Saint-Quentin aus, bei der er, wie Ihr selbst gesteht, Wunder getan hat? Nein. In Melun sitzt er gefangen. Warum? Weil er aufrichtig seine Meinung von der Messe gesagt hat. Bei Gott, Sire, ich weiß nicht, was mich abhält, Hugenotte zu werden und meinen Degen dem Condé anzubieten?«

»Connétable!«

»Und wenn ich bedenke, daß mein armer lieber Dandelot seine Gefangenschaft wahrscheinlich dem Herrn von Guise verdankt!«

»Connétable«, sagte der König, »ich schwöre es Euch, daß die Guise bei dieser Sache völlig unbeteiligt sind.«

»Ihr wollt mir sagen, die Sache sei nicht von dem Kardinal eingefädelt worden?«

»Wünscht Ihr etwas, Connétable?« fragte der König, um auszuweichen.

»Was?«

»Daß Dandelot aus Freude über eure Rückkehr in Freiheit gesetzt werde?«

»Tausend Teufel! Ob ich das wünsche! Ich wünsche es nicht bloß, ich *will* es.«

»Connétable . . . Vetter«, sagte Heinrich lächelnd, »Du weißt, daß der König sagt: »*Wir wollen*.«

»Gut, Sire«, fiel Diana ein, so spricht: »wir wollen, daß unser treuer Diener Dandelot in Freiheit gesetzt werde, damit er der Vermählung unserer vielgeliebten Tochter Diana von Castro mit Franz von Montmorency, Grafen von Damville, beiwohnen könne.«

»Ja«, sagte der Connétable noch mehr brummend, »wenn diese Vermählung erfolgt.«

»Warum sollte sie nicht erfolgen?« fragte Diana. »Glaubt Ihr, daß das Paar zu arm sei?«

»Wenn es sich nur darum handelt«, fiel der König ein, der sich immer freute, mit Geld sich aus einer Verlegenheit helfen zu können, »so werden wir schon irgendwo in unseren Kassen hunderttausend Taler finden.«

»Darum handelte es sich«, antwortete der Connétable. »Tausend Teufel! Wer spricht von Geld hier? . . . Ich zweifle, ob die Heirat zu Stande kommt, aber aus anderem Grunde.«

»Aus welchem?« fragte der König.

»Weil die Heirat euren Freunden, den Herren von Guise, unangenehm ist.«

»Connétable, Ihr fechtet in der Tat gegen Gespenster.«

»Gegen Gespenster? Warum ist wohl, eurer Meinung nach, Franz von Guise in Paris? War er nicht da, um gegen diese Heirat zu arbeiten, die meinem Hause neuen Glanz geben kann. Obgleich«, setzte der Connétable grob hinzu, »Fräulein von Castro nur ein uneheliches Kind ist.«

Der König biß sich auf die Lippen und Diana errötete. Der erstere, der auf die letzteren Worte nicht antworten wollte, sagte:

»Vor allen Dingen, lieber Connétable, ist Herr von Guise nicht in Paris.

»Und wo ist er sonst?«

»Im Lager zu Compiègne.«

»Wollt Ihr mir sagen, Ihr hättet ihm keinen Urlaub gegeben.«

»Wozu?«

»Um hierher zu kommen.«

»Ich? Ich habe dem Herrn von Guise nicht Urlaub gegeben.«

»So ist der Herr von Guise ohne Urlaub gekommen.«

»Connétable, Ihr redet irre! Herr von Guise weiß zu gut, daß er ohne meine Erlaubnis das Lager nicht verlassen darf.«

»Das hat er vielleicht vergessen.«

»Nun, Connétable«, begann Diana »wisst Ihr gewiß, daß Herr von Guise dies . . . ich weiß nicht wie ich sagen soll. Wie nennt man ein Vergehen wider die Disziplin? . . . also diese Unschicklichkeit begangen hat?«

»Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen.«

»Wann?« fragte der König.

»So eben.«

»Wo?«

»Am Tore des Louvre . . . Wir begegneten da einander.«

»Warum habe ich ihn aber nicht gesehen?«

»Weil er sich nicht links, sondern rechts gewendet hat und nicht zu dem Könige, sondern zu der Königin gegangen ist.«

»Ihr sagt, Herr von Guise sei bei der Königin?«

»O, seid unbesorgt, Sire«, entgegnete der Connétable; »ich bin überzeugt, daß er nicht allein bei ihr ist, sondern daß auch der Kardinal nicht fehlt.«

»Das wollen wir doch sehen!« sagte der König. »Erwartet mich hier, Connétable; ich bitte nur um einen Augenblick.«

Der König ging zornig fort, während der Connétable und Diana von Poitiers einen Blick befriedigter Rache, der kleine Dauphin Franz aber und die kleine Königin Marie, die nichts gesehen und gehört hatten, einen Kuß wechselten.

Darum also erschien Heinrich II. mit finsterem Gesicht und gerunzelter Stirn bei der Königin Catharina.

XIV.

Nachdem der Besiegte als Sieger behandelt wurde, wird der Sieger als Besiegter behandelt.

Die Haltung der drei Personen war verschieden und drückte ihre Stimmung so ziemlich aus.

Die Königin Catharina befand sich noch in der Nähe der geheimen Tür, lehnte sich an und hielt die Hand mit dem Schlüssel auf den Rücken. Ihr Gesicht war etwas bleich; ihr ganzer Körper zitterte.

Der Kardinal stand in seinem halb kirchlichen, halb militärischen Anzuge an einem Tische voll Papiere und Frauenkleinigkeiten. Die Faust hatte er auf diesen Tisch gestützt.

Der Herzog Franz stand allein der Tür gegenüber und gleich einem Ritter in den Schranken, der jeden Ankommen, den herausforderte und sich allen Streichen aussetzte, in seinem halb militärischen Anzuge — nur Helm und Harnisch fehlten — die langen Reiterstiefel mit Schmutz bedeckt, das lange Schwert an der Seite, das sich an ihn schmiegte wie eine treue Freundin. Er sah aus, wie er oft auf dem Schlachtfelde aussah, wenn die Feindeswogen sich am Bug seines Rosses brachen, wie die Wogen des stürmischen Meeres sich an einem Felsen brechen. In der Hand hielt er seinen Filzhut mit einer kirschroten Feder, so stand er zwar mit entblößtem Haupte, aber stolz, steif und gerade wie eine Eiche, vor der Majestät.

Heinrich II. stieß sich an dieser Siegerwürde, die ich weiß nicht welche vornehme Dame jener Zeit zu dem Ausspruche veranlaßte, daß neben dem Herzog von Guise alle anderer adeligen Herren wie »Volk« aussähen.

»Ah, Ihr seid es, Vetter?« sagte er, »Ich wundere mich Euch hier zu finden . . . Ich glaubte Ihr kommandiert im Lager zu Compiègne.«

»So geht es Euch gerade wie mir, Sire«, antwortete der Herzog von Guise; »ich wundere mich ungemein, den Connétable an dem

Tore des Louvre zu treffen, denn ich glaubte, er sei in Antwerpen gefangen.«

Heinrich biß sich bei dieser derben Antwort auf die Lippen.

»Allerdings«, sagte er sodann, »aber ich habe das Lösegeld für ihn bezahlt und hatte für zweimal hunderttausend Taler das Vergnügen einen treuen Freund und alten Diener wieder zu sehen.«

»Schlägt Ew. Majestät die Städte, die Ihr, wie man sagt, an Spanien, England und Piemont zurückgebt, nur auf zweimal hunderttausend Taler an? Da diese Städte fast zweihundert sind, so kommt eine nur auf tausend Taler.«

»Ich gebe diese Städte nicht zurück, um Herrn von Montmorency auszulösen, sondern um den Frieden zu erkaufen.«

»Ich glaubte, bisher sei in Frankreich der Friede durch Siege erkauf worden.«

»Als lothringischer Prinz kennt Ihr die Geschichte Frankreichs nicht wohl . . . Habt Ihr unter Andern die Verträge von Brétigny und Madrid vergessen?«

»Nein, Sire, aber ich glaubte, wir befinden uns jetzt nicht in derselben, nicht einmal in ähnlicher Lage. Nach der Schlacht von Poitiers war der König Johann gefangen in London; nach der Schlacht von Pavia war der König Franz I. gefangen in Toledo. Jetzt aber steht der König Heinrich II. an der Spitze einer prächtigen Armee und ist allmächtig in seinem Louvre. Warum also mitten im Glück das Ungemach verderblicher Zeiten wiederholen?«

»Herr von Guise?« entgegnete der König stolz, »habt Ihr Euch Rechenschaft von den Rechten gegeben, die ich Euch erteilte, als ich Euch zum Reichsoberfeldherrn ernannte?«

»Ja, Sire. Ihr rief mich, Sire, und gabt mir jene Stellung nach der unglücklichen Schlacht von Saint-Quentin, nach der heldenmütigen Verteidigung dieser Stadt, als der Feind in Noyon war, als Herr von Nevers nur noch zwei- oder dreihundert Herren um sich hatte, als Paris aus allen Toren floh, als der König vom höchsten Turme in Compiègne auf die Straße der Picardie sah, um der Letzte zu sein, der vor dem Feinde zurückweiche, nicht wie ein König, der sich den Waffen nicht aussetzen sollte, sondern

wie ein Feldherr, wie ein Soldat, welcher den Rückzug stützt. Mein Recht war damals Frankreich zu retten, das Herr von Montmorency an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Und was habe ich getan, Sire? Ich habe die Armeen aus Italien nach Frankreich zurückgeführt, Bourg befreit, den Schlüssel Frankreichs von dem Gürtel der Königin Marie Tudor gerissen, indem ich Calais ihr abnahm, Guines, Ham und Thionville wieder erobert, Arlon überrumpelt, das Unglück von Gravelingen ausgeglichen und nach einem Jahre im Lager von Compiègne eine Armee zusammengebracht, die trotz dieses Krieges doppelt so stark war als zu jener Zeit, als ich den Befehl übernahm. Lag das alles in meinem Rechte, Sire?«

»Ohne Zweifel, ohne Zweifel«, stammelte Heinrich verlegen.

»Nun, so erlaubt mir zu sagen, Sire, daß ich eure Frage nicht begreife, ob ich mir Rechenschaft von meinen Rechten gegeben hätte.«

»Ich wollte damit sagen, Herr Herzog, daß unter den Rechten, die ein König seinem Untertan überträgt, selten das ist zu remonstriren.«

»Vor allen Dingen«, antwortete der Herzog Franz, indem er sich so affektiert verbeugte, daß er fast beleidigend wurde, »werde ich mir erlauben, Ew. Majestät zu antworten, daß ich nicht so eigentlich die Ehre habe euer Untertan zu sein. Nach dem Tode des Herzogs Albrecht gab der Kaiser Heinrich II. das Herzogtum Ober-Lothringen an Gerhard von Elsaß, ersten erblichen Herzog und Stamm unseres Hauses; ich empfang dieses Herzogtum von meinem Vater, der es durch Gottes Gnade von dem seinigen hatte; so wie ich es von meinem Vater empfangen habe, werde ich es meinem Sohne hinterlassen. So macht Ihr es mit dem Reiche Frankreich.«

»Wisst Ihr, Vetter«, entgegnete Heinrich, welcher Ironie anzuwenden wünschte, »daß Ihr mich erschreckt?«

»Wie so, Sire?« fragte der Herzog.

»Frankreich könnte eines Tages wohl gar in Krieg mit Lothringen geraten!«

Der Herzog biß sich auf die Lippen.

»Sire«, entgegnete er, »das ist mehr als unwahrscheinlich;

wenn es aber doch geschähe und ich hätte als souveräner Herzog mein Erbe gegen Ew. Majestät zu verteidigen, so würde ich allerdings, das schwöre ich Euch, erst in der Bresche meines letzten festen Platzes einen so unglücklichen Vertrag unterzeichnen, wie Ihr ihn jetzt bewilligt habt.«

»Herr Herzog!« entgegnete der König, der sich stolz emporrichtete.

»Sire«, antwortete Herr von Guise, »laßt Euch sagen, was ich denke und was wir Adeligen alle denken. Die Autorität eines Connétable soll so weit gehen, daß er im äußersten Notfalle das Drittheil des Landes verpfänden könnte. Nun kostet Euch aber der Connétable, ohne andere Notwendigkeit als die aus der Gefangenschaft zu kommen, in der er sich langweilt, mehr als ein Drittel des Reiches, — ja eures Reiches, denn zu diesem gehört das von Piemont Eroberte, das der Krone Frankreich über vierzig Millionen und dem Lande mehr als hunderttausend seiner Kinder kostet; zu eurem Reiche gehörten die beiden schönen Provinzen von Turin und Chambéry, welche der hochselige König, euer Herr und Vater, nebst vielen andern nach französischer Weise eingerichtet hat; zu eurem Reiche gehören alle die schönen transalpinischen Städte, wo so viele eurer Untertanen sich niedergelassen haben, daß die Einwohner allmählich anfangen, französisch da zu sprechen wie in Lyon und Tours.«

»Nun?« fragte der König, der ziemlich verlegen war, wie er auf solche Gründe antworten sollte, »für wen trete ich alles das ab? Für die Tochter meines Vaters, für meine Schwester Margarethe.«

»Nein, Sire, Ihr tretet es ab für den Herzog Emanuel Philibert, ihren Gemahl, d. h. für euren grausamsten Feind und erbittertsten Gegner. Ist die Prinzessin Margarethe verheiratet, so ist sie nicht mehr die Tochter des Königs, eures Vaters, nicht mehr eure Schwester, sondern die Herzogin von Savoyen. Soll ich Euch sagen, Sire, was geschehen wird? Sobald der Herzog von Savoyen in seine Staaten zurückgekehrt ist, wird er alles ausreißen, was euer Vater da pflanzte, was Ihr selbst pflanztet, so daß der Ruhm, den Frankreich in sechsundzwanzig bis dreißig Jahren in Italien erwarb, vollständig erlöscht und Euch die Hoffnung auf immer entgeht, eines Tages das Herzogtum Mailand wieder zu erobern. Doch dies ist es nicht, was mich am meisten

schmerzt, sondern der Vorteil, den Ihr dem Oberfeldherrn des Königs Philipp, dem Repräsentanten des Hauses Spanien, unseres verderblichsten Gegners, bereitet und gewährt. Durch die Alpen, dessen sämtliche Pässe der Herzog von Piemont besitzt, steht Spanien — gedenkt daran, Sire, — an den Toren von Lyon, von Lyon, das vor diesem Frieden im Mittelpunkte eures Reiches lag und heute eine Grenzstadt ist!«

»In dieser Hinsicht, Vetter, seid Ihr mit Unrecht besorgt«, antwortete Heinrich. »Der Herzog von Savoyen geht, nach einer zwischen uns getroffenen Übereinkunft, aus dem spanischen Dienste in den unsrigen über. Der Degen des Connétable ist, wenn derselbe stirbt, im voraus schon dem Herzog Emanuel Philibert zugesagt.«

»Deshalb also«, antwortete der Herzog von Guise bitter, »hat er ihm denselben im Voraus zu Saint-Quentin abgenommen?«

Da der König eine Bewegung der Ungeduld machte, fuhr der Herzog fort:

»Verzeiht, Sire, ich tat Unrecht . . . solche Fragen müssen ernster behandelt werden . . . Also der Herzog Emanuel Philibert tritt an die Stelle des Herrn von Montmorency! Der Herzog von Savoyen soll das Lilienschwert führen! Sire, seht Euch vor, daß er es an dem Tage, da Ihr es ihm übergebt, nicht wie der Graf von Saint-Paul gebraucht, der ein Fremder war wie der Herr von Savoyen, nämlich aus dem Hause Luxemburg. Der König Ludwig XI. und der Herzog von Burgund schlossen auch einmal Friede, wie Ihr es tun wollt oder bereits getan habt; eine Bedingung bei diesem Frieden war, daß der Graf von Saint-Paul Connétable würde und er wurde es, kaum aber war er Connétable, so begünstigte er unter der Hand den Herzog von Burgund, seinen früheren Herrn, und schritt von da an von Verrat zu Verrat, wie man in den Memoiren Philipps von Commines lesen kann.«

»Da Ihr mich auf die Memoiren Philipps von Commines verweist«, sagte der König, »so will ich Euch auch mit denselben antworten; was war die Folge aller dieser Verrätereien des Grafen von Saint-Paul? Der Kopf wurde, ihm abgeschlagen, nicht wahr? Nun hört mich an, Vetter: bei dem ersten Verrate Emanuels — ich sage es Euch und schwöre es — tue ich mit ihm, wie mein Vorgänger Ludwig XI. mit Saint-Paul tat. Aber es wird mit Gottes

Hilfe nicht also geschehen«, fuhr der König fort. »Der Herzog Emanuel Philibert wird, weit entfernt zu vergessen, was er uns schuldig ist, die Lage immer vor sich haben, in die wir ihn versetzt. Auch behalten wir mitten in seinen Landen das Marquisat Saluzzo als Ehrenzeichen für die Krone Frankreichs und damit der Herzog von Savoyen, seine Kinder und Kindeskinde nie vergessen, daß unsere Könige sonst ganz Piemont und Savoyen erobert und besessen haben, zu Gunsten einer Tochter Frankreichs aber, die in ihr Haus heiratete, alles was sie diesseits und jenseits der Alpen besaßen, unentgeltlich zurückgegeben worden ist, um sie durch diese Freigebigkeit liebevoller und gehorsamer für die Krone Frankreich zu machen.«

Da der König sah, daß der Herzog von Guise das Marquisat Saluzzo, das Frankreich sich vorbehielt, nicht nach seinem Werte zu schätzen schien, setzte er hinzu:

»Wenn Ihr darüber nachdenken wollt. Herr Herzog, werdet Ihr wie ich sagen, daß der hochselige König, mein Herr und Vater, sich einer gar tyrannischen Usurpation gegen den armen Fürsten, den Vater des jetzigen Herzogs von Savoyen, schuldig machte, denn es bestand durchaus kein Recht und er handelte nicht als guter Christ, als er einen Sohn aus dem Herzogtum seines Vaters vertrieb und ihm Alles nahm. Selbst wenn ich keinen andern Grund hätte als die Seele des Königs, meines Vaters, von dieser Sünde zu befreien, würde ich Emanuel Philibert Alles zurückgeben, was ihm gehört.«

Der Herzog von Guise verbeugte sich.

»Ihr antwortet mir darauf nichts?« fragte Heinrich.

»Doch, Sire. Aber, wenn das augenblickliche Gefühl Ew. Majestät so weit treibt, daß Ihr den König, euren Vater, der Tyrannei beschuldigt, so habe ich, da ich König Franz I. für einen großen König, nicht für einen Tyrannen halte, nicht mehr dem König Heinrich II., sondern dem König Franz I. von meinem Verhalten Rechenschaft zu geben. Wie Ihr Euren Vater richtet, Sire, so wird Euer Vater Euch richten, und da ich das Urteil der Toten für unfehlbarer halte als das der Lebenden, so appelliere ich von der Verurteilung durch den Lebenden an den Toten.«

Er trat nach diesen Worten zu dem schönen Porträt Franz I. von Titian, das jetzt ein Hauptschmuck des Louvre ist und sich damals

in dem Zimmer der Königin Catharina befand, in welchem der Wortwechsel geschah, den wir anführen, um zu beweisen, daß der Vertrag von Cateau-Cambrésis weniger durch das Schwert Spaniens als durch die schönen Augen eines Weibes herbeigeführt wurde.

»Franz I.«, redete er das Bild an, »der Du durch Bayard gerüstet wurdest, und den man den ritterlichen König nannte, um Dir einen Titel zu geben, der alle ehrenvollen Bezeichnungen in sich schließe, welche man den Königen, deinen Vorgängern, beigelegt. Du liebtest bei Lebzeiten die Belagerungen und Schlachten zu sehr, Du warst deinem Frankreich zu sehr zugetan, daß Du von oben nicht herabsehen solltest, was jetzt bei uns geschieht. Du weißt, was ich getan habe und noch tun wollte, aber man hält mich auf meinem Wege auf und zieht einen Frieden vor, der uns mehr kostet, als dreißig Unglücksjahre kosten würden. Mein Schwert ist also nutzlos, und da man nicht sagen soll, ein solcher Friede sei geschlossen worden, so lange der Herzog von Guise sein Schwert noch an der Seite trug, gebe ich, Franz von Guise, der sein Schwert nie übergab, Dir es zurück, mein König, für den ich es zuerst zog und der den Wert desselben kannte!«

Bei diesen Worten schnallte er Schwert und Gurt ab, hing alles an den Rahmen des Porträts, verneigte sich und ging hinweg.

Der König war wütend, der Kardinal erschrocken, Catharina triumphierte, denn sie sah in allem dem eine Beleidigung ihrer Nebenbuhlerin Diana und des Connétable, ihres Feindes.

XV.

Der Colporteur.

Zwischen den beiden einander entgegengesetzten Gruppen von Ehrgeizigen, welche die Würde des Königs und die Größe Frankreichs vorschützten, aber nur für ihre Familien sorgten und die Rivalisirenden zu stürzen suchten, stand eine dritte, eine poetische, künstlerische, dem Schönen, Guten und Wahren sich widmende Gruppe. Diese bildeten die junge Prinzessin Elisabeth, Tochter Heinrichs II., die Witwe von Horazio Farnese, Diana von Angoulême, Herzogin von Castro, die beiden jugendlichen Gatten, die wir im Zimmer der Herzogin von Valentinois sehen, vor Allen aber die anmutige Margarethe von Frankreich, Tochter Franz I., welche der Friede mit Emanuel Philibert verlobt hatte.

Um diese reizenden Gestalten flatterten, wie Schmetterlinge um Blumen, alle Dichter jener Zeit: Ronsard, du Bellay, Jodelle, Daurat, Remy Belleau, so wie die ernstern: der gute Amyot, der Übersetzer Plutarch's und Lehrer des Prinzen Carl, und der Kanzler de l'Hospital, der Sekretär der Prinzessin Margarethe.

Das waren die Vertrauten, die zu jeder Stunde des Tages bei ihrer Beschützerin Margarethe erscheinen konnten, besonders aber nach Tische, d. h. zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags bei ihr erschienen.

Die Nachricht von dem Frieden, dessen Präliminarien bereits unterzeichnet sein sollten, hatte für Einige in dieser Gruppe freudiges Lächeln, für Andere Tränen gebracht.

Man erräth, daß bei dieser Verteilung von Trauer und Freude Maria Stuart und Franz II. auf keinen Anteil zu rechnen hatten. Das Geschick hatte ihnen ihr Teil bereits gegeben und sie klagten über denselben nicht.

Auch die schöne Witwe Horazio Farnese's klagte nicht; sie vermählte sich mit einem schönen Herrn von dreißig bis zweiunddreißig Jahren, der reich war und einen großen Namen besaß; die Zukunft hatte für sie nur das Geheimnis von mehr oder minder Glück.

Die Prinzessin Margarethe hatte aus dem Füllhorne der schönen Göttin, die man Friede nennt, den reichsten Anteil von Hoffnungen erhalten. Sie hat die Erinnerung nicht vergessen, welche sie von ihrer Reise nach Nizza her an einen jungen Prinzen von zwölf oder vierzehn Jahren bewahrt hatte; nun, nach sechzehn Jahren von Enttäuschungen, Hindernissen und selbst Unmöglichkeiten, wurde der Traum ihres Herzens plötzlich zur Wirklichkeit, und die unbestimmte Hoffnung wandelte sich in gewisses Glück um.

Eine Bedingung des Friedens war ihre Vermählung mit jenem jungen Prinzen von Savoyen, der als Emanuel Philibert einer der ersten Feldherren seiner Zeit geworden.

Die Prinzessin Margarethe war also sehr glücklich.

Nicht so war es leider mit der armen Elisabeth Sie war mit dem jungen Prinzen Don Carlos verlobt gewesen, der ihr sein Bild geschickt und das ihrige erhalten hatte, und durch den Tod der Marie Tudor wurde das Gebäude ihres Glückes, das sie für völlig gesichert hielt, eingestürzt. Philipp II., Witwer von jener Marie, abgewiesen von Elisabeth von England, ersah sich die jugendliche Elisabeth von Frankreich und man brauchte unter den Bedingungen des Friedensvertrages nur zwei Worte zu ändern, aber diese zwei Worte sollten zwei Personen, ja drei unglücklich machen.

Statt der Worte: »*der Prinz Carlo s*« hieß es: »*der König Philipp* wird sich mit der Prinzessin Elisabeth von Frankreich vermählen.«

Man kann sich denken, welchen schrecklichen Dolchstoß diese wenigen Worte dem Herzen der armen Braut gegeben hatten, die, ohne gefragt zu werden, den Bräutigam wechseln mußte.

Statt daß sie, die Fünfzehnjährige, sich mit einem schönen, ritterlichen, liebenden Prinzen von sechzehn Jahren vermählte, sollte sie die Gattin eines zwar noch jungen, aber vor der Zeit alten, finstren, mißtrauischen, fanatischen Königs werden, der sie in die Gesetze der spanischen Etikette, der strengsten aller Etiketteformen, einschnürte und ihr statt der Turniere, Bälle und Feste, von Zeit zu Zeit den schrecklichen Anblick der Autodafés gewährte!

Die verschiedenen Personen, die wir aufgezählt haben, waren

ihrer Gewohnheit zu Folge nach Tische bei der Prinzessin Margarethe versammelt, und eine jede dachte an ihren, Schmerz oder an ihre Freude. Margarethe stand am halboffenen Fenster, durch das ein bleicher Sonnenstrahl fiel, der am Gold ihres Haares sich zu erwärmen schien; Elisabeth kauerte zu ihren Füßen und stützte den Kopf auf die Knie. Diana von Castro las, in einem großen Sessel halb liegend, die Gedichte Meister Ronsard's, und Marie Stuart spielte auf einem Spinette, dem ehrwürdigen Großvater des Claviers, eine italienische Melodie, der sie selbstgedichtete Worte unterlegte.

Mit einem Male erwachte Margarethe, deren blaue Augen an den Himmel gerichtet gewesen waren, aus ihrem träumerischen Sinnen, senkte ihren Himmelsblick zur Erde und schien aufmerksam auf einen Vorgang in einem Hofe zu sein.

»Was gibt es?« fragte sie mit jener reizenden Stimme, die alle Dichter jener Zeit gefeiert haben und die noch lieblicher war, wenn sie mit Untergebenen, als wenn sie mit Ihresgleichen sprach.

Von unten antwortete eine andere Stimme einige Worte, die sie vernahm, da sie sich aus dem Fenster bog, die aber nicht zu dem Gehör der vier andern Personen gelangten, die sich in dem Zimmer befanden.

Marie Stuart aber, welche eben ihr Lied zu Ende gebracht hatte, drehte sich eben nach Margarethe um, als wolle sie nach dem Gespräche fragen, das dieselbe durch das Fenster führte.

»Liebe kleine Königin«, sagte Margarethe auf die stumme Frage, »bittet für mich meinen Neffen den Dauphin um Verzeihung für die große Unschicklichkeit, die ich eben begangen habe.«

»O, schöne Tante«, antwortete Franz, ehe Maria Stuart ein Wort sagen konnte, »wir wissen schon, daß eure Unschicklichkeiten stets allerliebste Einfälle sind, darum sind sie Euch im voraus verziehen, angenommen wir hätten in eurem Zimmer ein Recht zu tadeln und zu verzeihen.«

»Was tattet Ihr, Madame?« fragte Diana von Castro, indem sie von dem Buche schmachkend aufsah, so daß man erkennen konnte, ihre Gedanken seien vielleicht mehr durch Erinnerungen oder Hoffnungen als durch die Lecture beschäftigt worden.

»Ich habe zwei italienische Colporteurs, welche, wie sie sagten, nur uns ihre Schätze zeigen wollten, ermächtigt zu uns zu kommen. Der eine scheint Schmucksachen, der andere Zeuge zu verkaufen.«

»Ei!« rief die kleine Königin Maria aus, die wie ein Kind in die Hände klatschte. »Da habt Ihr recht getan, Tante. Es kommen so schöne Schmucksachen aus Florenz und so schöne Zeuge aus Venedig!«

»Wenn wir die Frau von Valentinois holen ließen?« fragte Diana von Castro, indem sie aufstehen wollte.

Die Prinzessin Margarethe hielt sie zurück und sagte: »Wäre es nicht besser wir überraschten unsere liebe Herzogin? Wir suchen ein paar Gegenstände aus, die wir ihr als Geschenk schicken, vorausgesetzt, die Leute haben etwas Treffliches, dann schicken wir ihr die Handelsleute selbst.«

»Ihr habt immer Recht«, entgegnete Diana von Castro, indem sie der Prinzessin die Hand küßte.

Diese drehte sich zu Elisabeth um und fragte:

»Nun, wirst Du nicht auch ein wenig lachen?«

»Worüber sollte ich lachen?« entgegnete die Prinzessin, die ihre in Tränen schwimmenden Augen zu Margarethe erhob.

»Lachen sollst Du gegen die, welche Dich lieben, Kind.«

»Ich freue mich auch noch unter denen zu sein, die mich lieben, aber ich weine, weil ich sie verlassen muß.«

»Mut, Schwester!« entgegnete der Dauphin Franz. »Der König Philipp ist vielleicht gar nicht so schrecklich, als man ihn schildert. Dann denkst Du Dir ihn als einen alten Mann, aber er ist ja noch ganz jung, erst zweiunddreißig, Jahre alt, gerade so alt wie Franz von Montmorency, der Schwester Diana heiraten wird, die nicht weint.«

Elisabeth seufzte.

»Ich würde mich nicht beklagen, wenn ich einen der Handelsleute heiraten sollte, die kommen werden.«

»Sei ruhig«, bemerkte die kleine Königin von Schottland, »die schönen Zeuge werden deine Augen erfreuen . . . Trockne nur die Tränen ab, damit Du sie besser sehen kannst.«

Sie trat zu Elisabeth, strich mit ihrem Taschentuche über die

Augen derselben, küßte sie dann und sagte:

»Ich höre die Leute kommen.«

Elisabeth versuchte zu lächeln, während sie sagte:

»Nicht wahr, wenn unter den Zeugen ein mit Silber durchwirktes schwarzes ist, so möchte ich es als Brautkleid und Ihr lasset es mir?«

In diesem Augenblicke wurde die Tür geöffnet und man sah im Vorzimmer die beiden Handelsleute, von denen jeder einen großen Warenkasten auf dem Rücken trug.

Die Leute wurden eingelassen und der Dauphin Franz flüsterte der Tante Margarethe zu:

»Wahrscheinlich sind es verkleidete Abgesandte, die sich überzeugen sollen, ob man ihren Herzog nicht belogen, als man ihm gesagt, Ihr wäret die schönste Prinzessin in der Welt.«

»Jedenfalls gehören sie ihrer Sprache nach zu meinen künftigen Untertanen«, antwortete Margarethe, »und ich werde sie als solche behandeln. Nun kommt, gute Leute!« sagte sie zu denselben.

»So komm doch«, sagte der Jüngste, ein hübscher junger Bursch mit blondem Haar und etwas rötlichem Bart zu dem Zweiten. »Hörst Du nicht, daß die schöne Dame, die Gott segnen möge, uns auffordert einzutreten?«

Er trat zuerst ein und ihm folgte der andere, ein kräftig gebauter Mann von dreißig bis zweiunddreißig Jahren, mit schwarzen Augen und schwarzem Bart, der trotz seiner groben Kleidung etwas sehr Vornehmes zu haben schien.

Als die Prinzessin Margarethe ihn erblickte, vermochte sie einen Aufschrei kaum zu unterdrücken und machte eine so sichtbare Bewegung, daß der blonde Colporteur es bemerkte.

»Ah, was ist Euch, schöne Dame?« fragte er, indem er seinen Kasten absetzte. »Glittet Ihr aus?«

»Ach nein«, antwortete Margarethe lächelnd, »aber als ich sah, wie schwer eurem Kameraden wurde seine Last abzusetzen, trieb es mich unwillkürlich an ihm zu helfen.«

»Hm!« sagte der, welcher allein das Gespräch führen zu wollen schien, »das wäre das erste Mal, daß die Hände einer Prinzessin einen Warenkasten berührten . . . Nehmt es ihm nicht übel,

gnädige Prinzessin; er ist seit kurzem bei dem Geschäfte und noch ungeschickt, nicht wahr, Beppo?»

»Ihr seid Italiener?« fragte Margarethe.

»*Si, signora!*« antwortete der Colporteur mit dem schwarzen Barte.

»Und Ihr kommt?«

»Aus Venedig über Florenz, Mailand und Turin . . . Als wir in Paris hörten, es werde da große Feste geben wegen des Friedens und der Vermählung zweier erlauchter Prinzessinnen, dachten wir sogleich, unser Glück werde gemacht sein, wenn wir zu den Hoheiten gelangen könnten.«

»Hört Ihr? Wenn er sein Italienisch reden kann, geht es ihm so flink vom Munde wie mir.«

»Man hatte uns gesagt«, antwortete der im schwarzen Barte, »es wären Prinzessinnen hier, welche das Italienische wie ihre Muttersprache redeten.«

Margarethe lächelte; sie schien außerordentliches Vergnügen daran zu haben, den Mann reden zu hören, in dessen Munde das Piemontesische, die Bauernsprache, eine ganz besondere Zierlichkeit erhielt.

»Meine kleine Nichte Marie da«, sagte sie, »spricht alle Sprachen, namentlich aber die Sprache Dante's, Petrarca's und Ariost's. Komm her, Marie, und laß Dir von dem Manne aus dem schönen Lande erzählen, wo, wie der Dichter der »Hölle« sagt, das **s i** klingt.«

»Finde ich nicht auch eine schöne Prinzessin, die savoyardisch spricht?« fiel der Blonde ein.

»Ich«, sagte Margarethe.

»Ihr sprecht savoyardisch, Ihr? Das ist gewiß nicht wahr.«

»Ich spreche es zwar nicht, aber ich will es lernen.«

»Daran tut Ihr wohl; es ist eine schöne Sprache.«

»Aber«, sagte die kleine Königin Marie im reinsten Toskanisch, »Ihr habt uns schöne Sachen versprochen und wir sind Frauenzimmer, wenn auch Fürstinnen; lasset uns also nicht zu lange warten.«

»Man sieht es«, fiel der Dauphin Franz ein, »daß Du die Schwätzer noch nicht kennst, die von der andern Seite der Berge

her kommen. Wenn man ihren Worten glaubt, tragen sie die sieben Weltwunder auf dem Rücken; machen sie aber ihre Kasten auf, so haben sie Ringe mit Bergkristall, Diademe von Filigran und römische Perlen . . . Halte Dich also dazu, guter Freund, sonst ist es dein Schade, denn je länger Du uns warten lässest, um so größere Ansprüche machen wir.«

»Was sagte der Herr Prinz?« fragte der mit dem schwarzen Barte, als habe er die Worte nicht verstanden.

Die Prinzessin Margarethe wiederholte die Worte des Dauphin italienisch, milderte aber die, welche für den schwarzbärtigen Handelsmann verletzend sein konnten, den sie als Piemontesen unter ihren besonderen Schutz genommen zu haben schien.

»Ich warte nur«, antwortete dieser, »daß die schöne junge Dame dort, die so traurig zu sein scheint, auch herankomme. Ich habe immer bemerkt, daß in den Edelsteinen ein mächtiger Zauber liegt, welcher die Tränen in schönen Augen trocknet, wie bitter sie auch sein mögen.«

»Du hörst, liebe Elisabeth«, sagte die Prinzessin Margarethe. »Komm also, stehe auf und nimm Dir ein Beispiel an der Schwester Diana, welche schon nach den Schmucksachen begierig ist.«

Elisabeth erhob sich und lehnte ihr schmachtendes Köpfchen auf die Achsel ihres Bruders Franz.

»Und nun«, sagte dieser spottend, »drückt aber die Augen zu, damit Ihr nicht geblendet werdet von dem was Ihr sehen werdet.«

Der schwarzbärtige Handelsmann schien nur auf diese Worte gewartet zu haben, denn er machte seinen Kasten auf und die Damen traten in der Tat, obwohl sie an reichen Schmuck und Edelsteine gewöhnt waren, unter freudigen Ausrufungen und wie geblendet einen Schritt zurück.

Fünfter Teil.

I.

Der Brautschmuck.

Man hätte in der Tat sagen können, die Hand irgend eines Erdgeistes habe vor den Prinzessinnen den Zugang zu einer Grube von Golconda und Visapur geöffnet, so blitzten die vier Bretter, welche die vier Fächer des Kastens bildeten, von Diamantenfeuer, den blauen, grünem und rotem Lichte der Saphire, Smaragden und Rubinen, unter denen Perlen von jeder Form und Größe in ihrem eigentümlichen Glanze schimmerten.

Die Prinzessinnen sahen einander erstaunt an und fragten sich mit Blicken, ob sie reich genug wären, solchen Schmuck zu bezahlen, den ihnen ein gewöhnlicher italienischer Hausierer bot.

»Nun«, fragte Maria Stuart den jungen Dauphin, »was sagst Du dazu?«

»Ich? Ich sage gar nichts; ich bewundere.«

Der Handelsmann mit dem schwarzen Barte tat als höre er dies nicht und sagte, als ob er erraten habe, was vor seinem Eintritt über die Herzogin den Valentinois gesagt worden war, als ob er wisse, welchen Einfluß die schöne Diana von Poitiers auf die ganze fürstliche Welt umher habe:

»Teilen wir erst den Abwesenden zu; es ist dies eine freundliche Rücksicht, über welche die Anwesenden nicht zürnen können und für die die Abwesenden dankbar sein werden.«

Bei diesen Worten griff er in den Wunderkasten und nahm eine Art Diadem heraus, dessen Funkeln im Licht die Umstehenden zu lauter Bewunderung zwang.

»Das Diadem ist einfach«, sagte der Handelsmann, »es scheint aber in seiner Einfachheit wegen der künstlerischen Arbeit der Person würdig zu sein, für die es bestimmt ist. Seht da ein dreifacher Halbmond, verschlungen wie ein Liebesknoten; in der

Öffnung liegt und schläft der schöne Hirt Endymion und hier kommt die Göttin Diana auf ihrem Wagen von Perlmutter mit Diamanträdern, ihn in seinem Schlummer zu besuchen . . . Heißt nicht eine der erlauchten Prinzessinnen, die ich vor mir sehe, Diana von Castro?»

Diana vergaß, daß ein gewöhnlicher Handelsmann so sprach, und trat so eilig vor, wir möchten fast sagen so artig, als stehe sie vor einem Prinzen, so wahr ist es, daß der Anblick eines Kunstwerkes, eines kostbaren Schmuckes, irgend einer Sache, die fürstlichen Wert hat, den Besitzer zu einem Fürsten macht.

»Diana bin ich«, sagte sie.

»Nun, erlauchte Prinzessin«, antwortete der Handelsmann mit einer Verbeugung, »hier ist ein Schmuck, der auf Befehl des Herzogs Cosmo I. von Florenz durch Benvenuto Cellini gearbeitet wurde. Ich kam durch Florenz, der Schmuck war zu verkaufen und ich kaufte ihn, weil ich hoffte, ihn am Hofe Frankreichs mit Vorteil wieder veräußern zu können, wo zwei Dianen leben, wie ich wußte. Sagt mir, würde er nicht gar schön stehen auf der Marmorstirn der Frau Herzogin von Valentinois?«

Diana von Castro konnte ihre Freude nicht unterdrücken.

»Ach, wie wird sich meine Mutter freuen!« sagte sie.

»Diana«, fiel der Dauphin ein, »sage ihr, ihre Kinder Franz und Maria gäben ihr denselben.«

»Da der Herr diese beiden lieblichen Namen ausspricht«, sagte der Handelsmann, »so erlaubt mir ihnen das zu zeigen, was für sie gearbeitet wurde. Seht, durchlauchtiger Prinz, ein Reliquienkästchen von reinem Golde, das dem Papste Leo X. angehört hat und statt gewöhnlicher Reliquien ein Stück von dem wahren Kreuze enthält. Die Zeichnung dazu ist von Michel Angelo, die Arbeit von Nicola Braschi von Ferrara; der Rubin da wurde aus Indien von dem berühmten Reisenden Marco Polo mitgebracht . . . Dieser glänzende Schmuck — verzeiht, wenn ich mich irre — war in meinem Sinne für die junge schöne Königin Maria Stuart bestimmt und er sollte sie daran erinnern — in dem Lande der Ketzer, über das sie einmal herrschen wird — daß kein anderer Glaube ist als der katholische und daß es besser ist für diesen Glauben zu sterben wie der Gottmensch, von dessen

heiligem Kreuz ein Stück in dem Kästchen sich befindet, als ihn zu verleugnen und die dreifache Krone Schottlands, Irlands und Englands auf das Haupt zu setzen.«

Marie Stuart hatte bereits beide Hände ausgestreckt, um das Gebotene in Empfang zu nehmen, als Franz zögernd sie zurückhielt.

»Marie«, sagte er, »das wird sehr teuer sein.«

Ein Lächeln spielte um die Lippen des fremden Handelsmannes; er wollte vielleicht etwas Anders sagen, begnügte sich aber mit den Worten:

»Es ist mir auf Credit gegeben worden und ich gebe es wiederum auf Credit.«

Das Reliquienkästchen wanderte aus den Händen des Hausierers in die der Königin Marie Stuart, die es auf einen Tisch stellte und vor ihm kniete, nicht um zu beten, sondern um es gemächlicher bewundern zu können.

Franz, der nie lange von ihr fern bleiben konnte, wollte ihr folgen, aber der Verkäufer rief ihn mit den Worten zurück:

»Verzeiht, aber hier ist auch etwas, das ich für Euch bestimmt hätte . . . Werdet Ihr geruhen diese Waffe anzusehen?«

»O, es ist der wunderschöne Dolch!« rief Franz, indem er darnach griff wie Achill nach dem Schwerte in der Hand des Ulysses.

»Nicht wahr, eine bewunderungswürdige Arbeit? Der Dolch war für Lorenzo von Medici, den friedlichen Fürsten bestimmt, welchen man bisweilen ermorden wollte, der aber Niemanden umbrachte. Er wurde von dem Goldschmiede Guirlandajo ziseliert, dessen Werkstatt sich auf dem Ponte Vecchio befindet. Dieser Teil da (der Händler zeigte dahin) soll von dem damals fünfzehnjährigen Michel Angelo modelliert worden sein. Lorenzo starb, ehe der Dolch gänzlich beendet war; siebenundsechzig Jahre blieb er im Besitz der Nachkommen Guirlandajo's; als ich durch Florenz kam, brauchten sie Geld; ich bekam das Kunstwerk sehr wohlfeil und werde bei dem Verkaufe an Euch nur die Reisekosten verdienen. Nehmt ihn also in vollem Vertrauen, denn eine solche Kleinigkeit wird einen Dauphin von Frankreich nicht ruinieren.«

Der junge Prinz jubelte laut, zog den Dolch aus der Scheide und legte, um sich zu überzeugen, ob die Klinge so gut sei wie das Heft, ein Goldstück auf den geschnitzten Eichentisch, vor welchem Marie kniete, und mit festerem kräftigem Stoße, als man von so schwacher Hand hätte erwarten sollen, durchbohrte er das Goldstück vollständig.

»He? Könnt Ihr das auch?« fragte er freudig indem er das Goldstück an der Dolchspitze zeigte.

»Gnädiger Prinz«, antwortete der Handelsmann bescheiden, »ich bin in den Spielen der Fürsten und Krieger nicht geübt; ich verkaufe Dolche, gebrauche sie aber nicht.«

»Mann«, entgegnete der Dauphin, »Ihr seht mir gerade so aus wie Einer, der bei Gelegenheit Schwert und Dolch gut zu gebrauchen versteht. Versucht einmal was ich getan habe; wenn Ihr aus Ungeschick die Klinge zerbrecht, ist es mein Schade.«

Der Handelsmann lächelte und sagte:

»Wenn Ihr es befiehlt, so will ich es versuchen.«

»Gut«, sagte Franz, der in seiner Tasche ein zweites Goldstück suchte. Der Handelsmann aber hatte unterdes ans dem ledernen Beutel, der an seinem Gürtel hing, einen spanischen Quadrupel genommen, der dreimal dicker war als der Rosenobel, welchen der Prinz durchstoßen hatte.

Er legte ihn auf den Tisch, wiederholte den Versuch des Prinzen, aber ohne alle Anstrengung, als hebe er nur den Arm empor und lasse ihn wieder fallen und doch mit ganz anderem Erfolge, denn die Dolchklinge durchbohrte nicht nur das Goldstück, als sei es Pappe, sondern drang auch noch zwei oder drei Zoll in den eichenen Tisch ein, den sie somit ebenfalls gänzlich durchbohrte.

Der Stoß war übrigens so genau in die Mitte des Quadrupels getroffen, als wenn die Mitte mit einem Zirkel gesucht worden wäre.

Der Colporteur überließ es dem Prinzen, wie er es vermöchte, den Dolch wieder ans dem Tische zu ziehen und kehrte zu seinen Schmucksachen zurück.

»Und für mich habt Ihr nichts?« fragte die Witwe des Horazio Farnese.

»Entschuldigt mich!« antwortete der Händler, »aber dies ist ein arabisches Armband von großem Werte und seltener Originalität; es wurde aus dem Schatze des Harems in Tunis genommen, als Kaiser Carl V., glorreichen Andenkens, im Jahre 1535 seinen siegreichen Einzug dort hielt. Ich kaufte es von einem alten Condottiere, welcher den Kaiser auf diesem Zuge begleitet hatte und legte es für Euch bei Seite. Gefällt es Euch nicht, so könnt Ihr etwas Anderes wählen, denn unsere Schätze sind, wie Ihr seht, noch nicht erschöpft.«

Das Armband war indes, wie der Mann gesagt hatte, eben so originell als kostbar, so daß es wohl die Wünsche Diana's von Castro reizen konnte. Die schöne Witwe nahm also das Armband und schien sich nur damit zu beschäftigen, ob sie einen so kostbaren Besitz werde bezahlen können.

Nun waren noch die Prinzessinnen Elisabeth und Margarethe übrig, von denen die erstere ihren Anteil mit der Schwermut der Gleichgültigkeit, die zweite den ihrigen mit der Ruhe der Überzeugung erwartete.

»Madame«, sagte der Handelsmann zu der jungen Braut des Königs Philipp II., sich habe zwar auch für Euch etwas bereit, wollt Ihr aber wählen unter allem? Euer Herz scheint sich so wenig nach diesen glänzenden Kleinigkeiten zu sehnen, daß ich fürchte nicht nach eurem Geschmack zu wählen.«

Elisabeth schien aus tiefen Gedanken zu erwachen und fragte:

«Was verlangt Ihr? Was wünscht Ihr?»

Da nahm Margarethe aus den Händen des Handelsmannes eine kostbare Perlenschnur, die fünffach lag und mit einem nußgroßen Diamant zusammengehalten wurde.

»Man wünscht, liebe Nichte«, sagte sie, »daß Du dieses Halsband versuchst, damit wir sehen, wie es deinem Halse steht.«

Sie legte das Collier um den Hals Elisabeths und schob sie an einen kleinen venezianischen Spiegel, damit sie sich selbst überzeuge, ob die Perlen Glanz über den Hals verbreitetem oder ob sie von ihm in Schatten gestellt würden.

Elisabeth aber ging an dem Spiegel vorüber, ohne hineinzusehen, und setzte sich wieder an das Fenster auf ihren

früheren Platz.

Margarethe sah ihr betrübt nach und bemerkte, als sie sich wieder umdrehte, daß die Augen des Händlers ebenfalls traurig nach der Prinzessin blickten.

»Ach«, flüsterte sie, »alle Perlen des Orients werden diese Stirn nicht aufheitern!«

Dann schüttelte sie gleichsam den Trauerschleier von sich, trat zu dem Handelsmanne und fragte:

»Nun, bin ich vergessen?«

»Madame«, antwortete der Fremde, »der Zufall oder vielmehr mein gutes Glück führte mich unterwegs mit dem Prinzen Emanuel Philibert zusammen. Da ich aus Piemont und folglich sein Untertan bin, so nannte ich ihm den Zweck meiner Reise und sprach davon, daß ich nach der Ehre strebe, zu Ew. Hoheit gelangen zu können. Für den Fall nun, daß mir dies gelinge, übergab er mir, mit dem Auftrage, Euch ihn zu Füßen zu legen, diesen Gürtel, den sein Vater Carl III. seiner Mutter Beatrice von Portugal an ihrem Hochzeitstage gegeben hatte. Es ist, wie Ihr seht, eine blau emaillierte goldene Schlange, deren Rachen eine Kette hält, an welcher fünf Schlüssel von demselben Metall hängen: diese Schlüssel sind die von Turin, Chambery, Nizza, Vercelli oder Villeneuve und Asti, mit den Wappen dieser Städte, der fünf Perlen eurer Krone. Ein jeder öffnet in dem Schlosse zu Turin einen Schrank, den Ihr selbst am Tage eures Einzugs im Palaste aufschließen werdet . . . Was könnte ich nach diesem Gürtel Euch noch Würdiges bieten? Nichts, als vielleicht einige von den reichen Stoffen, die mein Kamerad Euch darzulegen die Ehre haben wird.«

Der zweite Hausierer öffnete nun seinen Kasten und zeigte den verwunderten Augen der Prinzessinnen eine blendender Sammlung jener herrlichen Schärpen von Algier, Tunis oder Smyrna, welche mit den Strahlen der Sonne Afrikas oder Asiens gestickt zu sein schienen: eine Sammlung jener reichen Stoffe mit Gold und Silber, mit denen Paul Veronese seine aristokratischen Gestalten bekleidet, und endlich eine Auswahl jener langen Atlasstücke, die damals auf ihrem Wege aus dem Morgenlande nach dem Abendlande einen Augenblick in Venedig anhielten, ehe sie sich dann vor den Augen der schönen Damen von

Antwerpe, Brüssel und Gent entfalteteten und dann sich nach England, Frankreich und Spanien verbreiteten.

Die Prinzessinnen teilten sich in diese Schätze mit der fieberhaften Ungeduld, die das Weib, welchem Stande es auch angehört, bei dem Anblicke jener Schmucksachen ergreift, die ihrer Meinung nach ihre von der Natur erhaltenen Reize erhöhen müssen. Nach einer Viertelstunde hatte der Handelsmann mit dem blonden Barte so viel von seinen Waren verkauft, wie der schwarzbärtige von den seinen.

Nun war noch die Rechnung zu machen. Eine Jede wußte bereits, wie sie die beiden Handelsleute befriedigen sollte: Diana von Castro dachte sich an die Herzogin von Valentinois zu wenden, Maria Stuart an ihren Oheim Guise, der Dauphin an seinen Vater, den König; Margarethe allein brauchte um Geld nicht besorgt zu sein, und die Prinzessin Elisabeth dachte so wenig an die Bezahlung, als sie an den Kauf gedacht hatte.

In dem Augenblicke aber als man bezahlen wollte, erklärten die beiden Handelsleute, sie könnten nicht sofort den Preis der Schmucksachen und Zeuge angeben, da sie erst in ihren Büchern nachsehen müßten.

Sie baten deshalb um die Erlaubnis, den nächsten Tag, um dieselbe Stunde wieder kommen zu dürfen, was ihnen gern gestattet wurde, dann nahmen sie ziemlich ungeschickt, ihre Kasten wieder auf und verabschiedeten sich unter vielen Bücklingen.

Während dieser Vorbereitungen war die Prinzessin Margarethe verschwunden und der Piemontese sah sich vergebens nach ihr um, als er die Tür hinter sich zumachte, in dem Vorzimmer aber trat ein Page zu ihm, legte ihm einen Finger auf die Achsel, winkte ihm seine Last hinzustellen und ihm zu folgen.

Der Handelsmann gehorchte und trat mit dem Pagen in einen Korridor, auf den mehre Türen gingen.

Eine dieser Türen öffnete sich und er stand vor der Prinzessin Margarethe.

Der Page verschwand gleichzeitig hinter einer Tapete.

Der Handelsmann blieb erstaunt stehen.

»Schöner Schmuckverkäufer«, sagte die Prinzessin mit

reizendem Lächeln zu ihm, »wundert Euch nicht, daß ich Euch zu mir rufen ließ; weil ich fürchtete Euch vielleicht morgen nicht wieder zu sehen, wollte ich die einzige Bezahlung, die Euer und meiner würdig ist, nicht länger verschieben.«

Und sie reichte ihm die Hand mit jener vollendeten Anmuth, welche alle ihre Bewegungen begleitete.

Der Fremde aber ließ sich wie ein Edelmann auf ein Knie nieder, faßte jene weiße Hand mit den Fingerspitzen und drückte seine Lippen mit einem Seufzer darauf, den die Prinzessin seiner Verlegenheit zuschrieb, der aber nur Sehnsucht und Bedauern ausdrückte.

Nach einer Pause sprach der Handelsmann weiter und diesmal im trefflichsten Französisch:

»Ew. Hoheit erzeigt mir eine große Ehre, aber weiß sie auch, wem sie diese Ehre gewährt?«

»Vor siebzehn Jahren«, antwortete Margarethe, «kam ich in das Schloß zu Nizza und der Herzog Carl von Savoyen stellte mir seinen Sohn als meinen künftigen Gatten vor. Von diesem Tage an habe ich mich für die Verlobte des Prinzen Emanuel Philibert gehalten und voll Vertrauen auf Gott auf die Stunde gewartet, daß es der Vorsehung gefallen werde uns zu vereinigen. Gott hat das Vertrauen belohnt, das ich auf ihn setzte, indem er mich heute zur glücklichsten und stolzesten Prinzessin in der Welt macht.«

Die Prinzessin glaubte genug gesagt zu haben und mit gedankenschneller Bewegung schlang sie mit der einen Hand um den Hals des Knieenden die goldene Kette mit Edelsteinen, die sie selbst trug, während sie mit der andern die Tapete zurückfallen ließ, welche sie von dem trennte, mit welchem sie eben Brautgeschenke getauscht hatte.

Am nächsten Tage wie an den folgenden wartete man in dem Louvre vergebens auf die beiden Hausierer und da die Prinzessin Margarethe Niemanden etwas von dem mitteilte, was in ihrem Zimmer geschehen war, glaubten die, welche der Wahrheit am nächsten kamen, die beiden freigebigen Austheiler von Schmucksachen und Zeugen wären zwei Abgesandte des Prinzen gewesen, welche in seinem Namen die Hochzeitgeschenke überbracht. Niemand aber ging so weit und

vermutete, daß der Eine der Prinz selbst, der Andere aber ein
getreuer und von ihm unzertrennlicher Scianca-Ferro gewesen.

II.

Was in dem Schloß Tournelles und in den Straßen von Paris in den ersten Tagen des Monat Juni 1559 geschah.

Am 5. Juni des Jahres 1559 kam ein glänzender Reiterzug, bestehend aus zehn Trompetern, einem Wappenkönig, vier Herolden, hundertundzwanzig Pagen und dreißig bis vierzig Knappen, welche den Zug schlossen, aus dem königlichen Schlosse Tournelles bei der Bastille, bewegte sich unter einer großen Menschenmenge, die solche Pracht noch nicht gesehen hatte, weiter und hielt auf dem Platze vor dem Rathhause.

Hier bliesen die Trompeter dreimal, damit die Leute Zeit hätten, die Fenster zu öffnen und auf der Straße heranzukommen; als dann die Menge dicht geschart stand, als Aller Augen und Ohren geöffnet waren, breitete der Wappenkönig ein großes Pergament mit dem königlichen Siegel aus, die Herolde riefen dreimal: »Still! Hört was gesagt werden wird!« und der Wappenkönig begann zu lesen:

»Im Namen des Königs!

»Nachdem in einem langen, heftigen und grausamen Kriege die Waffen an verschiedenen Orten unter Vergießung von Menschenblut und anderer verderblichen Taten, die der Krieg erzeugt, geführt worden sind, und Gott durch seine heilige Gnade und Barmherzigkeit der ganzen Christenheit, die durch solch Ungemach betrübt war, die Ruhe eines guten und sichern Friedens geben wollte, ist es mehr als billig, daß ein Jeder sich anschickt, mit allen Äußerungen der Freude eine so große Wohltat zu preisen und zu rühmen, welche alle Feindseligkeiten und Bitterkeiten in Freundschaft und Liebe verwandelt durch die engen Verbindungen, welche in Folge des Vertrages über den genannten Frieden geschlossen werden, nämlich:

»Zwischen dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten,

Fürsten Philipp, katholischen Könige von Spanien, und der durchlauchtigsten, vortrefflichsten Prinzessin Elisabeth, älteren Tochter des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Königs Heinrich, des Zweiten dieses Namens, unseres allergnädigsten Herrn;

»Und zwischen dem durchlauchtigen, großmächtigen Fürsten Emanuel Philibert, Herzoge von Savoyen und der durchlauchtigsten, vortrefflichsten Prinzessin Margarethe von Frankreich, Herzogin von Berry, einzigen Schwester des genannten allerchristlichsten Königs, unseres gnädigen Herrn.

»Dieser nun, in Betracht, daß bei den sich darbietenden Gelegenheiten die Waffen, die von jeder Grausamkeit und Gewalttat abgewendet sind, mit Vergnügen und Nutzen dort von denen gebraucht werden können, die sich in lobenswerten Taten üben wollen,

»Macht demnach allen Fürsten und Herren, Rittern und Knappen bekannt, daß in der Hauptstadt Paris Se. Majestät der allerchristlichste König, die Fürsten Alphons von Este, Herzog von Ferrara, Franz von Lothringen, Herzog von Guise und Jacob von Savoyen, Herzog von Nemours, sämtlich Ritter des Ordens, bereit sind, mit einem jeden, der sich gebührend ausweist, vom sechzehnten Tage des gegenwärtigen Monats an nach bestimmten Regeln und Verordnungen zu kämpfen u.s.w.

»Zum Zeichen der Wahrheit haben Wir, Heinrich von Gottes Gnaden König von Frankreich, dies eigenhändig unterzeichnet.

Heinrich.«

Nachdem dies verlesen war, riefen die die Herolde dreimal:

»Es lebe der König Heinrich, dem der Herr lange und glorreiche Tage gebe!«

Die ganze Schar wiederholte den Ruf, in den auch die versammelte Menge einstimmte.

Darauf begab sich der Zug weiter, um an verschiedenen Orten dieselbe Zeremonie zu wiederholen. Zuletzt kehrte er in das

Schloß Tournelles zurück, wohin der König seinen Hof verlegt hatte.

Acht Tage vorher war nämlich dem Könige angezeigt worden, daß der Herzog von Alba, der den König Philipp II. bei der Trauungszeremonie vertreten sollte, mit dreihundert spanischen Edelleuten auf dem Wege nach Paris sei.

Als bald hatte der König den Louvre geräumt, um denselben dem Herzog von Alba zu überlassen und mit seinem Hofe den Palast Tournelles zu bewohnen. Ebenso hatte er sofort den Connétable dem Herzog entgegengesandt.

Um zwei Uhr Nachmittags am letzten Maisonntage hielten die Spanier ihren glänzenden Einzug in Paris. Ihre Anzahl belief sich im Ganzen auf mehr denn fünfhundert Reiter.

Bei der Vorlesung der obengenannten Ankündigung waren denn auch fast so viele Spanier als Franzosen gegenwärtig gewesen.

Wir brauchen kaum zu bemerken, daß der König große Arbeiten für die Turniere hatte ausführen lassen.

Das längliche Gebäude, in dem sie abgehalten werden sollten, war von Brettern aufgeführt und mit blau- und gelbgestreifter Zeltleinwand überdeckt.

An den beiden Seitenverlängerungen befanden sich Galerien für die Zuschauer, die Herren und Damen vom Hof.

Nach dem Schlosse zu führten drei große Eingänge hinein, welche im Ganzen so ziemlich die Form der drei Öffnungen eines Triumphbogens hatten.

Die vier Aufforderer waren, wie wir gesehen haben:

der König Heinrich II. von Frankreich;

der Fürst von Ferrara, Alphons von Este;

Franz von Lothringen, Herzog von Guise;

Jakob von Savoyen, Herzog von Nemours.

Vier Maste mit Fähnchen trugen ein jeder ein Wappenschild eines dieser Kämpen. Die Angreifenden — die auf der entgegengesetzten Seite der Schranken hereinkamen, wo ein großer Saal gebaut war, in dem sie sich an- und auskleiden konnten — mußten mit ihrem Lanzenenschaft das Schild desjenigen berühren, mit dem sie kämpfen wollten. Auf dieser wie auf der

entgegengesetzten Seite konnte eine Barriere geöffnet werden, um Pferd und Reiter einzulassen.

Vielleicht geschah aber, was bei solchen Gelegenheiten oft geschah, daß der Haß sich einmischte, daß einer den Schild mit der Lanzenspitze berührte und dadurch andeutete, daß er mit dem Besitzer des Wappens einen ernsten Kampf bestehen wolle. Der König mußte dazu allerdings seine Genehmigung geben; würde er aber den Mut haben, sie zu versagen?

Der innere Raum der Schranken, in welchem die Rennen stattfinden sollten, war fünfzehn Schritte breit und fünfundvierzig lang, so daß Zwei gegen Zwei, ja Vier gegen Vier rennen konnten.

Diese Schranken waren durch lange Hölzer in der Höhe von drei Fuß geschlossen, die man mit Zeug überzogen hatte. Barrieren, die sich an jedem Ende öffneten, erlaubten den Kampfrichtern sich hinein zu begeben.

Es gab so viele Kampfrichter als Ausforderer, also vier.

Es waren:

der Prinz von Savoyen, Emanuel Philibert;

der Connétable von Montmorency;

der Großstallmeister Herr von Boissy;

der Oberkammerherr und Marschall Herr von Vieilleville.

Ein jeder hatte an einer der Ecken des vierseitigen Raumes am Ende eine kleine Bastion mit seinem Wappen darüber.

Zwei dieser Bastionen, die des Herzogs von Savoyen und des Connétable, befanden sich an der Seite des Palastes Tournelles; die beiden andern an der andern Seite.

Über der Bastion der Aufforderer war der Balcon für die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen angebracht, ganz mit Goldbrokat belegt, eine Art Thron für die Königin, Sessel für die Prinzen und Prinzessinnen und niedrigere Stühle für die Hofdamen.

Der König besuchte jeden Tag den noch leeren Raum und wartete mit Ungeduld auf den Beginn der Festlichkeiten.

III.

Nachrichten aus Schottland.

Am 21. Juni kam eine nicht minder glänzende Cavalcade als die des Herzogs von Alba aus Brüssel nach Paris.

Sie wurde von Emanuel Philibert, dem künftigen Gemahl der Prinzessin Margarethe von Frankreich, Herzogin von Berry geführt.

In Écouen machte man Halt und man bemerkte, daß der Prinz mit seinem Pagen sich in ein Haus begab, das sie zu erwarten schien.

Das Haus lag im Grünen vor der Stadt, hundert Schritte vor der Straße, und allein.

Nach zwei Stunden erschien der Prinz allein wieder und zwar mit dem traurigen Lächeln derer um die Lippen, welche ein großes Opfer gebracht haben.

Man bemerkte, daß der Page ihn verlassen hatte, der bisher nie von ihm gewichen war.

»Nun vorwärts, Ihr Herren«, sagte Emanuel, »man erwartet uns in Paris.«

Er wandte mit einem Seufzer den Kopf noch einmal — zurück, setzte sein Pferd in Galopp und gelangte an die Spitze seines Zuges.

In Saint-Denis traf Emanuel seinen ehemaligen Gefangenen, den Connétable, der ihm entgegenkam, wie er dem Herzog von Alba entgegengereist war.

Emanuel Philibert empfing die Komplimente des Connétable mit artiger, aber ernster und trauriger Miene. Man fühlte, daß der Körper wohl den Weg nach Paris fortsetzte, daß aber das Herz zurückgeblieben war.

Zwischen Paris und Saint-Denis sah der Prinz einen bedeutenden Zug sich entgegenkommen; derselbe erschien offenbar seinetwegen, und er schickte Robert von Rovero ab.

Der Zug bestand aus zweihundert Herren aus Savoyen und Piemont, die sämtlich schwarz gekleidet waren und eine goldene

Kette am Halse trugen. Ihr Führer war der Graf von Roconis.

Sie schlossen sich dem Zuge Emanuels an.

Als sie am Tore erschienen, jagte ein Mann, der wahrscheinlich auf sie gewartet hatte, im Galopp davon. Es war der Bote des Königs, welcher die Ankunft des Prinzen melden sollte.

Der König erwartete demnach den Prinzen unten am Schloß Tournelles, und er hielt seine Schwester Margarethe an der Hand; hinter ihm auf der ersten Stufe der Vortreppe standen die Königin Catharina und die fünf Kinder, auf den andern Stufen amphitheatralisch die Prinzessinnen, Herren und Damen vom Hofe.

Emanuel Philibert hielt zehn Schritte von der Vortreppe sein Pferd an und sprang von demselben herunter, dann eilte er auf den König zu, dem er die Hand küssen wollte, der ihm aber die Arme öffnete und sagte:

»Umarmt mich, mein werter Bruder.«

Dann stellte er ihn der Prinzessin Margarethe vor.

Diese trug ein Kleid von fleischfarbenem Samt mit weißen Puffen an den Ärmeln und statt allen Schmuckes jenen prachtvollen emaillierten Gürtel mit den fünf goldenen Schlüsseln, welchen ihr der Hausierer im Namen ihres Bräutigams übergeben hatte.

Bei dem Anblicke Emanuels errötete sie, dann reichte sie ihm die Hand, und der Prinz tat wie der Hausierer getan hatte, er ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und küßte die schöne Hand.

Darauf wurde er von dem Könige der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen vorgestellt.

Alle hatten ihm zu Ehren den Schmuck angelegt, welchen die Hausierer gebracht hatten und den man für ein Hochzeitgeschenk hielt; da die Handelsleute nicht wieder gekommen waren.

Nur Maria Stuart hatte sich mit ihrem kostbaren Reliquienkästchen nicht schmücken können, da dasselbe die reichste Zierde ihres Bettgemachs geworden war und später, nach dreißig Jahren, in der Nacht vor ihrem Tode, im Schlosse Fotheringay, die heilige Hostie aus Rom aufnehmen sollte, die sie am Tage der Hinrichtung bei der Communion empfing.

Emanuel Philibert seinerseits stellte dem Könige die Herren vor,

welche ihn begleiteten.

Es waren die Grafen von Horn und Egmont, jene beiden Helden von Saint-Quentin und Gravelingen, die neun Jahre später als Märtyrer ihres Glaubens, auf dem Schafott, verurteilt von demselben Herzoge von Alba sterben sollten, der hinter dem Könige von Frankreich ihnen jetzt zulächelte und wartete, daß auch an ihn die Reihe komme, ihnen die Hand zu drücken.

Es war ferner Wilhelm von Nassau, ein schöner junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, schon damals ernst in jener Traurigkeit, die ihm später den Beinamen des *Schweigsamen* erwerben sollte, und den man Prinz von Oranien nannte, weil er 1545 das Fürstentum Oranien von seinem Oheim Renatus von Nassau geerbt hatte.

Es waren ferner die Herzoge von Braunschweig und die Grafen von Schwarzenberg und Mansfeld, die sich glücklicherweise nicht durch gewaltsamen Tod einen Namen erwerben sollten.

Mit einem Male, als solle diesem Vereine von Männern und Frauen, die das Geschick im Voraus gezeichnet hatte, nichts fehlen, sah man auf dem Boulevard her einen Reiter im Galopp ankommen, der bei dem Anblicke der glänzenden Schar sein Pferd anhielt, abstieg, den Zügel seinem Knappen zuwarf und wartete, daß der König ihn anrede.

Er konnte dessen sicher sein; er war so eilig herbeigekommen, hatte sein Pferd so Kunstgewand angehalten und war so leicht abgestiegen, daß Heinrich, ein vollendeter Reiter, ihn sicherlich betrachtete.

Auch rief der König in der Tat:

»Ah, Lorges, Lorges! Unser Kapitän der schottischen Garde, den wir mit dreitausend Mann eurer Mutter, liebe Marie, zu Hilfe geschickt hatten und der uns Nachrichten aus eurem Reiche Schottland bringt, damit dem heutigen schönen Tage nichts fehle. Kommt her, Montgomery!« fuhr der König fort; »da wir große Feste haben werden, so sieh Dich vor, denn ein Sprichwort sagt, es sei immer gefährlich mit dem Feuer zu spielen.«

Der König Heinrich spielte auf den Unfall an, dessen Urheber Jacob von Montgomery, Vater Gabriels, gewesen war, als er bei der Scheinbelagerung von Saint-Paul, das er gegen den König

Franz I. verteidigte, diesen mit einem brennenden Holzstück an das Kinn traf und ihm eine Wunde beibrachte, die über hundert Jahre lang die Mode bezweckte, den Bart lang und das Kopfhaar geschoren zu tragen.

Montgomery trat zu dem Könige, ohne zu ahnen, daß er bei den bevorstehenden Spielen der Urheber eines weit schlimmeren Unfalls sein sollte.

Er brachte aus Schottland gute politische und böse religiöse Nachrichten; Elisabeth unternahm nichts gegen ihre Nachbarin, die Grenzen waren ruhig, aber Schottland im Innern stand in Flammen.

Der Brand war die Reformation, der Brandstifter John Knox.

In Frankreich kannte man diesen schrecklichen Namen kaum, als Gabriel von Lorges, Graf von Montgomery, ihn aussprach. Was lag auch diesem eleganten Hofe der Valois, der in seinen Schlössern Louvres, Tournelles und Fontainebleau lebte; was lag Franz I. mit seiner Herzogin von Étampes, seinem Leonardo da Vinci, seinem Andrea del Sarto, seinem Benvenuto Cellini, seinem Rosso, Primaticci, Rabelais, Budé, Lascaris und Marot; was lag Heinrich II. mit seiner Herzogin von Valentinois, mit Ronsard, Philibert Delorme, Montaigne, de Bèze, du Bellay, Amyot, dem Kanzler l'Hospital, Jean Goujon, Serlio, Germain Pilon, Catharina von Medici und deren Fräuleins; was lag dieser ganzen eleganten, frivolen, mutigen, stolzen Welt, in deren Adern das französische und italienische Blut floß, die unaufhörlich die Geschichte mit dem Romane vermischt und aus Paris gleichzeitig Rom, Athen und Cordoba machen wollte; was lag diesen Königen, Prinzen und Prinzessinnen, diesen Edelleuten, Bildhauern, Malern, Schriftstellern, Baumeistern unter dem Regenbogen der Kunst, des Ruhmes und der Poesie daran, was auf einem Punkte der Welt vorging, den sie für das Ende der zivilisierten ansahen, bei einem armen unwissenden, rohen Volke, das sie für ein Anhängsel Frankreichs, für eine jener Schmucksachen hielten, die durch das Metall merkwürdiger sind als durch die Arbeit daran. Sollte jenes Land sich eines Tages gegen seinen jungen König Franz, gegen seine junge Königin Marie Stuart auflehnen, nun so setzte man sich auf ein goldschimmerndes Fahrzeug, wie es Wilhelm getan hatte, als er

England eroberte, oder Roger, als er Sizilien unterwarf, nahte Schottland und beugte es mit einer goldenen Spange statt der Kette am Fuße, zu den Füßen der Enkelin Eduards, der Tochter Jacobs V., nieder.

Gabriel von Lorges sollte die Vorstellungen des französischen Hofes über Schottland berichtigen und der erstaunten Marie Stuart sagen, daß ihr größter Feind keineswegs die Königin von England, sondern ein armer Pfarrer sei, der dem römischen Hofe untreu geworden, John Knox.

Er hatte diesen John Knox in einem Volksaufzuge gesehen und eine schreckliche Erinnerung daran bewahrt; er hatte ihn in dem Aufzuge gesehen, von welchem Knox selbst mit den Worten spricht:

»Ich sah das Idol Dagon (das Kruzifix) auf dem Straßenpflaster zerbrechen und Priester und Mönche mit zerrissenen Bischofsmützen, mit nachschleifenden Gewändern, mit zerfetzten Beinkleidern eilig entfliehen; graue Mönche den Mund öffnen, schwarze Mönche die Backen aufblasen, Kirchendiener keuchend entfliehen wie Raben und sich glücklich schätzen, so schnell als möglich ihr Nest zu erreichen, denn niemals hatte ein solcher Schreck dieses Geschlecht des Antichrist ergriffen.

Derjenige, aus dessen Munde der Wind kam, welcher einen solchen Sturm entfesselt hatte, mußte ein Titan sein und er war es.

John Knox war in der Tat Eines der Elemente mit Menschenantlitz, wie man sie in den Tagen großer politischer und religiöser Umwälzungen erscheinen sieht.

Kommen sie in Schottland oder England bei der Kirchenreformation zu Tage, so heißen sie John Knox oder Cromwell.

Treten sie in Frankreich bei der Staatsreform auf, so nennt man sie Mirabeau oder Danton.

John Knox war 1505 in Ost-Lothian geboren, stand also zu der Zeit, von welcher wir sprechen, im vierundfünfzigsten Jahre. Er war in den geistlichen Stand getreten, als das Wort Luthers von Worms bis Edinburg schallte, und er begann alsbald mit dem

Ungestüm seines Temperaments gegen den Papst und die Messe zu predigen. Da er 1552 zum Caplan des Königs von England, Eduard VI., ernannt worden war, hatte er bei der Thronbesteigung der blutigen Marie Großbritannien verlassen müssen und sich nach Genf zu Calvin begeben.

Als Marie gestorben war und Elisabeth auf dem Throne saß, hatte er die Zeit für günstig gehalten und war nach Schottland zurückgegangen, wohin er Tausende von Exemplaren einer Flugschrift mitgenommen, die er in Genf hatte drucken lassen und die sowohl gegen die Regentschaft Mariens von Lothringen als gegen die künftige Regierung der Marie Stuart gerichtet war. Sie hieß: »Gegen das Frauenregiment.«

In seiner Abwesenheit war der Baum der Reformation, den er gepflanzt, groß gewachsen und beschattete drei Vierteile von Schottland.

Er hatte ein katholisches Vaterland verlassen und fand ein protestantisches wieder.

Das war der Mann, den Marie zu fürchten hatte.

Hatte Marie wirklich etwas zu fürchten? Schottland lag ja für sie nicht bloß fern im Raume, sondern auch in der Zukunft.

Was hatte sie, die Gemahlin des Dauphin von Frankreich, die Schwiegertochter eines kräftigen, jugendlich feurigen Mannes von kaum einundvierzig Jahren, mit Schottland zu schaffen?

Man wußte noch nicht, daß man bei den Valois so jung starb.

Bedurfte sie jener wilden Rose, die unter Felsen aufgeblüht war und die man die Krone Schottlands nannte, da ihr jene Krone Frankreichs in Aussicht stand, welche er, nach dem Ausspruche des Kaisers Maximilian, seinem zweiten Sohne geben würde, wenn er zwei Söhne hätte.

Es gab zwar jenes Horoskop, welches ein Astrolog am Tage der Geburt des Königs Heinrich II. gestellt hatte, jenes Horoskop, über das der Connétable so viel gespottet, das der König dem Herrn von Aubespine übergeben hatte und das aussagte, König Heinrich werde in einem Zweikampfe getötet werden.

Es gab zwar jenes Zeichen, das Gabriel von Lorges zwischen den beiden Augenbrauen hatte und welches den Kaiser Carl V. so sehr beunruhigte, bis sein Astrolog ihm gesagt, jenes Zeichen

bedrohe nur einen Fürsten mit den Lilien.

Aber war es wahrscheinlich, daß einer der größten Fürsten der Christenheit sich jemals in einem Zweikampfe schlagen werde, da Franz I., der vorzugsweise kampflustige König, sich nicht geschlagen hatte, als er Gelegenheit gehabt, sich mit seinem Nebenbuhler Carl V. zu messen?

War es wahrscheinlich, daß Gabriel von Lorges, Graf, von Montgomery, einer der Heinrich II. am meisten ergebenen Herren, der Kapitän der schottischen Garde, der ihm bei der Wildschweinjagd im Walde von Saint-Germain, welcher wir beiwohnten, fast das Leben gerettet hatte, jemals eine mörderische Hand gegen den König erheben werde, dessen Tod sein Glück, seine ganze Zukunft untergrub?

Weder die Wirklichkeit also noch Prophezeiung, weder Gegenwart noch Zukunft konnte die schönen Gesichter dieses lustigen Hofes betrüben als die Glocken der Notre-Dame-Kirche ihm meldeten, alles sei bereit zu der ersten der Trauungen die stattfinden sollten, zu der des Königs Philipp II., den Herzog von Alba vertrat, mit Elisabeth von Frankreich, die man Elisabeth des Friedens nannte, weil diese Heirat so großen Einfluß auf den Frieden der Welt hatte.

IV.

Das Turnier in der Straße Saint-Antoine.

Es war am 27. Juni 1559, als die Glocken von Notre-Dame zur Feier der Vermählung des Königs von Spanien mit der Tochter des Königs von Frankreich läuteten.

Der Herzog von Alba vertrat, in Begleitung des Prinzen von Spanien und des Grafen von Egmont, den König Philipp II., wie wir schon sagten.

An der Kirche versagten die Füße der armen Elisabeth den Dienst; man mußte sie halten, fast tragen, um sie in die Kirche hineinzubringen; Wilhelm von Oranien und der Graf von Egmont, die beiden von dem Geschick bezeichneten Männer, leisteten ihr diesen traurigen Dienst.

Emanuel sah sie mit einem mitfühlenden Lächeln an, dessen Bedeutung nur Scianca-Ferro erraten konnte, der Einzige, der wußte, wen der Prinz in Écouen zurückgelassen hatte.

Nach der Zeremonie kam man in den Palast zurück, wo ein großes Mahl wartete. Der Tag verging unter Concerten, und Abends eröffnete Emanuel Philibert den Ball mit der jungen Königin von Spanien, die keinen anderen Trost hatte als die Abwesenheit ihres königlicher Gemahls, von dem sie noch auf einige Tage fern war. Jacob von Nemours tanzte mit der Prinzessin Margarethe, Franz von Montmorency mit Diana von Castro und der Dauphin, den wir zuerst hätten nennen sollen, mit der Königin Maria Stuart.

Freunde und Feinde hatten sich für einen Augenblick geeinigt und jeder Haß schien eingeschlummert, wenn nicht erloschen zu sein.

Nur bildeten Freunde und Feinde zwei völlig getrennte Gruppen:

Der Connétable mit allen seinen Söhnen, Coligny, Dandelot und drei Herren.

Franz von Guise mit allen seinen Brüdern, dem Kardinal von Lothringen, dem Herzog von Aumale, dem Herzog von Elbeuf.

Die Ersteren waren heiter, freudig, siegesbewußt; die Letzteren finster, ernst, drohend.

Man sagte sich leise, wenn am andern Tag in den Schranken Einer der Montmorency auf Einen der Guise träfe, werde es keinen Scheinkampf sondern einen ernstlichen geben.

Aber Heinrich hatte seine Vorsichtsmaßregeln getroffen, nämlich Coligny und Dandelot verboten, andere Schilde als das seinige oder die Jakobs von Nemours und Alphons von Este zu berühren.

Ein gleiches Verbot war an Damville und Franz von Montmorency ergangen.

Die Guise hatten anfangs von dem Feste sich fern halten wollen; der Herzog Franz sprach von einer notwendigen Reise in sein Fürstentum, aber Catharina von Medici und der Kardinal, sein Bruder, brachten ihn von diesem Vorhaben zurück, das unklug war, wie es alle Pläne sind, die der Stolz und der Ärger eingehen.

Er war also geblieben und die Ereignisse bewiesen, daß er damit wohlgetan hatte.

Um Mitternacht trennte man sich; der Herzog von Alba: begleitete Elisabeth bis in ihr Gemach, legte sein rechtes Bein in das Bett und bedeckte es mit der Decke; nach einigen Minuten zog er es wieder heraus, verbeugte sich und ging.

Die Vermählung war erfolgt.

Am andern Tage wurde der ganze Hof durch die Fanfaren geweckt, mit Ausnahme des Königs Heinrich, der nicht geschlafen hatte vor Eifer.

Obgleich das Turnier erst nach dem Frühstück beginnen sollte, ging König Heinrich II. doch schon seit dem Morgen in die Schranken und in den Stall und musterte seine kostbaren Pferde, denen Emanuel Philibert — ein kostbares Geschenk! — neunzehn gesattelte und gezäumte hinzugefügt hatte.

Als die Zeit des Frühstücks kam, speisten die Ausfordernden und die Kampfrichter an einem runden Tische, um an die Tafelrunde des Königs Arthur zu erinnern, und wurden von den Damen bedient.

Diese vier Dienerinnen waren die Königin Catharina, die

Prinzessin Margarethe, die kleine Königin Maria und die Herzogin von Valentinois.

Nach dem Frühstück begab sich ein Jeder in sein Gemach, um sich zu wappnen.

Der König besaß einen bewundernswürdigen Harnisch aus Mailand, der ganz mit Gold und Silber eingelegt war; sein Helm mit der Königskrone stellte einen Salamander mit ausgebreiteten Flügeln vor.

Sein Wappenschild glich dem, das an der Bastion hing, zeigte einen Halbmond an reinem Himmel mit der Devise:

Donec totum impleat orbem.

Seine Farben waren Weiß und Schwarz, die, welche Diana von Poitiers nach dem Tode des Herrn von Brézé, ihres Gemahls, angenommen hatte.

Franz von Guise trug seine Schlachtrüstung, dieselbe welche er bei der Belagerung von Metz getragen hatte und an der man die Spur der fünf Kugeln sehen konnte, welche bei jener Belagerung daran sich platt gedrückt . . . (Man sieht diese Spuren heute noch an dieser Rüstung im Artilleriemuseum in Paris, wo sie sich befindet.)

Sein Schild zeigte wie der des Königs einen Himmel, nur war derselbe minder klar und rein, denn eine weiße Wolke verhüllte daran einen goldenen Stern.

Seine Devise lautete:

Présente, mais cachée,
(Vorhanden, aber verborgen)

Seine Farben waren Weiß und Blaßrot, »Farben«, sagt Brantôme, »einer Dame, die ich nennen könnte und der er diente, als sie Hoffräulein war.«

Leider nennt Brantôme die Dame nicht, was uns zu gleicher Diskretion zwingt, wie er sie übte.

Herr von Nemours hatte eine mailändische Rüstung, ein Geschenk des Königs Heinrichs II. Sein Schild zeigte einen Engel oder Liebesgott — das ließ sich nicht wohl unterscheiden — mit einem Blumenstrauß und der Devise:

Ange ou amour, il vient du ciel.
(Engel oder Liebe, sie stammen vom Himmel)

Diese Devise deutete auf das, was dem schönen Prinzen in der Stadt Neapel an einem Fronleichnamsfeste widerfahren war. Als er der Procession mit den andern französischen Herren folgte, streckte sich an einem dazu hergerichteten Drahte ein Engel aus einem Fenster herab und überreichte ihm von einer Dame einen prächtigen Blumenstrauß

Seine Farben waren Gelb und Schwarz, Farben, die nach Brantôme, *Genuß und Festigkeit* oder *fest im Genuß* bedeuteten. »denn er liebte damals eine der schönsten Damen und mußte deshalb fest und treu für sie sein.«

Der Herzog von Ferrara endlich — der damals noch ziemlich unbekanntes junge Prinz, welcher später seinem Namen die traurige Berühmtheit geben sollte, Tasso sieben Jahre lang in dem Irrenhause eingesperrt zu haben — trug eine bewundernswürdige Rüstung von Venedig; sein Schild zeigte Herkules, der den nemäischen Löwen niederwirft, mit der Devise:

Qui est fort est Dieu.

(Wer stark, ist Gott.)

Seine Farben waren Gelb und Roth.

Zu Mittag wurden die Tore geöffnet und sofort füllten sich die auf den Erhöhungen reservierten Plätze mit den Damen und Herren, welchen ihr Name das Recht gab, diesen Festen beizuwohnen.

Dann füllte sich auch der königliche Balcon.

Am ersten Tage sollte die Herzogin von Valentino den Preis erteilen, eine prachtvolle Kette mit Rubinen, Saphiren und Smaragden, welche durch goldene Halbmonde getrennt waren. — Die Halbmonde waren die Wappen der schönen Herzogin von Valentino.

Am zweiten Tage sollte der Sieger durch die Hand der Prinzessin Margarethe gekrönt werden. Der Preis war da eine türkische Streitaxt von außerordentlicher Arbeit, welche Soliman dem König Franz I. gegeben hatte.

Der dritte Tag — der Ehrentag — war für Catharina von Medici bestimmt, und der Preis bestand da in einem Schwert, dessen Griff Benvenuto Cellini ziselirt hatte.

Um Mittag ließen die Musiker ihre Fanfaren ertönen.

Die Stunde des Turniers war gekommen.

Die Pagen traten zuerst in die Schranken gleich einem Schwarm Vögel.

Es gab zwölf Pagen für jeden Ausforderer, achtundvierzig also im Ganzen und jeder war in Seide und Samt in den Farben seines Gebieters gekleidet.

Dann kamen die vier Knappen jedes Ausforderers. Sie hatten den Auftrag die zerbrochenen Lanzen aufzuheben und den Kämpfenden im Notfall Beistand zu leisten.

Endlich erschienen auch die vier Marschälle vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt, mit niedergelassenem Visir, auf ebenfalls geharnischten Pferden mit Decken, welche bis zum Boden hinabreichten.

Ein jeder stellte sich mit dem Stabe in der Hand vor eine der Seitenbarrieren und hielt sich unbeweglich wie eine Reiterstatue.

Da erschienen die Trompeter der vier Ausforderer an den vier Toren der Bastion und bliesen herausfordernd nach den vier Himmelsgegenden.

Eine Trompete antwortete, und man sah durch das Thor des Gegners einen völlig geharnischten Reiter mit geschlossenem Visir und die Lanze am Steigbügel erscheinen.

Die Kette des goldenen Vlieses hing an seinem Halse. An diesem Orden, den er 1546 von Carl V. erhalten hatte — gleichzeitig mit dem Kaiser Maximilian, Cosmo von Medici, Albrecht von Bayern, Emanuel Philibert, Octavio Farnese und Herzog von Alba — erkannte man Lamorat, Graf von Egmont.

Die Federn seines Helmes waren weiß und grün, die Farben Sabina's, Pfalzgräfin, Herzogin von Bayern, mit der er sich vor fünf Jahren in Speier, in Beisein des Kaisers Carl V. und Philipps II. von Neapel, vermählt hatte und die er innig und treu bis zum Tode liebte.

Er tummelte sein Pferd mit der Leichtigkeit und Zierlichkeit, welche ihm den Ruf eines der ersten Reiter in der spanischen Armee erworben hatten, einen Ruf, auf den Heinrich II. selbst neidisch war, obgleich dieser als Reiter nicht Seinesgleichen haben sollte.

Als er die Schranken fast erreicht hatte, neigte er Lanze und

Haupt vor der Königin und den Prinzessinnen, die Lanzenspitze bis an die Erde, die Krone seines Helmes bis auf dem Hals seines Pferdes, und berührte dann mit dem Holze seiner Lanze das Schild des Königs Heinrich II.

Dann nötigte er sein Pferd unter schallenden Fanfaren die ganze Länge der Schranken rückwärts zu gehen und stellte sich mit eingelegter Lanze an der andern Seite auf.

Da es ein Scheinkampf war, so durfte man nach der Gewohnheit den Gegner nur vom Halse bis an den unteren Teil des Rumpfes stoßen, oder, wie man sich damals ausdrückte, zwischen die vier Glieder.

In dem Augenblicke, als Egmont seine Lanze einlegte, ritt der König völlig geharnischt heraus.

Der Beifall, der ihn begrüßte, würde nicht minder allgemein gewesen sein, wäre Heinrich auch nicht König gewesen, denn man konnte keinen Mann fester und zugleich eleganter auf dem Pferde sitzen sehen.

Er hielt wie Graf Egmont die Lanze bereit. Nachdem er sein Pferd rund herum gedreht hatte, um die Königin und Prinzessinnen zu begrüßen, wendete er sich gegen seinen Gegner und legte die Lanze ein.

Die Knappen entfernten nun die Barrieren und die Kampfrichter riefen einstimmig:

»Lasset laufen!«

Die beiden Reiter warteten nur auf diesen Augenblick, um gegen einander zu rennen.

Beide trafen einander mitten aus die Brust.

Der König und der Graf Egmont waren zu gute Reiter, um sich aus dem Sattel heben zu lassen und doch verlor der Graf bei diesem schrecklichen Anprall einen Steigbügel und seine Lanze flog ihm zitternd aus der Hand einige Schritte weit, während die Lanze des Königs irr drei oder vier Stücke brach, so daß er nur einen Stumpf in der Hand behielt.

Die beiden Pferde blieben, wie von dem Stoße, dem Lärm und der Erschütterung erschreckt, zitternd und auf die Hinterbeine gesenkt stehen.

Heinrich warf den Lanzenstumpf von sich.

Alsbald und während die Schranken von Beifallrufen widerhallten, sprangen zwei Knappen über die Barrieren, der eine, um die Lanze Egmont's aufzuheben und sie ihm zurückzugeben der andere, um dem König eine neue zu reichen.

Beide stellten sich wieder auf und legten von neuem ihre Lanzen ein.

Die Trompeten bliesen wieder, die Schranken öffneten sich von neuem und die Kampfrichter riefen:

»Lasset laufen!«

Diesmal zitterten beide Lanzen; Heinrich bog sich wie ein Baum, den der Ostwind beugt, bis auf das Kreuz seines Pferdes; Egmont verlor beide Steigbügel und mußte sich an dem Sattelknopf halten.

Der König richtete sich wieder auf, Egmont ließ den Sattelknopf los und beide Reiter saßen wieder fest im Sattel und in den Steigbügeln.

Die Lanzensplitter waren um sie herum geflogen.

Sie ließen die Splitter auflesen, und ein jeder kehrte hinter die Barrieren zurück.

Man reichte ihnen zwei neue stärkere Lanzen.

Pferde und Reiter schienen gleich ungeduldig zu sein; die Pferde wieherten und dampften; die Fanfaren schmetterten; alle Zuschauer jubelten und klatschten in die Hände; kaum hörte man den Ruf der Kampfrichter: »Lasset laufen!«

Der Anprall war diesmal noch furchtbarer; Heinrich verlor mit dem einen Fuße den Steigbügel unter dem Lanzenstoße des Grafen von Egmont, die in Stücke brach, während die Lanze des Königs ganz blieb. Der Stoß war so gewaltig, daß das Pferd des Grafen mit den Beinen emporstieg, der Gurt des Sattels riß und dieser auf dem geneigten Rücken des Pferdes hinabglitt, so daß der Reiter, ohne die Steigbügel verloren zu haben, zu Boden fiel.

Da er aber bei dem Fallen auf die Füße kam und stehen blieb, so diente dieser Fall, der nicht hatte vermieden werden können, nur dazu, die Gewandtheit des Reiters zu zeigen.

Der Graf verbeugte sich indes vor dem König, erklärte sich für überwunden und übergab sich der Gnade des Siegers.

»Graf«, sagte der König, »Ihr seid Gefangener der Herzogin

von Valentinois, übergebt Euch also ihrer Gnade; sie wird über euer Schicksal entscheiden.«

»Sire«, entgegnete der Graf, »wenn ich hätte erraten können, daß mich so süße Knechtschaft erwartet, würde ich mich gleich das erste Mal haben überwinden lassen, als ich gegen Ew. Majestät kämpfte.«

»Dadurch würde viel Geld und Mannschaft für mich erhalten worden sein, Herr Graf«, sagte der König, der sich an Artigkeit nicht wollte überbieten lassen, »denn Ihr hättet mir Saint-Quentin und Gravelingen erspart.«

Der Graf ging und nach fünf Minuten kniete er auf dem Balcon vor der Herzogin von Valentinois nieder, die ihm die beiden Hände mit einem kostbaren Perlenhalsbande zusammenband.

Der König überließ seinen Platz dem Herzog von Guise.

Dieser rannte mit dem Grafen von Horn und die drei Rennen fielen nicht eben zum Nachteile des niederländischen Herrn aus, doch erklärte er sich nach dem Dritten für überwunden.

Dann kam die Reihe an Jakob von Nemours, der mit einem Spanier, Don Francisco Rigones kämpfte. Bei dem ersten Stoße verlor der Spanier einen Steigbügel, bei dem zweiten wurde er auf das Kreuz seines Pferdes zurückgeworfen und beidem dritten ganz aus dem Sattel gehoben.

So blieb der Herzog von Ferrara. Er kämpfte mit Dandelot, aber obgleich das Glück zwischen ihnen ziemlich gleich blieb, gestand der Verteidiger von Saint-Quentin zuletzt doch, daß er einen wirklichen Kampf mit dem Schwerte in der Faust gegen einen Feind Frankreichs allen solchen Spielen vorziehe. Er erklärte dann auch, sein Bruder Coligny möge an seine Stelle treten, wenn er wolle, er ziehe sich zurück.

Der erste Tag endigte durch ein Rennen der vier Ausforderer gegen vier Angreifer. Diese letzteren waren Damville gegen den König, Montgomery gegen den Herzog von Guise, der Herzog von Braunschweig gegen Nemours und der Graf von Mausfeld gegen Este.

Bis auf den König, der in Folge wirklicher Kraft oder Courtoisie des Gegners Vorteil über Damville erhielt, blieb Alles unentschieden.

Heinrich war höchst erfreut. Freilich hörte er nicht, was man leise sagte — hören doch die Könige selten was man laut spricht.

Man sagte leise, der Connétable sei ein zu guter Hofmann, als daß er seinem ältesten Sohne nicht gelehrt haben sollte, wie man seinen König behandeln müsse, selbst mit der Lanze in der Hand.

V.

Die Ausforderung.

Am andern Tage sollte das Turnier Punkt Mittag beginnen.

In dem Augenblicke als die Fanfaren den Eintritt der Pagen, Knappen und Kampfrichter meldeten, kam ein Reiter mit einem breitrempigen Hute, der den oberen Teil seines Gesichtes bedeckte, und, trotz der Junihitze in einem großen dunkelfarbigem Mantel, aus dem königlichen Stalle auf einem arabischen Pferde, dessen Schnelligkeit man erkennen konnte, als er aus der dichtgedrängten Volksmenge hinaus war.

Der Reiter jagte nach Écouen hin.

Als er Écouen erreichte, ritt er durch die ganze Stadt, und er hielt erst an dem kleinen Hause unter Bäumen, hundert Schritte von der Straße, in welches Emanuel bei seiner Reise nach Paris getreten war. Gepackte Koffer im Hofe und ein bereitstehendes gesatteltes Pferd deuteten auf eine Abreise.

Emanuel Philibert, denn er war der Reiter, überblickte schnell diese Vorbereitungen, die ihm sagten, daß die Abreise wenigstens noch nicht erfolgt sei, band sein Pferd an einen Ring, stieg die Treppe in den ersten Stock hinauf und eilte in ein Zimmer, in welchem eine junge Dame in Gedanken saß und die letzten Haften an ihrem dunkelfarbigem, ganz einfachen Reiseanzuge zumachte.

In dem Augenblicke als der Prinz in dass Zimmer trat, blickte sie auf, stieß einen Laut aus und eilte ihm, in dem Drange ihres Herzens, entgegen.

Emanuel schloß sie in seine Arme.

»Leona«, fragte er im Tone des Vorwurfs, »hattest Du mir das versprochen?«

Aber Leona konnte nur mit bebenden Lippen den Namen Emanuel stammeln.

Der Prinz, der sie noch immer in seinen Armen hielt, wich bis zu einer Art Canapé zurück, setzte sich und ließ das Mädchen auf seine Knie niedergleiten.

»Emanuel! Emanuel!« flüsterte sie wiederholt, denn sie konnte

mehr nicht als diesen geliebten Namen hervorbringen.

Der Prinz sah sie lange schweigend und mit unbeschreiblich zärtlichem Ausdrucke an, und als sie endlich die geschlossenen Augen aufschlug, fuhr er fort:

»Es ist also ein Glück, daß einige Worte in deinem Briefe gestern deinen Plan verrieten und ein schmerzlicher Traum, in dem ich Dich in Tränen und in einem Nonnengewande sah, mir deine Absicht verkündete, sonst warst Du fort, und ich sah Dich erst in Piemont wieder.«

»Oder Du sahst mich eher wieder, Emanuel«, flüsterte das Mädchen, »aber hier nicht.«

Emanuel erbleichte und zitterte; Leona sah sein Erblassen nicht, aber sie fühlte das Zittern seines Körpers.

»Gedenke an das, was Du mir versprochen hast, Leona«, sagte Emanuel so ernst, als hätte er einen Freund an ein Ehrenversprechen zu erinnern gehabt. »Es war im Rathhause zu Brüssel, und die Hand erhobst Du zu einem Heiligenbilde. Dein Bruder, der Mann, dem wir das Leben gerettet haben und der uns, ohne es zu wissen, beide unglücklich macht, dein Bruder wartete an der Tür auf die günstige Antwort, die Du mich in deiner himmlischen Aufopferung ihm zu geben batest. Da, Leona, versprachst, da schwurst Du mir, ewig mir anzugehören, mich erst am Tage vor jener Heirat zu verlassen und dann, bis der Tod Eines von uns seines Schwures entbunden haben würde, am 17. November jeden Jahres in dem Häuschen zu Oleggio mit mir zusammenzukommen, in das ich Dich als sterbendes Kind zu deiner toten Mutter trug. Du hast oft zu mir gesagt: »Du hast mir das Leben gerettet, Emanuel; mein Leben ist dein; tue damit was Dir beliebt.« Da es also mir gehört, trenne es von mir so spät als möglich, und um treu den Schwur zu halten, ohne den ich, wie Du weißt, Leona, alles ausgeschlagen hätte und heute noch alles auszuschlagen bereit bin, treibe deine Engelsaufopferung bis zur äußersten Grenze.«

»Ach, Emanuel«, flüsterte Leona, welche unter den Blicken und der Stimme des Geliebten neu zum Leben zu erwachen schien, »es fehlt mir nicht an Aufopferungsfähigkeit, sondern . . . «

»Sondern?« wiederholte Emanuel.

»Ach«, entgegnete Leona, »die Eifersucht quält mich. Ach, ich liebe Dich, ich liebe Dich so sehr, Emanuel!«

Und die Lippen der Liebenden vereinigten sich zum Kusse.

»Eifersüchtig?« fragte Emanuel. »Du eifersüchtig?«

»Ich bin es nicht mehr. Nein, eine Liebe wie die unsrige ist ewig. Unter deinem Kusse fühle ich, daß selbst der Tod sie nicht wird töten können und daß ich meinen Lohn im Himmel finde. Wie könnte also die deinige auf Erden sterben?«

»Du hast Recht, Leona«, antwortete der Prinz im zärtlichsten Tone. »Gott hat für mich eine Ausnahme gemacht, indem er mir die schwere Last einer Krone auferlegte, gab er mir zugleich die unsichtbare Hand eines seiner Engel, die sie auf meinem Haupte festhalten soll. Leona, was zwischen uns bestehen wird, gleicht in nichts dem zwischen andern Liebenden: wir leben, wenn auch getrennt, für und mit einander, verbunden durch die unauflösliche Herzensvereinigung.«

»Emanuel! Emanuel! Nun tröstest Du mich und hältst mich aufrecht.«

»Aber sage mir auch, liebe Leona, was Dich eifersüchtig machte.«

»Ach, nur vier Stunden trennten uns, und ich habe Dich erst zweimal gesehen.«

»Ich danke Dir, meine Leona, aber Du weißt, in Paris gibt es nichts als Feste, traurige Feste für zwei Herzen, für das der armen Elisabeth und für das meinige, aber wir spielen doch eine Rolle bei diesen Festen, und der König läßt mich jeden Augenblick rufen.«

»Aber wie konntest Dir dann heute, als Kampfrichter, alles verlassen und zu mir kommen?«

Emanuel lächelte.

»Gerade dies macht mich frei . . . Ich muß den Rennen beiwohnen, kann es aber mit geschlossenem Visir tun. Denke denn Jemand in meiner Größe, in meiner Rüstung, auf meinem Pferde nehme meine Stelle ein.«

»Scianca-Ferro! Ich verstehe.«

»Geängstigt von deinem Briefe und von meinem Traume eilte ich zu meiner Leona, damit sie mir den Schwur erneuere, den sie

beinahe vergessen hätte, stärke mein Herz an dem ihrigen und wir scheiden mit neuer Kraft.«

Und die Lippen des Prinzen senkten sich zum zweiten Male auf die Lippen Leona's.

Lassen wir sie den goldenen Kelch der Liebe leeren und sehen wir zu was unterdes in den Schranken geschieht.

In dem Augenblicke als Emanuel Philibert den Palast verließ und Scianca-Ferro seinen Platz einnahm, klopfte ein Knappe an die Pforte des Palastes und fragte nachdem Prinzen Emanuel Philibert.

Dieser war für den Augenblick Scianca-Ferro.

Er setzte den Helm auf und stellte sich an die dunkelste Stelle des Gemachs.

Der Fremde wurde eingelassen und sagte:

»Hier ist ein Brief von meinem Herrn. Er wartet auf bejahende oder ablehnende Antwort.«

Scianca-Ferro nahm den Brief, erbrach ihn und las:

»Ein Mann. der dem Prinzen Emanuel Philibert den Tod geschworen hat, trägt ihm heute bei dem Turnier einen Kampf auf Leben und Tod, mit Lanze, Schwert, Streitaxt oder Dolch an, entsagt im Voraus seinerseits jeder Gnade, wenn er besiegt wird, wie der Prinz jeder Gnade entsagen muß, wenn der Andere Sieger ist.

»Man nennt den Prinzen Emanuel Philibert einen tapferen Soldaten; ist er dieses Rufes nicht unwürdig, so wird er den angetragenen Kampf annehmen und es über sich nehmen, jede Bürgschaft von dem Könige Heinrich II. für den Sieger zu erlangen.

Ein Todfeind.«

Scianca-Ferro las den Brief, ohne irgend wie Besorgnis zu verraten, und sagte:

»Antworte deinem Herrn, es werde geschehen wie er wünsche und er brauche nach dem Rennen des Königs nur in den Schranken zu erscheinen und mit der Spitze seiner Lanze den Schild des Prinzen Emanuel zu berühren . . . Ich gebe mein Wort,

daß ihm der König für jeden Fall freies Geleit gewährt.«

»Mein Herr hat eine geschriebene Aufforderung geschickt, und wünscht ein geschriebenes freies Geleit.«

In diesem Augenblicke erschien Herr von Vieilleville auf der Schwelle, um sich zu erkundigen, ob Emanuel Philibert bereit sei.

Scianca-Ferro ließ das Visir nieder, trat zu dem Oberkammerherrn und sagte:

»Bittet doch in meinem Namen Se. Majestät unter diesen Brief *bewilligt* zu schreiben. Versagte er mir diese Gnade, würde meine Ehre befleckt sein.«

Scianca-Ferro trug die ganze Rüstung des Herzogs; da er das Visir niedergelassen hatte, war nicht zu sehen, daß er blondes Haar und blaue Augen hatte; Vieilleville verbeugte sich demnach vor dem, welchen er für den Prinzen hielt, und eilte, den Auftrag auszuführen, da das Turnier beginnen sollte.

Nach wenigen Minuten brachte er den Brief zurück.

Darunter stand *bewilligt* und der königliche Name.

Scianca-Ferro reichte, ohne ein Wort hinzuzusetzen, dem Knappen das sichere Geleit.

Der angebliche Prinz ließ nicht auf sich warten, nur befahl er ihm drei Lanzen zu schleifen und nahm dann die Stelle des Prinzen ein.

Die Trompeten gaben das Signal und das Turnier begann.

Der König brach seine drei Lanzen, eine mit dem Herzog von Braunschweig, die zweite mit dem Grafen Horn, die dritte mit dem Grafen von Mansfeld.

Dann folgten der Herzog von Guise, Nemours und der Herzog von Ferrera.

Alle wetteiferten in Kraft und Gewandtheit aber offenbar erwartete man irgend ein großes Ereignis.

Es war dies der Kampf, den der König genehmigt hatte und den er nicht zu verschweigen vermocht.

Alle wußten demnach, daß aller Wahrscheinlichkeit nach den Festkampfplatz noch Blut färben werde. Die Frauen zitterten bei dem Gedanken an einen Kampf mit scharfen Eisen, warteten aber vielleicht noch gespannter auf denselben als die Männer.

Nur wußte man nicht, welcher der Ausforderer den Kampf zu bestehen habe. Auch von der Zeit hatte der König nichts gesagt und man glaubte also, als sich nichts zeigte, das ganze Gerücht sei falsch, oder der Kampf erfolge am nächsten Tage.

Es sollte das allgemeine Rennen beginnen; die Trompeten gaben das Signal, aber nur eine Trompete antwortete darauf und zwar in gellenden drohenden Tönen.

Die Neugierde wurde aufs Höchste gespannt.

Nur zwei Personen in der großen Versammlung wußten, für wen die Trompete blase, der König und Scianca-Ferro, der für den König wie für Jedermann Emanuel Philibert war.

»Guten Mut, Schwager!« sagte ihm der König.

Aller Augen richteten sich da nach der Bastion der Gegner und ein vollständig geharnischter Ritter ritt in die Schranken.

VI.

Der Kampf mit scharfem Eisen.

Der Reiter hielt gerade an seinem Steigbügel eine scharfe Lanze und trug an dem einen Sattelbogen ein Schwert, an dem andern eine Streitaxt.

Sein Knappe folgte ihm mit zwei andern Lanzen mit geschliffener Spitze.

Die Rüstung des Ritters war schwarz; die Federn seines Helmes waren schwarz; sein Pferd war schwarz und trug eine schwarze Decke.

Auf seinem Schilde keine Devise.

Nur die goldene Kette an seinem Halse und die goldenen Sporen deuteten an, daß er Ritter sei.

Bei dem Anblicke des schwarzen Ritters, welcher der Abgesandte des Todes zu sein schien, wenn nicht der Tod selbst, überlief alle Anwesenden ein Schauer. Einen vielleicht ausgenommen.

Der schwarze Ritter ritt langsam drei Vierteile herunter, begrüßte die Königin und die Prinzessinnen, ließ sein Pferd rückwärts zurückgehen und befand sich bald an der andern Seite der Barriere, die sich vor ihm schloß.

Er rief dann seinen Knappen welcher die zwei Lanzen niederlegte, die er für den Fall bei sich hatte, daß die erste zerbreche, dieser nahm die, welche sein Herr hielt, ließ sich die Barriere öffnen, ging auf die Bastion des Herzogs Emanuel Philibert zu, berührte mit der Lanze das Schild mit der Devise:

Spoliatis arma supersunt

(den Beraubten bleiben die Waffen)

und rief laut:

»Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, vor dem Könige, vor den Prinzen, vor den versammelten edlen Herren und Baronen, vor den Königinnen, Prinzessinnen und edlen Damen, die uns sehen und hören, fordert Dich mein Herr heraus zum Kampfe auf Leben und Tod, ohne Gnade und Erbarmen und ruft Gott an zum

Zeugen seiner gerechten Sache, so wie alle Anwesenden zu Richtern über die Art wie es sich verhalten wird . . . Gott und der Sieg für das gute Recht!«

Ein schwacher Schrei ließ sich nach dieser Aufforderung hören, ein Schrei von den erbleichenden Lippen der Prinzessin Margarethe, die einer Ohnmacht nahe war.

Dann folgte tiefe Stille, in welcher man nur die Worte hörte, welche, nach aller Meinung, Emanuel Philibert sprach:

»Schon gut . . . Sage deinem Herrn, daß ich den Kampf so wie er ihn anträgt annehme, Gott als Richter, den König, die Prinzen, die Herren und Barone, die Königinnen, Prinzessinnen und edlen Damen als Zeugen, und daß ich seiner Gnade entsage wie er der meinigen. Und nun entscheide Gott, auf welcher Seite das Recht ist.«

Und mit so ruhigem Tone, als verlange er seinen Stab als Kampfrichter, sagte er:

»Meine Lanze!«

Ein Knappe brachte drei Lanzen mit scharfer glänzender Spitze; der Reiter nahm ohne zu wählen die erste, ließ sein Pferd über die Barriere setzen und befand sich so in den Schranken.

Hinter ihm erschien ein Reiter und nahm den von ihm verlassenen Platz ein.

Es war der König selbst, welcher den Kämpfenden die Ehre erzeugen wollte ihr Kampfrichter zu sein.

Seit dem Erscheinen des schwarzen Ritters, während der Herausforderung desselben und der Antwort, die er darauf erhalten, hatte die tiefste Stille geherrscht.

Einiges Klatschen begrüßte die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit welcher der Reiter sein Pferd hatte über die Barriere setzen lassen, aber dieser Beifall war auch sofort wieder erloschen, wie in einer Kirche oder in einem Grabgewölbe die Stimme, die sich erst laut erhoben hat, die Heiligkeit des Ortes oder die Feierlichkeit der Lage erkennt.

Während dieser Zeit maßen die beiden Gegner einander mit den Blicken durch die geschlossenen Visite und setzten ihre Lanzen fest ein.

Die Knappen entfernten nun die Barrieren und der König rief:

»Lasset laufen.«

Die drei andern Kampfrichter schienen ihm das Recht überlassen zu haben, als stehe es allein dem Könige zu, das Signal zu einem Kampfe zu geben, bei welchem Einer das Leben verlieren konnte.

Die Gegner stürzten auf einander.

Sie trafen einander in der Mitte der Schranken. Jeder hatte einen verschiedenen Stoß sich ausersehen. Der schwarze Ritter richtete seine Lanze gegen das Visir seines Gegners, während dieser mitten auf die Brust zielte.

Erst einige Sekunden nach dem Zusammenstoße konnte man das Resultat erkennen; der schwarze Ritter hatte die Herzogskrone von dem Helme Emanuel Philiberts abgestoßen, während die Lanze dessen, der unter dem Namen und in der Rüstung des Herzogs erschienen, in drei Stücke zerbrochen war.

Der Stoß war so gewaltig gewesen, daß der schwarze Ritter sich hatte bis auf das Kreuz seines Pferdes zurückbewegen müssen und mit einem Fuße aus dem Steigbügel gekommen war.

Jeder kehrte um und an seinen Ausgangspunkt zurück.

Der Knappe Scianca-Ferro's brachte statt der gebrochenen eine neue Lanze. Auch der schwarze Ritter nahm eine neue, da die Spitze der seinigen am Helme des Gegners sich abgestumpft hatte.

Kein Ruf, kein Beifallslaut, kein Bravo begleitete dieses Zusammentreffen; man fühlte, daß das Entsetzen über den Anwesenden schwebte. Man sah an der Art, wie die Gegner zusammengetroffen waren, daß es einen ernstesten Kampf galt, einen Kampf auf Leben und Tod, ohne Gnade und Barmherzigkeit.

Der König tief zum zweiten Male:

»Lasset laufen!«

Ein zweiter Stoß folgte gleich dem Donner, dann folgte — ein zweiter, als schlage der Blitz ein; die beiden Pferde setzten sich auf die Hinterbeine; die beiden Lanzen waren gebrochen, aber auf dem Harnisch des Herzogs sah man nur die Spur von dem Eisen des schwarzen Ritters, während das Lanzenstück Scianca-Ferro's in dem Harnische des Gegners stecken geblieben war.

Einen Augenblick konnte man glauben, die Brust des schwarzen Ritters sei durchbohrt wie der Harnisch, aber man irrte sich; das Eisen war nicht in das Fleisch eingedrungen.

Der schwarze Ritter faßte den Stumpf mit beiden Händen und versuchte ihn herauszuziehen, aber vergebens, er mußte die Hilfe seines Knappen in Anspruch nehmen.

Noch war nichts Entscheidendes erfolgt, aber man fühlte, daß, wenn sich Einer im Vorteil befindet, dies der Herzog von Savoyen sei.

Die Königinnen begannen sich zu beruhigen. Nur die Prinzessin Margarethe wandte bei jedem Rennen das Gesicht ab und die Augen erst dann wieder nach den Schranken, wenn ihr Jemand zuflüsterte: »Sieh doch, sieh!«

Der König war hoch erfreut, wohnte er doch einem wirklichen Kampfe bei. Kaum dachte er daran, daß der Ausgang ungewiß sei und daß seine Schwester Witwe werden könne, ehe sie Herzogin gewesen. Er schien gar keinen Zweifel an dem Siege zu haben, so rief er:

»Mut, Schwager! Sieg dem Schilde mit dem roten Felde und dem silbernen Kreuze!«

Die Kämpfer nahmen unterdes die dritte Lanze und schickten sich zum dritten Rennen an.

Diesmal stürzte das Pferd des schwarzen Ritters und Scianca-Ferro selbst mußte sich an dem Sattelknopf anhalten, da er beide Steigbügel verlor. Aber mit bewundernswürdiger Gewandtheit faßte er mit der einen Hand seine Streitaxt und mit der andern zog er das Schwert.

Der schwarze Ritter seinerseits berührte kaum den Boden; mit einem Satze stand er wieder neben dem gestürzten Pferde und mit gleicher Gewandtheit griff er nach Schwert und Streitaxt. Jeder der Kämpfenden trat nun einen Schritt zurück, um die Streitaxt wieder an den Gürtel zu hängen, dann ließen sie ihre Pferde hinwegführen, und traten so hitzig auf einander zu, als beginne der Kampf erst.

War die Stille und Aufmerksamkeit schon während der drei Rennen groß gewesen, so steigerten sie sich noch weit mehr bei dem Beginne des Schwertkampfes, in welchem Emanuel

Philibert, wie Jedermann wußte, Meister war. Niemand wunderte sich deshalb über die Kraft und das Ungestüm der Hiebe, welche auf den schwarzen Ritter zu hageln begannen, aber die Zuschauer staunten auch über die Gewandtheit, in welcher dieser parierte und über die Schnelligkeit, womit er nachstieß. Die Schwerter glichen zwei Flammenschwertern, denn kein Auge, so geübt es war, konnte ihnen folgen. Daß sie Schild, Helm oder Harnisch berührt hatten, sah man nur an den Funken, die aufsprühten. Endlich versetzte Scianca-Ferro dem Gegner einen solchen Hieb gegen den Kopf, daß der Helm, von so gutem Stahle er auch war, gespalten worden wäre, hätte der schwarze Ritter den Hieb nicht mit dem Schilde pariert; aber der furchtbare Hieb schlug den Schild mitten auseinander, als sei er von Leder, und drang noch in die Armschiene ein. Der schwarze Ritter trat einen Schritt zurück, warf den Rest des Schildes von sich, faßte sein Schwert mit beiden Händen und schlug damit so wütend gegen den Schild des Gegners, daß das Schwert in zwanzig Stücke zersprang und er nur den Griff in der Hand behielt. Da konnte man Scianca-Ferro hinter dem geschlossenen Visir laut jubeln hören, denn je kürzer und schwerer die Waffe des Gegners wurde, um so hoffnungsreicher fühlte er sich. Der schwarze Ritter hatte den Schwertgriff von sich geworfen und die Streitaxt zur Hand genommen; er griff auch zu dieser Waffe und drehte die Streitaxt, die ihm seinen Namen gegeben, blitzschnell in der Hand herum. Von diesem Augenblicke an gab es nur Einen Laut der Bewunderung in den Schranken, auf den Galerien und dem Balcon; jeder Vergleich, welcher die Raschheit und die Gewalt der Schläge andeuten wollte, würde scheitern. Keiner der Kämpfenden hatte mehr einen Schild und so kam es nur auf ihre Gewandtheit an und ihre Kraft. Der schwarze Ritter, auf den die Schläge fielen wie Hammerschläge auf den Amboß, stand anfangs so unbeweglich wie ein Amboß und fast so unempfindlich, aber die Schläge folgten so rasend schnell auf einander, daß er allmählich zurückzuweichen anfang. Da trat auch sein Gegner zurück; die schreckliche Streitaxt drehte sich in seiner Hand wie eine Schleuder, flog pfeifend fort und traf den schwarzen Ritter gerade an das Visir. Da breitete dieser die Arme aus, wankte einen Augenblick wie ein Baum, der fallen will, aber

ehe er noch lag, war Scianca-Ferro mit einem Sprunge wie ein Tiger, den scharfen Dolch in der Hand, bei ihm. Man hörte das Aufeinanderklirren der Harnische, als sie Beide sanken, und dann einen Ruf von allen anwesenden Damen: »Gnade, Herzog von Savoyen! Herzog von Savoyen, Gnade!« Aber Scianca-Ferro antwortete kopfschüttelnd: »Nein, keine Gnade für den Verräter! keine Gnade für den Mörder!« und er suchte zwischen den Visirstäben, zwischen den Harnischfugen einen Weg für seinen Dolch, als plötzlich bei dem Ruf: »Halt! bei dem lebendigen Gott!« halt!« alle Blicke sich auf einen Reiter lenkten, der mit verhängtem Zügel erschien, von dem Pferde sprang, den Sieger um den Leib faßte, ihn mit übermenschlicher Kraft emporhob und zehn Schritte weit von dem Besiegten hinwegschleuderte.

Da folgte auf die Schreckensrufe ein Laut der Überraschung, denn der Reiter, der so eilig herbeigekommen, war der Herzog von Savoyen Emanuel Philibert selbst.

»Scianca-Ferro! Scianca-Ferro!« rief er seinem wutschäumenden Diener zu. »Was hast Du getan? Weißt Du nicht, daß das Leben dieses Mannes mir heilig ist und daß ich nicht wünsche, daß er sterbe?«

»Heilig oder nicht«, antwortete Scianca-Ferro, »bei der Seele meiner Mutter, ich sage Dir, Emanuel, er stirbt nur von meiner Hand.«

»Zum Glück wenigstens diesmal nicht«, sagte Emanuel, der dem Besiegten den Helm abnahm.

Der schwarze Ritter war in der Tat nur ohnmächtig, er hatte keine schwere Wunde erhalten und wahrscheinlich brachte ihn ein Arzt bald wieder zu sich.

»Meine Herren«, sagte Emanuel Philibert zu Vieilleville und Boissy, »Ihr seid Kampfrichter, ich stelle diesen Mann unter den Schutz eurer Ehre. Ist er wieder ins Leben zurückgekommen, so mag ihm freistehen sich zu entfernen, ohne seinen Namen zu nennen, ohne einen Grund für seinen Haß anzugeben; ich wünsche es, ich bitte darum und im Notfalle ersuche ich den König um diese Gunst, damit es auch auf den Befehl Sr. Majestät geschehe.«

Die Knappen trugen den Verwundeten hinweg.

Unterdes schnallte Scianca-Ferro den Helm ab, von dem die Krone und der Busch verschwunden waren, und warf ihn ärgerlich von sich.

Da erst schien sich der König zu überzeugen.

»Ihr wart es also wirklich nicht, Schwager?«

»Nein, Sire«, antwortete Emanuel Philibert, »aber es war ein Mann, der der Rüstung Ehre machte.«

Er breitete die Arme gegen Scianca-Ferro aus, der grollend seinen Milchbruder umschloß.

Nun brach der Beifall, den das Entsetzen und Staunen bisher zurückgehalten hatte, von allen Seiten so mächtig los, daß der ganze Saal erbebte; die Damen schwenkten ihre Taschentücher, die Prinzessinnen wehten mit ihren Schärpen und Margarethe zeigte die schöne Streitaxt, welche der Preis des Siegers sein sollte.

Aber alles das tröstete Scianca-Ferro darüber nicht, daß der Bastard von Waldeck zum zweiten Male ihm lebend entkomme.

Während er von dem Könige und Emanuel Philibert geführt hinausging, um die kostbare Streitaxt aus den Händen Margarethens in Empfang zu nehmen, murmelte er doch vor sich hin:

Gerät mir die Schlange zum dritten Male unter die Hände, Bruder Emanuel, so entkommt sie mir nicht wieder lebendig, das schwöre ich Dir.

VII.

Die Prophezeiung.

Was am 29. Juni geschehen war, blieb ein Geheimnis nicht nur für den großen Teil der Zuschauer, sondern auch für die, welche ihrer Stellung nach in die Geschehnisse des Herzogs von Savoyen eingeweiht sein zu müssen schienen.

Warum war der Herzog, der zugegen sein sollte, abwesend. Warum hatte denn in seiner Abwesenheit sein Milchbruder Scianca-Ferro seine Rüstung angelegt? Und wie ging es zu, daß gerade in diesem Augenblicke dieser Freund und Bruder den so schweren Kampf hatte zu bestehen gehabt?

Alle Fragen, die man zu diesem Zwecke an ihn richtete, blieben nutzlos und selbst als der König in das Geheimnis eingeweiht zu sein wünschte, ersuchte ihn Emanuel Philibert lächelnd, den Schleier nicht heben zu wollen, welcher diesen Teil seines Lebens verhülle.

Nur Margarethe hätte in der besorgten Neugierde, die man wahrer Liebe verzeiht, wohl das Recht gehabt, sich bei ihm zu erkundigen, aber der Kampf hatte sie so erschüttert und sie freute sich so sehr, ihren werten Herzog wohlbehalten zu sehen, daß sie nach nichts mehr fragte und in ihrem Herzen nur die Schwesterliebe für Scianca-Ferro wuchs.

Dreimal hatte Emanuel nach dem Befinden des Verwundeten sich erkundigen lassen.

Das erste Mal war er noch ohnmächtig; das zweite Mal kam er zu sich, das dritte Mal setzte er sich zu Pferde.

Statt aller Antwort auf die Teilnahme des Prinzen hatte der Bastard drohend zwischen den Zähnen gemurmelt:

»Sagt dem Herzog Emanuel, daß wir einander wiedersehen.«

Darauf war er, Allen unbekannt, mit seinem unbekanntem Knappen fortgeritten.

Offenbar wußte er nicht, daß er mit Scianca-Ferro und nicht mit dem Herzoge gekämpft hatte.

Diese so ergreifende Episode hatte übrigens die Freuden des

Abends nur mehr angeregt; Heinrich indes sagte den Damen, die mit ihrer gewöhnlichen Begeisterung von dem Vorgange sprachen:

»Welches Schauspiel, das eurer schönen Augen würdig ist, werde ich nach diesem nun morgen geben?«

Der arme König! Er wußte nicht, daß das Schauspiel am andern Tage so schrecklich sein würde, daß die Geschichtsschreiber sogar das erste darüber vergessen sollten.

Übrigens fehlte es nicht an Wahrzeichen.

Gegen acht Uhr erschien eine der Dienerinnen Catharina's bei Heinrich und sagte, sie, die Königin, bitte um eine Audienz.«

»Eine Audienz? Ich selbst werde zu der Königin gehen und zwar augenblicklich. Ist sie nicht meine Königin und meine Dame?«

Man brachte Catharina diese Antwort, aber sie schüttelte den Kopfe, sie war ja so wenig Königin und noch weniger die Dame des Königs.

Die Königin und die Dame des Königs war die Herzogin von Valentinois.

Als der König bei Catharina erschien, erschrak er über ihr blasses Aussehen.

»Mein Gott«, fragte er, »was ist Euch? Seid Ihr krank. Habt Ihr eine schlechte Nacht gehabt?«

»Ja, mein lieber Herr«, antwortete Catharina, »ich bin krank, aber aus Angst.«

»Und was fürchtet Ihr?«

»Der Vorgang von gestern hat mich an frühere Schrecken erinnert. Gedenkt Ihr, Sire, der Prophezeiung bei eurer Geburt?«

»Ja«, antwortete Heinrich. »Wartet! Bedrohte mich nicht ein Horoskop?«

»Ganz recht, Sire.«

»Ich solle in einem Zweikampfe sterben?«

»Nun, Sire?«

»Das Horoskop irrte. Der Bedrohte war ich nicht, sondern mein Schwager Emanuel. Gott sei Dank, er entkam auch, obgleich ich nicht recht begreife wie, und wie sein Knappe der Teufel, den man

mit Recht »Eisenbrecher« nennt, gerade zu rechter Zeit in seiner Rüstung da war, um mit dem schwarzen Ritter zu kämpfen.«

»Sire«, entgegnete die Königin, »nicht euer Schwager wurde bedroht, sondern Ihr selbst. Ihm verheißen die Sterne ein langes, glückliches Geschick, während Euch dagegen . . . «

Catharina hielt bebend inne.

»Liebe Dame«, sagte Heinrich, »ich glaube an Prophezeiung, Nativitätsstellungen und Horoskope sehr wenig, habe aber immer sagen hören von der Prophezeiung, die über einen König des Altertums, Namens Oedipus, bei dessen Geburt ausgesprochen wurde, bis zu der, welche man dem guten König Ludwig XII. am Tage seiner Vermittlung mit Anna von Bretagne verkündigte, alle Vorsichtsmaßregeln, die man dagegen anwende, nützen nichts und was geschehen solle, geschehe. Vertrauen wir also auf die Güte Gottes und unsern Schutzengel und lassen wir den Ereignissen ihren Lauf.«

»Sire«, entgegnete Catharina, »wäre es Euch nicht recht, heute nicht zu kämpfen?«

»Heute nicht kämpfen?« wiederholte der König. »Wisst Ihr nicht, daß ich heute gegen meine drei Genossen, Guise, Nemours und Ferrara, zu kämpfen habe? Dieses gute Auskunftsmittel habe ich erdacht, um die Schranken nicht verlassen zu müssen, und da es wahrscheinlich das letzte Turnier ist, das wir haben, soll mein Vergnügen wenigstens vollständig sein.«

»Sire«, sagte Catharina, »Ihr seid Herr und könnt tun, wie es Euch beliebt, aber gegen die Verkündigung der Sterne zu handeln, heißt Gott versuchen, da die Sterne die Buchstaben des himmlischen Alphabets sind.«

»Madame«, entgegnete Heinrich, »ich bin Euch höchst dankbar für eure Besorgnis, aber wenn nicht eine bestimmtere Meldung von einer wirklichen Gefahr kommt, werde ich das Festprogramm nicht ändern.«

»Sire, es gibt leider nichts Bestimmteres als meine Angst, nichts Wirkliches als meine Unruhe, und ich gäbe viel darum, wenn Jemand, der größeren Einfluß auf Euch hat als ich, Euch um das ersuchte, was Ihr mir abgeschlagen habt.«

»Niemand hat auf mich größeren Einfluß als Ihr«, antwortete

der König, »glaubt mir das; und was ich der Mutter meiner Kinder nicht gewähre, gewähre ich sicherlich Niemanden.«

Er küßte ihr dabei galant die Hand, die übrigens die schönste von der Welt war.

»Und nun«, Madame«, sagte er« »vergesst nicht, daß Ihr heute Königin des Turniers seid und daß ich mein Bestes tun werde, um die Ehre zu haben, durch eure Hand gekrönt zu werden.«

Catharina seufzte und sagte dann, als ob sie, da sie ihre Pflicht getan, das Übrige Gott anheimstellte:

»So sprechen wir nicht mehr davon, Sire . . . Vielleicht ist das Leben eines andern Prinzen bedroht, aber ich würde in der Tat einen wirklichen Zweikampf noch weniger fürchten, als einen Scheinkampf, denn die Prophezeiung spricht ganz bestimmt und die Gefahr besteht in einem Turnier. **Quem Mars non rapuit, Martis imago rapit**, heißt es: wen Mars verschonte, wird durch das Bild des Mars hinweggerafft.«

Heinrich war indes schon zu weit entfernt, als daß er diese Worte der Prophezeiung hätte hören können, die Catharina nur halblaut sprach.

Aus Kummer und Sorge oder aus irgend einem andern Grunde erschien Catharina nicht an der Tafel, dagegen war sie eine der Ersten aus dem königlichen Balcon.

Man hat seitdem bemerkt, daß sie ein Kleid von violetterm Samt mit weißen Atlaspußen trug, was — königliche Trauer ist.

In dem Augenblicke als der König die Rüstung anlegte, rief er den Oberkammerherrn von Vieilleville dazu. Ganz gegen die Regel war der Oberstallmeister Boissy nicht zugegen.

Vieilleville legte dem Könige die Rüstung an, als er ihm aber den Helm aufsetzen wollte, schien ihn der Mut zu verlassen; er setzte den Helm auf den Tisch statt auf den Kopf des Königs und sagte mit einem tiefen Seufzer:

»Gott ist mein Zeuge, Sire, daß ich in meinem Leben nichts mit größerem Widerwillen getan habe.«

»Warum, alter Freund?« fragte der König.

»Weil ich nun schon seit drei Nächten, Sire, davon träume, es werde Euch heute ein Unglück geschehen und der letzte Juni Euch verderblich sein.«

»Ich kenne die Geschichte«, antwortete der König, »und weiß woher der Wind weht.«

»Ich verstehe Euch nicht, Sire.«

»Du hast diesen Morgen mit der Königin gesprochen.«

»Ich habe nur gestern die Ehre gehabt, die Königin zu sehen.«

»Und sie hat mit Dir von ihrer Einbildung gesprochen, nicht wahr?«

»Vor drei Tagen habe ich die Ehre gehabt mit der Königin zu sprechen, aber was sie sagte, betraf nicht die Besorgnis, die ich eben ausgedrückt habe. Übrigens«, fuhr Vieilleville etwas gereizt darüber fort, daß der König zu glauben schien, er mache sich zum Echo einer andern Person, »kann der König tun was ihm beliebt, denn er ist Herr und Gebieter.«

»Soll ich Dir sagen, warum Du Furcht hast?« entgegnete der König. »Du bist Hofmarschall nur auf mein Wort und dein Patent ist noch nicht unterschrieben; aber beruhige Dich, Vieilleville, Du sollst es haben, wenn ich nicht ganz und gar das Leben verliere; sollte ich nicht meinen ganzen Namen mehr unterzeichnen können, so schreibe ich meinen Anfangsbuchstaben darunter und das genügt auch.«

»Sobald Ew. Majestät es also nimmt, bleibt mir nur übrig, um Verzeihung wegen der Freiheit zu bitten, die ich mir genommen; aber seid überzeugt, Sire, wenn Euch ein Unglück begegnet, klage ich nicht wegen meines Patents, sondern wegen des Unglücks des Königs.«

Und er setzte ihm dem Helm auf.

In diesem Augenblicke trat der Admiral Coligny ein.

Er war vollständig geharnischt und ließ sich nur den Helm durch einen Pagen nachtragen.

»Vergebt, Sire«, sagte er, »aber ich fürchte, es ist in dem Programm des letzten Tages etwas geändert. Man spricht von einem allgemeinen Kampfe zu Ende des Rennens und ich wünsche zu wissen, was Wahres daran ist, weil, wenn ein allgemeiner Kampf stattfinden sollte, ich Ew. Majestät etwas Wichtiges zu sagen habe.«

»Nein«, antwortete der König, »ich weiß von nichts der Art; aber sagt mir nur immer, was Ihr sagen wolltet, lieber Admiral.«

»Sire«, antwortete Coligny, »verzeiht eine Frage, die mir wahrhaftig nicht gewöhnliche Neugierde eingibt. Mit wem gedenkt der König zu rennen?«

»Ah, lieber Admiral, das ist kein Geheimnis, und Ihr müßtet tief in eure theologischen Untersuchungen versunken gewesen sein, daß Ihr dies nicht wisst. Ich renne zuerst gegen Guise, dann gegen Nemours und endlich gegen Ferrara.

»Sonst nicht?«

»Nein, ich glaube wenigstens nicht.«

Der Admiral verbeugte sich und sagte: »Dann erlaube mir der König, mich zu freuen; sonst wünsche ich nichts zu wissen.«

Die Trompeten schmetterten bald darauf und das Turnier begann:

Wie der König gesagt hatte, die Partie begann zuerst zwischen ihm und Guise; es ging vortrefflich; beide zeigten ihre ganze Gewandtheit, bei dem dritten Rennen indes war der Stoß so heftig, daß Guise beide Steigbügel verlor und sich an dem Sattelbogen halten mußte, um nicht zu fallen.

Die Ehre blieb demnächst dem Könige, obgleich mehrere sagten, die Schuld liege nicht an Guise, sondern an dessen Pferde.

Nach diesen drei Rennen kam die Reihe an Nemours.

Der König ließ den Sattel seines Pferdes wieder fest schnallen und wählte selbst sorgsam die Lanze.

Nemours entsprach dem Rufe von seiner Kraft und Gewandtheit, aber der König verlor auch nichts von dem seinigen. Bei dem dritten Rennen stürzte das Pferd Jakobs von Savoyen und da sein Gegner sitzen blieb, so erklärten die Kampfrichter, der König sei Sieger.

Endlich gaben die Trompeten das Zeichen zum letzten Rennen zwischen dem Könige und dem Herzoge von Ferrera.

Wie erfahren Alfons von Este, der sein Herzogtum durch Feste, Turniere und Carrousels herabbringen sollte, in solchem Spiele auch sein mochte, war er doch für den König kein zu fürchtender Gegner und die Königin begann dann auch allmählich sich etwas zu beruhigen.

Die Sterne hatten gesagt, daß nach dem 30. Juni für ihren Gemahl nichts mehr zu fürchten sei und derselbe lange und

glücklich über Frankreich herrschen werde.

Die Trompeten bliesen und der Herzog und der König liefen die drei Rennen.

In dem letzten verlor Alfons beide Steigbügel, während der König unbeweglich blieb.

Der König war also auch diesmal Sieger.

Aber es war noch nicht vier Uhr Nachmittags; der Beifall hatte den König berauscht, und er wollte die Schranken noch nicht verlassen.

»Bei Gott's Tod!« rief er, als die Kampfrichter erklärten, es sei Alles vorüber. »Damit wäre der Sieg zu leicht errungen.«

In diesem Augenblicke bemerkte er Montgomery, der in voller Rüstung, aber ohne Helm, an der Bastion der Gegner stand.

»Montgomery«, rief er, »Guise hat mir gesagt, Ihr hättet ihn gestern beinahe aus dem Sattel gehoben und Ihr wäret der wichtigste Kämpfer. Auf! Ich will ein Glas Wein trinken, um mich zu erquicken, setzt Ihr unterdes den Helm auf, wir wollen noch eine Lanze brechen zu Ehren der Damen.«

»Sire«, entgegnete Montgomery, »mit großem Vergnügen würde ich die Ehre annehmen, aber man hat alle Lanzen verbraucht.«

»Wenn auf eurer Seite die Lanzen aufgebraucht sind, Montgomery, so habe ich noch Vorrat und ich werde Euch drei senden, damit Ihr wählen könnt.«

Er gab den Befehl, stieg vom Pferde, ging in seine Bastion, ließ sich den Helm abnehmen und verlangte zu trinken.

In diesem Augenblicke, eben als er den Becher in der Hand hielt, trat der Herr von Savoyen ein.

»Einen Becher für den Herrn von Savoyen!« rief der König. »Er soll mit mir trinken, er auf das Wohl Margarethens, ich auf das Wohl meiner Dame.«

»Sire«, antwortete Emanuel, »gern will ich Euch Bescheid tun, erst aber erlaubt mir, meine Botschaft auszurichten.«

»Sprecht!«

»Ich komme im Namen der Königin Catharina, Sire, Euch zu bitten, nicht noch einmal zu rennen . . . Alles ist glücklich beendet; sie wünscht dringend, Ew. Majestät möge es dabei bewenden

lassen.«

»Schwager«, entgegnete der König, »habt Ihr nicht gehört, daß ich Herrn von Montgomery aufgefordert und ihm Lanzen zur Wahl geschickt habe? Sagt der Königin, ich würde noch diesmal aus Liebe zu ihr rennen, dann sei alles vorbei.«

»Sire«, bat der Herzog.

»Einen Becher! Einen Becher für den Herrn von Savoyen und für die Gesundheit, die er auf meine Schwester trinkt, gebe ich ihm das Marquisat Saluzzo zurück, aber man hindere mich nicht, diese letzte Lanze zu brechen.«

»Ihr werdet sie doch nicht brechen, Sire!« sagte eine zweite Stimme hinter Heinrich.

Der König drehte sich um und erkannte den Connétable.

»Ach, Du bist es, alter Bär! Was hast Du zu tun, wenn Du nicht etwa durstig bist? Dein Platz ist in den Schranken.«

»Der König irrt«, entgegnete Montmorency; »mein Platz *war* in den Schranken, so lang dieselben offen standen, aber sie sind geschlossen und ich bin nicht mehr Kampfrichter.«

»Geschlossen?« fragte der König »Noch nicht! Ich habe noch eine Lanze zu brechen.«

»Sire, die Königin Catharina . . . «

»Kommst Du auch von ihr?«

»Sire, sie beschwört Euch . . . «

»Einen Becher! Einen Becher für den Connétable!« rief der König.

Der Connétable nahm den Becher brummend und sagte dann:

»Sire, nach dem Frieden, den ich geschlossen habe, glaubte ich kein ganz gewöhnlicher Gesandter zu sein, aber Ew. Majestät beweist mir, daß ich eine zu gute Meinung hatte und ich wieder in die Schule gehen müsse.«

»Ah«, sagte der König, »Connétable, jeder von uns trinkt auf das Wohl seiner Dame: Ihr, Schwager auf das Wohl Margarethens, die Perle der Perlen; Ihr, Connétable, auf das Wohl der Frau von Valentinois, der Schönsten der Schönen, und ich auf das Wohl der Königin Catharina, Herzog, und Ihr, Connétable, sagt ihr, daß ich diesen Becher auf ihr Wohl geleert habe und daß ich diese letzte Lanze ihr zu Ehren breche.«

Gegen solche Hartnäckigkeit war nicht anzukämpfen. Die beiden Boten verbeugten sich und gingen.

»Meinen Helm, Vieilleville!«

Aber statt Vieilleville's trat Coligny ein.

»Ich bin es wiederum, Sire«, sagte er; vergebt mir.«

»Es ist schon vergeben, Admiral, und da Ihr einmal da seid, so tut mir den Gefallen, schnallt mir den Helm fest.«

»Vorher, Sire, ein Wort.«

»Nein, lieber Admiral, nachher.«

»Nachher könnte es zu spät sein.«

»So redet, aber so rasch als möglich.«

»Sire, Ihr werdet nicht gegen Montgomery rennen.«

»Ah, Ihr auch! Gerade Ihr, Ihr solltet nicht abergläubisch sein. Solche Dinge verzeiht man allenfalls der Königin, die Katholikin und überdies Florentinerin ist.«

»Hört mich an, Sire«, antwortete Coligny ernst. »Was ich zu sagen habe, ist um so gewichtiger, da es von einem nun verstorbenen großen Kaiser kommt . . . «

»So habt Ihr mir etwas von Carl V. zu sagen vergessen, als Ihr von Brüssel kamt?«

»Ich habe es nicht vergessen, auch darnach gehandelt, als ich Euch veranlaßte, Herrn von Montgomery nach Schottland zu senden.«

»Der Rat kam in der Tat von Euch. Nun, er ist dort gewesen und hat mir wohl gedient.«

»Ich weiß es, Sire, aber es ist Euch vielleicht unbekannt, warum ich Euch den Rat gab, Montgomery nach Schottland zu senden.«

»Allerdings.«

»Der Kaiser Carl V. wußte von seinen Astrologen, daß Herr von Montgomery zwischen den beiden Augenbrauen ein Zeichen hat, welches andeutet, es werde eines Tages einem Fürsten der Lilien Unglück bringen.«

»Bah!«

»Der Kaiser Carl V. trug mir auf, Euch dies mitzuteilen; da ich aber Herrn von Montgomery für Einen eurer treuesten Diener hielt und der Meinung war, er könne einem Fürsten der Lilien

höchstens unfreiwillig Unglück bringen, auch ihm bei Euch zu schaden glaubte, wenn ich von der Prophezeiung spräche, so begnügte ich mich dem Könige zu raten, ihn der Regentin von Schottland zu Hilfe zu senden. Heute, als ich glaubte, es solle ein allgemeiner Kampf stattfinden, erkundigte ich mich bei Ew. Majestät, um, wenn der allgemeine Kampf beschlossen werde, Herrn von Montgomery davon fern zu halten oder doch darauf zu achten, wie das letzte Mal, daß er mit Ew. Majestät nicht zusammen treffe. Der allgemeine Kampf erfolgt nicht, ich kann also nichts tun; da aber Ew. Majestät Herrn von Montgomery zum Ende noch herausgefordert hat, so wende ich mich an Euch, Sire, und sage, in der Hoffnung das Rennen zu verhindern: Sire, was ich Euch über den Grafen von Lorges mitgeteilt habe, hat der Kaiser Carl V. selbst mir gesagt. Sire, um Gottes willen, rennt nicht mit Herrn von Montgomery! Herr von Montgomery wird einen Fürsten der Lilien ins Unglück stürzen und von allen ist ja der König von Frankreich der größte.«

Heinrich stand eine kurze Zeit nachdenklich da, dann legte er die Hand aus Coligny's Schulter und sagte:

»Admiral, wenn Ihr mir dies heute früh gesagt hättet, würde ich Montgomery wahrscheinlich nicht aufgefordert haben, jetzt ist es geschehen und ich kann nicht zurück treten; es würde aussehen als fürchte ich mich . . . Ich danke Euch nichts desto weniger, Herr Admiral, es ist zu spät, ich breche die Lanze.«

»Sire«, sagte Einer der eintretenden Knappen, »der Graf von Montgomery ist bereit.«

»Gut, Freund, schnalle mir meinen Helm fest und laß die Trompeten blasen.«

Der Helm wurde festgeschnallt, die Musiker aber, welche geglaubt, das Fest sei zu Ende, hatten sich bereits entfernt.

Man meldete dies dem Könige und sagte, sie sehen noch nicht zu weit entfernt und man werde sie bald zurückholen können.

»Es dauert zu lang«, entgegnete der König. »Wir rennen also ohne Musik.«

Er stieg zu Pferd und rief:

»Nun, Montgomery, seid Ihr bereit?«

»Ja, Sire«, antwortete der Graf, der an der andern Seite

erschien.

»Lasset laufen!« sagten die Kampfrichter, der Herzog von Savoyen und der Connétable, und in der tiefsten Stille trafen die beiden Rennenden in der Mitte zusammen. Beider Lanzen brachen.

Mit einem Male sah man mit großer Verwunderung die Füße des Königs die Steigbügel verlassen, seine Arme den Hals des Pferdes umfassen, dessen Zügel er los ließ und das fortlief, während Montgomery, wie erstaunt vor Entsetzen, den Lanzenstumpf aus seiner Hand warf.

Gleichzeitig sprangen Vieilleville und Boissy, die nach der Haltung des Königs vermuteten, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sei, über die Barriere, faßten den Zaum des Pferdes und riefen:

»Um Gottes willen, was ist es, Sire?«

»Ihr, . . . « stammelte der König. »hattet Recht, mein lieber Vieilleville, als Ihr Euch dem verfluchten Rennen widersetztet.«

»Seid Ihr verwundet«, Sire?« fragte der Oberkammerherr bestürzt.

»Ich glaube — auf den Tod«, antwortete der König so schwach, daß man seine Worte kaum verstehen konnte.

Der Lanzenstich Montgomery's war an der Rüstung des Königs hinaufgeglitten, hatte das Visir aufgeschlagen und ein Splitter war durch das Auge bis in das Gehirn gedrungen. Er nahm indes alle seine Kräfte noch einmal zusammen, und sagte:

»Man tue Herrn von Montgomery nichts zu Leide, er hat durchaus keine Schuld.«

Die Zuschauer zerstreuten sich als habe der Blitz mitten unter sie geschlagen; jeder floh und rief:

»Der König ist tot! der König ist tot!«

VIII.

Das Sterbebett.

Die Herren von Boissy und Vieilleville trugen den König in sein Zimmer und legten ihn in voller Rüstung auf sein Bett.

Man konnte ihm den Helm nicht abnehmen; der Holzsplitter war in der Wunde geblieben und ragte zwei bis drei Zoll hervor.

Die Ärzte eilten herbei. Es waren fünf, aber keiner wollte es auf sich nehmen, den Lanzensplitter aus der Wunde zu ziehen, und obgleich die Königin Catharina, der Dauphin und die Prinzessinnen, die allein hatten eintreten dürfen, sie beschwuren, dem Verwundeten Hilfe zu bringen, sahen sie einander doch kopfschüttelnd an und sagten:

»Man hole so schnell als möglich Ambrosius Paré, denn ohne ihn unternehmen wir nichts.«

»Man hole Paré, wo er auch sein möge!« sagte die Königin, und sogleich eilten Diener, Pagen u.s.w. hinweg, um den berühmten Wundarzt zu suchen, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand und der Leibchirurg des Königs war.

Man fand ihn in dem Stübchen eines armen Dachdeckers, der gestürzt war und den Fuß gebrochen hatte, und führte ihn zu dem Könige.

Er war ein Mann von fünf- bis sechsundvierzig Jahren, in ernster Haltung, mit gesenktem Haupte und sinnenden Augen.

Als er erschien, machten ihm alle Platz, damit er sogleich an das Bett des Königs gelange. Alle Blicke richteten sich auf ihn, denn er galt für den Einzigen in Frankreich, welcher das Leben des Königs zu retten vermöge, wenn dieses Leben zu retten sei.

Wir sagen »in Frankreich«, denn außerhalb Frankreich gab es noch einen, dessen Ruf größer war als der Paré's welcher ihn auch selbst seinen Meister nannte, Andreas Vesalius, der Leibarzt Philipps II.

In den Zügen Paré's erkannte man nichts von seiner Meinung, man sah nur, daß er bei dem Anblicke der Wunde des Königs erblasste.

»Vergesst nicht«, sagte Catharina von Medici zu ihm, »daß ich den König von Frankreich Euch übergebe.«

Paré ließ seinen Arm sinken und antwortete:

»Madame, in dem Zustande, in welchem sich euer durchlauchtigster Gemahl befindet, ist der wirkliche König von Frankreich nicht er, sondern sein Nachfolger. Ich bitte um Erlaubnis ihn zu behandeln, wie ich einen gemeinen Soldaten behandeln würde, denn nur darin liegt eine Möglichkeit, ihn zu retten.«

»Es gibt also noch eine Möglichkeit?« fragte die Königin.

»Ich behaupte es nicht.«

»So tut, was Ihr vermögt; man weiß ja, daß Ihr der geschickteste Mann im Lande seid.«

Ambrosius antwortete nicht, legte aber die linke Hand an den Helm oben, faßte den im Auge gebliebenen Splitter mit der rechten Hand und zog ihn aus der Wunde mit so sicherer Bewegung als behandelte er einen gemeinen Soldaten.

Der Verwundete zitterte an allen Gliedern und seufzte.

»Jetzt nehme man dem Könige den Helm und den Harnisch ab, aber so schonend als möglich.«

Vieilleville faßte den Helm des Königs, aber seine Hand zitterte so sehr, daß der Arzt ihn zurück hielt und sagte:

»Lasset es mich tun, denn meine Hand hat allein das Recht nicht zu zittern.«

Er legte den Kopf des Königs auf seinen linken Arm und schnallte langsam, aber sicher den Helm ab.

Die Rüstung war leichter abzunehmen; es geschah auch, ohne daß der König eine Bewegung machte.

Dann schritt der Arzt zum Verbande.

An dem Splitter, den man wohlbedacht auf den Tisch gelegt, hatte er erkannt, daß derselbe fast drei Zoll tief in den Kopf eingedrungen. Es war eine entsetzliche Wunde!

Auf diese legte er sofort gestoßene Kohle, deren man sich damals statt der Charpie bediente, dann eine Kompresse, die mit kaltem Wasser befeuchtet war und die alle Viertelstunden erneuert werden sollte.

Bei der Berührung des kalten Wassers zuckte das Gesicht des Verwundeten, — also war noch nicht alles Gefühl erloschen.

Der Arzt schien sich darüber zu freuen, dann wendete er sich an die weinende königliche Familie und sagte zu der Königin:

»Ich kann über den Ausgang nichts vorhersagen, nur so viel, daß der Tod nicht sofort erfolgen wird; ich möchte Euch darum raten, daß Ihr Euch Ruhe gönntet und Linderung für euren Schmerz sucht. Ich werde von diesem Augenblicke bis zum Tode oder zur Heilung des Königs nicht von dem Bette weichen.«

Catharina trat zu dem Verwundeten und bückte sich, um ihm die Hand zu küssen, dabei zog sie ihm aber den berühmten Ring vom Finger, welchen man dem König schon einmal weggenommen hatte und in dem das Geheimnis der langen Liebe zu Diana von Poitiers liegen sollte.

Der Verwundete erbebte, als fühle er, daß man ihm mit Gewalt etwas aus dem Herzen reiße, wie er gebebt hatte, als man ihm den Lanzensplitter aus der Wunde zog.

Der Arzt trat rasch hinzu und fragte:

»Verzeiht, was tatet Ihr dem Könige?«

»Nichts«, antwortete Catharina, welche den Ring in ihrer Hand festhielt; »er erkannte mich vielleicht in seiner tiefen Ohnmacht.«

Hinter Catharina entfernten sich der Dauphin und die andern Prinzen und Prinzessinnen.

Vor dem Gemach des Königs traf Catharina Herrn von Vieilleville, welcher sich umgekleidet hatte, da er von dem Blute des Königs ganz bedeckt gewesen war.

»Wohin geht Ihr?« fragte sie ihn.

»Es ist meine Pflicht, Se. Majestät nicht zu verlassen.«

»Sie trifft mit meinen Wünschen zusammen, denn ich habe Euch immer für einen guten Freund gehalten.«

Vieilleville verbeugte sich und obgleich Catharina ihre »guten Freunde« noch nicht so mißhandelt hatte, wie sie es später tat, hörte sich Vieilleville doch nicht ohne Besorgnis diesen Titel geben.

»Madame«, sagte er« »ich danke Ew. Majestät demütig für die Achtung, die Ihr mir gewährt und werde Alles aufbieten, um sie nicht zu verlieren.«

»Ihr habt dazu nur Eins zu tun, Herr Graf, und es ist überdies sehr leicht: haltet Frau von Valentinois und die Leute des Connétable ab, zu dem Könige zu gelangen.«

»Aber«, entgegnete Vieilleville ziemlich verlegen über diesen Auftrag, der allerdings seine Gunst befestigte, wenn der König starb, sie aber sehr gefährdete, wenn er genas, »aber wenn die Herzogin von Valentinois darauf besteht . . . «

»So sagt ihr, lieber Graf: so lange der König Heinrich bewußtlos sei, regiere die Königin Catharina von Medici und diese Königin wolle nicht, daß die Buhlerin Diana von Poitiers in das Zimmer ihres sterbenden Gemahls trete.«

»Hm! hm!« sagte Vieilleville, der sich hinter dem Ohr kratzte; »es soll einen gewissen Ring geben . . . «

»Ihr irrt Euch, Herr Graf; diesen Ring gibt es nicht mehr, denn ich habe ihn hier und ihn vom Finger unseres geliebten Gemahls gezogen, um — wenn er, was Gott verhüte! verscheiden sollte — mit seinem Petschaft euer Patent als Marschall von Frankreich zu untersiegeln, das bekanntlich noch nicht unterzeichnet ist.«

»Madame«, antwortete Vieilleville, den der Anblick des Ringes beruhigte, wie ihn das Versprechen Catharina's ermutigte, »Ihr seid Königin und eure Befehle werden vollzogen werden.«

»Ich wußte es wohl, das Ihr mein Freund seid, mein lieber Vieilleville.«

Sie entfernte sich und nahm aller Wahrscheinlichkeit nach in ihrem Herzen noch größere Menschenverachtung mit sich.

Der König lag vier Tage bewegungslos da, in diesen vier Tagen erschien Frau von Valentinois mehrmals, aber sie wurde nicht einmal eingelassen.

Einige ihrer Freunde rieten ihr das Schloß Tournelles zu verlassen und die Ereignisse in ihrer Wohnung im Louvre abzuwarten oder selbst in ihrem Schlosse Anet, da ihr, wenn sie bleibe, recht wohl ein Unglück begegnen könnte; aber sie antwortete stets, ihr Platz sei da, wo sich der König befinde und sie fürchte nichts, so lang der König noch Leben habe, denn selbst ihre erbittertsten Feinde würden nichts gegen ihr Leben oder nur gegen ihre Freiheit zu unternehmen wagen.

Am dritten Tage Abends, etwa zweiundsiebzig Stunden nach

dem Unglücke, stieg ein ganz mit Staub bedeckter Mann von einem schäumenden Pferde vor dem Palaste Tournelles ab und sagte, er komme von dem Könige Philipp und wünsche den König Heinrich zu sehen, wenn er noch lebe.

Man weiß, welche Befehle gegeben waren.

»Welchen Namen haben wir Ihrer Majestät der Königin zu nennen?« fragte man.

»Nicht die Königin soll meinen Namen erfahren, sondern mein gelehrter Colleague Paré. Ich heiße Andreas Vesalius.«

Der Diener trat in das Gemach des noch immer ohnmächtigen Königs und zu Paré, der einen frischabgeschnittenen Kopf in der Hand hatte und im Inneren des Gehirnes die noch unbekanntenen Geheimnisse des menschlichen Lebens und Geistes suchte.

Er ließ sich den Namen wiederholen, und als er sich überzeugt hatte, daß er sich nicht täusche, äußerte er seine Freude laut.

»Meine Herren«, sagte er, »eine gute Nachricht! Wenn der König durch menschliche Wissenschaft gerettet werden kann, so ist dieses Wunder nur durch *einen* Mann zu bewirken. Meine Herren, dankt Gott, dieser Mann ist da!«

Er öffnete selbst rasch die Tür und sagte: .

»Tretet ein, tretet ein, der Ihr hier der einzige und wirkliche König seid!« Und zu Vieilleville setzte er hinzu: »Herr Graf, meldet der Königin, daß der berühmte Vesalius sich am Bette ihres Gemahls befindet.«

Vieilleville freute sich, der Königin eine anscheinend gute Nachricht bringen zu können und eilte aus dem Zimmer, in dessen Tür ihm ein Mann von etwa sechsundvierzig Jahren, von mittlerer Größe mit klugem, lebhaften Auge, brauner Farbe und krausem Haar und Bart entgegen trat.

Dieser Mann war in der Tat Andreas Vesalius, den der König Philipp eilig sandte, nachdem er durch einen Eilboten des Herzogs von Savoyen von dem Unglücke seines Schwiegervaters gehört hatte.

Man weiß, welchen unermeßlich großen Ruf Vesalius damals genoß und wunderte sich also nicht über die Art, wie ihn ein so gewissenhafter und bescheidener Mann, wie Paré, empfing, der in der Geschicklichkeit der Hand, in dem Ausschneiden einer Kugel,

in dem Abnehmen eines Gliedes, wohl größer war, aber in der Theorie und namentlich in der Anatomie weit zurück stand.

Die Anatomie war das Studium des ganzen Lebens des Brabanters gewesen. In einer Zeit, in welcher das religiöse Vorurteil den Leichnam weihte und sich dem widersetzte, daß man die Geheimnisse des Lebens selbst in den Toten suche, hatte er sich dem Hasse der Fanatiker ausgesetzt, um die Wissenschaft einige Schritte weiter zu bringen.

IX.

Florentinische Politik.

Vesalius trat zu dem Verwundeten, untersuchte ihn, fragte, wie er behandelt worden sei, billigte alles Geschehene und verlangte dann den Lanzensplitter zu sehen.

Paré hatte an demselben bezeichnet, wie weit er eingedrungen gewesen, stieß ihn dann sogar in das Auge des Kopfes, den er da hatte, bis zu jener Stelle und genau in der Richtung, welche der Splitter im Auge des Königs gehabt hatte.

»Ich wollte eben den Kopf da öffnen, um zu sehen, welche Zerstörung durch eine solche Verletzung darin entstehen kann«, sagte Paré.

Vier Verbrecher waren bereits enthauptet worden, damit die Ärzte an den Köpfen derselben Versuche machen konnten.

Vesalius aber sagte:

»Es ist nicht nötig, ich sehe schon, welche Zerstörungen der Splitter machen mußte.«

Und er schilderte das verletzte Gehirn genau so, wie es Paré gefunden hatte, als er Versuche gemacht.

»Und was haltet Ihr von der Wunde?« fragte Paré.

»Sie ist tödlich«, antwortete Vesalius.

Hinter ihm hörte man einen tiefere Seufzer.

Catharina von Medici war bereits eingetreten und hatte das Gespräch der Ärzte gehört.

»Tödlich?« fragte sie; »Ihr sagt, die Wunde sei tödlich?«

»Ich halte es für meine Pflicht«, antwortete Vesalius, »Ew. Majestät dies mitzuteilen. Der Tod eines Königs ist keine gewöhnliche Begebenheit, und die, welche ein Reich erben, müssen auf den Eintritt dieses Falles vorbereitet werden. Ich wiederhole also; so schmerzlich es mir ist, die Wunde des Königs ist durchaus tödlich.«

Die Königin strich mit dem Taschentuche über die schweißbedeckte Stirn.

»Wird er sterben, ohne wieder zum Bewusstsein zu kommen?« fragte sie.

Vesalius faßte die königliche Hand und zählte die Pulsschläge.

»Neunzig!« sagte er zu Paré.

»Dann hat das Fieber nachgelassen«, antwortete dieser, »denn in den ersten Tagen zählte ich bis hundert und zehn Schläge.«

»Madame«, fuhr Vesalius fort, »wenn der Puls so fort abnimmt, läßt sich erwarten, daß der König vor dem Verscheiden noch ein- oder ein paarmal sprechen könne.«

»Wann?« fragte Catharina gespannt.

»Fragt die menschliche Wissenschaft nicht mehr als sie weiß! Der Wahrscheinlichkeit nach könnte der König um die Mitte des nächsten Tages zur Besinnung kommen.«

»Hört Ihr, Vieilleville?« sagte die Königin. »Daß ich sofort erfahre, wenn sich ein Lebenszeichen des Königs kund gibt; ich muß da sein, sonst Niemand, um zu hören was der König sagt.«

Am andern Tage, gegen zwei Uhr Nachmittags, war der Puls auf zweiundsiebzig Schläge gesunken, der Verwundete bewegte sich leicht und seufzte.

»Herr von Vieilleville«, sagte Vesalius, »meldet der Königin, daß der König aller Wahrscheinlichkeit nach aus seiner Ohnmacht erwachen und etwas sagen werde.«

Als die Königin nach kaum fünf Minuten erschien, murmelte der König in der Tat kaum verständlich:

»Die Königin! Man hole die Königin . . . «

»Hier bin ich«, entgegnete Catharina, die an dem Bette ihres Gemahls auf die Knie sank.

Ambrosius Paré sah staunend den Mann an, der, wenn er auch nicht über Tod und Leben gebot, doch in alle Geheimnisse derselben eingeweiht zu sein schien.

»Sollen wir in dem Zimmer bleiben oder nicht?« fragte Vesalius die Königin.

Die Königin blickte den Verwundeten fragend an.

»Sie sollen bleiben«, sagte der König . . . »Ich bin so schwach, daß ich jeden Augenblick ohnmächtig zu werden fürchte.«

Da winkte Vesalius, nahm aus der Tasche ein Fläschchen mit

einer blutroten Flüssigkeit, goß einige Tropfen davon in einen Löffel und brachte sie zwischen die Lippen des Königs.

Heinrich seufzte wie erleichtert; sein Auge erhielt Glanz.

»Ich fühle mich besser«, sagte er; dann sah er sich um und fuhr fort: »Ach Du hast mich nicht verlassen, Vieilleville?«

»Nein, Sire«, antwortete dieser schluchzend, »nicht eine Minute.«

»Du sagtest es mir . . . Du sagtest es«, flüsterte Heinrich . . . »aber ich wollte Dir nicht glauben . . . Euch auch nicht Madame . . . und Coligny nicht . . . Madame, vergesst nicht, daß Coligny zu meinen wahren Freunden gehört, denn er hat mir mehr gesagt als sonst Jemand: er nannte mir Montgomery als den, der mir den Tod geben müsse.«

»Er nannte Euch Montgomery?« fragte Catharina.

»Woher wußte er . . . «

»Durch eine Prophezeiung, die dem Kaiser Carl V. gemacht worden . . . «

»Hoffentlich ist Montgomery frei?«

Catharina antwortete nicht.

»Hoffentlich ist er es«, fuhr Heinrich fort . . . »Ich verlange und befehle, daß man ihm nichts zu Leide tue.«

»Ja, Sire,« antwortete Vieilleville, »Montgomery ist frei und er sendet Tag und Nacht, um sich nach eurem Befinden zu erkundigen. Er ist in Verzweiflung.«

»Er tröste sich, der arme Lorges! Er hat mir immer treu gedient . . . und noch zuletzt bei der Regentin von Schottland . . . «

»Ach,« fiel Catharina ein, »warum ist er nicht bei ihr geblieben!«

»Nicht sein Wille, mein Befehl hat ihn zurückgebracht«, sagte der König . . . »Er wollte nicht gegen mich rennen . . . ein Befehl von mir zwang ihn dazu . . . Mein Unstern hat Alles getan, nicht er. Lehnen wir uns nicht auf gegen Gott, benutzen wir vielmehr diesen Augenblick des Lebens, den er mir wunderbarlich gibt, um das Dringendste zu ordnen.«

»Ach, Herr!« flüsterte Catharina.

»Zuerst, fuhr Heinrich fort, »denken wir an unsere

Versprechungen, an unsere Freunde, dann an die Verträge mit den Feinden.«

»Ihr wisst, was Vieilleville versprochen ist?«

»Ja, Sire.«

»Ich kann ohne große Schmerzen mich nicht bewegen, lasset das ihm zugedachte Patent holen, unterzeichnet es statt meiner unter dem heutigen Tage und gebt die Ursache an, warum Ihr statt meiner unterschreibt.«

Das Patent wurde gebracht und Catharina schrieb darunter:

»Für den verwundeten König und auf dessen Befehl, neben seinem Bett.«

Catharina, Königin. 4. Juli 1559.«

Sielas es vor, der König billigte es und wünschte, daß sie das Patent Vieilleville übergebe, der da kniete.

Sie tat es, setzte aber leise hinzu:

»Ihr habt das Patent, aber haltet nichts desto weniger euer Versprechen, guter Freund, denn man könnte es Euch doch entziehen.«

»Sind der Herzog von Savoyen und meine Schwester vermählt?« fragte der König.

»Nein, Sire«, antwortete die Königin. »Die Zeit wäre zu einer Hochzeit übel gewählt.«

»Im Gegenteil, im Gegenteil!« entgegnete der König. »Ich wünsche, daß die Vermählung sobald als möglich erfolge. Vieilleville, holt mir Beide hierher.«

Catharina begleitete ihn bis an die Tür und sagte leise:

»Holt sie nicht früher bis ich diese Tür wieder aufgemacht und Euch selbst Befehl gegeben habe. Wartet in dem Vorzimmer und — bei eurer Freiheit, bei eurem Leben, bei eurem Seelenheile! — kein Wort von dieser Rückkehr des Königs zum Bewusstsein, namentlich gegen die Frau Valentinois!«

»Wo seid Ihr?« fragte der König. »Was tut Ihr . . . Ich möchte die Zeit nutzen.«

»Ich bin da«, antwortete die Königin, »Ich sagte Vieilleville nur, wo er den Prinzen finden würde, wenn er nicht zu Haus wäre.«

»Wo?«

»Er wird wohl da sein, denn erst Abends verläßt er das Schloß und immer ist er vor Tagesanbruch zurück.«

»Ach!« sagte der König mit einem neidischen Seufzer. »Es gab eine Zeit, wo auch ich in schöner Nacht, auf gutem Pferde dahineilte . . . Das Fieber brannte da nicht so in mir wie jetzt . . . Mein Gott! Mein Gott! erbarme Dich meiner, denn ich leide sehr!«

Catharina war wieder an das Bett getreten, hatte aber den beiden Ärzten einen Wink gegeben, sich davon zu entfernen.

»Sie kommen, nicht wahr?« fragte der König.

»Ja, aber wollt Ihr mir vorher erlauben, Sire, etwas über die Angelegenheiten des Staates zu sagen?«

»Sprecht«, antwortete er mit Anstrengung.

»Sire, erinnert Ihr Euch an das, was Guise in meinem Zimmer in dem Augenblicke sagte, als Ihr den unseligen Beitrag von Cateau-Cambrésis unterzeichnen wolltet? Guise ist ein großer Freund Frankreichs.«

»Ein Lothringer«, sagte der König.

»Ich aber, ich bin keine Lothringerin . . . «

»Nein, aber eine . . . «

Er unterbrach sich.

»Sprecht es nur aus«, sagte Catharina, »ich bin eine Florentinerin, folglich eine wirkliche Bundesgenossin Frankreichs. So sage ich denn auch, der Lothringer und die Florentinerin sind besser französisch gewesen als manche Franzosen.«

»Ich leugne das nicht.«

»Der Lothringer und die Florentinerin sagten . . . «

»Ja«, fiel der König ein, als erwache er aus einem Traume, »ich tat Unrecht«

»Ihr erkennt es?« fragte Catharina mit leuchtenden Augen.

»Ja, aber es ist zu spät.«

»Es ist nie zu spät, Sire«, entgegnete die Florentinerin.

»Ich verstehe das nicht.«

»Wollt Ihr mich handeln lassen?« fiel Catharina ein. »Ich bringe Euch alle Städte Frankreichs, Piemont, Nizza zurück, und eröffne

Euch den Weg nach dem Mailändischen.«

»Und was soll ich tun?«

»Ihr ernennt, trotz der Volljährigkeit des Dauphins, wegen seiner schwachen Gesundheit, einen Regentschaftsrat, der ein Jahr oder länger besteht, aus dem Herrn von Guise, dem Kardinal von Lothringen und mir zusammengesetzt ist und alle Angelegenheiten ordnet.«

»Was wird Franz dazu sagen?«

»Er wird sich darüber freuen. Er denkt nur an seine kleine Schottin und strebt nach nichts Anderem.«

»Ach ja, es ist ein großes Glück jung und der Gatte einer Frau zu sein, die man liebt! Etwas indes verdirbt die ganze Sache doch; er ist König von Frankreich, und als solcher muß er erst an das Land und dann an seine Liebe denken.«

»Wir übernehmen Alles«, fiel Catharina ein.

»Was versteht Ihr unter Alles?«

»Alles wieder zu ändern, was durch den Vertrag verdorben wurde.«

»Und ich«, meinte der König, »erscheine unterdes vor Gott als ein Eidbrüchiger. Madame, die Sünde ist zu groß, als daß ich sie auf mich nehmen könnte. Wenn ich am Leben bliebe, ließe sich davon reden, denn in diesem Falle hätte ich Zeit zur Reue.«

Lauter setzte er hinzu:

»Vieilleville!«

Dieser hörte den Ruf und kam herein.

»Ihr tatet Recht, auf einen zweiten Befehl zu warten«, sagte er, »wie Euch die Königin geboten hat, aber ich gebe Euch jetzt diesen zweiten Befehl. Geht augenblicklich, und holt mir den Prinzen von Savoyen und meine Schwester.«

Er fühlte seine Kräfte abnehmen und sah sich nach den Ärzten um, die bei seinem Lautsprechen näher getreten waren.

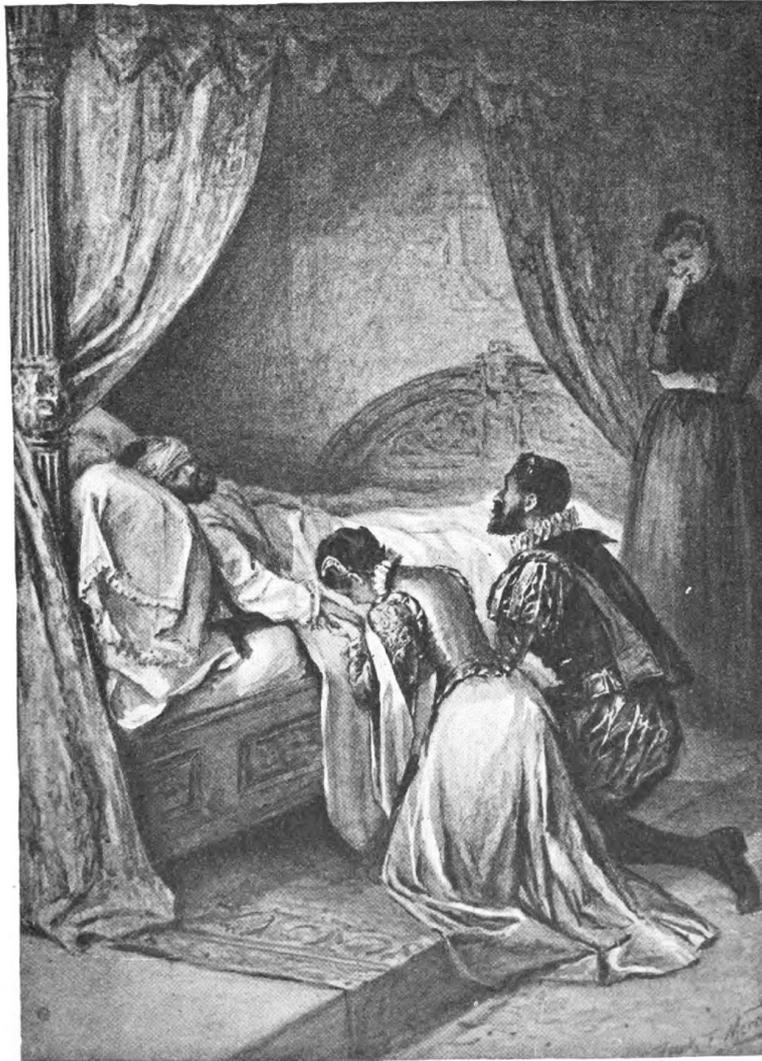
»Man gab mir einige Tropfen, die mich wunderbar stärkten«, sagte er.

»Eine Stunde noch muß ich leben; man gebe mir noch einige Tropfen von jener Arznei.«

Vesalius tat es, und Vieilleville, der nicht ungehorsam zu sein

wagte, begab sich zu dem Herzoge.

Catharina stand lächelnd an dem Bette, während die Wut in ihrem Herzen kochte.



das verlobte Paar kniete vor dem sterbenden König nieder

X.

Ein König von Frankreich muß sein Wort halten.

Nach wenigen Minuten erschienen Emanuel Philibert und die Prinzessin Margarethe und Catharina trat etwas bei Seite, um ihnen Platz an dem Bette zu machen.

Sie knieten vor dem sterbenden Könige nieder.

»Ich danke Gott«, sagte Heinrich, »daß ich das Bewusstsein wieder erlangt habe, wenn mir auch keine Hoffnung bleibt . . . Lasset uns deshalb die Zeit benützen . . . Emanuel, nehmt die Hand meiner Schwester.«

Emanuel gehorchte, zumal die Hand Margarethens der seinigen den halben Weg entgegen kam.

»Prinz«, fuhr der König fort, »ich wünschte eure Verbindung mit Margarethe, als ich gesund war; jetzt liege ich im Sterben und wünsche sie nicht nur noch immer, sondern fordere sie.«

»Sire!« fiel Emanuel ein.

»Hört, Emanuel«, fuhr der König feierlich fort, »Ihr seid nicht nur ein großer Fürst jetzt wegen der Provinzen, die ich Euch zurück gegeben, ein Edelmann wegen eurer Ahnen, sondern auch ein Ehrenmann wegen eures redlichen Herzens. Ich wende mich jetzt an den ehrlichen Mann in Euch.«

Emanuel Philibert richtete sein edles Haupt empor; die Redlichkeit seiner Seele leuchtete in seinen Augen und er sagte in dem ihm eigenen sanften und doch festen Tone:

»Sprecht, Sire.«

»Emanuel,« fuhr der König fort, »es ist ein Friede unterzeichnet worden; der Friede ist unvorteilhaft für Frankreich.«

Der Prinz machte eine Bewegung.

»Aber gleichviel, er ist unterzeichnet. Dieser Friede macht Euch zum Bundesgenossen Frankreichs und Spaniens zugleich; Ihr seid ein Vetter des Königs Philipp und werdet der Oheim des Königs von Frankreich sein. Euer Schwert ist von nun an von großem Gewicht in der Waagschale, in welcher Gott das Geschick der Reiche wägt . . . ich beschwöre dieses Schwert, so gerecht zu

sein, wie sein Herr redlich ist, so schrecklich, wie sein Herr mutig. Wird der von mir und dem Könige Philipp II. beschworene Friede von Frankreich gebrochen, so wende sich dies Schwert gegen Frankreich; wird er von Spanien gebrochen, so wende es sich gegen Spanien. Wäre die Stelle des Connétable zu besetzen, Gott ist mein Zeuge, Herzog Emanuel, ich gäbe sie dem Fürsten, der sich mit meiner Schwester vermählte; aber die Stelle ist im Besitze eines Mannes, dem ich sie entziehen müßte, der mir aber im Herzen doch treu gedient hat. Schwört Ihr mir, mit eurem Schwerte immer gerecht zu sein?«

Emanuel streckte die Hand nach Heinrich aus und sagte:

»Bei dem treuen Herzen, das sich an meine Treue wendet, schwöre ich es.«

»Ich danke«, entgegnete Heinrich aufatmend. »Und nun, an welchem Tage soll die bis jetzt verschobene Vermählung stattfinden?«

»Am 9. Juli, Sire.«

»So schwört mir auch, daß eure Vermählung am 9. Juli statffinde, ich mag leben oder tot sein.«

Margarethe sah Emanuel etwas besorgt an, er aber zog ihren Kopf an sich, küßte sie auf die Stirn wie eine Schwester und sagte:

»Sire, empfängt diesen zweiten Schwur wie den ersten: Gott strafe mich gleich schwer, wenn ich den einen oder den andern breche!«

Margarethe erbleichte und schien einer Ohnmacht nahe zu sein.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür etwas und — das Gesicht des Dauphins zeigte sich.

»Wer kommt?« fragte Heinrich.

»Ach, mein Vater spricht!« sagte der Dauphin und eilte hinzu.

Das Gesicht Heinrichs heiterte sich auf.

»Ja, mein Sohn«, antwortete Heinrich. »Komm, ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen . . . Man lasse mich mit dem Dauphin allein.«

Emanuel und Margarethe gingen, Catharina aber blieb und fragte:

»Ich auch?«

»Ihr auch. Nach meiner Unterredung mit dem Dauphin könnt Ihr zurückkommen.«

Catharina tat als wolle sie gehen, kehrte aber um, küßte dem Könige die Hand und entfernte sich dann.

»Verriegle die Tür«, sagte der König zu dem Dauphin, »und komme dann schnell wieder zu mir, denn ich fühle, daß meine Kräfte mich verlassen . . . Rufe die Ärzte.«

Vesalius und Paré traten hinzu.

»Habt Ihr noch von dem Mittel, das mich stärkt?« fragte der König.

»Ja«, antwortete Vesalius, »aber die Kraft, die es Euch gibt, ist nur eine scheinbare und ein Mißbrauch könnte das Leben Eurer Majestät verkürzen.«

»Es handelt sich nicht mehr um die Dauer meines Lebens; wenn ich nur dem Dauphin noch sagen kann, was ich ihm zu sagen habe, will ich gern bei dem letzten Worte sterben.«

Der Kopf des Königs sank matt zurück und Vesalius gab ihm nochmals einige Tropfen.

Es vergingen diesmal einige Sekunden, ehe das Mittel wirkte, dann aber atmete der König tief und bat, daß man ihn etwas aufrichte und seinen Arm um den Nacken des Dauphin lege. So wolle er die letzte Stufe in sein Grab hinabsteigen.

Man tat was der König wünschte und entfernte sich dann von der rührenden Gruppe.

»Mein Sohn«, sagte der König, »Du bist sechzehn Jahre alt, ein Mann also und ich will mit Dir wie mit einem Manne sprechen, ja wie mit einem König, denn ich zähle bereits nicht mehr. Ich habe nie aus Haß oder Bosheit, wohl aber bisweilen aus Schwachheit gefehlt . . . «

Franz machte eine Bewegung.

»Laß mich reden und Dir, meinem Nachfolger, beichten, damit Du die Fehler vermeidest, in die ich gefallen bin. Einer der letzten und größten war der, welchen ich auf Antrieb des Connétable und der Frau von Valentinois beging; ich hatte eine Binde auf den Augen; ich bitte Dich um Vergebung, mein Sohn.«

»Sire! Sire!«

»Dieser Fehler ist der Friede mit Spanien, den ich unterzeichnete . . . Eben war deine Mutter da; sie hielt mir diesen Fehler vor und wollte ihn wieder gut machen . . . «

»Da euer Wort gegeben ist, Sire?«

»Gut, Franz, gut! der Fehler war groß, aber mein Wort ist gegeben. Also, Franz, was man Dir auch sage, was man anbiete — und wenn ein Weib im Alkoven Dich bäte, wenn ein Priester im Beichtstuhle Dich beschwörte, wenn Zauberei meinen Schatten kommen ließe — ändere nichts an dem unterzeichneten Verträge und gedenke stets des Ausspruchs: »Ein König von Frankreich muß sein Wort halten.«

»Ich schwöre bei der Ehre eures Namens, mein Vater, es soll so sein, wie Ihr es wünscht.«

»Und wenn deine Mutter in Dich dringt?«

»So sage ich ihr, ich sei euer Sohn so gut wie der ihrige.«

»Und wenn sie befiehlt?«

»So antworte ich ihr, ich sei König, ich habe Befehle zu geben, nicht zu empfangen.«

»Gut, mein Sohn . . . das hatte ich Dir zu sagen . . . Nun lebe wohl, ich fühle, daß ich schwach werde und mein Auge sich schließen will. Wiederhole mir deinen Schwur, wenn ich tot bin, damit Du gegen deinen lebenden und deinen verstorbenen Vater verpflichtet seist. Küsse deinen Vater nun zum letzten Male. Sire, Ihr seid König.«

Heinrich ließ sein Haupt matt auf das Kissen zurück sinken und Franz sank mit ihm nieder; dann sprach er:

»Mein Vater, ich wiederhole Euch, treu den beschworenen Frieden zu halten, wie nachteilig er auch für Frankreich sein möge. Ein König von Frankreich muß sein Wort halten.«

Er küßte zum letzten Male die bleichen Lippen seines Vaters und öffnete dann die Tür wiederum seiner Mutter, die steif und unbeweglich hinter derselben stand und mit Ungeduld auf die Beendigung der Unterredung wartete, der sie nicht hatte beiwohnen dürfen.

Am 9. Juli nahm Emanuel Philibert am Bette des Königs, der noch immer lebte, obgleich dies Leben kaum noch durch ein kleines Zeichen sich kund gab, feierlich die Prinzessin Margarethe

zur Gemahlin im Beisein des ganzen Hofes.

Am andern Tage, am 10. Juli, zehn Tage nach der unseligen Verwundung, gab der König den Geist auf, ruhig, wie Vesalius es vorher gesagt hat.

Er war vierzig Jahre, drei Monate und zehn Tage alt.

An demselben Tage verließ Frau von Valentinois den Palast Tournelles, in dem sie bis zu dem letzten Hauche des Königs geblieben war, und begab sich in ihr Schloß Anet.

Denselben Abend kehrte der ganze Hof in den Louvre zurück; nur die beiden Ärzte und vier Priester blieben bei der königlichen Leiche, die Ärzte, um sie einzubalsamieren, die Priester, um bei ihr zu beten.

An dem Tore unten trafen Catharina von Medici und Maria Stuart zusammen.

Catharina wollte wie sonst voran geben, aber plötzlich blieb sie stehen, ließ Maria Stuart den Vortritt und sagte mit einem Seufzer:

»Gebt voraus, denn Ihr seid die Königin.«

XI.

Der Vertrag erhält seine Ausführung.

Heinrich II. war als echter König gestorben, der hält, was er verspricht.

Am 3. Juli 1559 wurden die Patente abgesandt, welche Emanuel Philibert seine Staaten zurückgaben, aber dadurch erbitterte er auch den ganzen Adel Frankreichs, und es fehlte wenig, daß die Franzosen in Piemont offen dem königlichen Befehle sich widersetzten. Emanuel Philibert selbst wurde noch durch Pflichten von seinem Lande fern gehalten; zunächst mußte er nach Brüssel gehen, um sich von dem Könige Philipp II. zu verabschieden und ihm die Verwaltung der Niederlande zu übergeben, die ihm anvertraut gewesen, und die nun die Schwester Philipps, Margarethe von Österreich, Herzogin von Parma, erhielt. Dann kam Emanuel Philibert nach Paris zurück, um bei der Salbung des jungen Königs gegenwärtig zu sein, und er erkrankte, doch konnte er bald die Reise in sein Herzogtum antreten, wohin ihm Leona voraus gegangen war, um in Oleggio am 17. November den Geliebten wieder zu sehen. Emanuel unternahm die Reise allein, und Scianca-Ferro geleitete die neue Herzogin von Rheims nach Paris zurück. In den Tälern Savoyens aber herrschte die größte Aufregung in Folge der Verfolgung der Waldenser, als Emanuel am 16. September in Vercelli ankam.

Am 17. November stieg ein Reiter, den ein großer Mantel umhüllte, an einem Häuschen in Oleggio von dem Pferde und in seine Arme sank ein Mädchen, halb ohnmächtig vor Freude.

Der Reiter war Emanuel Philibert, das Mädchen Leona.

Obgleich kaum fünf Monate vergangen, seit Emanuel Leona in Écouen verlassen hatte, war in ihr doch eine gewaltige Veränderung vorgegangen; ihre Wange erbleicht, ihr Auge traurig, ihre Stimme ernst geworden.

Auch sah Emanuel sie verwundert an und sie antwortete dem fragenden Blicke:

»Ich sehe, Du suchst den Pagen des Herzogs von Savoyen,

den armen Leone.«

Emanuel seufzte.

»Der«, fuhr sie mit schwermütigem Lächeln fort, »der ist tot und Du wirst ihn nicht wieder sehen, aber seine Schwester Leona lebt noch, und ihr hat er seine Liebe zu Dir hinterlassen.«

»Nun«, entgegnete Emanuel, »Leona ist's ja, die ich liebe.«

»So liebe mich schnell und innig, denn mein Vater starb jung, meine Mutter starb jung und binnen eines Jahres erreiche ich das Alter meiner Mutter.«

Emanuel drückte sie an sein Herz und sagte betrübt:

»Aber was sprichst Du da, Leona?«

»Nichts Schreckliches, da ich nun weiß, daß die Toten über die Lebenden wachen dürfen.«

»Ich verstehe Dich nicht, Leona.«

»Wie viele Stunden hast Du mir zu schenken, Geliebter?« fragte diese.

»Den ganzen Tag, die ganze Nacht. Sind wir nicht überein gekommen, daß Du mir einmal im Jahre einen ganzen Tag angehörst?«

»Ja . . . Morgen also, was ich Dir zu sagen habe . . . bis dahin laß uns in der Vergangenheit leben. Ach«, setzte sie hinzu, »in der Vergangenheit ist ja meine Zukunft!«

Und sie winkte Emanuel ihr zu folgen.

Sie hatte das Häuschen gekauft und eingerichtet, war aber Allen noch unbekannt, wie die Bauern noch weniger in dem schönen jungen Manne, der in ihrem Dorfe erschien, ihren Herzog vermuteten.

Sie suchten und fanden die Stelle, an welcher vor langen Jahren die Mutter Leona's verschmachtend gelegen hatte.

»Hier«, sagte Emanuel, »soll der heiligen Jungfrau eine Capelle erbaut werden.«

»Der Schmerzensmutter«, fiel Leona ein.

Und sie wanderten weiter umher. Da plötzlich drückte Emanuel die Geliebte an sein Herz und sprach:

»Du warst der sichtbare Engel, der auf rauen Wegen mir folgte und vor fünfundzwanzig Jahren mich von diesem Punkte, von

dem ich ausging, zu ihm zurückgeführt hat.«

»Und ich schwöre Dir, geliebter Herzog, auch in der Welt der Geister mein Amt, das mir Gott gegeben, fortzuführen.«

Emanuel sah das Mädchen verwundert an, das schon jetzt mehr einem Schatten glich, senkte den Kopf und seufzte.

»Verstehst Du mich endlich?« fragte Leona. »Da ich nicht dein sein, in dieser Welt nicht bleiben konnte, durfte ich nur noch Gott angehören.«

»Leona! Leona! Das war es nicht, was Du mir in Brüssel und Écouen versprachst!«

»Ich halte mehr noch, als ich Dir versprach, mein geliebter Herzog: ich hatte Dir versprochen, einmal im Jahre Dich wiederzusehen und dein zu sein; ich finde, daß das nicht genug ist und habe Gott gebeten, mich bald sterben zu lassen, um gar nicht mehr von Dir zu weichen.«

Emanuel erbebte, als habe der Fittig des Todesengels ihn berührt.

»Sterben?« sagte er. »Weißt Du denn, was jenseits des Lebens ist?«

Leona lächelte und antwortete:

»Ich bin nicht in das Grab gestiegen wie Dante, aber ein Engel ist aus ihm herausgestiegen und hat mit mir über Tod und Leben gesprochen.«

»Mein Gott«, fragte Emanuel bestürzt, »bist Du bei Sinnen?«

Leona lächelte heiter und ruhig.

»Ich habe meine Mutter gesehen«, sagte sie.

»Deine Mutter? Wann?«

»In der letzten Nacht, an meinem Bett, und sie sprach mit mir.«

»So sage mir, was Du sahst und was geschah.«

»Seit ich Dich verlassen habe, träumte ich jede Nacht von den beiden Wesen, die ich allein in der Welt geliebt habe, von Dir und meiner Mutter, aber in der letzten Nacht war es kein Traum. Mich weckte aus dem Schläfe ein Gefühl von Kälte; ich schlug die Augen auf und an meinem Bett stand eine weibliche Gestalt, weiß gekleidet und verschleiert. Sie hatte mich auf die Stirn geküßt. Ich wollte schreien; da schlug sie den Schleier zurück und ich

erkannte meine Mutter. Ich breitete die Arme nach ihr aus, aber sie winkte mir und meine Arme sanken zurück. »Mutter!« flüsterte ich. »Nicht zum ersten Male, mein Kind«, sagte sie zu mir, »erlaubt mir Gott nach meinem Tode Dich zu sehen; oft hast Du in deinem Schlafe meine Nähe fühlen müssen, denn oft erschien ich, um Dich zu betrachten, aber zum ersten Male gestattet mir Gott, daß ich sprechen darf. Wegen des weißen Kreuzes Savoyens, dem Du deine Liebe geopfert hast, verzeiht Dir Gott nicht nur, sondern er gestattet Dir, daß Du bei jeder großen Gefahr, die dem Herzoge droht, ihn warnst . . . Morgen, wenn er Dich besucht, sage ihm, welches Amt der Herr Dir übertragen, und wenn er zweifelt, teile ihm mit, daß in der Stunde, in welcher er an der Stelle, wo er mich fand, erklären wird, er wolle eine Capelle da erbauen, ein Vogel sich auf die Weiden setzt und singt und Scianca-Ferro in Vercelli mit einem Briefe der Herzogin Margarethe erscheint. Dann wird er wohl glauben müssen . . . Lebe wohl, mein Kind, Du wirst mich wiedersehen wenn es Zeit ist.« Und die Gestalt verschwand.

Kaum hatte Leona ausgesprochen, so kam ein Vogel, den Beide nicht kannten, geflogen, setzte sich auf den Baume und sang — Leona lächelte und sprach:

»Siehst Du? In demselben Augenblicke kommt auch Scianca-Ferro in Vercelli an, wo Du ihn morgen finden wirst.«

»Wenn das, was Du mir sagst, geschieht, so ist es allerdings ein Wunder«, antwortete Emanuel.

»Und Du glaubst?

»Ja.«

»Nun bin ich zufrieden . . . Komm hinein in das Haus.«

Am andern Tage als Emanuel nach Vercelli zurückkam, traf er da Scianca-Ferro, der auf ihn wartete. Er war genau zu der Zeit angelangt, die Leona angegeben, er brachte einen Brief von Margarethe.

XII.

Die Toten wissen Alles.

Den Brief der Prinzessin begleitete eine Summe von dreimal hunderttausend Talern. Der Marschall von Bourdillon nämlich, welcher der Oberbefehlshaber der Franzosen in Piemont war, wollte nicht abziehen, bevor seine Leute bezahlt waren. Dazu sandte Margarethe das Geld, die Franzosen wurden bezahlt und es blieb nur eine Besatzung in den durch den Vertrag bestimmten fünf Städten.

Scianca-Ferro kehrte nach Paris zu der Prinzessin zurück, welche ihren Einzug in dem Herzogtum erst dann halten sollte, wenn Alles daselbst geordnet sein würde. Das war nun freilich schwer, denn die französische Partei rührte sich und die Waldenser rührten sich; es kam zu Kämpfen und der Streit dauerte fast ein Jahr.

Der 17. November kam noch einmal heran und Früh an diesem Tage war Emanuel wieder in Oleggio.

Leona erwartete ihn mit verschleiertem Gesicht.

Sobald er abgestiegen war, schlug er ihr den Schleier zurück, aber bei dem Anblicke des abgezehrten Gesichts strömten ihm die Tränen aus den Augen.

Sie machten einen Spaziergang wie im vorigen Jahre und zwar zu der Stelle, wo sonst Emanuel Leona gefunden.

Die Capelle, die Emanuel da zu errichten gelobt hatte, war vollendet.

Er kniete vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes nieder und betete andächtig.

Nachdem er gebetet hatte, fragte Leona:

»Traf Alles ein, was ich im vorigen Jahre sagte?«

»Ja. Scianca-Ferro war angekommen, wartete auf mich und brachte mir einen Brief.«

»Du glaubst also?«

»Ich glaube.«

»So wirst Du auch tun, was ich sage. Höre mich an. Ich habe

meine Mutter wieder gesehen.«

Der Herzog erbebte und fragte:

»Was sagte sie Dir?«

»Damit Du nicht wieder zweifelst, beginne ich diesmal mit dem Beweis: ehe Du hierher kamst, hast Du an die Herzogin Margarethe geschrieben und sie aufgefordert, zu Dir zu kommen, da Alles im Lande ruhig sei.«

»Das habe ich getan«, antwortete Emanuel verwundert.

»Du schriebst, Du würdest sie in Nizza erwarten, wohin sie zu Schiffe von Marseille kommen möge.«

»Das weißt Du!?«

»Du setztest hinzu, von Nizza würdest Du sie nach Genua an der Küste hin über San Remo und Albonga geleiten.«

»Mein Gott!« flüsterte Emanuel.

»Hatte ich Dir nicht gesagt, Emanuel«, sagte Leona lächelnd, »daß ich in der Nacht meine Mutter gesehen? Die Toten wissen Alles. Nun, höre mich an, lieber Emanuel. Meine Mutter sagte mir: »Morgen wirst Du den Herzog wiedersehen; fordere ihn auf, in der Nacht mit der Herzogin über Tenda und Coni zu reisen und einen leeren Tragsessel folgen zu lassen unter Bedeckung von Scianca-Ferro und hundert gut Bewaffneten.«

Emanuel sah Leona fragend an.

»Es handelt sich um das Wohl Savoyens, sagte meine Mutter«, fuhr Leona fort. »Schwöre mir meinem Rat zu folgen, schwört mir so zu tun, wie meine Mutter sagte.«

Der Herzog zögerte; sein Verstand als Mann, sein Stolz als Soldat sträubten sich.

»Emanuel«, fiel da Leona ein; »es ist vielleicht meine letzte Bitte an Dich.«

Da streckte er die Hand aus und schwur . . .

Die Herzogin Margarethe kam am 15. Jänner an und landete in Villefranche. Emanuel blieb mit ihr vier Monate in Nizza.

Diese Zeit benutzte er, um den Bau einiger Galeeren zu betreiben. Ein calabresischer Corsar, Occhiati, der Muselmann geworden, war öfters in Corsika und an den Küsten Toscana's gelandet, man wollte sogar ein verdächtiges Schiff bei Genua

gesehen haben.

Endlich, im Anfang des März sollte die Abreise erfolgen.

Am 15. März früh verließ man Nizza, der Herzog zu Pferd, die Herzogin im Tragsessel. Fünfzig Bewaffnete zogen diesem voraus, fünfzig andere folgten.

In der ersten Nacht blieb man in San Remo.

In Oneglia hielt man am nächsten Lage zum Frühstück an, aber die Herzogin wollte nicht aussteigen, so daß der Herzog selbst ihr Brot, Wein und Obst an den Tragsessel brachte.

Der Herzog aß ohne seine Rüstung abzulegen; nur das Visir an seinem Helme schlug er auf.

Mittags brach man wieder auf.

Etwas über Porto Maurizio verengte sich die Straße zwischen zwei Bergen; man sieht das Meer nicht mehr und befindet sich in einer von Felsen umstarrten engen Schlucht, die zu einem Hinterhalte ganz geeignet ist.

Der Herzog sandte fünfundzwanzig Mann voraus in übergroßer Vorsicht, denn was war in dieser Zeit des Friedens zu fürchten? Die fünfundzwanzig Mann wurden nicht belästigt und der Zug gelangte in die Schlucht; in dem Augenblicke aber, als der Herzog, der sich immer bei dem Tragsessel hielt, auch hineinritt, fielen mehre Schüsse, die besonders auf ihn und den Tragsessel gerichtet waren. Das Pferd des Herzogs wurde verwundet, ein Pferd an dem Tragsessel stürzte tot nieder, wildes Geschrei erhob sich und man sah sich durch einen Haufen Leute in maurischer Tracht angefallen. Es war ein Hinterhalt der Seeräuber.

Einer der Feinde, der auf einem herrlichen Pferde ritt und ein türkisches Panzerhemd trug, stürzte gerade auf den Herzog und rief:

»Diesmal entgehst Du mir nicht, Herzog Emanuel!«

»Du mir auch nicht«, antwortete der Herzog, der sich in den Steigbügeln aufrichtete, sein Schwert schwang und rief:

»Tut euer Bestes, ich werde Euch ein Beispiel geben.«

Der Kampf wurde allgemein, wir beschäftigen uns aber nur mit den Führern. Emanuel hatte einen seiner würdigen Gegner gefunden, der überdies aus Haß wohl kämpfte, wie man an dem Ungestüm der Hiebe ersah, die er austeilte. Die Pferde stürzten,

die Gegner setzten den Kampf zu FuÙe fort und endlich warf der Seeräuber plötzlich die Streitaxt weg, die er geführt hatte, umfaÙte den Herzog mit beiden Armen und sagte:

»Endlich habe ich Dich, Herzog Emanuel, und nun sterben wir zusammen!«

Mit einer Kraft, als wolle er eine Eiche entwurzeln hob er Emanuel empor, aber ein schreckliches Lachen antwortete ihm.

»Ich habe Dich wohl erkannt, Bastard von Waldeck«, sagte der Gegner, indem er sein Visir aufschlug; »ich bin nicht der Herzog und Du wirst nicht die Ehre haben von seiner Hand zu sterben.«

»Scianca-Ferro!« rief der Bastard. »Fluch über Dich und deinen Herzog!«

Er bückte sich dabei, um seine Streitaxt wieder zu nehmen und den Kampf fortzusetzen, da es ihm nicht möglich gewesen, Scianca-Ferro in seinen Armen festzuhalten, bei dem Bücken aber, so schnell es geschah, fiel die Streitaxt Scianca-Ferro's zerschmetternd ihm auf den Kopf.

»Diesmal«, sagte Scianca-Ferro, »diesmal, Bruder Emanuel, bist Du nicht da, um mich zu hindern, diese Viper zu zermalmen.«

Er nahm ein großes Felsstück am Wege, hob es hoch empor, warf es und zerschmetterte damit den Kopf des Überwundenen.

»Recht lieb«, setzte Scianca-Ferro hinzu, »ist mir bei deinem Tode, daß Du in der Rüstung eines Ungläubigen stirbst, also ewig verdammt bist wie ein Hund.«

Er eilte nun zu dem Tragsessel und zog die Vorhänge an demselben zurück.-

Die Piraten flohen nach allen Seiten hin.

Emanuel und die Herzogin Margarethe setzten unterdes ihren Weg auf der Straße von Tenda nach Coni fort, wie es Leona verlangt hatte. In der letzteren Stadt kamen sie ungefähr in der Zeit an, als zwischen San Remo und Albonga der Kampf stattfand.

Der Herzog war besorgt.

Er wußte noch nicht, warum Leona verlangt hatte, daß er den andern Weg einschlage. Gab es Gefahr auf dem ersteren? Hatte sie den Scianca-Ferro betroffen? Woher kam es, daß Scianca-Ferro von dieser Abänderung des Weges wußte?

Das Abendessen war still. Die Herzogin war ermüdet und Emanuel beurlaubte sich bald von ihr. Es war ihm, als müsse ihm Jemand bald eine schlimme Nachricht bringen.

Er ließ einen Diener an dem Tore des Hauses und einen andern in seinem Vorzimmer wachen, damit man ihn sogleich wecken könne, wenn in der Nacht etwas geschah oder ihm zu melden sei.

Es schlug elf Uhr. Emanuel öffnete das Fenster, der Himmel war gestirnt, die Luft rein und still . . .

Nach einer halben Stunde schloß er das Fenster wieder und setzte sich an einen Tisch.

Da wurden allmählich seine Augenlider schwer; nur undeutlich hörte er die Mitternachtstunden schlagen und dann war es ihm als sehe er, wie durch eine Wolke hindurch, die Tür seines Zimmers sich öffnen und einen Schatten auf sich zukommen.

Der Schatten beugte sich über ihn und flüsterte seinen Namen.

In demselben Augenblicke fühlte er etwas Kaltes aus seiner Stirn, er fuhr auf und rief:

»Leona! Leona!«

Leona stand neben ihm, aber ohne Hauch auf den Lippen, ohne Leben in den Augen, einige Blutstropfen fielen aus einer Wunde in ihrer Brust.

»Leona! Leona!« wiederholte der Herzog und er breitete die Arme aus, aber der Schatten winkte und Emanuel ließ die Arme senken.

»Ich hatte Dir wohl gesagt, mein Emanuel«, sprach der Schatten leise und in lieblichem Tone, »daß ich im Tode Dir näher sein würde als im Leben.«

»Warum hast Du mich verlassen, Leona?« jammerte der Herzog.

»Weil mein Auftrag auf Erden beendet war, aber ehe ich in den Himmel zurückkehre, darf ich Dir sagen, daß der Wunsch deines Volkes erfüllt ist . . . «

»Welcher Wunsch!«

»Die Herzogin Margarethe ist guter Hoffnung und wird einen Sohn gebären.«

»Leona! Leona! wer sagt Dir das?«

»Die Toten wissen Alles«, antwortete Leona, und der Schatten schwand mehr und mehr und mit kaum vernehmlicher Stimme sagte derselbe noch:

»Auf Wiedersehen im Himmel, mein geliebter Herzog!«

So lange der Schatten bei ihm gewesen war, hatte der Herzog sich nicht rühren können; sobald derselbe verschwunden war, sprang er auf und eilte an die Tür.

Der Diener im Vorzimmer hatte Niemanden hinaufgehen, Niemanden herauskommen sehen.

»Leona! Leona! Werde ich Dich wiedersehen?« fragte Emanuel und es war ihm, als flüsterte ein kaum vernehmlicher Hauch:

»Ja.«

~~~~~

Am andern Tage blieb der Herzog in Coni, denn er rechnete sicher darauf, Nachrichten zu erhalten.

Um zwei Uhr kam in der Tat Scianca-Ferro.

»Leona ist tot?« fragte Emanuel sogleich.

»Gestern um Mitternacht.« antwortete Scianca-Ferro; »aber woher weißt Du?«

»Eine Wunde in der Brust?«

»Von einer Kugel, die für die Herzogin bestimmt war«, antwortete Scianca-Ferro.

»Und wer ist der Elende, der ein Weib morden wollte?«

»Der Bastard von Waldeck.«

»So möge er sich hüten, mir in die Hände zu fallen!«

»Ich hatte Dir geschworen, Emanuel, daß ich die Schlange zermalme, sobald sie mir wieder unter die Hand komme.«

»Nun?«

»Ich habe sie zermalmt.«

»So haben wir nur für Leona zu beten!« seufzte Emanuel.

»Uns steht es nicht zu, für die Engel zu beten!« antwortete Scianca-Ferro. »Die Engel beten für uns.«

~~~~~

Am 12. Juni 1562, wie es Leona vorhergesagt hatte, wurde die Herzogin Margarethe glücklich von einem Sohne entbunden, welcher den Namen Carl Emanuel erhielt und später fünfzig Jahre

regierte.

Drei Monate nach der Geburt des jungen Prinzen räumten die Franzosen, dem Verträge von Cateau-Cambrésis entsprechend, die Städte, welche sie bis dahin in Piemont noch besetzt gehalten hatten.

Epilog.

An einem schönen Morgen, Anfangs September des Jahres 1580, d.h. etwa zwanzig Jahre nach den Ereignissen, die wir erzählt haben, warteten etwa zwanzig jener Herren, welche man die Ordinaires des Königs Heinrich III. nannte und die im Ganzen fünfundvierzig waren, im großen Hofe des Louvre auf die Zeit, in welcher der König sich zur Messe begab und sie mit sich nahm.

Die Lebensweise der Fünfundvierzig war nicht eben unterhaltend, denn im Louvre ging es damals fast wie in einem Kloster zu; sie hatten nichts zu tun, als zu fechten, Ball zu spielen, sich zu frisieren, neue Kragenformen zu erfinden, den Rosenkranz zu beten und sich zu geißeln, wenn der Böse trotzdem sie in Versuchung führen wollte.

Man wird sich deshalb nicht verwundern, daß einer der Fünfundvierzig, als er am Tore einen Alten mit nur einem Arme, nur einem Auge und nur einem Beine um Almosen bitten sah, denselben aufforderte herein zu kommen und zugleich seine Kameraden rief, die sich denn auch sofort neugierig um den Alten sammelten.

Der mochte etwa sechzig Jahre alt sein, und außer daß er einen Arm, ein Bein und ein Auge verloren hatte, war sein Gesicht von Säbelhieben zerfetzt, seine Finger von Kugeln zerbrochen und der Schädel ihm an verschiedenen Stellen gestickt.

Die jungen Leute bestürmten ihn darum auch mit Fragen:

»Wie heißest Du? Wie alt bist Du? In welcher Schenke hast Du dein Auge verloren? In welchem Hinterhalte ließest Du den Arm? Auf welchem Schlachtfelde vergaßest Du dein Bein?«

»Es wird ihm doch nicht auch die Zunge fehlen?« fiel Einer ein.

»Nein, Gott sei Dank, edle Herren, die Zunge haben sie mir gelassen«, sagte der Alte, »und wenn Ihr wollt, so wird ein alter Kapitän . . . «

»Du, Kapitän? Gsch!« sagte einer der jungen Leute.

»So nannte mich wenigstens der Herzog Franz von Guise, dem ich Calais nehmen half; so nannte mich oft der Admiral Coligny, mit dem ich Saint-Quentin verteidigte, und der Prinz von Condé, mit dem ich in Orléans einzog.«

»Du hast alle diese großen Feldherrn gesehen?«

»Ich habe sie gesehen und mit ihnen gesprochen wie sie mit mir . . . Ihr mögt recht tapfere, mutige junge Leute sein, aber . . . die Zeit der Tapferen und Starken ist vorbei.«

»Und Du bist der Letzte«, sagte eine Stimme.

»Nicht der letzte von Jenen, wohl aber der letzte einer Gesellschaft von Tapferen. Wir waren zehn Abenteurer, mit denen ein Kapitän Alles versuchen und wagen konnte, aber der Tod hat Einen nach dem Andern geholt.«

»Wie hießen sie?«

»Aus ihren Abenteuern ließe sich ein Gedicht machen, aber der, welcher es schreiben könnte, der arme Fracasso, ist leider an einer Zusammenziehung der Kehle gestorben.«

»Wie hießen sie? Wie hießen sie?«

»Dominico Ferrante, der zuerst ging. Als er eines Abends mit zwei Kameraden am Turme von Nesle hinging, erbot er sich einem florentinischen Künstler, Benvenuto Cellini, einen Sack Geld tragen zu helfen, den dieser von dem Schatzmeister des Königs Franz I. erhalten hatte. Benvenuto glaubte aber in dem Anerbieten keine Gefälligkeit, sondern Habsucht zu sehen, griff nach seinem Degen und nagelte den armen Ferrante an die Mauer.

»Das hat man davon, wenn man gar zu gefällig ist«, sagte einer der Zuhörer.

»Der Zweite war Vittorio Albeni Fracasso, ein großer Dichter, der aber nur im Mondscheine arbeiten konnte. Eines Abends suchte er einen Reim in der Gegend von Saint-Quentin, geriet in einen Hinterhalt, den man dem Herzoge Emanuel Philibert gelegt hatte, vergaß die Leute zu fragen, warum sie da wären und befand sich, als Emanuel erschien, mitten im Gedränge. Er tat sein Möglichstes, um hinweg zu kommen, aber ein Schlag mit einer Streitaxt streckte, ihn nieder. Der Hinterhalt scheiterte; der betäubte Fracasso blieb liegen, und da man nicht wußte, wie er daher gekommen war, legte man ihm ohne Weiteres einen Strick um den Hals und hing ihn am nächsten Baume auf. In demselben Augenblicke kam er zu sich und wollte erklären, wie er daher gekommen, aber da zog sich der Strick zu, Fracasso konnte nicht

mehr sprechen und viele Leute werden geglaubt haben, er sei mit Recht gehangen worden.«

»Fünf Pater und fünf Ave für den unglücklichen Fracasso!« sagte eine Stimme.

»Der Dritte«, fuhr der alte Bettler fort, »war ein würdiger Deutscher, Franz Scharfenstein. Er fiel auf der Bresche bei der Belagerung von Saint-Quentin. Gott sei seiner Seele gnädig wie der seines Oheims Heinrich Scharfenstein, der sich um seinen Neffen um den Verstand weinte!«

»Das dürfte ihm nicht leicht ein Onkel nachtun«, hieß es unter den Umstehenden.

»Der Fünfte«, fuhr der Erzähler fort, »war ein guter Katholik: Cyrillus Nepomuk Lactantius. Er ist seines Seelenheils gewiß, denn nachdem er vierundzwanzig Jahre für unsere heilige Kirche gekämpft, starb er als Märtyrer.«

»Als Märtyrer? Ei, das erzähle.«

»Es ist sehr einfach. Er diente damals unter dem berühmten Kapitän des Adrets, der damals katholisch war. Man hatte einige Hugenotten am Tage vor dem Fronleichnamsfeste gefangen und wußte nicht, welche Strafe man ihnen angedeihen lassen sollte. Lactantius schlug vor, ihnen die Haut abzuziehen und dieselbe als Tapete zu verwenden. Dem Baron des Adrets gefiel der Vorschlag und er wurde ausgeführt; gerade ein Jahr darauf aber, als der Baron protestantisch geworden war, geriet Lactantius in die Gefangenschaft desselben. Der Baron erinnerte sich des Rates, den er gegeben hatte und ließ ihm auch die Haut abziehen.«

»Der Sechste war ein hübscher Stutzer aus unserer guten Stadt Paris; jung, galant, immer hinter den Mädchen her.«

»Still!« fiel einer der Zuhörer ein. »Hier spricht man nicht von Mädchen.«

»Er hieß Victor Felix Yvonnet. Eines Tages oder vielmehr in einer Nacht, als er bei einer seiner Geliebten war, spielte ihm der heimtückische Ehemann derselben einen schlimmen Streich. Er hob die Tür aus den Angeln und lehnte sie so an. Früh um drei Uhr verabschiedete sich Yvonnet von der Geliebten, ging an die Tür, die eine schwere Eichenholzthür war, faßte die Klinke und zog; da drehte die Tür sich nicht in den Angeln, sondern fiel

schwer auf den armen Yvonne. Am Morgen fand man ihn tot darunter.«

»Dies Mittel sollte man allen Männern mitteilen, die ungetreue Frauen haben.«

»Der Siebente hieß Martin Pilettrousse, der durch ein Missverständnis um sein Leben kam. Herr von Montluc kam in eine kleine Stadt, auf die er zürnte, wenigstens auf den Rat. Er hörte, daß den andern Tag zwölf Hugenotten gerichtet werden sollten, ging also in das Gefängnis und fragte: »wer ist Hugenotte?« Pilettrousse nun, der Montluc als heftigsten Hugenotten gekannt hatte und nicht wußte, daß er den Glauben gewechselt, befand sich, ich weiß nicht wegen welcher Erbärmlichkeit, in dem Gefängnisse und glaubte, Montluc wolle alle Hugenotten frei lassen; er meldete sich . . . Nun war es aber nicht so; sie sollten gehangen werden. Als der arme Pilettrousse den Irrtum sah, protestierte er laut, aber es half ihm nichts, man blieb bei seiner ersten Erklärung und so wurde er richtig gehängt. Am andern Tage, als die Hugenotten hingerichtet werden sollten, staunte der Rat gar sehr; sie hingen alle bereits.«

»Requiescant in Pace!«

»Der Achte hieß Chrysostomus Procop und war aus der Normandie . . . «

»Der König!« rief eine Stimme.

»Geh bei Seite, Alter!« sagten die jungen Herren zu dem Bettler, »laß Dich vor dem König nicht sehen.«

Der König erschien allerdings und sagte zu den Fünfundvierzig, die sich aufgestellt hatten und hinter sich den Alten verbargen:

»Ihr habt oft gehört wie königlich ich in Piemont von dem Herzoge Emanuel Philibert empfangen worden bin. Ich empfangen eben die Nachricht von seinem Tode, der am 30. August 1580 in Turin erfolgt ist . . . Er gehörte zu meinen Freunden, und ich werde acht Tage um ihn trauern, in diesen acht Tagen höre ich die Messe um seinetwillen. Wer meinem Beispiele folgt, wird mich erfreuen.«

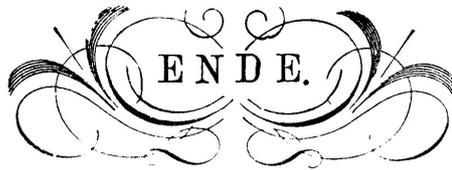
Der König setzte seinen Weg fort und die Fünfundvierzig folgten ihm.

Als sie aus der Messe kamen, sahen sie sich nach dem alten

Bettler um, aber er war verschwunden, und wie ihn vermißte man Mancherlei, eine goldene Kette, u.s.w. Man erkundigte sich bei der Schildwache nach dem lahmen Bettler und die Wache berichtete, das Stelzbein habe ihm gesagt, wenn die Herren nach ihm fragten, so möge er nur melden, er habe nicht warten können, um weiter zu erzählen, Procop und ein Anderer, Maldent, wären gelehrte Männer geworden, er selbst, der Letzte, heiße Cäsar Hannibal Malemort.

Das ist die letzte Nachricht, welche von den Abenteurern zu uns gelangt ist.

Merkwürdig ist gewiß dabei, daß der, welcher zuerst hätte den Tod finden müssen, alle seine Kameraden überlebte.



Fußnoten

[1] Was Scianca-Ferro betrifft, hatte er mitten in der Schlacht den Kurfürsten Johann Friedrich an seinem gewaltigen friesischen Ross, seiner riesigen Gestalt und an den fürchterlichen Hieben erkannt, die er austeilte, und hatte sich besonders an ihn gehalten.

[2] Mit einem gewaltigen Hieb seiner Schlachttaxt hatte er zunächst dem Prinzen den rechten Arm gebrochen, dann mit einem schneidenden Hieb zugleich Helm und Antlitz zerteilt, so daß, als der so Gefangene das Visier vor dem Kaiser hob, er gezwungen war, seinen Namen zu nennen, denn sein Antlitz war nur noch eine Schreck erregende Wunde.

[39] Die Rede des Kaisers wurde wörtlich von ihm so gehalten.

[4] Der Aufstand der Genter.

[5] Weshalb man über Heinrich II. folgenden Vierzeiler gemacht hatte:

Sire, wenn Ihr Euch, wie Carl begehrt,
Wie Diana will, zu sehr laßt lenken,
Bald schmelzt, erstarrt, erweicht, Euch wendet,
So seid Ihr nicht mehr, Sire, nicht mehr als Wachs!

Man weiß, welchen Einfluß Diana hatte, Carl, seinerseits, war der Kardinal von Lothringen.

[6] le Balafré

[7] Wie man an dieser Unzahl von Titeln sieht, konnte der König wohl in Paris König sein; Montmorency aber war Herzog, Graf, Baron in allem rund um Paris, so sehr, daß das Königtum in dessen Herzogtümern, Grafschaften und Baronien gefangen schien.

[8] und bei dieser schicksalhaften Niederlage von Pavia wurden alle gefangen, selbst der König.

[9] Dieser Théligny hat mit dem Schwiegersohne des Admirals nichts gemein, welcher in der Bartholomäusnacht getötet wurde.

[10] Marquis des Hl. Römischen Reiches

[11] besetzten das Umfeld der Tore von Rémicourt, Saint-Jean und Ponthoille

[12] Mémoires de Mergéy.

[13] Mémoires de Melvi.

[14] Bürgermeister von Saint-Quentin

[15] Bekannt ist die Antwort eines Gascogners, dem man das Kloster zeigte und den man fragte, was er davon denke. »Ich denke, Se. Majestät Philipp II. Muß sich sehr gefürchtet haben, da er ein solches Gelübde tat!«

[16] Man erinnere sich wie Buyk in Goethe's »Egmont« diese Schlacht schildert:
»Gravelingen! Freunde! da gings frisch. Brannten und sengten die wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich meine, wir trafen sie! Ihre alten handfesten Kerle hielten lange wieder und wir drängten und schossen und hieben, daß sie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe erschossen und wir stritten lange hinüber, herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Haufe mit Haufe, aus dem breiten flachen Sand an der See hin. Auf einmal kam's wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses: baff! Bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Es waren die Engländer, die unter dem Admiral Molin von ungefähr Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen herbei, und das nicht noch genug, schossen wohl auch unter uns. Es tat doch gut. Es brach die Wälschen und hob unsern Mut. Da ging's: Rick! Rack! Herüber, hinüber. Alles totgeschlagen, alles ins Wasser gesprengt und die Kerle ersoffen, wie sie das Wasser schmeckten, und was wir Holländer waren, grad hinter drein und immer die Feinde im Fluß zusammen gehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen Euch auf der Flucht die Bauernweiber mit Hacken und Mistgabeln tot. Mußte doch die wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Frieden machen. (Egmont, 1. Auf. 1. Wien)